GUY SAJER

Der vergessene Soldat

Guy Sajer

Der vergessene

SOLDAT

Erstmals vollständig

aus dem Französischen von

Wolf Müller und Frederike Keller

Herausgegeben und mit

einem Geleitwort von

Oliver Gasperlin

Helios

Originaltitel: Le Soldat oublié

Erstmals vollständig aus dem Französischen von
Wolf Müller und Frederike Keller

Herausgegeben und mit einem Geleitwort von
Oliver Gasperlin

Impressum

Helios Verlags und Buchvertriebsgesellschaft
Postfach 39 01 12, 52039 Aachen
Tel.: (02 41) 55 54 26; Fax: (02 41) 55 84 93
eMail: Helios-Verlag@t-online.de
www.helios-verlag.de
Bitte fordern Sie beim Verlag aktuelle Informationen zu lieferbaren Titeln an.

ISBN 978-3-86933-146-1

Inhalt

Guy Sajer … Guy Sajer, wer bist du?

Meine Eltern sind einige hundert Kilometer voneinander entfernt auf die Welt gekommen. Eine Entfernung voller Schwierigkeiten, voller seltsamer Verwicklungen und verschwimmender Grenzen, voller Gefühle, die gleich viel bedeuten und unübersetzbar sind.

Ich, der ich aus dieser Verbindung hervorgegangen bin, versuche den Spagat zwischen diesem Gefüge, mit nur einem Leben, um mit so vielen Problemen fertig zu werden.

Ich war ein Kind, aber das ist nicht wichtig. Die Probleme haben vor mir existiert, und ich habe sie kennen gelernt.

Dann kam der Krieg. Und ich habe ihn zu meiner Sache gemacht, da es nichts anderes gab zu dieser Zeit, in der auch ich in das Alter kam, in dem man sich verliebt.

Ich war unerbittlich davon erfüllt. Ich sollte plötzlich zwei Fahnen dienen, an zwei Fronten kämpfen, am Westwall und an der Maginotlinie, und dann gab es noch die großen Feinde draußen. Ich habe gedient, ich habe geträumt, ich habe gehofft. Mir war auch kalt, und ich hatte Angst unter dem Tor, unter dem Lili Marleen nie erschienen ist.

Es kam der Tag, an dem ich auch hätte sterben sollen, und seither ist alles nicht mehr so wichtig.

So bleibe ich weiter hier, ohne Reue, vom ganzen menschlichen Dasein distanziert.

Guy Sajer

Zum Geleit

Es mag tausend Gründe geben, warum man ein Buch über den Krieg lesen möchte, und besonders über die Art von Krieg, wie er sich dem ängstlich in seinem Graben, irgendwo in den Weiten Russlands hockenden und frierenden Soldaten darstellt, krank und gemartert, einzig hoffend, dem Inferno, das auf ihn wartet, vielleicht doch noch entkommen zu können. Mein Grund war familiärer Natur, nämlich der Wunsch, doch einmal etwas über den Großvater zu erfahren und über das, was er dort, namentlich in Russland, denn erlebt, worüber er nie gesprochen hatte und zu mir auch nicht mehr sprechen konnte, da er recht zeitig, also vor meinem Eintritt in die Welt, an den Spätfolgen einer Kriegsverletzung verstorben war. Was ich von ihm besitze, reduziert sich auf ein vergilbtes Foto und ein militärisches Abzeichen, das sich als sogenannte 'Nahkampfspange' herausgestellt hatte. Da nun der Großvater selbst nicht mehr hat berichten können, wie er dazu gekommen war, wandte ich mich seinerzeit an den zweiten Mann meiner Mutter, er war über zwanzig Jahre älter als sie und hatte den Krieg als junger Gebirgsjäger erlebt, doch hatte auch er keine große Lust, die besagte Zeit aus der Versenkung des Gedächtnisses zu holen. Als ich dann doch nicht locker ließ, stand er eines Tages auf, ging ans Regal und zog ein Buch heraus, das er mir mit den Worten hinstreckte: lies das, da steht alles drin.

Das ganze ist einige Jahre her, und bei dem Buch handelte sich natürlich um den „Soldaten" von Guy Sajer[1], den Sie jetzt in der Hand halten, und wenngleich ich danach noch so manche Schilderung von Frontsoldaten des Zweiten Weltkriegs gelesen habe, konnte mich später kaum etwas je wieder so in den Bann ziehen wie eben dieses Buch[2].

Obwohl Sajer nun kein Flaubert ist, das kann man ruhig so sagen ohne seine Verdienste zu schmälern, er hat immerhin 1968 den Prix des Deux Magots für das Buch bekommen, einen Literaturpreis, obwohl er also einen überschaubaren Erzählstil an den Tag legt, beginnen uns die geschilderten Ereignisse bald unwiderstehlich mitzunehmen, und man meint wirklich selbst zu marschieren auf den Rollbahnen der unendlichen Ukraine: "Einmal mehr überwältigte uns die ungeheure Weite der Landschaft, wo es nichts gab als die Natur. Nie stand mir die Vorstellung von Raum klarer vor Augen. Nie nahm das Wort ›unermesslich‹ einen konkreteren, erdrückenderen Sinn an als in diesem Russland".

Im Originaltitel, „Le soldat oublié", bezeichnet sich Sajer noch als „vergessenen" Soldaten, was sich ein wenig aus dem resignativen Unterton erschließt, der uns

1 in der Übersetzung von Wolfgang Libal, mit dem unglückseligen Titel "Denn dieser Tage Qual war groß". Diese Übersetzung ist in weiten Teilen eher eine Bearbeitung, weil sie eine beträchtliche Anzahl Passagen des französischen Originals einfach weglässt.

2 wobei es selbstverständlich andere gute Bücher gibt, es sei nur in ganz zufälliger Auswahl erwähnt Günter Koschorreks "Vergiss die Zeit der Dornen nicht" (noch so ein unglückseliger Titel, wo haben sie die nur immer her) und Hans-Jürgen Hartmanns "Zwischen Nichts und Niemandsland".

manchmal entgegenschlägt, wenn der Autor in die Gegenwart, seine Schreibgegenwart der 50er Jahre[3] wechselt und uns mitteilt, wie wenig seine französischen Zeitgenossen interessiert, was er damals bei den verhassten Deutschen in Russland hat durchmachen müssen. "Vergessen Sie das alles", sagt ihm ein Leutnant der Franzosen, als er schließlich, nach dem Krieg, aus kurzer Gefangenschaft entlassen wird, als man feststellt, dass sein Vater Franzose ist. Das verbittert ihn und lässt ihn sich sogar an einer Stelle zu einer ganz merkwürdigen ideologischen Apologie hinreißen, übrigens die einzige Stelle, die wir hier im Text weggelassen haben, denn wer braucht einen solchen Unsinn schon, wo wir ansonsten doch ein so grandioses, erfrischend unprätentiöses und weder verklärendes noch verherrlichendes Buch vor uns haben. Jedenfalls wollte er selbst keineswegs vergessen, und dafür danken wir ihm. Durch sein Schreiben und den Erfolg, den das Buch erfahren hat, wurde der vergessene Soldat längst dem Vergessen entrissen, und so brauchen wir auch dieses Wort im Titel nicht mehr.

Dass nun Sajer[4], als Franzose, der das Buch auch eben in seiner Landessprache geschrieben hat[5], Rekrut der Wehrmacht wurde, lag wohl daran, dass er eine deutsche Mutter besaß[6], was anno 1942 hingereicht haben musste, um den 17-Jährigen in deutsche Dienste zu nehmen. Er kam dann zur Ausbildung nach Chemnitz, wo die ganze große Erzählung beginnt. Später findet man ihn bei den Nachschubeinheiten in der Ukraine, schließlich bei den Infanteristen an der Front und sogar in einer Elitedivision, wobei er sich selbst kaum je elitär vorkommt, vielmehr lesen wir von fürchterlichen Ängsten, schrecklicher Kälte und all den wahnsinnigen Begebnissen, die man schon ahnt, wenn es um den Krieg geht, die man sich aber dennoch nicht vorstellen kann oder mag, bis Sajer sie einem vor Augen führt.[7] Wir begegnen auch Freund- und Kameradschaften, eine große ist dabei in der Gestalt von Halls, der ihn bis zuletzt begleitet, und erleben den ganzen Mahlstrom des Gemetzels, in den diese jungen Kerle gerissen wurden,

3 er hat erst 1952 mit dem Aufschreiben seiner Geschichte begonnen, in Schulhefte hinein, mit Bleistift, es soll Vorabdrucke in einer belgischen Zeitschrift gegeben haben, bevor alles dann später bei Robert Laffont herausgebracht wurde.

4 er heißt eigentlich Guy Mouminoux, unter diesem Namen findet man ihn auch in der Wikipedia, Sajer ist der Mädchenname seiner Mutter, der ihm dann als Pseudonym wohl nahe lag.

5 er lebte oder lebt heute noch nahe Paris, 2011 hat er dem Verfasser dieses Geleitworts noch einen Brief beantwortet, 2015 einen weiteren dann nicht mehr.

6 die Familie lebte damals im Elsass, das seit 1940 annektiert war.

7 Hier einmal aus dem zweiten Teil, nahe Bjelgorod: "Fünf oder sechs Minuten später eröffnete die russische Artillerie ein Feuer, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Die Sonne verbarg sich vor unseren schreckgeweiteten Augen und es wurde finster um uns herum. Nur die roten Blitze, die sich in achtzig bis hundert Metern Entfernung abzeichneten, durchstachen pausenlos die staubige Gewitterwand. Die Erde bebte heftiger als je zuvor. Hinter uns entzündete sich überall das Unterholz. Wir schrien wie wahnsinnig aus wunden Kehlen. Nichts blieb wo es war. Erde, Eisen und Feuer wurden um uns herum durch die Luft gewirbelt. Kraus und einer von den Neuen wurden verschüttet, bevor sie überhaupt merkten, was los war."

bevor sie noch überhaupt Zeit hatten erwachsen zu werden, den Zusammenbruch der Front, die Rückzüge und das Ende aller Träume.[8]

Doris Lessing[9] schreibt einmal, sie wüsste von keinem anderen Buch, das in ähnlichem Maße als Protest gegen die Schicksalhaftigkeit des menschlichen (oder: unmenschlichen) Daseins gelesen werden könne, und mit welchem zugleich so gut gelungen wäre, was der Autor sich vorgenommen hätte (in den Worten Sajers): "die Schreie des Schlachthofes so unmittelbar und intensiv wiederzugeben wie möglich", und wir sehen, dass es nach seinem ersten Erscheinen 1967 bei Robert Laffont, Paris, sowie der Übersetzung in mehr als dreißig Landessprachen, zurecht Leser in der ganzen Welt gefunden hat.[10]

Auch wir haben das Buch seit 1969 in deutscher Sprache[11], mit dem bereits erwähnten Mangel der fahrlässigen Übersetzung behaftet, weshalb es hier nun erstmals vollständig erscheint.[12]

April 2016 – Der Herausgeber

8 Eine Stelle von diesem Ende, aus dem von Hunger und Tod gezeichneten Memel an der Ostsee, im letzten Drittel des Buches, wo der Autor wie so oft und sehr eindrucksvoll mit dem Unaussprechlichen ringt: "Wie lange waren wir nun schon hier? Wie viele Leben? Ich weiß es nicht mehr, und die Welt wird es niemals wissen. Ich hatte das Gefühl, einzig für diese Prüfung geboren worden zu sein. Memel war zum Gipfel meines Lebens geworden, der höchste Gipfel, über dem nur noch der Schleier des Unendlichen lag. Nach Memel würde nichts mehr von uns übrig sein. Das Leben, das ich danach vielleicht noch kennenlernen mochte, würde nur wie ein Paar Krücken sein, die man einem Krüppel schenkte. Memel war mein Grab, es war das Absolute."

9 sie hat 2007 den Nobelpreis für Literatur bekommen und ein Vorwort zur englischen Übersetzung geschrieben, die mir in der Taschenbuchausgabe bei Phoenix, London 2003, vorliegt. Ihr war das Buch mit den Worten empfohlen worden, dass sie niemals ein besseres darüber lesen würde, wie es als einfacher Soldat im Krieg gewesen sei, und sie sagt dann weiter, dass sie es mit Ehrfurcht wieder und wieder gelesen hätte.

10 Das Wall Street Journal rechnet, in seiner Ausgabe vom 24. April 2010, das Buch unter die "Fünf besten ... Beschreibungen des Krieges aus der Sicht des einfachen Soldaten". Wir überspringen hier einmal das Kapitel einer für uns nutzlosen Debatte aus den 90er Jahren, in der sich einige Historiker und Veteranen die Köpfe darüber erhitzten, ob das Buch nun ein Tatsachenbericht oder doch ein Roman sei. Man hat sich schließlich wohl auf den Bericht verständigt, wenn ich das recht in Erinnerung habe, und Sajer hat das ja auch schon immer gesagt gehabt, aber das kann uns egal sein, denn uns geht es um die Wahrhaftigkeit des Erzählten, die trotz einiger Irrtümer im Detail, die dem Autor nachgewiesen wurden (so etwas wie an welchem Arm ein Abzeichen zu hängen hatte usw.), gar nie in Zweifel gezogen wurde.

11 Ich kenne die Ausgabe bei Fritz Molden und eine Clubausgabe bei Bertelsmann (ohne Erscheinungsjahr, vermutlich um 1970), die den Textbestand der ersteren mit geringfügigen orthografischen Änderungen neu abdruckt. Beide sind vergriffen und auch antiquarisch nur hie und da zu bekommen, was mit ein Grund für die neuerliche Herausgabe war.

12 abzüglich der oben genannten kurzen Passage, die wir getrost dem Vergessen anheimstellen. Neugierige finden sie im Original (Robert Laffont 2008) auf Seite 121.

Prolog

18. Juli 1942. Ich komme nach Chemnitz, in eine riesige, ganz weiße Kaserne, die wie ein Zirkus gebaut ist. Ich bin sehr beeindruckt, eine Mischung aus Bewunderung und Angst. Auf meinen Wunsch hin werde ich der 26. Staffel des Sturzkampfgeschwaders von Kommandant Rudel zugeteilt. Leider schickt man mich nach einer Reihe von Luftwaffentests wieder weg; die wenigen Augenblicke an Bord einer Ju-87 bleiben mir aber als wunderbare Erinnerung. Wir leben mit einer Intensität, wie ich sie noch nie zuvor empfunden habe. Jeder Tag bringt etwas Neues. Ich habe eine brandneue Uniform in meiner Größe bekommen, außerdem ein Paar Stiefel, zwar nicht mehr ganz neu, aber in sehr gutem Zustand. Ich bin sehr stolz auf mein Aussehen. Die Verpflegung ist gut. Ich lerne einige Soldatenlieder, die ich mit einem schauderhaften französischen Akzent schmettere. Die anderen Soldaten, die meine ersten Kameraden an diesem Ort sein werden, lachen.

Die Ausbildung bei der Infanterie, der ich zugeteilt wurde, ist weit weniger lustig als das Leben eines Fliegers. Die Hindernisbahn ist das Härteste, das ich bisher erlebt habe. Ich bin völlig erschöpft; mehrere Male schlafe ich in der Kantine ein. Trotzdem kann ich mich dafür begeistern; in mir ist eine große Freude, die ich – vor allem im Hinblick auf meine früheren Befürchtungen – nicht ganz verstehe.

Am 15. September verlassen wir Chemnitz und seine Umgebung. Wir marschieren nach Dresden – vierzig Kilometer –, wo wir auf einen Zug Richtung Osten verladen werden.

Wir durchqueren einen großen Teil Polens. In Warschau haben wir einige Stunden Aufenthalt. Mit meiner Abteilung besichtige ich die Stadt, vor allem das berühmte Ghetto, oder besser, was davon übrig ist. Wir kommen in ziemlicher Unordnung zurück. Alle haben fröhliche Gesichter. Auch die Polen lächeln uns an, vor allem die jungen Mädchen; einige ältere und mutigere Soldaten werden von den Mädchen sogar bis an den Zug gebracht, der sich erneut in Bewegung setzt und schließlich endgültig in Brest-Litowsk Halt macht.

Von hier erreichen wir ein etwa fünfzehn Kilometer entferntes kleines Dorf. Das Wetter ist kühl, aber unwahrscheinlich schön. Über dieser hübschen, hügeligen Landschaft liegt schon der Herbst. Wir durchschreiten einen Wald mit riesigen Bäumen. Feldwebel Laus brüllt uns an, wir sollen in Reihe marschieren. Im Gleichschritt erreichen wir eine Lichtung, von der ein märchenhaftes Schloss aufragt. Diesem nähern wir uns über eine Allee, während wir vierstimmig singen: »Und das heißt: Erika.« Eine Gruppe von etwa zehn Soldaten kommt uns entgegen. Unter ihnen sehe ich einen, der die Hauptmannssterne trägt.

Im perfekten Gleichschritt und mit den letzten Noten unseres Liedes kommen wir auf Höhe der anderen Gruppe an. Wieder brüllt der Feldwebel; wir stehen still, ein weiterer Befehl folgt und nach einer makellosen Vierteldrehung schlagen dreihundert Paar Stiefel laut knallend gegeneinander. Man bringt uns einen

militärischen Willkommensgruß entgegen und wir nehmen unseren Marsch bis zum Eingang des beeindruckenden Schlosses wieder auf.

Auf dem Hof müssen wir uns zum Appell aufstellen. Die Aufgerufenen bilden eine neue Formation, die immer größer wird, je weiter sich unsere verkleinert. Der Schlosshof ist voller Militärfahrzeuge aller Art, um die herum ein halbes Tausend Landser in voller Ausrüstung auf ihre Abfahrt warten. In Gruppen zu dreißig werden wir in unsere Unterkünfte gebracht. Ein Alter ruft uns zu: »Ablösung, hier entlang.«

Wir schließen daraus, dass die um die Lkw herumstehenden Landser dabei sind, dieses königliche Quartier zu verlassen, was ihre verdrießlichen Mienen erklären würde.

Zwei Stunden später erfahre ich, dass sich ihr neuer Bestimmungsort irgendwo tief in Russland befindet. Russland – das ist der Krieg! Der Krieg, von dem ich noch nichts weiß!

Kaum habe ich mein Marschgepäck auf eines der Holzbetten gelegt, als auch schon der Befehl kommt, wieder im Hof anzutreten. Es ist etwa zwei Uhr nachmittags. Seit der letzten Verpflegungsausgabe am Abend vorher, die aus Weißkäse, Marmelade und Graubrot bestand, haben wir bis auf die paar Kekse, die wir uns in Warschau auf unserer Fahrt durch Polen besorgt hatten, nichts mehr gegessen. Es kann sich also nur um das Mittagessen handeln, mit dem wir sowieso schon drei Stunden hinten dran sind. Aber weit gefehlt. Unten auf dem Hof nimmt uns ein Feldwebel im Trainingsanzug in Empfang und lädt uns mit ironischer Miene ein, an seiner den Appetit anregenden Badestunde teilzunehmen. Im Laufschritt führt er uns etwa einen Kilometer fort von unserer neuen Kaserne. Dort entdecken wir einen kleinen, versandeten Teich, der einen winzigen Fluss speist. Der Feldwebel befiehlt uns, mit gar nicht mehr freundlicher Miene, uns ganz auszuziehen. Da stehen wir nun alle splitternackt und idiotisch herum. Der Feldwebel springt zuerst ins Wasser und gibt uns Zeichen, ihm zu folgen.

Wir platzen alle vor Lachen; doch was mich betrifft, muss ich zugegeben, dass es ein gezwungenes Lachen ist. Ich habe vorhin gesagt, dass das Wetter sehr schön war; aber es war schön zum Spazierengehen, nicht zum Baden. Ich glaube nicht, dass es mehr als sieben bis acht Grad hatte. Als ich gerade zaghaft meinen rechten Fuß in das wirklich äußerst kalte Wasser tauche, befördert mich ein von einem hämischen Lachen begleiteter Stoß brutal ins Wasser, wo ich wie ein Verrückter schwimme, um nicht das Bewusstsein zu verlieren. Als ich wieder ans Ufer krieche, fest davon überzeugt, dass ich am Abend mit einer Lungenentzündung im Lazarett liegen werde, suche ich unsicher das nach einer solchen Erfahrung unentbehrliche Handtuch … Aber es gibt keines! Niemand hat eines! Wir trocknen uns mit unseren Unterhemden ab. Die meisten meiner Kameraden haben nichts als das langärmlige Unterhemd, das in der Wehrmacht auch das Hemd ersetzt, sowie ihre Uniformjacke, die sie sogar auf der Haut tragen. Ich bin noch im Vorteil, da ich einen kleinen Pullover habe, der meine jugendliche Haut vor dem rauen Stoff schützt.

Immer im Laufschritt, um unseren Ausbilder einzuholen, der schon wieder auf halbem Weg zurück ist, erreichen wir unseren mächtigen Wohnsitz. Wir haben

alle einen fürchterlichen Hunger und suchen mit gierigen Blicken vergeblich im Hof nach einem Hinweis auf einen Speisesaal. Als es so scheint, dass wir uns selbst überlassen wären, da tritt ein junger, riesiger Elsässer vor einen Unteroffizier, mit einem Blick als wolle er ihn auffressen.

»Bekommen wir was zu essen?«, fragt er.

Ein schneidendes »Achtung!«, schallt uns entgegen. Gleichzeitig nehmen wir alle Haltung an, auch unser Advokat.

»Die Essensausgabe ist hier um elf Uhr!«, ruft der Unteroffizier. »Ihr seid drei Stunden zu spät gekommen! In Dreierreihen rechts antreten, wir gehen zum Schießen.«

Mit zusammengepressten Zähnen folgen wir unserem ›Futtermeister‹.

Wir schlagen einen schmalen Pfad ein, der durch den Wald führt. Unsere Reihen lösen sich auf und wir bewegen uns im Gänsemarsch weiter vorwärts. Etwa zehn Mann vor mir gibt es plötzlich ein kleines Durcheinander, begleitet von Geschrei. Gefolgt von Hinterleuten dränge ich mich nach vorn. Wir sind bestimmt an die dreißig Mann, die sich um ein Dickicht scharen, in dem sich drei Männer in Zivilkleidung befinden, drei Polen, von denen jeder einen Korb mit Eiern trägt. Ein Satz macht die Runde: »Hast du Geld bei dir? Ich nicht.«

Zwar verstehe ich kein Wort davon, was die Polen sagen, aber es ist klar, dass sie uns die Eier verkaufen wollen. Leider haben wir noch keinen Sold bekommen, und es gibt nur wenige unter uns, die eigenes Geld haben.

Das ist wie die Marter des Tantalus, denn wir haben einen Mordshunger. Plötzlich gibt es ein Gedränge und Gestoße, und gierige Hände greifen in die Körbe. Eier gehen kaputt, Schläge werden ausgeteilt – all das jedoch leise, da beide Seiten Angst haben bestraft zu werden. Ich habe mich nicht schlecht geschlagen. Zwar ist mir jemand brutal auf den Fuß gestiegen, aber das ist auch schon alles, was ich zu beklagen habe, und ich habe sieben Eier.

Ich laufe wieder nach vorn zu meiner Gruppe und gebe zwei Eier einem jungen, dicken Österreicher, der mich perplex ansieht. Auf einer Strecke von nicht ganz hundert Metern verschlinge ich die restlichen fünf, einschließlich eines Teiles der Schalen. Wir kommen am Schießplatz an. Dort sind mindestens tausend Soldaten versammelt. Es wird ununterbrochen geschossen. Wir gehen auf eine bewaffnete Gruppe zu, die uns entgegenkommt, und übernehmen ihre Gewehre. Ich bekomme fünfundzwanzig Patronen, die ich verschieße als ich an der Reihe bin … Das Ergebnis ist nicht gerade berühmt, aber ich bin etwa Durchschnitt. In meinem Magen beginnen die Eier zu arbeiten. Ich fühle mich nicht ganz wohl … Die Nacht bricht herein. Alle sind wir hundemüde. Unser Wachhund lässt uns antreten, und mit geschultertem Gewehr verlassen wir den Schießplatz. Andere Kompanien marschieren in andere Richtungen ab. Wir schlagen einen kleinen Schotterweg ein, der mit nicht die gleiche Straße zu sein scheint, die wir hergekommen sind.

Tatsächlich müssen wir sechs Kilometer singend im Gleichschritt zurücklegen, bevor wir das verfluchte Schloss erreichen. Es scheint als würde Singen beim Marschieren jedenfalls als eine ausgezeichnete Atemübung betrachtet werden.

Da ich an diesem Abend nicht tot umgefallen bin, mussten sich meine Lungen zu einem Blasebalg entwickelt haben. Zwischen zwei Liedern werfe ich einen Blick auf meine keuchenden Kameraden, und in allen Augen bemerke ich eine gewisse Unruhe. Da ich nicht zu verstehen scheine, zeigt der schräg vor mir marschierende Peter Deleige auf sein Handgelenk, wo eine Armbanduhr schimmert, und flüstert dazu: »Uhr.«

Mein Gott! Ich verstehe, es ist beinahe Nacht, fünf Uhr vorüber, und wir haben das Essen versäumt!

Die ganze Abteilung scheint zu reagieren, der Takt unserer Schritte wird schneller. Vielleicht hat man uns etwas aufgehoben? An diese Hoffnung klammern wir uns und unterdrücken die Müdigkeit, die uns zu überwältigen droht. Wir überholen den Feldwebel, erst um einen, dann um zwei Schritte; er schaut uns ganz erstaunt an, beginnt zu schimpfen, schließlich fasst er sich aber wieder und fügt hinzu: »Ah, ihr glaubt wohl, ihr könnt mich hinter euch lassen, na gut, dann los!«

Zum siebentenmal stimmen wir auf seinen Befehl »Die Wolken ziehen« an und überqueren ohne langsamer zu werden die massive Steinbrücke, die über den Wassergraben führt. Unsere Augen erforschen den dunklen Hof, der nur von ein paar Lämpchen beleuchtet wird. Vor einem Motorrad mit Beiwagen, auf dem sich drei große Kanister befinden, steht eine lange Schlange von Soldaten mit Essgeschirr und Feldflasche.

Der Unteroffizier lässt uns anhalten, und schon glauben wir, dass wir uns auf das nächste Kommando hin mit unserem Essgeschirr auf den Beiwagen stürzen werden. Aber leider ist es noch nicht soweit. Dieser Sadist lässt uns erst die Gewehre ins Lager bringen, in der Reihenfolge ihrer Nummerierung. Das kostet uns nochmal zehn Minuten, wir sind wütend. Dann sagt er unvermittelt: »Seht zu, ob noch was da ist, aber der Reihe nach!«

Bis zur Tür des Magazins beherrschen wir uns. Aber einmal draußen, kann uns nichts mehr halten, wir stürmen zu unserem Quartier. Die genagelten Stiefel schlagen Funken auf dem Pflaster des Hofes, achtzig Besessene jagen die monumentalen Steintreppen hoch, die wenigen Soldaten zur Seite drängend, die herunter wollen. Vor den Schlafsälen nimmt das Durcheinander noch zu, da noch niemand seinen Raum und sein Bett gefunden hat. Wie die Verrückten rennen wir in die Stuben und wieder heraus, wenn wir feststellen müssen, dass es die falsche war. Fatal ist es, wenn in dem Moment, indem man hinaus stürmt, ein Kamerad hinein will. Das gibt Zusammenstöße, Flüche, Schläge. Für meinen Teil bekomme ich einen Schlag auf meinen Helm, der mir dadurch endlich richtig auf dem Schädel sitzt.

Ein paar Glückliche, die auf Anhieb ihr Essgeschirr gefunden haben, rennen in dreifachem Galopp zurück. Diese Bastarde! Sie werden alles fressen! Endlich finde ich mein Marschgepäck und machte mein Essgeschirr los. In diesem Moment springt ein Scheißkerl mit seinen dreckigen Stiefeln auf mein Bett und wirft mein Gepäck herunter. Das verfluchte Essgeschirr rollt unter das Bett des Nachbarn. Ich tauche ihm nach, bekomme es schließlich zu fassen, doch jemand tritt mir dabei auf die andere Hand.

Ich kehre zurück auf den Hof und reihe mich dort unter den wohlwollenden Blicken des Unteroffiziers schweigend in die Schlange ein, beruhigt, dass es noch mindestens einen vollen Topf gibt.

Da ich jetzt eine Verschnaufpause habe, sehe ich mir meine Kameraden an. Alle sehen todmüde aus; die mit einem hageren Gesicht, wie ich, haben tiefe Ringe unter den Augen. Die Anderen, die Aufgedunsenen, sind leichenblass.

Ich beobachte Bruno Lensen, er hat schon was bekommen und geht jetzt mit langsamen Schritten davon, während er den Inhalt seines Napfes hinunterschlingt. Fahrenstein, Olensheim, Lindberg und Halls tun das Gleiche. Als ich an der Reihe bin, öffne ich mein Essgeschirr. Ich hatte seit dem letzten Essen keine Zeit es zu reinigen, und so kleben darin noch einige Reste.

Der Koch kippt eine große Kelle in mein Kochgeschirr und füllt den Deckel mit einer großen Portion Joghurt. Ich setze mich etwas entfernt auf eine der Bänke, die an der Mauer der Wirtschaftsgebäude stehen. Die Rennerei auf dem Rückweg hatte wenigstens den Vorteil, dass ich die Eier, die ich am Nachmittag viel zu schnell hinuntergeschlungen hatte, wieder von mir gegeben habe, und mit Heißhunger verzehre ich in der Dunkelheit drei Viertel meines Abendessens. Es ist nicht schlecht. Ich stehe auf und gehe zu einem unverhängten Fenster, um einen Blick in mein Geschirr zu werfen. Es scheint eine Art Grießauflauf mit Pflaumen und Fleischstücken zu sein. In fünf Minuten wird alles verschlungen sein.

Da wir nichts zu trinken bekommen haben, mache ich es wie meine Kameraden, steuere zur Tränke für das Vieh und stürze nacheinander drei bis vier Becher eisigen Wassers hinunter. Außerdem nutze ich die Gelegenheit mein Essgeschirr zu spülen.

Der Abendappell findet in einem großen Saal statt, wo uns ein einfacher Gefreiter vom Deutschen Reich erzählt. Es ist acht Uhr. Ein Bataillonstrompeter bläst auf einem kleinen Horn das Signal zum Löschen der Lichter. Wir gehen auf unsere Stuben, wo wir in einen abgrundtiefen Schlaf fallen.

Das war mein erster Tag in Polen. Wir haben den 18. September. Am folgenden Tag werden wir um fünf Uhr geweckt, und das bleibt so für die nächsten vierzehn Tage. Wir bekommen eine harte Ausbildung, und jeden Tag durchqueren wir diesen verdammten Teich. Aber nicht mehr im Badeanzug, sondern in voller Kampfausrüstung.

Schweißtriefend, zerschlagen und am Ende unserer Kräfte fallen wir jeden Abend auf unsere Matratzen, von einem bleiernen Schlaf überwältigt, nicht einmal mehr imstande, unseren Familien zu schreiben.

Ich mache große Fortschritte im Schießen. Ich muss mehr als fünfhundert Patronen verschossen haben, sowohl im Manöver als auch auf dem Übungsplatz. In diesen vierzehn Tagen dürfte ich auch an die fünfzig Übungshandgranaten geworfen haben.

Das Wetter ist trüb, von Zeit zu Zeit regnet es. Kündigt sich der Winter schon an? Noch ist es nicht soweit: Wir haben erst den 5. Oktober. An diesem Morgen ist das Wetter klar. Es herrscht leichter Frost; wahrscheinlich wird es ein schöner

Tag heute. Im Morgengrauen salutieren wir vor der Fahne. Mit dem Gewehr auf der Schulter ziehen wir los zu unserem täglichen Ausmarsch.

Die Abteilung marschiert über die Steinbrücke, die den Graben überspannt und unter dem Tritt von sechzig Paar Stiefeln dröhnt. Laus lässt heute nicht singen. Eine halbe Stunde lang höre ich nichts anderes als den Tritt unserer Stiefel. Ich mag dieses Geräusch und habe nicht das Bedürfnis zu reden. Tief atme ich die frische Waldluft ein, und ein wunderbares Lebensgefühl fließt durch meine Adern. Bei den Strapazen, die wir jeden Tag bewältigen müssen, kann ich mir nicht erklären, warum wir uns so gut fühlen. Alle sehen wir blendend aus. Wir begegnen einer Kompanie, die etwa zehn Kilometer von uns entfernt im Quartier liegt, in einem Dorf, das so ähnlich wie Kremenstövsk heißt.

Wir grüßen uns beim Vorbeimarschieren, wir den Kopf nach links gewandt, sie nach rechts. Dann geht es in Reih und Glied etwa eineinhalb Stunden lang abwechselnd im Laufschritt und im Marschschritt. Als wir in unser Schloss zurückkehren, sehen wir neue Gesichter, viele neue Gesichter.

Während unserer Abwesenheit sind junge Rekruten angekommen. Wir müssen jetzt hier mindestens tausendfünfhundert Mann sein. Und es ist noch Platz für mehr.

Alle Unteroffiziere und Ausbilder haben sich auf die Grünschnäbel gestürzt. Wir stehen in der Nähe des Eingangs herum. Als sich nach etwa einer Stunde noch immer niemand um uns kümmert, stellen wir die Gewehre zusammen und hocken uns auf das Pflaster des Hofes.

Ich unterhalte mich, halb auf französisch, halb auf deutsch, mit einem Lothringer. Damit vergeht der Vormittag. Es wird zum Mittagessen geläutet; nachdem wir unsere Waffen aufgeräumt haben, gehen wir in den Speisesaal.

Es kommt der Nachmittag, und immer noch kein Dienst, kein Manöver; wir können es kaum glauben. Keiner denkt auch nur daran, hinunter auf den Hof zu gehen, denn dann würde man sofort zu irgendeiner Arbeit eingeteilt. Gemeinsam verziehen wir uns in den zweiten Stock. Dort gibt es weitere Schlafsäle. Wir entdecken eine Leiter, die uns auf den Speicher und von dort auf das Dach führt. Die Sonne brennt auf die massiven Schieferplatten, wir strecken uns aus und stemmen unsere Absätze in die Dachrinne, um nicht unten auf dem Hof zu landen.

Das Wetter ist herrlich, und auf dem Dach liegt eine drückende Hitze; wir liegen mit nacktem Oberkörper herum wie am Strand. Schließlich wird uns die Hitze zuviel, und ich verlasse mit einigen anderen meinen Sitz. Doch war es ganz amüsant zu sehen, wie die Neuankömmlinge unter einer Flut von Kommandos und Flüchen herumgescheucht wurden.

Auf dem Hof bin ich wieder in Gesellschaft dieses komischen Lothringers, der mir mit seinen Reden über sein Medizinstudium das Ohr abkaut. Da ich dazu ausersehen bin meinem Vater in seiner Mechanikerwerkstatt zu helfen, langweilt mich die Sache eher. Und welchen Sinn macht es schließlich, an die berufliche Zukunft zu denken, wenn man eben in die Armee eingetreten ist!

Im Hof kümmert sich wiederum kein Mensch um uns. Ich flaniere ungestört herum und zum erstenmal habe ich Gelegenheit, mir diese imposante Burg näher

anzusehen. Alles hat hier kolossale Ausmaße, die kleinste Stiege ist mindestens sechs Meter breit, das geringste Stück Holz, Balken oder Pfeiler, ist roh behauen und mindestens fünfzig Zentimeter im Durchmesser. Der Vorbau, durch den man eintritt, besteht aus vier gewaltigen runden Türmen. Die Einfahrt ist an die fünfzehn Meter breit, zwanzig Meter lang und acht Meter hoch. Das Ganze beeindruckt einen so sehr mit seinen Ausmaßen, dass man den düsteren Charakter beinahe vergisst.

Hinter dem Eingang, den ich eben beschrieben habe, und parallel dazu, erheben sich die Gebäude, die sich zu einem geschlossenen Bereich ausdehnen. Am anderen Ende beschließt ein weiterer Block, bestehend aus vier Türmen, den Burgkomplex.

Das Ganze beeindruckt mich und gefällt mir sehr; in dieser wagnerischen Szenerie bekomme ich das Gefühl einer unbesiegbaren Stärke. Und in allen vier Himmelsrichtungen streckt sich ein mächtiger, dunkelgrüner Wald bis zum Horizont.

Die folgenden Tage vergehen recht lustig. Ich bekomme Fahrunterricht, zuerst auf einem großen Motorrad, dann auf einem VW, schließlich auf einem Steyr. Ich fühle mich so selbstsicher, dass mir das Fahren dieser Maschinen kindisch erscheint; ohne ein besonderer Fahrer zu sein, komme ich mit ihnen in allen Lagen zurecht. Wir sind etwa fünfzehn Leute und wechseln uns am Steuer ab, ohne dass irgendein Drill herrscht. Wir albern herum wie echte Jungen, die wir ja auch sind.

10. Oktober. Das Wetter ist noch immer schön, aber in der Früh friert es bei minus fünf Grad. Den ganzen Tag üben wir das Steuern eines Raupenfahrzeugs, mit dem wir steile Hänge erklettern. Wir sind zu fünfzehnt an Bord. In dem Wagen, der eigentlich für acht Leute vorgesehen ist, ist es sehr unbequem und nur durch akrobatische Kunststücke können wir uns im Wageninneren halten. Den ganzen Tag lang haben wir gelacht, und am Abend ist wirklich jeder von uns fähig, mit dem Raupenfahrzeug umzugehen. Doch fühlen wir uns so gerädert, als hätte man uns geprügelt.

Am nächsten Morgen, als wir uns beim Sport völlig verausgaben, vor allem, um uns warm zu halten, unterbricht Laus unseren Schwung.

»Sajer!«, ruft er.

Augenblicklich trete ich aus der Reihe.

»Leutnant Starfe braucht einen Fahrer für seinen Schützenpanzer, und da Sie sich gestern sehr gut bewährt haben … Also machen Sie sich fertig.«

Ich salutiere und bin auch schon weg. Das ist doch nicht möglich … ich bin der beste Fahrer der Gruppe! Ich führe einen wahren Freudentanz auf. Schneller als man es aussprechen kann bin ich angezogen und wieder unten im Hof. Ich will zur Schreibstube rennen, aber das ist nicht nötig, denn Starfe ist bereits auf dem Hof. Er ist ein magerer und kantiger Mann, aber nicht übellaunig. Er soll in Belgien schwer verwundet worden sein und ist seither als Ausbilder in der Armee. Ich erstarre in Habachtstellung.

»Kennen Sie die Straße nach Kremenstövsk?«, fragt er.

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich nur vermuten, dass es die Straße ist, auf der wir manchmal anderen Übungskompanien begegnet sind, die wahrscheinlich aus dem Dorf kamen. Aber ich bin viel zu glücklich, um zu zögern. Endlich einmal wird etwas Anderes von mir verlangt als dieses Exerzieren.

»Also gut«, antwortet er, »dann los«.

Starfe deutet auf das Raupenfahrzeug von gestern. Am Heck ist ein vierrädriger Anhänger befestigt. Tatsächlich ist es ein 8,8-Zentimeter-Geschütz, bedeckt mit einer Tarnplane. Ich setze mich hinter das Lenkrad und lasse den Motor an: Die Nadel zeigt zehn Liter an, das ist nicht genug. Ich bitte um Erlaubnis auftanken zu dürfen, was mir zugestanden wird, und werde gelobt für diese wichtige Beobachtung. Einige Minuten später fahren wir los und mein Fahrzeug kommt mehr schlecht als recht durch das Eingangsportal und über die Brücke. Ich traue mich nicht, Starfe anzusehen, dem mein anfängerhaftes Fahrverhalten sicher nicht entgangen sein kann. Nach etwa sechshundert Metern biege ich in eine Straße ein, von der ich annehme, dass sie nach Kremenstövsk führt. Die nächsten zehn Minuten fahre ich langsam dahin, ziemlich unsicher, ob wir auch auf dem richtigen Weg sind. Wir passieren zwei mit Heu beladene polnische Karren. Sie machen meinem Schützenpanzer schleunigst Platz. Angesichts der Hast der Polen sieht Starfe mich an und lächelt.

»Die glauben, dass du absichtlich auf sie losgefahren bist. Die würden nicht im Traum annehmen, dass du das Ding gar nicht in der Hand hast.«

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder seine Worte als eine Warnung ansehen soll. Ich verkrampfe mich immer mehr, und der arme Leutnant wird mehr herumgeschaukelt als auf einem Kamel. Endlich kommen wir zu einer Ansammlung ziemlich schäbiger Häuser. Ich suche vergeblich nach einem Schild mit dem Namen des Ortes, doch nur eine Horde hellhäutiger Kinder stürzt uns entgegen, um uns passieren zu sehen, dabei Gefahr laufend unter unser Fahrzeug zu geraten.

Plötzlich bemerke ich auf einem kleinen Platz etwa hundert abgestellte deutsche Fahrzeuge. Starfe zeigt mir ein Haus. Dort, wo die Fahne weht, ist es. Ich atme auf! Es war also doch die Straße nach Kremenstövsk.

»Es wird eine gute Stunde dauern«, sagt Starfe, »geh in die Kantine, sieh zu, ob sie was Warmes für dich haben.«

Während er dies sagt, klopft er mir mit seiner Rechten auf die Schulter. Ich bin sehr gerührt über diese freundschaftliche Geste, die mir der Leutnant entgegenbringt, dem doch den ganzen Weg lang hart zugesetzt wurde. Ich hätte nie gedacht, dass dieser verschlossen aussehende Mann mir gegenüber so väterlich sein würde. Es wird immer kälter, doch in mir steigt eine Welle von Wärme auf.

Selbstsicheren Schrittes steuere ich auf ein Gebäude zu, das wie ein Rathaus aussieht. Auf einem Schild steht mit schwarzer Farbe auf weißem Grund: ›Soldatenschenke 27. Kompanie‹. Alle Augenblicke gehen Landser ein und aus. Da es keine Ordonnanz gibt, trete ich ein und durchquere einen Raum, in dem drei Landser Verpflegungskisten auspacken. Es folgt ein weiterer Raum mit einer Theke im hinteren Bereich, an der drei oder vier Soldaten stehen und sich unterhalten.

»Kann ich etwas Warmes bekommen? Ich habe einen Offizier hierhergebracht, gehöre aber nicht zur 27.«

»Hm«, brummt der Mann hinter der Theke, »schon wieder so ein Elsässer, der so tut, als könnte er Deutsch sprechen.«

Es ist offensichtlich, dass mein Deutsch furchtbar schlecht ist.

»Ich bin kein Elsässer, sondern halber Deutscher, durch meine Mutter«, erkläre ich.

Den Landsern ist das egal. Der hinter der Theke verschwindet in der Küche. Ich bleibe dort stehen, mitten im Raum, in meinen großen grünen Mantel gehüllt. Fünf Minuten später kommt er mit einer dampfenden, zur Hälfte mit Ziegenmilch gefüllten Schüssel zurück. Der komische Kauz gibt noch einen ordentlichen Schuss Alkohol dazu und reicht mir die Schüssel, ohne ein Wort zu sagen.

Es ist siedend heiß, aber ich trinke es in einem Zug, während mir alle anderen zusehen. Ich habe den Geschmack von Alkohol nie gemocht, trinke aber Schluck für Schluck den ganzen Liter, um nicht wie ein Mädchen dazustehen.

Ohne zu salutieren verlasse ich den Proleten-Haufen und gehe hinaus in die Kälte. Diesmal habe ich den Eindruck, dass der polnische Winter angekommen ist. Der Himmel ist immer noch bedeckt, aber das Thermometer zeigt sechs Grad unter Null.

Ich weiß nicht recht, wohin ich gehen soll. Auf dem Platz ist kaum ein Mensch zu sehen. In den Häusern dürften die Polen es sich an einem schönen Feuer gemütlich machen. Ich gehe also zu dem Wagenpark, wo sich einige Soldaten an den Fahrzeugen zu schaffen machen. Ich wechsele ein paar Worte mit ihnen. Ihre Antworten kommen lustlos. Wahrscheinlich bin ich ihnen zu jung, sie sind gute dreißig Jahre alt. Während ich etwas unschlüssig von einer Gruppe zur anderen gehe, sehe ich drei bärtige Männer in langen, dunkelbraunen Umhängen, die dabei sind, einen Baumstamm mit einer großen Schrotsäge zu zerkleinern. Ich habe diese Uniformen noch nie gesehen.

Lächelnd gehe ich auf sie zu und frage etwas belanglos: »Na, wie geht's?« Als Antwort unterbrechen sie das Sägen und richten sich auf. Unter ihren dichten Bärten erahne ich ein Lächeln. Einer von ihnen ist ein großer und breiter Kerl, die anderen beiden sind untersetzt und gedrungen. Ich stelle noch zwei oder drei weitere Fragen, die ohne Antwort bleiben. Diese Kerle begnügen sich damit zu lächeln. Ich habe den Verdacht, dass sie sich über mich lustig machen. In diesem Augenblick höre ich hinter mir Schritte und gleich darauf eine Zurechtweisung: »Lass sie in Ruhe! Sieht so aus als weißt du nicht, dass es verboten ist mit ihnen zu reden – außer für Befehle natürlich.«

»Jedenfalls haben diese Wilden mir nicht geantwortet. Ich frage mich, was die überhaupt in der Wehrmacht zu suchen haben!«, antworte ich.

»Teufel!«, grinst der Bursche, der gekommen ist, um mich anzuschnauzen. »Man merkt, dass du noch nicht im Feuer gestanden hast. Das sind Gefangene! Russische Gefangene. Und wenn du jemals an die Front kommst und so einen siehst, bevor er dich entdeckt, dann schieß, schieß ohne zu zögern, sonst siehst du keinen zweiten mehr.«

Ich bin ziemlich vor den Kopf gestoßen und schaue noch mal zu den Russen hin, die ihre Sägerei fortgesetzt haben. Das sind also unsere Feinde, diejenigen, die auf die deutschen Soldaten schießen! Auf die Soldaten, die meine Uniform tragen. Aber warum haben sie mir dann zugelacht?

Noch vierzehn Tage lang führe ich mit meinen Kameraden von der 19. Kompanie, die im Transportdienst auf der Rollbahn eingesetzt ist, das Leben auf der Burg. In ihrer Gesellschaft vergesse ich die triste Erinnerung an die 27. Kompanie, die ausschließlich aus unfreundlichen Typen bestand. Zu ihrer Entlastung muss ich einräumen, dass diese Männer schon seit 1940 unter dem Hakenkreuz dienten.

Hier bei der 19. gibt es nur sehr junge Männer wie mich. Für uns ist alles ein Anlass zu lachen, und obwohl das Wetter sehr schlecht geworden ist, stellen wir uns jeden Tag im Freien mit großer Begeisterung den militärischen Anweisungen.

Der Winter ist gekommen, mit einer Sintflut von Regen und Schnee, die das Land in ein Meer von Schlamm verwandeln. Bei Einbruch der Nacht kehren wir verdreckt und erschöpft zurück, doch wir behalten uns unsere Fröhlichkeit, wie sie die Jugend in einem unversehrten Körper mit sich bringt.

All diese kleinen Müdigkeiten sind nichts im Vergleich zu dem, was uns noch erwartet. Abends wärmen wir uns in unseren bequemen Betten auf und machen Späße, bis uns der Schlaf der Gerechten überkommt.

28. Oktober. Das Wetter ist zwar nicht sehr kalt, bleibt aber dennoch abscheulich. Vierundzwanzig Stunden am Tag jagen Regen und Windböen graue Wolken über den Himmel. Unsere Unteroffiziere, die es satt haben, täglich bis auf die Haut durchnässt zu werden, erlassen uns die Übungen. Wir verbringen die meiste Zeit damit, uns im Autofahren und als Mechaniker zu verbessern. Ich kenne noch immer nichts Unangenehmeres, als bei strömendem Regen an einem Motor herumzufummeln.

Das Thermometer zeigt meist um null Grad.

30. Oktober. Es regnet und es ist kalt.

Nach dem Morgenappell bekommen wir den Befehl zur Bekleidungskammer zu gehen. Ohne uns Gedanken zu machen, begeben wir uns an den genannten Ort; wenigstens regnet es dort nicht. In dem Lager, das aus einer ziemlich großen Halle besteht, sind die beiden ersten Züge unserer Kompanie bereits bedient worden. Die Jungen kommen zurück und schleppen Verpflegung aller Art mit, Decken, Socken und so weiter. Als ich an der Reihe bin, bekomme ich vier Sardinenbüchsen einer französischen Marke, zwei große, in Cellophan verpackte Gemüsewürste, ein Paket Vitaminkekse, zwei Tafeln Schweizer Schokolade, Räucherspeck und etwa zweihundertfünfzig Gramm Würfelzucker. Einige Schritte weiter drückt mir ein Lagerist in meine ohnehin schon vollen Hände eine wasserundurchlässige Zeltbahn, ein Paar Socken und ein Paar Wollhandschuhe. Beim Ausgang gibt man mir zu alldem noch eine Leinentasche mit der Aufschrift »Verbandszeug zur Ersten Hilfe«. Im anhaltenden Regen kehre ich zurück zu meiner Gruppe, die sich um einen auf der Plattform eines Lkw stehenden Offizier formiert hat. In seinem graugrünen Ledermantel gut gegen den Regen geschützt, scheint er darauf zu warten, dass sich die ganze Kompanie versammelt; als er meint, dass alle zusammen sind, richtet er das Wort an uns. Er spricht zu schnell, als dass ich alles genau verstehen könnte. Dennoch habe ich so viel behalten: »Ihr verlasst diese Unterkunft, um einige Militärtransporte nach vorn zu bringen. Ihr habt

Verpflegung für acht Tage erhalten, die ihr in eurem Gepäck verstaut. In zwanzig Minuten sind alle am Sammelplatz. Wegtreten!«

Hastig, in ängstlicher Schweigsamkeit, erreichen wir unsere Quartiere und packen unsere wenigen Habseligkeiten zusammen. Während ich meinen Tornister auf den Rücken hänge, fragt mein Bettnachbar: »Wie lang bleiben wir fort?«

»Weiß nicht.«

»Ich habe vorgestern meinen Eltern geschrieben, sie sollen mir ein paar Bücher herschicken.«

»Die Feldpost wird dir das Päckchen nachschicken.«

In diesem Augenblick schlägt mir der große Halls auf die Schulter.

»Endlich werden wir die Russen sehen!«, brüllt er und lacht dabei albern.

Ich habe den Eindruck er blödelt, um sich Mut zu machen. In der Tat sind alle etwas betroffen, und trotz unserer jugendlichen Leichtfertigkeit schreckt uns der Gedanke an den Krieg.

Wir sind wieder unten im Hof, in diesem verdammten Regen. Jeder bekommt einen registrierten Mauser Karabiner und fünfundzwanzig Patronen. Ich weiß nicht, ob es damit zusammenhängt, dass wir die Waffen bekommen haben, aber wir werden alle immer bleicher. Ohne Zweifel sind wir entschuldigt: Keiner meiner Kameraden ist älter als achtzehn Jahre. Was mich betrifft, so werde ich in zweieinhalb Monaten sogar erst siebzehn. Der Leutnant bemerkt unsere Niedergeschlagenheit. Um unsere Moral zu heben, liest er uns den jüngsten Wehrmachtsbericht vor: Paulus steht an der Wolga, die Heeresgruppe Mitte ist nicht weit entfernt von Moskau, die Anglo-Amerikaner haben schwerste Verluste bei ihren Angriffen auf die deutschen Städte erlitten. Wir schreien »Sieg Heil!«, und unser Leutnant ist zufrieden. Die ganze 19. Kompanie ist jetzt unter der Fahne angetreten.

Laus, unser Feldwebel, ist ebenfalls da, in Stahlhelm und voller Ausrüstung; an der Seite trägt er eine große MP in einem schwarzen Lederfutteral, das im Regen glänzt. Alle sind wir still, dann wird der Befehl zum Abmarsch erteilt; es klingt wie der gellende Pfiff, der einen Zug in Bewegung setzt.

»Stillgestanden! Rechtsum! Im Gleichschritt marsch!«

In Dreierreihen verlassen wir die Burg, die für die dreihundert Mann unserer Kompanie die Stätte der ersten Kameradschaft in der Wehrmacht war. Wir marschieren ein weiteres Mal über die Steinbrücke auf die Straße, auf der wir vor anderthalb Monaten hergekommen sind. Mehrere Male drehe ich mich um und werfe einen Blick zurück auf die imposante graue Masse der alten polnischen Burg, die ich nie mehr wiedersehen werde, und ich hätte mich leicht der Melancholie hingegeben, wären meine Kameraden nicht an meiner Seite gewesen um mich aufzuheitern.

Der Regen hat aufgehört. Wir erreichen Bialystok, ein grünes Meer von Soldaten, und gehen in Richtung Bahnhof.

Erster Teil. Russland

Herbst 1942

Erstes Kapitel. Nach Stalingrad

Minsk. Kiew. Die Feuertaufe. Charkow

Neben einer langen Kolonne von Eisenbahnwaggons machten wir Halt. Es kam der Befehl, die Gewehre am Bahndamm zusammenzustellen und das Gepäck abzulegen. Es war etwa ein Uhr am Mittag. Laus hatte etwas Proviant aus seinem Gepäck geholt und kaute darauf herum. Sein Gesicht, obgleich nicht sehr einnehmend, war uns vertraut geworden, und seine Anwesenheit gab uns Sicherheit. Seine Geste war wie ein Signal, und wir holten alle unser Essen heraus. Einige vertilgten gleich so viel, dass es zwei Mahlzeiten entsprach. Laus bemerkte es, begnügte sich aber damit zu erklären: »Fresst nur! Fresst alles auf! … Aber keine Proviantausgabe mehr innerhalb der nächsten acht Tage!«

Dennoch hatten wir das Gefühl, nicht einmal die Hälfte der Menge gegessen zu haben, die wir gebraucht hätten, um unseren Bärenhunger zu stillen. Immerhin haben wir uns ein wenig aufgewärmt.

Nun warteten wir schon seit zwei Stunden, und die Kälte begann uns zu durchdringen. Wir liefen hin und her, blödelten herum und trampelten mit den Füßen, um sie warm zu halten. Einige brachten es fertig zu schreiben, meine Finger waren aber zu steif dafür. Ich begnügte mich damit zu beobachten. Unaufhörlich fuhren Züge mit Kriegsmaterial ein. Sie stauten sich am Bahnhof in einer Länge von etwa sechshundert Metern. Das Ganze schien sehr schlecht organisiert zu sein. Einzelne Wagenkolonnen fuhren vor, nur um gleich wieder zurückgeschoben zu werden. Einige Kompanien standen sich wie wir die Beine in den Bauch, andere mussten ausweichen, um einen Zug vorbeizulassen, der gleich wieder zurückgeschickt wurde. Ein heiliges Durcheinander.

Der Zug, an dem wir lehnten, schien für alle Zeiten stehen geblieben zu sein. Vielleicht war es besser, er setzte sich niemals in Bewegung.

Um mich zu beschäftigen, zog ich mich zu den Öffnungen der Wagen hoch, durch welche die Tiere ein wenig frische Luft bekamen. Anstelle von Tieren waren die Waggons aber vollgestopft mit Munitionskästen.

Vier Stunden warteten wir nun schon. Auf Grund der Untätigkeit war uns bitterkalt geworden. Die Temperaturen erreichten den Gefrierpunkt, und die Dämmerung brach langsam herein. Um die Zeit totzuschlagen, griffen wir wieder zu unseren Vorräten. Es wurde Nacht, doch der Zugverkehr ging im Schein spärlicher Beleuchtung weiter. Laus schien ebenfalls die Nase voll zu haben. Er hatte die Mütze über die Ohren gezogen, den Mantelkragen hochgeschlagen und lief auf und ab. So musste er mindestens zwanzig Kilometer zurückgelegt haben. Inzwischen hatten wir eine kleine Gruppe von Kameraden gebildet, die lange zusammenbleiben würde. Einige von ihnen kannte ich schon seit Chemnitz: Lensen, Olensheim und Halls – drei Deutsche, die genauso schlecht Französisch sprachen wie ich Deutsch; Morvan, ein Elsässer, und Uterbeick, ein brünetter

Österreicher, der wie ein italienischer Tänzer frisiert war und sich später von unserer Gruppe trennen würde. Und dann ich selbst, halb Franzose, halb Deutscher. Wir sechs lernten jeder ein bisschen von der Sprache der anderen, mit Ausnahme des verdammten Uterbeick, der nicht aufhören wollte italienische Schnulzen zu summen. Seine Klagelieder klangen ziemlich fremd in unseren Ohren, die eher an Wagner, als an italienische Komponisten gewöhnt waren. Besonders die Leiden eines verlassenen neapolitanischen Liebhabers waren nicht mitanzuhören.

Halls besaß eine Uhr mit Leuchtziffern, auf der wir erkennen konnten, dass es halb neun war. Bestimmt ging es bald los, schließlich wollten wir hier nicht übernachten. … Eine Stunde später hatten viele von uns bereits ihre Decken abgeschnallt und sich so gut es ging auf den Boden gelegt – vorzugsweise auf erhöhte Stellen, um sich vor der Feuchtigkeit zu schützen. Einige hatten sogar den Mut, sich unter die Waggons zu legen. Sie hofften, dass der Zug nicht abfahren würde.

Unser Feldwebel hatte sich einfach auf einen Stapel Eisenbahnschwellen gesetzt. Er rauchte eine Zigarette, und jedesmal wenn sie aufglomm, sah man seine müden Gesichtszüge. Was unsere kleine Gruppe anging, so konnten wir uns nicht gut damit abfinden, die Nacht draußen verbringen zu müssen. Man konnte uns doch unmöglich hier schlafen lassen. Bestimmt würde bald zur Abfahrt gepfiffen werden, und all die Dummköpfe, die keine Geduld gehabt hatten, würden dann alle Mühe haben, in der Eile ihre Decken einzusammeln. Tatsächlich hätten wir besser daran getan, ihrem Beispiel zu folgen und dadurch zwei Stunden Schlaf zu gewinnen. Denn zwei Stunden waren seither vergangen, und wir saßen noch immer auf dem Schotter des Bahndammes. Es wurde immer kälter, und es begann leicht zu regnen. Unser gutmütiger Feldwebel war dabei, sich mit den Eisenbahnschwellen einen Unterstand zu bauen, was keine dumme Idee war. Er spannte noch seine wasserdichte Plane darüber und schützte sich so wirkungsvoll gegen den Regen.

Nun wurde es auch für uns Zeit, einen Unterstand zu finden, der diesen Namen verdiente. Doch wir konnten uns nicht allzu weit von den Haufen mit den Gewehren entfernen und diese dort im Freien lassen, wo sie dem Regen ausgesetzt waren. Das würde sonst später einen ordentlichen Ärger geben. Natürlich waren die besten Plätze besetzt, und es blieb uns nichts anderes übrig, als unter die Wagen zu kriechen. Wir hätten gern Unterschlupf in den Waggons selbst gefunden, aber die Türen waren fest mit Draht verschlossen.

Fluchend nahmen wir unter diesem äußerst unheimlichen und sehr notdürftigen Schutz Platz. Der Regen fiel schräg vom Himmel und gelangte so auch unter die Wagen. Das, dachte ich, sollte die deutsche Armee sein! Wir waren wütend. Im Nachhinein konnte ich über dieses bisschen Ärger nur lachen …

Mehr schlecht als recht gelang es uns, Schutz vor dem verdammten Regen zu finden. Dies war meine erste Nacht unter freiem Himmel. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, dass ich kaum ein Auge zugetan habe. Ich erinnere mich, dass ich lange Zeit die Radachse fixiert habe, die mein Baldachin war. In meiner Müdigkeit bildete ich mir ein, dass sie sich drehte, so als ob sich der Zug in Bewegung setzen würde. Ich schreckte hoch, nur um festzustellen, dass sich nichts rührte,

und fiel dann wieder in einen Halbschlaf – nur um erneut hochzufahren. Beim ersten Tageslicht verließen wir unser komfortables Hotel, steif, niesend und mit leichenblassen Gesichtern.

Um acht Uhr hieß es Antreten und Abmarsch zu den Bahnsteigen. Halls unterließ es nicht kundzutun, wir hätten ruhig einen Tag länger auf der Burg bleiben und erst in der Früh aufbrechen können, um dennoch rechtzeitig hier zu sein. Der arme Junge – genausowenig wie wir hatte er zu diesem Zeitpunkt eine Ahnung von den zermürbenden Anforderungen des Soldatenlebens im Krieg. Dies war unsere erste Nacht im Freien, und es sollte nicht die letzte sein. Bald lernten wir weit schlimmere kennen.

Wir wurden als Zugbegleiter eingeteilt. Unsere Kompanie wurde auf drei lange Transportzüge für Militärmaterial verteilt, zwei bis drei Mann pro Waggon. Ich fand mich mit Halls und Lensen auf einem offenen Güterwagen wieder, der mit Tragflächen von Flugzeugen beladen war, die ein schwarzes Balkenkreuz trugen, sowie mit anderem, mit Planen bedecktem Material. Der Zug war für die Luftwaffe bestimmt. Den Aufschriften nach kam er aus Regensburg und fuhr nach Minsk.

Minsk – das war Russland. Wir schluckten.

Vom Pech verfolgt, waren wir zur Fahrt auf einem offenen Waggon verdonnert worden. Der Regen hatte sich in Schnee verwandelt und es herrschte eine unerträgliche Kälte, die durch den Fahrtwind noch verschlimmert wurde. Kurz entschlossen krochen wir unter eine große Plane, die den riesigen Motor einer Do-17 abdeckte. Das hielt den Wind ab, und indem wir ganz nah zusammenrückten, verschafften wir uns einen Hauch von Wärme. Eine gute Stunde blieben wir dort und alberten herum. Der Zug fuhr mit einer Geschwindigkeit von etwa sechzig Stundenkilometern, und wir hatten keine Ahnung, was draußen vorgehen mochte. Von Zeit zu Zeit vernahmen wir das Dröhnen von Zügen, die in entgegengesetzter Richtung an uns vorüberfuhren.

Plötzlich glaubte Lensen, im Lärm des fahrenden Zuges jemanden rufen gehört zu haben. Vorsichtig streckte er den Kopf aus unserer Deckung heraus.

»Es ist Laus«, sagte er, drehte sich unbeeindruckt um und zog die Plane wieder zu.

Zehn Sekunden später wurde diese weggerissen, und der Feldwebel bekam angesichts unserer heiteren Mienen einen Wutanfall. Laus war in voller Dienstmontur, mit Stahlhelm und Handschuhen. Seine Kapuze und das Gesicht darunter waren ebenso verschneit wie der Rest des Zuges, der sich schwankend hinter seiner Silhouette abzeichnete. Ein schallendes »Achtung!«, schlug uns entgegen, aber das Rütteln des Waggons machte es unmöglich, diesem Befehl mit einer der Situation angemessenen Diensteifrigkeit nachzukommen.

Die Szene wäre einer Burleske würdig gewesen! Ich sehe heute noch, wie sich der Riese Halls vergeblich bemühte Haltung anzunehmen, während er hin- und hergeworfen wurde. Auch ich schaffte es partout nicht mich komplett aufzurichten, weil sich mein langer Mantel in einem der vielen Teile des Flugzeugmotors verhakt hatte. Doch selbst Laus war nicht in der Lage eine würdevolle Haltung zu bewahren. Verzweifelt stützte er sich mit einem Knie auf die Plattform, und wir machten es ihm nach. Aus einer gewissen Entfernung mussten wir wie vier

Verschwörer ausgesehen haben, die ihre Köpfe zusammensteckten und sich irgendwelche Geheimnisse anvertrauten. In Wahrheit wurden wir ordentlich zur Sau gemacht.

»Was treibt ihr da unten?«, schrie Laus. »Was glaubt ihr, wo ihr seid? Was denkt ihr denn, wozu ihr auf diesem Zug seid?«

Halls, der sich gern spontan äußerte, erlaubte sich, das Wort an unseren Vorgesetzten zu richten. Es sei nur unter dieser Plane möglich gewesen es hier auszuhalten, die Kälte sei mörderisch, und da es ohnehin nichts zu bewachen gäbe …

Halls Äußerungen zeugten ganz offensichtlich von einem völligen Mangel an Objektivität.

Wie ein wütender Gorilla packte der Feldwebel unseren Kameraden beim Kragen und schüttelte ihn heftig hin und her, während er ihn mit Flüchen überschüttete.

»Ich mache Meldung! Beim ersten Halt lasse ich euch in eine Strafkompanie versetzen. Ihr habt einfach euren Posten verlassen! Ihr riskiert das Erschießungskommando … Wenn ein Waggon hinter euch in die Luft gegangen wäre, was dann? Ihr hättet von eurem Nest aus nicht Alarm schlagen können!«

»Wieso«, wagte Lensen einzuwenden »sollte ein Waggon in die Luft gehen?«

»Halt's Maul, du Trottel! Es gibt Partisanen, die entlang der Eisenbahnlinien lauern. Wenn sie die Züge nicht gerade in die Luft jagen, dann werfen sie Spreng- oder Brandkörper rein, wenn die Wagen langsam fahren. Um so etwas zu verhindern seid ihr hier! Schnappt euch eure Helme und dann ab nach vorne, oder ich schmeiße euch aus dem Zug!«

Wir ließen es uns nicht zweimal sagen und bezogen trotz der Kälte, die uns ins Gesicht schnitt, Posten an besagtem Ort. Laus setzte seine Runde fort, indem er von einem Waggon zum anderen kletterte. Der Mann war kein Drückeberger, er hatte eine genaue Vorstellung von den Pflichten, die er zu erfüllen hatte. Ich habe es nie erlebt, dass er sich vor irgendeiner Aufgabe gedrückt hätte. Wahrscheinlich fand ich ihn deshalb irgendwie sympathisch, obwohl ich noch nie mit ihm gesprochen hatte. Alle anderen Feldwebel der Kompanie stellten im normalen Dienst weniger strenge Anforderungen. Sie gaben vor, sich für die große Aufgabe bereitzuhalten, aber wenn es darauf ankam, war Laus genauso auf seinem Posten wie sie, wenn nicht mehr. Er war der Älteste unter ihnen. Wir wussten aber nicht, ob er schon an der Front gewesen war. Im Grunde war er wie alle Feldwebel der Welt: pflichtbewusst, und nahezu Unmögliches von uns fordernd.

Mit seiner Standpauke hatte er zu Recht die Frage aufgeworfen, was aus uns im Angesicht des Feindes werden sollte, wenn wir nicht einmal fähig waren, ein bisschen Kälte und Gefahr auszuhalten. Ich nahm mir seine Vorwürfe zu Herzen. Schlagartig wurde ich mir meiner Rolle bewusst. Es wäre doch zu dumm, uns von irgendeinem Anarchisten in die Luft jagen zu lassen, bevor wir irgendetwas anderes gesehen hätten.

Wir fuhren jetzt durch einen Wald mit niedrigen, verschneiten Tannen. So konnte ich mit Muße über die Gewissensfrage nachdenken, die der Feldwebel aufgeworfen hatte, und gleichzeitig die Landschaft bewundern. Dieser nördliche Teil Polens war wirklich spärlich besiedelt; nur selten waren wir an Dörfern vorbeigekommen. Plötzlich bemerkte ich vor dem Zug eine Silhouette, die den Eisenbahndamm

entlanglief. Ich nahm nicht an, dass ich der einzige war, der die Gestalt sah, aber niemand auf den Waggons vor mir schien zu reagieren.

Ich lud schnell meine Mauser durch, legte das Gewehr auf der sich vor mir befindenden Kiste auf und zielte auf die Gestalt, die nur ein Partisan sein konnte.

Unser Zug fuhr langsam. Die Gelegenheit, einen Sprengkörper zu werfen, wäre günstig gewesen. Bald war der Mann auf meiner Höhe. Ich konnte an seinem Verhalten nichts Verdächtiges entdecken; wahrscheinlich war es ein polnischer Waldarbeiter, der aus Neugierde herangekommen war. Die Arme in die Hüften gestemmt sah er sich ruhig den Zug an. Ich war völlig verwirrt. Ich war bereit zu schießen, doch nichts rechtfertigte meine Absicht. Da hielt ich es nicht länger aus, zielte ein Stück weit über seinen Kopf und drückte ab.

Die Denotation ließ die Luft erzittern, und der Gewehrkolben schlug heftig gegen meine Schulter, denn ich hatte in meiner Aufregung den Karabiner nicht ordentlich gehalten. Der arme Kerl lief davon, was seine Beine hergaben, mit dem Schlimmsten rechnend. Ich bin sicher, dass ich durch mein unbedachtes Handeln dem Reich einen weiteren Feind beschert hatte.

Der Zug hatte seine Geschwindigkeit nicht verringert. Einige Augenblicke später tauchte Laus auf, der trotz der Kälte seine endlosen Kontrollen fortsetzte. Er sah mich erstaunt an.

Wir hatten nun trotz der Befehle entschieden uns abzuwechseln. Zwei von uns standen Wache, der Dritte versuchte sich unter der Plane aufzuwärmen. Wir waren jetzt an die acht Stunden ununterbrochen unterwegs und fürchteten uns vor der Nacht, die wir wahrscheinlich auf dieselbe Weise würden verbringen müssen. Vor zwanzig Minuten hatte ich Halls abgelöst, und seit zwanzig Minuten kämpfte ich vergeblich gegen das Zittern an. Die Nacht kam näher, und mit ihr vielleicht auch Minsk. Wir fuhren auf einer eingleisigen Strecke; im Norden wie im Süden waren wir von dunklem Wald umgeben. Seit einer Viertelstunde hatte der Zug seine Fahrt beschleunigt, was uns nun endgültig würde gefrieren lassen. Auch hatten wir bereits einen großen Teil unserer Verpflegung aufgegessen, um keinen Kalorienmangel zu erleiden.

Plötzlich verlangsamte der Zug seine Geschwindigkeit. Die Bremsen kreischten auf den Rädern und die Kupplungen prallten heftig aufeinander. Bald fuhren wir nur mehr so schnell wie ein Radfahrer. Ich sah den Zug vorne nach rechts schwenken: Wir bogen ab auf ein Neben- oder Abstellgleis.

Noch etwa fünf Minuten fuhren wir weiter, dann stand der Zug still. Aus den ersten Waggons sprangen zwei Offiziere und gingen den Zug entlang nach hinten. Laus und zwei Unteroffiziere gingen ihnen entgegen. Sie besprachen etwas miteinander, doch wir erhielten keine Kenntnis darüber.

Wir horchten nach allen Richtungen. Der Wald, der uns umgab, schien für Angriffe jeder Art wie geschaffen. Wir waren gerade ein paar Minuten da, als ein ratterndes Geräusch ertönte. Um uns die Füße zu vertreten und durch die Bewegung etwas aufzuwärmen, waren wir von den Waggons gesprungen; doch ein Pfiff, begleitet von Gesten, forderte uns auf wieder unsere Posten einzunehmen. Auf dem rechten Gleis kam uns in der Ferne eine dampfende und völlig unbeleuchtete Lokomotive entgegen.

Was ich dann sah, ließ mich vor Schreck erstarren. Ich wünschte ich wäre ein begabter Schriftsteller, um beschreiben zu können, was sich unseren Blicken bot. Zuvorderst kam ein mit Eisenbahnmaterial beladener Waggon, den die Lokomotive vor sich herschob, und der die Ursache dafür war, dass ich den Zug für unbeleuchtet gehalten hatte. Anschließend kam die rauchende und japsende Lokomotive selbst, ihr Tender sowie ein geschlossener Waggon, durch dessen Dach ein kurzer Schornstein hervorragte, von dem dünner Rauch aufstieg – offenbar die Feldküche. Der folgende Waggon mit hohen Seitenwänden war mit bewaffneten deutschen Soldaten besetzt; ein Zwillings-MG war auf den Rest des Zuges gerichtet: Er bestand aus offenen Waggons, ähnlich den unseren, nur hatten sie eine ganz andere Fracht. Auf der ersten Ladefläche, die vor meinen erstaunten Augen vorbeizog, sah ich nur eine undefinierbare Masse. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich, dass es übereinander gestapelte Menschen waren. Direkt dahinter waren andere in kauernder Haltung oder stehend aneinander gepresst. Jeder Waggon war bis zum Bersten voll. Einer von uns, der erfahrener war als ich, sagte nur zwei Worte: »Russische Gefangene.«

Ich hätte eigentlich die braunen Mäntel erkennen müssen, die ich schon einmal in der Umgebung unserer Burg gesehen hatte, aber es war bereits zu dunkel. Halls sah mich an; abgesehen von den durch den Frost hervorgerufenen roten Flecken war sein Gesicht kreidebleich.

»Hast du gesehen«, sagte er leise, »sie stapeln ihre Toten vorne auf, um sich vor der Kälte zu schützen.«

»Was!?«, sagte ich verstört.

Tatsächlich hatte jeder Waggon vorne seinen Stapel Leichen. Gebannt durch diesen grauenvollen Anblick war ich außerstande meinen Blick von dem Schauspiel abzuwenden, das da langsam an mir vorbeizog. Flüchtig sah ich blutleere Gesichter und nackte, von Frost und Tod steife Füße.

Gerade fuhr ein zehnter Waggon an mir vorbei, als etwas noch Schrecklicheres passierte. Von einem der wackeligen, makabren Stapel glitten vier bis fünf Körper herunter und fielen neben die Gleise. Der Todeszug hielt nicht an. Nur die Gruppe unserer Offiziere und Unteroffiziere näherte sich. Der Zug rollte weiter vorbei; er war endlos lang. Ich weiß nicht mehr, was mich veranlasste herunterzuspringen und zu den Offizieren zu gehen. Verstört salutierte ich und fragte stotternd, ob die Leute tot seien. Einer der Offiziere sah mich erstaunt an, und es wurde mir klar, dass ich meinen Posten verlassen hatte. Er sah wie durcheinander ich war und äußerte nicht den geringsten Vorwurf.

»Ich fürchte, ja«, sagte er traurig. »Du wirst deinen Kameraden helfen, sie zu beerdigen.«

Dann drehte er sich um und ging weg. Halls war mir gefolgt; wir kehrten zu unserem Waggon zurück um die Spaten zu holen und begannen etwas seitab vom Bahndamm eine Grube auszuheben. Laus und ein anderer durchsuchten die Leichen nach irgendwelchen Hinweisen auf deren Identität. Ich erfuhr später, dass die Mehrzahl dieser armen Teufel keine Papiere hatte. Halls und ich nahmen unseren ganzen Mut zusammen und zogen, ohne hinzusehen, zwei Leichen in die Grube.

Als wir gerade dabei waren die Körper mit Erde zuzudecken, wurde zur Abfahrt gepfiffen. Es wurde zunehmend kälter und wir waren tief erschüttert. Ein ungeheurer Ekel packte mich.

Eine Stunde später passierten wir zwei Gebäudereihen. Trotz der fehlenden Beleuchtung konnten wir sehen, dass sie mehr oder weniger zerstört waren. Ein weiterer Zug kam uns entgegen, nicht so schrecklich wie der vorhergehende, aber auch nicht gerade ermutigend. Er bestand aus großen Waggons, die mit dem roten Kreuz versehen waren. Durch die Fenster sahen wir Tragbahren, es musste sich um Schwerverwundete handeln, wenn sie auf diese Art transportiert wurden. An anderen Fenstern gaben uns Soldaten mit Verbänden freundschaftliche Zeichen.

Endlich erreichten wir den Bahnhof von Minsk. Unser Zug hielt an einem breiten und langen Bahnsteig, der von Menschen wimmelte: Soldaten in voller Ausrüstung oder in Arbeitskleidung, Zivilisten, russische Kriegsgefangene, die von anderen Gefangenen mit rot-weißen Armbinden bewacht wurden. Letztere waren meist mit Stöcken oder Knüppeln bewaffnet – es waren Antikommunisten, die berüchtigte Volkskommissare der russischen Armee denunziert und sich so das Recht erkauft hatten, ihre Kameraden überwachen zu dürfen. Das spielte uns in die Hände; niemandem gelang es besser als ihnen, aus den Gefangenen gute Arbeitsleistungen herauszuholen.

Zuerst hörte man Befehle auf deutsch, dann auf russisch. Eine Menschenmasse näherte sich unserem Zug, und im Licht von Lkw-Scheinwerfern begann auf dem Bahnsteig das Ausladen. Wir beteiligten uns an dieser Arbeit, die etwa zwei Stunden dauerte und uns ein bisschen aufwärmte. Wieder griffen wir zu unseren Vorräten. Der Fresssack Halls hatte in zwei Tagen bereits mehr als die Hälfte seiner Verpflegung aufgebraucht. Für den Rest der Nacht wurden wir in einem großen Gebäude untergebracht, wo wir halbwegs bequem schliefen.

Am nächsten Tag wurden wir zu einem Lazarett gebracht, in dem wir eine Reihe von Impfungen erhielten. Hier blieben wir zwei Tage. Minsk sah aus, als hätte es einiges durchgemacht. Es gab viele zerstörte Häuser mit von Einschüssen durchlöcherten Fassaden. Manche Straßen waren für jedwede Fahrzeuge unpassierbar. Ein Bomben- oder Granattrichter folgte auf den anderen, sodass sie teilweise sogar ineinander übergingen. Oft waren die Krater bis zu vier, fünf Meter tief. Hier musste es ordentlich eingeschlagen haben! Behelfspfade aus Brettern und anderen Materialien überbrückten dieses Chaos. Von Zeit zu Zeit machten wir einer Russin Platz, die mit einem großen Vorratsbeutel bepackt war und immer drei bis vier Knirpse im Gefolge hatte. Diese starrten uns mit unglaublich großen Augen an. Es gab auch einige merkwürdige Geschäfte, deren schmale, zerbrochene Schaufenster durch Bretter oder Strohsäcke ersetzt worden waren. Um zu erfahren, was in ihnen verkauft wurde, machten Halls, Lensen, Morvan und ich ein paar Abstecher hinein. Hier gab es große Steinguttöpfe in verschiedenen Farben, gefüllt mit einer Flüssigkeit – wahrscheinlich ein Getränk –, in der irgendwelche Pflanzen schwammen oder mit verschiedenen Sorten getrockneten Gemüses. Andere beinhalteten einen undefinierbaren Sirup, irgendetwas zwischen Marmelade und Butter.

Da wir auf Russisch nicht einmal guten Tag sagen konnten, redeten wir nur untereinander, wenn wir diese Geschäfte betraten. Die wenigen Russen, die wir dort antrafen, verfielen meistens in Schweigen und nahmen eine halb höfliche, halb ängstlich Haltung ein. Für gewöhnlich kamen die Hausherrin oder der Hausherr mit einem strahlenden Lächeln auf uns zu und boten uns in großen Schöpflöffeln ihre wunderbaren Erzeugnisse an, mit dem Ziel die furchterregenden Kämpfer, die sie offenbar in uns sahen, zu besänftigen.

Oft gaben sie uns ein feingemahlenes, gelbes Mehl gemischt mit diesem Sirup. Es schmeckte nicht unangenehm und erinnerte, natürlich nur sehr entfernt, an Honig. Unangenehm war nur der hohe Fettgehalt. Ich sehe noch immer die Gesichter der Russen, wie sie uns lächelnd diese Paste anboten und dabei etwas aussprachen, das wie »Urlka« klang. Ich habe nie erfahren, ob das heißen sollte: »Bedienen Sie sich, essen Sie«, oder ob es einfach der Name dieser Mischung war. Es gab Tage, da schwelgten wir geradezu in Urlka. Was uns nicht daran hinderte, uns pünktlich um elf Uhr zur Essenausgabe einzufinden.

Halls nahm alles, was ihm die Russen so höflich anboten. Es gab Momente, in denen er mich anwiderte. Er hielt den russischen Händlern sein Essgeschirr zum Befüllen hin, die ihm stets lächelnd darin verschiedene flüssig-triefende Speisen zusammenschütteten. In seinem Geschirr mischte sich das berühmte Urlka mit geröstetem Korn, zerstückelten Salzheringen und verschiedenen anderen Dingen. Halls das Schwein verschlang alles mit unerschütterlicher Zufriedenheit.

Von diesen Momenten der Zerstreuung in den Pausen unseres Dienstes abgesehen, hatten wir kaum Gelegenheit uns zu amüsieren. Minsk war ein großes Nachschubzentrum der Armee. Auf- und Abladen lösten sich unaufhörlich ab. Die Truppe war in diesem Sektor bestens organisiert. Es gab regelmäßig Post, für die Soldaten, die außer Dienst waren, gab es Kinos, zu denen wir anderen aber keinen Zutritt hatten, es gab Bibliotheken und Restaurants, die von russischen Zivilisten geführt wurden, aber ausschließlich deutschen Soldaten vorbehalten waren. Sie waren ziemlich teuer, ich für meinen Teil bin nie hingegangen. Halls, der alles geopfert hätte um sich vollzustopfen, gab dort sein ganzes Geld sowie einen Teil unseres Geldes aus. Selbstverständlich musste er uns dann alles ganz genau schildern, was er mit entsprechenden Ausschmückungen auch tat. Beim Zuhören lief uns das Wasser im Mund zusammen.

Wir wurden hier besser versorgt als in Polen und konnten uns zusätzlich fast umsonst besorgen, was wir uns an Verpflegung wünschten. Das war auch nötig. Es herrschte jetzt, zu Anfang Dezember, strenge Kälte. Die Temperatur erreichte dreizehn bis vierzehn Grad unter Null, und der Schnee, der immer wieder fiel, taute nicht weg. Stellenweise lag er einen Meter hoch. Dadurch verzögerte sich die Versorgung der Fronttruppen natürlich sehr, und den Erzählungen der Infanteristen zufolge, die aus den vorderen Linien zurückkamen, wo die Kälte noch mörderischer war als in Minsk, mussten sich die armen Kerle dort winzige Rationen teilen. Die Kälte und der Mangel an Kalorien führten zu körperlichen Leiden wie Lungenentzündungen, Erfrierungen, usw.

Das Reich unternahm zu dieser Zeit gewaltige Anstrengungen, um die Truppen vor dem erbarmungslosen Feind des russischen Winters zu schützen. In Minsk, Kowno und Kiew sahen wir zu riesigen Stapeln aufgetürmt Decken, spezielle Winterbekleidung aus Lammfell sowie Stiefel mit dicken, isolierenden Sohlen, deren filziger Schaft aussah als bestände er aus zusammengeballten Haaren. Handschuhe, mit Katzenfell ausstaffierte Kopfschützer, Heizlampen, die mit Benzin, Diesel oder Trockenspiritus funktionierten, Berge von Kartons mit Spezialkonserven sowie tausend andere Dinge häuften sich in den riesigen Lagern. Wir hatten mehr als genug von allem in Minsk. Und wir von den Transporttruppen der Rollbahn hatten die Aufgabe diese Sachen bis zu den vorderen Linien zu bringen, wo sie von den unglücklichen Kämpfern verzweifelt erwartet wurden.

Wir taten alles Menschenmögliche, doch das war nicht genug. Wie sehr wir gelitten haben, nicht unter der roten Armee, die sich bisher eigentlich nur zurückgezogen hatte, sondern unter dieser Kälte, ist kaum zu beschreiben. Außerhalb der großen Zentren hatten die deutschen Pioniere nicht die Zeit, die ohnehin raren Straßen zu reparieren oder gar neue anzulegen. Während wir diesen Herbst Sport getrieben hatten, hatte sich die Wehrmacht nach einem außergewöhnlichen Vormarsch mit dem ganzen Material in einem unglaublichen Meer aus Schlamm festgefahren. Dann war der erste Frost gekommen und hatte die großen Wagenspuren, die nach Osten führten, gefrieren lassen. Die Mechanik der Fahrzeuge hatte auf diesen Wegen, die höchstens von Panzern normal befahrbar waren, furchtbar gelitten. Trotzdem hatte das Gefrieren des Bodens für einen Moment die Versorgung der Truppen ermöglicht. Bis der Winter seine Schneemassen über die endlose Weite Russlands verteilte und damit ein weiteres Mal den Verkehr lahm legte.

In diesem Dezember 1942 waren wir schwer damit beschäftigt, täglich den gefallenen Schnee wegzuschaufeln, um unseren Lkw zu ermöglichen an einem Vormittag zwanzig oder dreißig Kilometer zurückzulegen. Unter dem Schnee offenbarte uns der steinharte Boden seine unheilvolle, mit Buckeln und Schlammlöchern gespickte Oberfläche, die wir sprengen oder auffüllen mussten, um die Fahrbahn zu ebnen. Am Abend beeilten wir uns dann für die Nacht einen Unterschlupf zu finden.

Manchmal war es eine von den Pionieren erbaute Baracke, manchmal eine Isba oder sonst irgendein Haus. Oft fanden wir uns mit fünfzig Mann in einem Häuschen wieder, das für ein Paar und zwei Kinder gedacht war. Am besten war es noch in den großen, speziell für Russland hergestellten Zelten. Sie waren hoch und spitz wie ein Tipi, sehr solide und für neun Mann ausgelegt; gewöhnlich waren wir etwa zwanzig darin. Unsere Einheit verfügte leider nur über wenige dieser Zelte. Zum Glück hatten wir jedoch genug Vorräte ergattert, sodass wir durch gute Ernährung die Strapazen einigermaßen aushielten. Wir wuschen uns nur wenn es möglich war, das hieß sehr selten; einige von uns verlausten zunehmend, sodass das erste, das wir bei unserer Rückkehr nach Minsk zu erledigen hatten, war uns entlausen zu lassen.

Das heilige Russland begann mir langsam zum Halse herauszuhängen und meine Tätigkeit als Fahrer ebenfalls. Wie alle anderen hatte ich Angst vor der Feuertaufe, doch ich war jetzt beinahe soweit, dass ich mir wünschte ich könnte endlich einmal diesen Karabiner gebrauchen, den ich seit einer Ewigkeit völlig nutzlos mit mir herumschleppte. Ich hatte das Gefühl, auf etwas zu schießen würde mir die

Möglichkeit geben mich für diese Kälte und für meine Blasen zu rächen. Durch das Schneeschaufeln waren meine Hände voll davon. Die Wollhandschuhe, die ich bei solchen Tätigkeiten anzog, ließen schon längst meine eisigen Fingerspitzen zum Vorschein kommen. An Händen und Füßen fror ich so sehr, dass ich zeitweise glaubte es vor Schmerz nicht mehr aushalten zu können. Das Thermometer zeigte zwanzig bis einundzwanzig Grad unter Null.

Wir lagen nun etwa zwanzig Kilometer nördlich von Minsk. Es galt einen riesigen Wagenpark zu bewachen, und wir hatten uns in den sieben oder acht Häusern des Dorfes einquartiert. Nur ein einziges Haus, das größte, war von einer russischen Familie mit ihren zwei Töchtern bewohnt. Sie hießen Korsky und behaupteten von der Krim zu stammen. »Ein wunderschönes Land«, sagten sie; der Mann sprach besser Deutsch als ich. Sie betrieben eine Art Kantine, wo wir, natürlich auf unsere Kosten, etwas zu essen und zu trinken bekamen. Dort konnten wir uns mal in einer anderen Umgebung, als nur in unseren Quartieren, mit einigen Kameraden treffen und uns amüsieren.

Der Schneefall hatte aufgehört, doch es wurde immer kälter. Unsere Kompanie war schon etwa eine Woche hier stationiert. An diesem Abend trat ich meine zweistündige Wache an. Ich durchquerte den Wagenpark, in dem ein halbes Tausend Fahrzeuge aller Art abgestellt und zur Hälfte unter dem Schnee begraben war. Vor der nächtlichen Querung dieses Ortes hatte ich mich schon am Vorabend gefürchtet. Ein Partisane hätte sich leicht zwischen den Wagen verstecken und uns abknallen können. Doch dann hatte ich mich damit beruhigt, dass sich der Krieg, wenn er denn existierte, anderswo abspielen musste. Die einzigen Russen, die ich bisher gesehen hatte, waren Gefangene oder Händler. Und wahrscheinlich würde ich niemals andere zu Gesicht bekomme.

Mit dieser Vorstellung im Kopf erreichte ich meinen Posten über den Pfad, den wir in den Schnee getreten hatten. Die ersten Fahrzeuge lagen etwa fünfzehn Meter entfernt. Eine Schneise von einem Meter Tiefe führte dorthin, was es im Fall eines Angriffs ermöglichte innerhalb der Deckung vorzurücken oder sich zu den Wagen zurückzuziehen. Die Seitenwände der Schneise waren durch den neuen Schnee bereits wieder um siebzig Zentimeter angewachsen, und nach jedem weiteren Schneefall mussten wir aufs Neue schaufeln. Ich hatte mich auf die vor mir liegende Kiste gestellt, von der aus die Wachposten ein bisschen weiter sehen konnten. Über dem Mantel trug ich noch eine Decke, die mich allerdings in meinen Bewegungen behinderte.

Ich hatte mich geweigert Alkohol zu trinken, dessen Geschmack mir zuwider war, und so bereitete ich mich darauf vor ein weiteres Mal zu schlottern. Die Nacht war klar, und ich hätte noch in hundert Meter Entfernung eine Krähe erkennen können. Eine Ansammlung verkümmerter Büsche verhinderte, dass man den Horizont sehen konnte. Drei der vier Telefonleitungen, die sich durch unser Lager zogen, verloren sich in verschiedenen Richtungen. Die unregelmäßig verteilten Pfeiler stützen die Leitungen jedoch nicht ausreichend, sodass diese teilweise bis auf den Boden hingen.

Meine Nase begann den beißenden Frost zu spüren – sie war der einzige Körperteil, der unbedeckt war. Ich hatte meine Mütze tief herunter gezogen, sodass

sie mir bis über die Ohren reichte, darüber trug ich noch, wie es sich für einen Wachposten gehörte, den Stahlhelm. Den Kragen des Pullovers, den mir meine Eltern geschickt hatten, hatte ich bis zu dem Rand der Mütze hochgerollt.

Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick auf das, was ich zu bewachen hatte und fragte mich, was wir wohl tun würden, falls die ganzen Fahrzeuge einmal schnell weggeschafft werden müssten. Die Motoren mussten so zäh gehen wie verdammter Gummi.

Ich war etwa eine Stunde dort, als am Rand des Wagenparks eine Gestalt auftauchte. Ich ließ mich schnell auf den Boden des Schneelochs fallen. Bevor ich die fest eingepackten Hände aus den Tiefen meiner Taschen zog, riskierte ich einen Blick über den Wall. Die Gestalt kam in meine Richtung; das musste einer von den Unseren sein, der die Posten kontrollierte. Aber wenn es ein Bolschewist war?

Murrend befreite ich meine Hände und schnappte mir mein Gewehr. Der festgefrorene Verschluss schmerzte mich an den Fingern. Für alle Fälle spannte ich ihn und stieß ein: »Wer da?« hervor. Eine vertraute Antwort kam mir entgegen und die Kugel blieb im Gewehr.

Ich hatte gut daran getan, die grundlegenden Vorsichtsmaßnahmen zu berücksichtigen: Es war ein Offizier, der seine Runde machte. Ich salutierte.

»Alles in Ordnung?«

»Jawohl, Herr Leutnant!«

»Na, dann also frohe Weihnachten!«

»Was, es ist Weihnachten?«

»Ja, schau mal da.«

Er zeigte auf das Haus der Korskys. Das mit Schnee beladene Dach reichte bis zum Boden. Die schmalen Fenster waren an diesem Abend viel heller beleuchtet, als es wegen der Verdunkelungsverordnung eigentlich zulässig war. In ihrem Schein sah ich die sich bewegenden Silhouetten meiner Kameraden. Kurz darauf stieg eine große Flamme von einem Scheiterhaufen auf, den man wohl mit Benzin entzündet haben musste.

In der Stille dieser eisigen Nacht hob sich nach und nach ein leiser Gesang aus dreihundert Kehlen empor. »Stille Nacht, Heilige Nacht« … War das möglich? … Es interessierte mich nicht mehr, was außerhalb des Lagers geschah. Ich konnte den Blick nicht von dem Schein wenden, der von der Glut ausging; der Glanz erhellte die Gesichter der am nächsten Stehenden, die der Anderen verloren sich im Schatten. Kraftvoll hob sich jetzt der inzwischen mehrstimmige Gesang. Ich weiß nicht, ob es die besonderen Umstände dieses Weihnachtsabends waren, aber ich kann mich nicht erinnern, seither jemals etwas Schöneres gehört zu haben.

Zum erstenmal seit ich Soldat war tauchten Erinnerungen meiner frühen Jugend auf, die ja gar nicht so weit zurücklag. Wie mochte es heute abend bei uns zu Hause sein? Wie ging es in Frankreich? Im Wehrmachtsbericht hieß es in der letzten Zeit, dass viele französische Einheiten jetzt an unserer Seite kämpften. Das erwärmte mir das Herz. Deutsche und Franzosen marschierten Seite an Seite, das war großartig! Bald würde ich nicht mehr frieren müssen! Der Krieg würde bald zu Ende sein! Was würde ich alles zu erzählen haben! Diese Weihnacht

hatte mir zwar kein Geschenk gebracht, aber so viele gute Nachrichten über die Freundschaft zwischen meinen beiden Ländern, dass ich dennoch überwältigt war.

Ich war jetzt ein Mann, und ich versuchte in meinem tiefsten Innern einen Wunsch niederzukämpfen, eine Idee, die mich verfolgte und derer ich mich schämte: Ich hätte so gern ein schönes mechanisches Spielzeug bekommen!

Meine Kameraden sangen weiter; an der ganzen Front durften jetzt so wie sie Millionen Soldaten singen. Ich wusste nicht, dass zu eben dieser Stunde sowjetische T-34, welche die Waffenruhe ausnutzten, die Weihnachten mit sich bringen sollte, die Vorposten im Abschnitt Armotovsk niederwalzten. Ich wusste nicht, dass meine Kameraden von der 6. Armee, bei der ein Onkel von mir war, zu Tausenden in der Hölle von Stalingrad starben. Ich wusste nicht, dass die deutschen Städte unter den ungeheuren Bombenangriffen der RAF und der USAF litten.

Und ich hätte niemals den Gedanken gewagt, dass die Franzosen von einer deutsch-französischen Allianz nichts wissen wollten und somit das Drama der Widerstandskämpfer und der Repressalien seinen Lauf zu nehmen begann.

Es war das schönste Weihnachten, das ich jemals erlebt hatte: Kein Eigennutz war im Spiel, und es war frei von allen kitschigen Beigaben. Ich war allein unter dem weiten Sternenzelt, und ich glaube mich zu erinnern, dass ich eine Träne meine eisigen Wangen herunterlaufen spürte. Ihre Quelle war weder Schmerz noch Freude, sie kam einfach aus der Wahrhaftigkeit, die ich in diesem Moment empfand.

Als ich zurückkam, hatten die Offiziere die Feierlichkeiten beendet und das Feuer löschen lassen. Halls hatte für mich eine halbe Flasche Schnaps auf die Seite gebracht, von dem ich ein paar Schlucke nahm, um ihn nicht zu enttäuschen.

Es vergingen weitere vier Tage. Die ganze Zeit über hatte es starken Frost, und Schneestürme sorgten für noch mehr Gemütlichkeit. Wir gingen nur ins Freie, um unsere Notdurft zu verrichten und verheizten Tonnen von Holz. Die Häuser waren so konzipiert, dass sie die Wärme hielten, und es war manchmal sogar zu warm darin. Es ging uns gut. Aber wie gewöhnlich: gerade dann kommt der Ärger.

Der unsere begann gegen drei Uhr früh. Ein Wachposten stieß polternd die Tür unserer Isba auf und ließ einen eisigen Luftzug und zwei Uniformierte eindringen. Ihre bläulichen, maskenhaften Gesichter hatten den gleichen erstarrten Ausdruck. Sie stürzten zum Ofen und sagten erstmal nichts. Ich war nicht der einzige, der zu schimpfen begann, diese Idioten könnten wenigstens die Tür zumachen. Die einzige Antwort darauf war ein Fluch und ein »Achtung!«. Da wir uns nur erstaunt ansahen, sonst aber nicht reagierten, stieß derjenige, der gebrüllt hatte, die neben ihm stehende Bank mit einem Tritt um. Dann stürzte er sich, seinen Befehl beständig wiederholend, auf das improvisierte Lager eines unserer Kameraden. Gewaltsam riss er den ganzen Haufen von Decken, Mänteln und Jacken weg, mit denen sich unser Freund zugedeckt hatte. Im schwachen Schein unseres Ofens hatten wir die Schulterstücke eines Feldwebels erkannt.

»Wollt ihr endlich aus euren Löchern kriechen, ihr Schweinebande!«, schrie der Feldwebel und stieß alles um, was in seiner Reichweite lag. »Wer ist hier der Stubenälteste? Wenn das keine Schande ist! Glaubt ihr, dass wir so die russische

Offensive aufhalten werden? Ihr habt zehn Minuten, um euren Mist zusammenzupacken, oder ich jage euch nackt raus!«

Benommen vom Schlaf und verdutzt über dieses abrupte Erwachen packten wir eilig unsere Sachen zusammen. Der wütende Irre war, gefolgt von dem starren anderen Soldaten, hinausgegangen, hatte die Tür weit offengelassen und versetzte nun die Kameraden in der gegenüber liegenden Isba in Panik. Wir verstanden diesen ganzen Aufruhr nicht wirklich. Die Wache meinte, die Männer seien mit einem Krad von Minsk bis hierher gekommen, was uns jedoch auch nicht viel weiter brachte. Es musste einige Zeit in Anspruch genommen haben diese zwanzig Kilometer zurückzulegen, was sie wohl verärgert hatte.

Obwohl der Feldwebel weiter vergeblich herumbrüllte wie ein Verrückter, dauerte es mindestens zwanzig Minuten, bis er die meisten aufgerüttelt hatte und wir draußen im Schnee angetreten waren. Laus selbst, der genauso wie wir aus tiefstem Schlaf gerissen worden war, tat so, als sei er völlig einverstanden mit seinem wütenden Kollegen und brüllte uns ebenfalls an. Endlich sagte der Feldwebel, der sich noch immer nicht abgeregt hatte: »Ihr müsst euch noch vor Tagesanbruch bei der Einheit von Major Uträner in Minsk einfinden.«

Und dann, sich Laus zuwendend: »Sie nehmen fünfzehn Lkw aus dem Wagenpark und fahren dorthin, wo ich es Ihnen gesagt habe.«

Warum hat er diese Befehle eigentlich nicht telefonisch durchgegeben, statt sich in einen solchen Zustand zu bringen? Später erfuhren wir, dass, während wir friedlich geschlafen hatten, die Telefonleitung an vier Stellen durchgeschnitten worden war.

Es ist unvorstellbar, welche Mühe wir hatten, die Fahrzeuge in Gang zu bringen. Wir mussten erst die Fässer mit Benzin und Alkohol heranrollen, die Tanks auffüllen, die Batterien anschließen, uns damit abrackern die Motoren mit der Kurbel anzuwerfen sowie ganze Berge von Schnee beiseite schaffen, um einen Durchgang herzustellen. Und das alles beinahe ohne Licht. Schließlich waren aber doch alle fünfzehn Lkw fahrbereit, und wir machten uns auf den Weg nach Minsk über die verschneite und holprige Straße, auf der der Feldwebel zu uns gelangt war. Einer der Wagen geriet jedoch auf dem glatten Boden ins Schleudern, und wir brauchten mindestens eine halbe Stunde, um ihn aus dem Graben zu ziehen, in den er gerutscht war. Wir mussten ihn an einen anderen Wagen anhängen, dessen Reifen jedoch durchdrehten; fast die gesamte Kompanie eilte zur Hilfe und wir trugen den Wagen förmlich zurück auf die Straße.

Gegen acht Uhr – es war noch immer nicht hell – stießen wir zu Major Uträner und seinem Regiment. Trotz all der Anstrengung war uns nicht warm geworden und wir bibberten so wie wir es schon gewohnt waren. Bald fanden wir uns mit etwa zweitausend bis dreitausend Leuten auf einem großen Dorfplatz wieder. Es herrschte eine große Hektik in Minsk.

Über Lautsprecher, die da und dort angebracht waren, wurde eine Ansprache von der Kommandostelle her übertragen. Der Sprecher wies uns darauf hin, dass auch eine siegreiche Armee ihre Toten und Verwundeten habe, dass es unsere Aufgabe als Transporteinheit sei, koste es, was es wolle, und allen Schwierigkeiten zum Trotz, die er nicht bagatellisieren wolle, die kämpfenden Truppen mit Verpfle-

gung, Munition und allem anderen nötigen Material zu versorgen. Unser Konvoi müsse unter allen Umständen die Ufer der Wolga erreichen, damit Generaloberst Paulus seine Schlacht siegreich beenden könnte. Achtzehnhundert Kilometer trennten uns noch von unserem Ziel, und wir hatten keine Minute zu verlieren.

In allen Ecken Russlands vollbrachten die Transporteinheiten wahre Wunder, um Stalingrad zu erreichen: Die 6. Armee wurde nicht ihrem Schicksal überlassen, ich weiß wovon ich spreche. Die Konvois lieferten den roten Truppen, die den Befehl hatten die Verpflegungstransporte, auf die Paulus wartete, zu stoppen, erbarmungslose Kämpfe. Diese starken Truppen trafen nun auf stark bewaffnete mobile Einheiten, welche ihnen enorme Verluste beibrachten. Der eigentliche Feind war aber der furchtbare Winter, der unsere Transporte im Grunde lahmlegte und gegen den die Wehrmacht nichts tun konnte. Die Luftwaffe versorgte die unglückseligen Streitkräfte von Stalingrad so lange mit Nachschub, wie es die Witterung zuließ. Selbst nachdem die Luftwaffenstützpunkte im Nordosten dieser Stätte des Martyriums geschlossen worden waren, warfen die Flieger alles was sie nur konnten mit Fallschirmen ab und stellten ihre Tätigkeit erst ein, als jeder Flug ein Selbstmordkommando wurde.

Wir brachen nach der Essenausgabe um elf Uhr auf. Von meinen besten Kameraden getrennt geriet ich mit zwei anderen Kerlen auf einen Fünf-Tonnen-Lkw, der zur Hälfte mit schweren automatischen Waffen beladen war. Zunächst ging es auf einer gut geräumten Straße rasch voran. Die Schneepflüge hatten hier ganze Arbeit geleistet. Die Wände aus dem zur Seite geschafften Schnee auf beiden Seiten der Straße waren mindestens zweieinhalb bis drei Meter hoch. Wir kamen an einen Pfeiler, der mit einem halben dutzend Wegweisern gespickt war, die in alle Himmelsrichtungen zeigten. Auf dem Schild, nach dem wir uns richteten, konnte ich lesen: »Nach Pripjet, Kiew, Dnjepr, Charkow, Dnjepropetrowsk.«

Unsere Truppen hatten alle Leute dienstverpflichtet, die auch nur in der Lage waren eine Schneeschaufel zu halten, und so legten wir an die hundert Kilometer unter ziemlich guten Bedingungen zurück. Bald erreichten wir eine Anhöhe, vor der sich das gewaltige Panorama der Ukraine unter einem gelblichgrauen Himmel ausbreitete.

Die zehn oder zwölf Lkw vor uns hatten ihre Fahrt stark verlangsamt. Vor ihnen war eine Kompanie Soldaten dabei den Schnee wegzuschaufeln. Ein großer Lkw schob einen Schlitten vor sich her, der mit einer Art Ventilator ausgestattet war, welcher den Schnee nach allen Seiten trieb. Jenseits davon erstreckte sich ein makelloser Schneebelag von mindestens vierzig bis sechzig Zentimeter Höhe in die Unendlichkeit. Die ausgiebigen Niederschläge verdeckten jegliche Fahrzeugspuren, und man musste die Fahrbahn mit dem Kompass wiederfinden. Unser Offizier und die Unteroffiziere waren ein Stück über das geräumte Gebiet hinausgegangen, standen bis zu den Knien im Schnee, untersuchten den Horizont und fragten sich, wie man bei diesen Schneemassen vorwärts kommen sollte. An Bord des Lkw, dessen sämtliche Fenster der Fahrerkabine fest verschlossen waren, genossen mein Kamerad und ich die relative Wärme, die der laufende Motor produzierte.

Wir waren beide sehr schweigsam. Wobei sich die Situation für eine sinnlose Unterhaltung auch nicht eignete. Wir sehnten uns alle nach ein bisschen Behaglichkeit. Vielleicht erscheint einem das heute als etwas Normales, aber zu jener Zeit und an jenem Ort hatten diejenigen, die das Glück hatten ein wenig Komfort beanspruchen zu können, das Gefühl einen unrechtmäßigen Luxus zu genießen. Wo wir aber gerade davon sprechen, schon war es auch wieder vorbei mit meiner Träumerei. Sie ließen uns aus unseren Fahrzeugen aussteigen und verteilten Schneeschaufeln. Es gab nicht genug für alle, doch unsere Unteroffiziere befahlen uns einfach irgend etwas einzusetzen, Hauptsache der Konvoi könne weiterfahren, wie auch immer das gelinge. Einige schaufelten mit einem Brett, einem Helm, einer Pfanne …

Zusammen mit zwei Anderen hatte ich die hintere Ladeklappe von einem der Lkw geholt, in der Hoffnung mit diesem sperrigen Gerät den Schneepflug spielen zu können. Doch trotz unseres guten Willens und aller Anstrengungen gelang es uns nicht die Fahrbahn freizubekommen. Die Pfeife eines Feldwebels unterbrach diese chaotische Betriebsamkeit.

»Was wollt ihr da eigentlich erreichen? Kommt mit mir, wir gehen Arbeitskräfte auftreiben. Nehmt eure Waffen mit.«

Ich ließ mir zwar nichts anmerken, aber in Wahrheit freute ich mich. Alles machte ich lieber als Schnee zu schippen. In meinem Inneren bedankte ich mich bei den zwei Idioten, denen ich die Technik mit dem improvisierten Schneepflug verdankte. Wir schlossen uns dem Feldwebel an. Ich hatte nicht die geringste Idee, wo dieser große Mann Arbeitskräfte zu finden hoffte. Seit unserem Aufbruch in Minsk waren wir nur durch zwei ausgestorbene Dörfer gekommen. Mit umgehängtem Karabiner verließ unsere kleine Gruppe nun die Piste, die unsere Lkw geformt hatten und marschierte gen Norden. Ich übertreibe nicht wenn ich sage, dass uns der Schnee bis an die Knie reichte, was unser Fortkommen sehr beschwerlich machte.

Es waren nun zehn Minuten vergangen, während der ich mich bemühte mit dem Feldwebel, der etwa fünf Meter vor mir war, Schritt zu halten. Ich war völlig außer Atem, und ich spürte wie mir unter der schweren Bekleidung der Schweiß den Rücken hinunterzulaufen begann. Mein Atem bildete große Dampfwolken vor meinem Gesicht, die in der eisigen Luft gleich wieder verschwanden. Ich ging weiter, den Blick immer nur auf die tiefen Spuren gerichtet, die der Feldwebel hinterließ. Ich versuchte genau in seine Fußstapfen zu treten, aber der Mann war viel größer als ich, sodass ich für jeden Schritt einen ordentlichen Sprung machen musste. Ich vermied es den Horizont zu betrachten, der mir ungeheuer weit entfernt zu sein schien. Ein dünner Birkenwald versperrte bald den Blick auf unseren Konvoi.

Lächerlich klein in dieser weißen Unendlichkeit, marschierten wir immer weiter. Es war mir ein großes Rätsel, wo unser Feldwebel seine berühmten Arbeitskräfte finden wollte. Es war jetzt beinahe eine Stunde her, dass wir aufgebrochen waren. Plötzlich war in der absoluten Stille der Winterlandschaft ein Geräusch zu hören, das lauter wurde. Wir blieben stehen.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte unser Anführer. »Schade, diesen werden wir verpassen!«

Ich verstand nicht wirklich, was er damit meinte, doch das Geräusch wurde immer klarer. Zu unserer Linken bemerkte ich einen schwarzen Strich in der Schneelandschaft. Ein Zug! … Es war also eine Eisenbahnstrecke ganz in der Nähe. Da sie nicht von den üblichen Oberleitungen gesäumt war, die meistens über den Schienen verliefen, hatte ich nichts bemerkt. Mir war jedoch nicht so ganz klar, was wir mit einem Zug anfangen sollten. Würde er vielleicht unsere Ladung übernehmen?

Der Zug fuhr in einer Entfernung von fünfhundert Metern sehr langsam an uns vorüber. Er war lang; von Zeit zu Zeit spie eine der fünf angekuppelten Lokomotiven eine beeindruckende Dampfwolke aus, die jedoch wie von Zauberhand verschwand. Der Zug musste mit einer speziellen Vorrichtung zum Beseitigen des Schnees ausgestattet sein. Eine Viertelstunde später waren wir am Bahndamm.

»Es kommen hier viele Versorgungszüge für unsere Truppen vorbei«, sagte der Feldwebel. »Sie bestehen aus Güterwaggons und auch aus einigen Passagierwagen für russische Zivilisten. Wir halten den nächsten an und holen uns von den Russen Leute zum Arbeiten.«

Endlich hatte ich begriffen.

Jetzt galt es nur noch zu warten. Damit uns nicht kalt wurde, liefen wir hin und her. Tatsächlich war die Temperatur etwas milder geworden; meinem Gefühl nach waren es höchstens zehn Grad minus. Es ist übrigens unglaublich zu erleben, wie schnell man sich an eine Temperatur von minus zwanzig Grad gewöhnt. Diese Kälte erschien uns sehr erträglich. Es gab Soldaten, die zum Schneeschaufeln nur ihre Pullover anbehielten und dabei immer noch schwitzten. Ich kenne wirklich niemanden, der in der Lage wäre, so viele Unannehmlichkeiten, gleichgültig ob durch Kälte, Hitze oder was sonst noch verursacht, zu ertragen wie die Deutschen. Die Russen waren alle miteinander verfrorener. Allerdings hatte ich vollstes Verständnis für sie: Ich lebte quasi mit einem beständigen Zittern.

Ein erster Zug fuhr uns vor der Nase davon ohne anzuhalten. Unser Feldwebel, der durch alle möglichen Zeichen versucht hatte ihn anzuhalten, tobte. Die Soldaten, die den Zug begleiteten, hatten uns zugerufen, dass sie Befehl hätten unter keinen Umständen anzuhalten.

Enttäuscht liefen wir weiter in der Richtung des Zuges, der vorbeigefahren war. Jedenfalls musste unsere Straße parallel zu den Schienen verlaufen; es würde also reichen im rechten Winkel zur Eisenbahnlinie zu marschieren, um unsere Kompanie wiederzufinden. Das Dumme war nur, dass wir weit entfernt von der Feldküche waren und es wahrscheinlich schon längst zur Essenausgabe geläutet hatte. Zwar hatte ich in einer meiner Manteltaschen zwei Stücke Roggenbrot, wagte es aber nicht sie herauszuholen, aus Angst teilen zu müssen. Die zwei Soldaten, mit denen ich Schnee geschippt hatte, kannten sich offenbar schon einige Zeit; sie blieben immer zusammen und unterhielten sich untereinander. Der Feldwebel stapfte alleine weit vor uns und ich bildete die Nachhut. Wir marschierten nun schon eine geraume Zeit. Die Eisenbahnstrecke führte jetzt durch eine Senke, an deren beiden Seiten mageres Gestrüpp wuchs. Wir waren schon

etwa drei Stunden unterwegs, seit wir unsere Kompanie verlassen hatten. Die Gleise führten immer weiter geradeaus; falls ein Zug gehalten hätte, würden wir das noch aus zehn Kilometern Entfernung gesehen haben. Die kleinen Bäume um uns herum wurden dichter und breiteten sich weiter aus.

Es waren schon fast drei Stunden, dass wir unsere Kompanie verlassen hatten. Von dem Schnee hob sich alles sehr scharf ab. Seit einer Weile sah ich in etwa fünfhundert Metern Entfernung, auf der anderen Seite der Schienen, einen schwarzen Fleck. Zehn Minuten später wurde uns klar, dass es sich dabei um eine Baracke handelte, und unser Feldwebel ging auch schon darauf zu. Das musste wohl eine Unterkunft für Eisenbahner sein oder irgendetwas Ähnliches. Unser Chef hob seine Stimme: »Beeilt euch! Ein Unterschlupf – wir werden dort drin warten.«

Das war keine schlechte Idee. Wir beschleunigten unsere Schritte, und der Junge mit den vielen Sommersprossen, mit dem ich zusammen Schneepflug gespielt hatte, witzelte mit seinem Kameraden. Wir gingen von rechts auf die Baracke zu, als mir ein scharfer Knall entgegenschlug. In der gleichen Sekunde sah ich eine dünne weiße Rauchwolke links von der Baracke aufsteigen.

Erschrocken schaute ich zu meinen Kameraden. Der Feldwebel hatte sich in den Schnee geworfen wie ein Torwart nach dem Ball und lud seine MP. Der Junge mit den Sommersprossen taumelte auf mich zu, die Augen weit geöffnet, einen seltsamen, verstörten Ausdruck im Gesicht. Als er nur noch zwei Meter von mir entfernt war, ging er in die Knie, sein Mund öffnete sich, als ob er etwas schreien wollte, aber es kam kein Ton heraus, und er kippte nach hinten um. Es gab einen zweiten Knall, gefolgt von einem dünnen Pfeifen.

Ohne zu verstehen warf ich mich flach auf den Bauch in den Schnee. Die MP des Feldwebels ratterte, und ich sah wie der Schnee auf dem Dach der Hütte aufstäubte. Doch ich musste immer wieder zu dem jungen, rothaarigen Soldaten hinsehen, dessen regloser Körper wenige Meter von mir entfernt lag.

»Gebt mir Feuerschutz, ihr Idioten«, schrie der Feldwebel und machte einen Sprung nach vorn.

Ich sah nach dem Freund des Rothaarigen, der mehr erstaunt als erschrocken aussah. Ruhig schulterten wir beide unsere Gewehre, zielten in Richtung Wald, von dem aus immer noch Schüsse fielen, und drückten ab.

Die Schüsse aus meinem Karabiner gaben mir etwas Vertrauen – doch ich hatte Angst. Zwei Kugeln pfiffen noch an meinen Ohren vorbei. Mutig hatte sich unser Feldwebel aufgerichtet und warf eine Handgranate. Eine heftige Explosion zerriss die Luft und eine der morschen Hüttenwände zersplitterte.

Mit einer merkwürdigen Ruhe starrte ich weiter in Richtung Baracke. Der Feldwebel schoss immer noch aus seiner MP. Gelassen schob ich eine neue Kugel in den Lauf meines Gewehrs. Als ich es in Anschlag brachte, kamen zwei schwarze Gestalten aus den Resten der Hütte hervor und begannen in Richtung Wald zu rennen. Die Gelegenheit war günstig; das Balkenkorn meiner Waffe hob sich schwarz von der weißen Landschaft ab, bald schon legte es sich über eine der rennenden Gestalten. Ich drückte ab … daneben!

Unser Chef war nun bis an die Baracke herangekommen und schoss auf die Flüchtenden ohne sie zu treffen. Nach einer kurzen Weile gab er uns ein Zeichen ihm zu folgen und wir krochen aus unseren Schneelöchern heraus.

Der Feldwebel beobachtete etwas in den Trümmern der Hütte. Wir kamen näher. Ein Mann lehnte an der Wand; sein bärtiges Gesicht war uns zugewendet und die Augen sahen feucht aus. Er sah uns an ohne ein Wort zu sagen. Seine gefütterte Pelzkleidung war nicht militärisch. Während ich ihn betrachtete, fiel mein Blick auf seine linke Hand; sie war blutüberströmt, und auch aus seinem Kragen quoll Blut. Er tat mir leid. Doch die Stimme des Feldwebels rüttelte mich auf: »Partisane!«, schrie er »Na? … Du weißt, was dich erwartet!«

Er richtete seine Waffe auf den Russen, der voller Angst noch ein Stück weiter in die Trümmer hineinkroch. Instinktiv war auch ich zurückgewichen. Der große Feldwebel steckte seine MP jedoch zurück in ihr Futteral.

»Kümmert euch um ihn!«, befahl er und zeigte auf unseren Verwundeten.

Wir trugen den Partisanen ins Freie; er stöhnte und redete unverständliche Dinge.

Erst fern, dann immer näher klang das Geräusch eines herannahenden Zuges. Dieser jedoch kam aus der entgegengesetzten Richtung und fuhr dahin zurück, woher wir gekommen waren. Es gelang uns ihn anzuhalten. Drei in große Rentierfelle eingepackte Soldaten sprangen von dem ersten Waggon herunter. Einer von ihnen war ein Leutnant, und wir nahmen Haltung an.

»Was ist los mit euch?«, schimpfte er. »Warum zur Hölle habt ihr uns angehalten?«

Der Feldwebel erklärte ihm die Sache mit den Arbeitskräften.

»In diesem Zug gibt es nur Verwundete und Sterbende«, erwiderte der Leutnant. »Wenn wenigstens ein paar Urlauber dabei gewesen wären, hätte ich euch ein paar abgegeben. Leider kann ich nichts für euch tun.«

»Wir haben zwei Verwundete«, wagte sich der Feldwebel hervor.

Der Leutnant ging bereits auf den leblosen kleinen Rothaarigen zu.

»Ihr seht doch, dass er tot ist …«

»Nein, Herr Leutnant, er atmet noch schwach …«

»Na ja, vielleicht. Aber in einer Viertelstunde …«, sagte der Leutnant und machte eine vage Handbewegung. »Also gut, wir nehmen ihn mit.«

Er pfiff zwei zu Skeletten abgemagerte Sanitäter heran, die unseren Kameraden übernahmen. Als sie ihn aufhoben bemerkte ich mitten auf seinem Rücken einen braunen Fleck, aber ich war mir nicht sicher ob es Blut war, das sich mit der grünen Farbe seiner Jacke vermischte, oder etwas anderes.

»Wo ist der andere?«, fragte der Leutnant ungeduldig.

»Dort, bei der Baracke, Herr Leutnant.«

Als dieser bei dem Sterbenden war, schrie er: »Was? Wer ist das?«

»Ein Russe, Herr Leutnant, ein Partisane.«

»Ach ja? Und Ihr glaubt, ich würde mich mit einem dieser Schweinehunde belasten, die uns in den Rücken schießen? Als ob wir nicht genug mit dem Krieg von vorne zu tun hätten!«

Er gab den zwei Soldaten, die bei ihm waren, einen Befehl; diese gingen auf den Unglücklichen zu, der im Schnee lag. Zwei Schüsse ertönten.

Eine Viertelstunde später waren wir auf dem Rückweg. Der Feldwebel hatte die Idee aufgegeben, irgendwo Arbeitskräfte aufzutreiben. Wir versuchten unsere Kompanie wiederzufinden, die nicht sehr weit gekommen sein konnte.

Ich hatte also die Feuertaufe erhalten. Dabei kann ich nicht einmal sagen, welchen Eindruck ich davon zurückbehalten hatte, denn es gelang mir nicht meine Gedanken zu ordnen. Die Ereignisse dieses Tages hatten etwas Absurdes. Die Fußspuren des Feldwebels im Schnee waren riesig. Geistesabwesend sah ich mich nach dem Sommersprossigen um, der an unserer Seite hätte sein sollen. Alles hatte sich so schnell ereignet, dass ich nicht imstande war, das Geschehene zu begreifen, und doch waren zwei Menschen ganz unnötig gestorben. Der unsere war nicht einmal achtzehn Jahre alt.

Es war schon lange Nacht, als wir unsere Kompanie endlich erreichten; eine klare, kalte Nacht, in der das Thermometer rapide sank.

Trotz unseres unfreiwilligen, vierstündigen Marsches waren wir steif und hungrig. In meinem Kopf drehte sich alles, so zermürbt war ich von Müdigkeit und Kälte. Mein Atem gefror an dem Kopfschützer, der nur noch meine Augen frei ließ.

Wir hatten unsere Kolonne, die sich schwarz auf weiß vom Schnee abhob, schon von weitem ausgemacht. Sie war wirklich nicht sehr weit gekommen, seitdem wir sie verlassen hatten. Die Lkw steckten bis zum Fahrgestell in dieser weißen Schneekruste, und in den Rädern und Kotflügeln hingen dicke Eisklumpen. Beinahe alle Soldaten hatten sich in die Führerhäuschen verkrochen und sich, nachdem sie ein bisschen auf der Verpflegung herumgekaut hatten, mit allem zugedeckt was sie hatten finden können. Entkräftet versuchten sie trotz der Kälte zu schlafen. Ein Stück weiter schlugen die zwei armen Teufel, die zur Wache eingeteilt waren, die Stiefel aneinander, um sich die Füße aufzuwärmen.

Durch die völlig vereisten Scheiben der Führerhäuschen sah man hie und da in den Kabinen die Glut einer Pfeife oder einer Zigarette aufleuchten. Ich stieg über die Heckklappe in meinen Wagen und suchte in der Dunkelheit meinen Brotbeutel und das Kochgeschirr. Mit klammen Fingern hielt ich das Geschirr und schlang schnell irgendetwas ekliges hinein, das an Sojabrei erinnerte und obendrein noch hartgefroren war. Es schmeckte so scheußlich, dass ich nach kurzer Zeit den Rest aus dem Wagen kippte. Ich hielt mich dafür an einer Büchse aus meiner Marschverpflegung schadlos.

Draußen sprach jemand. Ich beugte mich hinaus, um mehr sehen zu können. Man hatte in einem Schneeloch ein kleines Feuer angezündet, das fröhlich flackerte. Sofort sprang ich aus dem Wagen und näherte mich dieser Quelle der Wärme und der Freude. Es waren dort drei Burschen, darunter der Feldwebel von heute Nachmittag. Letzterer schimpfte vor sich hin, während er auf dem linken Knie Holzbretter zerbrach.

»Ich habe es satt zu frieren. Ich habe im vergangenen Winter eine Lungenentzündung gehabt. Wenn sich das hier wiederholt, werde ich daran verrecken. Falls wir beobachtet werden, sieht man unsere Karren sowieso auf zwei Kilometer; es sind nicht die paar brennenden Zweige, die uns verraten würden.«

»Recht haben Sie!«, erwiderte ein Landser, der mindestens fünfundvierzig Jahre alt war. »Die Russen, ob Partisanen oder nicht, sind sowieso in ihren warmen Betten.«

»Ich wäre so gerne zu Hause«, sagte ein anderer, der in die Flammen starrte.

Wir wären fast in das Feuer gekrochen, um möglichst viel von der Wärme abzubekommen. Nur der große Feldwebel war immer noch verbissen dabei aus einer Kiste Kleinholz zu machen.

Plötzlich wurden wir angerufen: »He, ihr da!«

Zwischen den Lkw tauchte eine Gestalt auf. Im Schatten erkannte man ein blinkendes Silbermotiv auf seinem Helm. Schon traten der Feldwebel und der Alte schnell das Feuer aus. Der Hauptmann war nun herangekommen und wir nahmen Haltung an.

»Was fällt euch ein? Seid ihr verrückt geworden? Kennt ihr nicht den Befehl? Aber da ihr schon mal an dem Feuer Wache halten wollet, dann nehmt eure Waffen und macht mir eine Patrouille durch die Umgebung. Eure Idiotie hat bestimmt ein paar willkommene Gäste angelockt; seht zu, dass wir sie rechtzeitig abfangen. Ihr geht zu zweit auf Patrouille bis zum Abmarsch, verstanden?«

Das hatte uns noch gefehlt! Ich hätte heulen können, als ich ein weiteres Mal dieses verdammte Gewehr holte. Ich war kaputt, erschöpft, durchgefroren und was weiß ich noch alles! Nein, niemals würde ich die Kraft haben wieder durch diesen furchtbaren Schnee zu stapfen, dessen harte Oberfläche dreißig bis vierzig Zentimeter weißen Puder verbarg, in dem meine Stiefel versanken. Ich war erfüllt von einer Wut, der ich nicht freien Lauf lassen konnte. Die Müdigkeit hinderte mich daran. Mühevoll schleppte ich mich zu meinen Leidensgenossen zurück. Der Feldwebel entschied, dass der über fünfundvierzig Jahre alte Kerl und ich die erste Runde machen sollten.

»Wir lösen euch in zwei Stunden ab, das ist dann weniger hart für euch!«, sagte er.

Ich habe nie begriffen warum, aber ich hatte das Gefühl, dass mich dieser Schweinehund mit Absicht mit dem alten Kerl zusammengetan hatte. Er zog es offensichtlich vor mit dem anderen zu gehen, der um die fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien und erfahren aussah, als mit einem jungen Hüpfer von siebzehn Jahren wie mir oder einem Greis wie meinem Begleiter. Ich zog mit meinem Mitstreiter los, überzeugt, dass wir ein ziemlich verletzliches Gespann waren. Schon bei den ersten Schritten rutschte ich aus und schlug der ganzen Länge nach hin. Auf dem hartgefrorenen Schnee riss ich mir die Hände auf. Als ich wieder auf den Beinen stand, musste ich die Tränen mit großer Anstrengung zurückhalten.

Der Alte war ein feiner Kerl. Auch er sah aus, als hätte er die Nase voll.

»Hast du dir weh getan?«, fragte er mich in väterlichem Ton.

»Merde!«, antwortete ich auf Französisch.

Er sagte nichts, zog seine Mütze tiefer ins Gesicht und ließ mich vorausgehen. Ich wusste nicht wirklich, wo es lang ging, aber das war ja auch egal. Auf jeden Fall würde ich umkehren, sobald die dunkle Masse der Wagenkolonne nicht mehr zu sehen war. Trotz meiner Müdigkeit kam ich schneller voran als mein Begleiter. Nervös ging ich vorwärts und atmete so wenig wie möglich; die eisige Luft fror mir die Nase ab. Schließlich kam der Moment, wo ich es nicht mehr aushalten

konnte; meine Knie fingen an zu zittern und ich brach in Tränen aus. Ich wusste gar nicht, was mit mir los war. Ich sah noch einmal ganz klar meine Familie vor mir, Frankreich, und die Zeit, in der ich noch mit einem anderen kleinen Jungen Automechaniker gespielt hatte. Was machte ich hier? Ich erinnere mich, wie ich zwischen zwei Schluchzern laut sagte: »Ich bin noch zu klein, um Soldat zu sein.«

Ich weiß nicht mehr, ob der andere meine Verstörtheit bemerkt hatte oder nicht, jedenfalls sagte er, als er mich einholte: »Du läufst aber flott, Kleiner. Du musst entschuldigen, wenn ich nicht so schnell kann. Eigentlich hätte ich gar nicht mehr Soldat sein sollen; vor dem Krieg war ich ausgemustert worden. Aber vor sechs Monaten wurde ich trotzdem eingezogen. Die brauchen jetzt alle, weißt du. Hoffen wir, dass wir zurückkommen.«

Da ich von den politischen Ereignissen der Zeit wenig verstand und einen Verantwortlichen und ein Ventil für meinen Ärger brauchte, begann ich auf die Russen zu schimpfen: »Alles nur wegen dieser Iwans, dieser Schweine! Diese dreckigen Bastarde! Den ersten, den ich sehe, lege ich um!«

In Wirklichkeit konnte ich die Sache von heute Nachmittag einfach nicht vergessen: den Partisanen und seine Erschießung, die mich sehr aufgewühlt hatte. Der arme Kerl sah mich perplex an und fragte sich, ob er es mit einem Fanatiker der Partei oder einem Schießwütigen zu tun hatte.

»Ja, man muss schon sagen, die machen uns zu schaffen«, sagte er halbherzig. »Es wäre besser, wir ließen es die Russen unter sich austragen. Die Bolschewisten werden sie nicht ewig unterjochen. Aber uns hier geht das ja nichts an.«

»Aber Stalingrad! Wir müssen doch die 6. Armee mit Lebensmitteln versorgen. Mein Onkel ist dabei. Wir müssen einfach hin.«

»Natürlich müssen wir hin. Aber man kann nicht alles schaffen. Es wird schwer sein, mit Schukow fertig zu werden.«

»Schukow wird aufgeben, wie in Charkow und in Schitomir. Es wäre nicht das erste Mal, dass General Paulus ihn in die Flucht schlägt.«

Er schwieg. Da uns kaum Nachrichten von der Front zukamen, stockte die Unterhaltung hier. Ich konnte ja nicht ahnen, dass das Schicksal Stalingrads praktisch schon entschieden war und dass die Soldaten der 6. Armee ohne Hoffnung, aber mit großer Zähigkeit unter schrecklichen Bedingungen kämpften.

Der Himmel war voller Sterne. Das Mondlicht ermöglichte es mir dauernd auf die kleine Uhr zu sehen, die ich am Handgelenk trug und die ein Andenken an meinen Schulabschluss war. Die Zeit verging nicht. Die zwei Stunden schienen ein halbes Jahrhundert zu dauern. Wir marschierten langsam, während wir beobachteten, wie unsere Stiefelkappen bei jedem Schritt im Schnee versanken. Es war windstill, aber die immer beißender werdende Kälte kroch förmlich in uns hinein.

Im Zweistundentakt bibberten wir also diese ganze verdammte Nacht lang. Die Pausen zwischen den Kontrollgängen brachten mir nur wenig Erholung. Der junge Tag, der mich beim Schneeschaufeln überraschte, erhellte mein von Müdigkeit zerfurchtes Gesicht.

Das erste Tageslicht brachte eine noch heftigere Kälte mit sich. Die Wollhandschuhe, die wir bei unserem Aufbruch bekommen hatten, waren abgenutzt und

wir hatten unsere vom Frost zerfressenen Hände in Lumpen oder in unsere Reservesocken gewickelt. Auch die Anstrengung beim Schneeschaufeln konnte uns nicht mehr warm halten. Wir schlugen uns mit den Armen auf die Seiten und trampelten mit den Füßen, um unser ausgekühltes Blut in Schwung zu bringen. Der Hauptmann hatte Mitleid und ließ uns Ersatzkaffee kochen, der siedend heiß an uns ausgeteilt wurde. Er war sehr willkommen, denn unser Frühstück an diesem Morgen hatte nur aus gefrorenem Weißkäse bestanden. Der Verpflegungsunteroffizier sagte, das Thermometer an seinem Wagen habe einunddreißig Grad unter Null gezeigt.

Die folgenden Tage, deren Zahl ich vergessen habe, sind in meiner Erinnerung nur als ein frostiger Alptraum zurückgeblieben. Die Temperatur hielt sich zwischen minus fünfundzwanzig und zweiunddreißig Grad. An einem furchtbaren Tag kam Wind auf und wir ließen trotz der Befehle und Drohungen unserer Offiziere die Schneeschaufeln liegen, um uns in den Schutz unserer Lastwägen zu begeben. An diesem Tag sank das Thermometer auf minus siebenunddreißig Grad. Ich glaubte, ich würde sterben. Nichts konnte uns mehr aufwärmen. Wir urinierten in unsere erstarrten Hände, um sie aufzutauen und gleichzeitig die Risse zu desinfizieren, von denen unsere Finger übersät waren.

Vier von unseren Leuten waren schwer krank geworden, sie hatten Lungenentzündung und schwere Bronchitis und stöhnten in den improvisierten Betten in einem der Fahrzeuge. Unsere Kompanie hatte nur zwei Sanitäter, die nicht viel tun konnten. Außer diesen Schwerkranken gab es noch um die vierzig Andere, die unter Erfrierungen litten. Die meisten hatten entzündete Frostbeulen an der Nasenspitze, in den Lidfalten, an den Ohren und vor allem auf den Händen. Ich selbst war noch relativ gut dran, doch bei jeder Bewegung meiner Finger platzten die tiefen Risse wieder auf und bluteten. Das bereitete mir manchmal unsägliche Schmerzen und machte mir schwer zu schaffen. Ich weiß nicht, wie oft ich vor Frustration in Tränen ausbrach. Dabei hatte jeder seine eigenen Leiden und achtete nicht auf das Jammern der anderen.

Zwei Mal ging ich bis zum Lastwagen des Kantinenchefs, der gleichzeitig die Krankenpflege leitete, um mir die Hände mit 90-prozentigem Alkohol reinigen zu lassen. Meine Schmerzen erreichten dabei ihren Höhepunkt und ich musste schreien. Danach fühlten sich die Hände eine kurze Zeit lang warm an.

Unsere kalorienarme Verpflegung trug dazu bei die Lage zu verschlimmern. Von Minsk, wo wir aufgebrochen waren, bis nach Kiew, dem Ende der ersten Etappe, waren es etwa vierhundert Kilometer. Mit Rücksicht auf die zu erwartenden Schwierigkeiten der Fahrt hatten wir Verpflegung für fünf Tage erhalten. Wir brauchten aber acht Tage, um die Strecke zu bewältigen. Überflüssig zu sagen, dass wir auf die Lebensmittel zurückgreifen mussten, die wir der kämpfenden Truppe hätten bringen sollen. Von den achtunddreißig Fahrzeugen, aus denen unsere – die 126. – Rollbahngruppe bestand, hatten wir mittlerweile drei wegen mechanischer Schäden aufgeben müssen. Wir haben sie samt der Ladung in die Luft gesprengt, damit sie nicht den Partisanen in die Hände fielen. Von den Schwerkranken, inzwischen waren es sieben, waren zwei gestorben. Immer mehr

Leute erlitten Erfrierungen, und manchem Unglücklichen musste das erfrorene Glied amputiert werden.

Drei Tage vor unserer ersten Station hatten wir das überschritten, was die russische Verteidigungslinie vor Kiew gewesen sein musste. Stundenlang waren wir an aufgeschlitzten oder verkohlten Wracks von Panzern, Lastwägen, Kanonen und Flugzeugen vorbeigefahren, die sich bis zum Horizont erstreckten. An manchen Stellen markierten Kreuze oder Pfähle mit einem schiefen Balken daran die eilige Bestattung tausender deutscher oder russischer Soldaten, die auf dieser Ebene gefallen waren.

Eigentlich hatte es dort viel mehr russische Tote gegeben als deutsche, nur waren die Soldaten des deutschen Reichs im Rahmen der Möglichkeiten anständig begraben worden, während jedes orthodoxe Mal für das Grab von zehn bis zwölf Russen gemeinsam stand.

Dieses Mausoleum hellte unsere Stimmung natürlich nicht auf. Der Weg war zudem äußerst beschwerlich, weil der Schnee die riesigen Krater verdeckte, die von den Bombardements dieser Schlacht zeugten. Die auf unserem Weg liegenden mussten wir notdürftig aufschütten.

Endlich erreichte unsere Kolonne Kiew. Diese wunderschöne Stadt hatte wenig gelitten. Die Rote Armee hatte versucht die Wehrmacht an der Linie aufzuhalten, die wir durchquert hatten. Mit ihren Kräften am Ende, hatte sie es vorgezogen das Gebiet der Stadt zu verlassen, um zu verhindern, dass diese genauso zerstört werden würde wie Minsk. Kiew markierte unsere erste Etappe. Es liegt auf der Hälfte des Weges von Minsk nach Charkow. Unser Ziel, Stalingrad, war noch über eintausend Kilometer entfernt.

Kiew war ein großes strategisches Zentrum, in dem sich die wie wir aus Polen kommenden sowie die aus Rumänien neu gruppierten Einheiten wieder formierten und sich für die Offensive vorbereiteten, um weiter in Richtung Kaukasus und Kaspisches Meer vorzudringen. Noch mehr als in Minsk wimmelte es in dieser Stadt von Soldaten und Kriegsfahrzeugen. Aufgrund dieses Unterschiedes herrschte hier eine kämpferische Stimmung, wie ich sie noch nirgends erlebt hatte.

Unsere 126. Gruppe kam nun in der Vorstadt an, wo wir halt machen mussten und auf die Befehle der Kommandantur zur Neuformierung warteten.

Ein weiteres Mal marschierten wir die mit einer festgetretenen, verharschten Schneeschicht bedeckte Straße entlang, die eine wahre Skipiste war. Wir glaubten, dass unsere Leiden jetzt ein Ende hätten, und alle hielten Ausschau nach der Kommandogruppe, die, das dachten wir, kommen würde, um uns zu unseren neuen Unterkünften zu bringen.

Wir wurden zum hygienischen Dienst geleitet, was uns sehr willkommen war. Dazu muss gesagt werden, dass es uns wegen der Kälte unmöglich gewesen war uns täglich zu waschen. Wir waren abstoßend dreckig und voller Ungeziefer.

Die Schwerkranken wurden ins Lazarett gebracht – nur sieben Leute wurden als solche eingestuft. Für die anderen ging die Reise weiter; denn wir blieben nur sieben Stunden in Kiew.

Als wir die ausgesprochen gut eingerichtete Wasch- und Entlausungsanstalt verließen, wurde uns befohlen auf dem verschneiten Platz vor dem Gebäude zum

Apell anzutreten. Ein Hauptmann kam in einem Volkswagen herangeschossen, wandte sich ohne auszusteigen an uns und hielt eine kurze Ansprache.

»Deutsche Soldaten, Angehörige der Transporteinheiten!«, sagte er. »In einer Zeit, in der sich die Eroberungen des Reiches über ein ungeheures Gebiet erstrecken, ist es an euch, durch euren Einsatz den Sieg unserer Waffen zu sichern. Es ist an euch, die Lebensmittelversorgung voranzutreiben, die für die kämpfende Truppe unverzichtbar ist. Es ist die Zeit für euch gekommen, eure Pflicht an der euch wohl bekannten Front zu tun – auf der Straße, die übersät ist mit tausend Hindernissen, und wo ihr auch bisher keine Anstrengung gescheut habt. Von unseren Fabriken, in denen unsere Arbeiter all ihre Kräfte vereinigen, um die notwendigen Waffen herzustellen, bis zu euren aufreibenden Fahrten zu unseren heldenhaften Kämpfern, darf es für keinen von uns eine Sekunde des Ausruhens geben, solange es einem deutschen Soldaten an Waffen, Verpflegung oder Bekleidung mangeln könnte. Die Nation fühlt sich solidarisch mit den Frontsoldaten. Die Nation bietet alles auf, um die Soldaten an der Front mit dem Notwendigen zu versorgen, wodurch diese ihren Enthusiasmus und ihr Vertrauen in unsere Solidarität bewahren können. Keiner von uns hat das Recht schwach zu werden und sich der Mutlosigkeit hinzugeben. Keiner von uns hat das Recht an unserem Heldenmut zu zweifeln, der jeden Tag durch neue Siege bestätigt wird. Die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, treffen alle gleichermaßen, und sie gemeinsam auszuhalten ist die beste Möglichkeit sie zu überwinden. Vergesst nicht, dass die Nation euch alles schuldet und im Gegenzug alles von euch erwartet, bis zum letzten Opfer. Nehmt alle Leiden hin ohne zu klagen, weil ihr Deutsche seid. Heil Hitler!«

»Heil Hitler!«, rief unser Feldwebel.

»Heil Hitler!«, erwiderte die Gruppe.

Der Hauptmann räusperte sich und fuhr in einem weniger theatralischen Ton fort: »Ihr werdet am Stadtausgang, auf der Rollbahn nach Charkow, mit der 124. und 125. Abteilung zu einem Verbund zusammengefasst werden. Eure Formation wird von einer motorisierten Abteilung der Panzerdivision Stülpnagel begleitet werden. Sie sollen eure Kolonne gegen die Partisanen verteidigen, die versuchen werden euren Vormarsch zu verlangsamen. Ihr seht, dass das Deutsche Reich alles Erdenkliche tut, um eure Aufgabe zu erleichtern.«

Er grüßte, und im selben Moment wurde damit begonnen, die Anweisung umzusetzen.

An der vereinbarten Stelle trafen wir die anderen beiden Abteilungen, um zusammen die 19. Rollbahnkompanie unter Major Uträner zu bilden. Der erste Gedanke, der mir kam, war, dass ich endlich meine Freunde von Bialystok wiederfinden würde. Wenigstens sofern sie nicht versetzt worden waren. Ich wusste nicht, ob sie Minsk vor oder nach uns verlassen hatten, doch jedenfalls war die 19. Division wieder vereint. Unser neuer, riesiger Konvoi hatte auch eine mobile Feldküche, von der warme Mahlzeiten ausgegeben werden konnten …

Das war wirklich wichtig für uns. Noch vor der Abreise hatte man reichlich Essen ausgegeben, was uns unglaublich erschienen war und sehr dazu beigetragen hatte unsere Motivation wieder zu beleben. Die Kälte schien sich bei zwanzig Grad

unter Null eingependelt zu haben, was wir als eine Erleichterung empfanden. Auch hatten wir geduscht und die Kleider gewechselt. Ohne Probleme fand ich Halls, den ich leicht an seinen ausladenden Gesten erkannte.

»Na«, sagte er, als er mich sah, »was hältst du vom Wetter und von dem Restaurant hier, mein Junge?« (so nannte er mich immer). »Ich hab seit zehn Tagen nichts warmes mehr gespachtelt, wir dachten wir würden vor Kälte verrecken auf diesem verdammten Zug.«

»Also wart ihr in einem Zug, ihr elenden Glückspilze!«

»Elende Glückspilze! Hast du eine Ahnung! Du hättest sehen sollen, wie die Lokomotive in die Luft ging: Das gab eine riesige, mindestens hundert Meter hohe Dampfwolke; es gab vier Tote und sieben Verwundete. Morvan hat sich bei den Aufräumarbeiten, die fünf Tage dauerten, dumm verletzt. Ich bin mit einer Patrouille auf Partisanenjagd gegangen. Wir fanden zwei, die sich in einer Kolchose versteckt hatten. Ein Bauer, den sie ausgeplündert hatten, hat uns auf ihre Spur gebracht; danach hat er uns zu sich eingeladen und uns ein Festessen serviert.«

Auch ich erzählte ihm von meinen Abenteuern. Das tat uns beiden gut. Später fanden wir auch Lensen und Olensheim wieder. Wir waren so froh uns wiederzusehen, dass wir uns spontan an den Schultern fassten, eine Art Polonaise tanzten und dabei wie verrückt lachten. Einige ältere Kerle sahen uns erstaunt an, weil sie unsere plötzliche Freude absolut nicht verstanden. In dieser grauen, eisigen Umgebung rechtfertigte tatsächlich nichts einen solchen Überschwang.

»Wo ist Fahrstein?«, fragte ich.

»Ha ha ha«, lachte Lensen laut auf. »Der ist gemütlich im Warmen, in seinem Lkw. Er hat sich den Knöchel verstaucht, und der ist so geschwollen, dass er den Stiefel nicht mehr runter bekommt. Er wartet darauf, dass er wieder abschwillt.«

»Der versteht sein Geschäft«, schnappte Halls. »Wenn ich mich jedesmal hätte krank schreiben lassen, wenn ich mir den Fuß verstaucht hab …«

Der Befehl zum Abmarsch setzte unserer Unterhaltung ein Ende. Wir kehrten zurück auf unsere Posten. Ich fühlte mich jetzt weit besser. Zu wissen, dass meine Kameraden nur einige Wagen entfernt waren, hatte mir Mut gemacht, und ich vergaß darüber, dass mich jeder Kilometer näher an die Front brachte. Doch es war ja immer noch so weit! Wir fuhren auf schlechten, verschneiten und vereisten Straßen. Auf beiden Seiten verdeckten hohe Schneemauern, die beim Räumen aufgetürmt worden waren, die Landschaft. Nur von Zeit zu Zeit sahen wir etwas von den Spuren der furchtbaren Schlachten, die in diesem Teil Russlands im vergangenen Jahr getobt hatten. Einige hundert Kilometer lang führte uns die zertrümmerte und notdürftig wieder aufgeschüttete Straße durch das Chaos des Krieges.

Dieses Gebiet hier hatte die Wehrmacht, genauer die Truppen von Guderian, von Weichs, von Reichenau und von Stülpnagel, den Sowjets in wochenlangen, grausamen Kämpfen entrissen. Sie hatten zwischen Kiew und Charkow wohl mehrere zehntausend Gefangene genommen. Auf jeden Fall ließ mich das russische Kriegsmaterial, das hier verlassen unter dem Schnee lag, glauben, dass der Feind nicht mehr viel besaß, um sich zu verteidigen.

Die Temperaturen waren etwas milder geworden. Es folgten jedoch Schneestürme, und wir mussten wieder zu den Schaufeln greifen. Zu unserem Glück stieß zwei Tage später ein Teil der Begleitpanzer zu uns. Die Panzer zogen vier bis fünf Lkw hinter sich her, denen es so gelang mit laufenden Motoren schlitternd und schlingernd vorwärts zu kommen.

Doch bald verschwanden die Wolken, und ein sehr blasser, blauer Himmel erhellte unsere abenteuerliche Fahrt. Zur gleichen Zeit fiel das Thermometer rapide, und wieder wurden wir auf dieser verdammten russischen Ebene von schneidender Kälte heimgesucht. Ab und zu erschien eine Staffel deutscher Flugzeuge am Himmel und flog dröhnend über unsere Kolonne hinweg. Wir winkten in Richtung der Piloten, die als Antwort mit den Tragflächen auf und ab wedelten. Weiter oben zogen JU-52-Jagdstaffeln langsam vorbei in Richtung Osten. Die warmen Mahlzeiten konnten uns nun nicht mehr aufwärmen. Wieder marterten Erfrierungen meine schmerzenden Hände. Diesmal hatten wir glücklicherweise einen Arzt im Konvoi. Jedes Mal wenn die Kolonne zur Essenausgabe anhielt, standen wir vor seinem Wagen Schlange, um uns behandeln zu lassen. Er hatte mir die Finger mit einer fetten, wohltuenden Salbe eingeschmiert, die ich so lange wie möglich drauf behalten sollte. Diese Salbe linderte den Schmerz der aufgeplatzten Risse und schützte vor der Kälte. Solange ich nicht gezwungen war sie herauszunehmen, hatte ich meine Hände in den riesigen Taschen meines Mantels vergraben und achtete darauf, dass ich die Salbe nicht an den rauen Stoff schmierte.

Viele Stunden verbrachte ich so in der Kabine eines drei Tonnen schweren Renaults, von einer Wagenspur in die nächste schlitternd. Von Zeit zu Zeit musste man natürlich den Schnee beseitigen, der sich zwischen Reifen und Felgen ansammelte, oder manchmal einem anderen Fahrzeug heraushelfen, das ins Schleudern geraten war und nun zur Hälfte im Schnee feststeckte.

Abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten vermieden wir beinahe alles, wozu wir aus unserer Kabine hätten steigen müssen. Bis jetzt war es mir gelungen mich vor der Nachtwache zu drücken. Sobald die Dunkelheit eine normale Weiterfahrt unmöglich machte, blieben wir dort stehen, wo wir gerade waren. Der Fahrer hatte Anspruch auf die Sitzbank. Ich dagegen legte mich, den Kopf über dem Motor, von dem ein widerlicher Gestank nach heißem Öl aufstieg, auf dem Boden des Lastwagens schlafen. In der Früh wachte man steif und zerschlagen auf.

Noch bevor es Tag wurde, hatten wir dann unsere liebe Mühe, die eiskalten Motoren wieder in Gang zu bringen. Einige Male war Halls mich besuchen gekommen, aber mein Fahrer meckerte, dass es für drei Mann zu eng sei im Führerhaus. Er meinte ich sollte stattdessen zu meinem Freund gehen, was natürlich aufs Gleiche hinauslief. Sich im Freien zu unterhalten, bei dreißig Grad unter Null, war jedoch unmöglich.

Eines Tages, als wir gerade eine große Siedlung passiert hatten, in deren Nähe ein Flughafen für die Luftwaffe errichtet worden war, flog ein Fieseler-Storch über uns hinweg, der per Funk mit unserer Panzerbegleitung Kontakt aufnahm. Wenig später verließ diese unseren Konvoi und schwärmte gegen Norden aus. Die Panzer waren bald in den durch ihre Ketten aufgewirbelten Schneewolken

verschwunden. Unbeeindruckt setzten wir unsere Fahrt fort. Zwei Stunden später vernahmen wir die Erschütterungen einiger entfernter Explosionen. Es wurde wieder ruhig, doch nach zehn Minuten wiederholte sich das Geräusch, verstummte wieder und setzte dann erneut ein. Um elf Uhr hielt der Konvoi in einem verschneiten Dorf an. Die Sonne schien hell, und die vom Schnee zurückgeworfenen Reflektionen ließen uns blinzeln. Die Kälte war zwar heftig, aber dennoch auszuhalten.

Wir gingen hinüber zur Feldküche, deren beide Öfen Rauchwolken ausspuckten. Die ersten, die ankamen, wurden vom Küchenfeldwebel zum Dienst an den Kesseln verdonnert. Nichts gegen diesen Unteroffizier: Seine Kochkünste reichten aus, um uns davon abzuhalten zu rebellieren. Was er machte war gar nicht schlecht. Das einzig Seltsame an seiner Küche war, dass er alles ohne Ausnahme stets mit der gleichen Mehlschwitze servierte. Ich hatte mich zu Halls und Lensen gesellt, und während wir die ganze Zeit aus unseren dampfenden Näpfen löffelten, gingen wir langsam zu unseren Wagen zurück. Plötzlich erschütterte eine Serie mehr oder weniger entfernt liegender Detonationen die eisige Luft. Einen Augenblick lang blieben wir stehen und horchten. Alle anderen Soldaten schienen dasselbe getan zu haben. Dann setzten die Explosionen wieder ein. Einige waren offenkundig sehr weit weg, doch instinktiv beeilten wir uns zu unseren Lkw zu kommen.

»Was ist los?«, fragte Lensen einen älteren Soldaten, der dabei war in seinen Wagen zu steigen.

»Das ist die Artillerie, Jungens, wir kommen näher«, antwortete er.

Wir hatten natürlich schon vermutet, dass der Krach von den Abschüssen der Artilleriegeschütze stammte, doch wir brauchten eine Bestätigung von jemand anderem.

»Ha!«, ließ Halls hören. »Ich hol mein Gewehr.«

Ich selbst nahm das alles nicht so tragisch. Es gab noch weitere, dichter beieinander liegende und deutlich zu vernehmende Abschüsse.

Das Signal zum Aufbruch ließ uns erneut in unsere Fahrerkabinen zurückkehren. Der Konvoi setzte sich in Bewegung. Eine Stunde später, als wir eine Anhöhe erreichten, wurden wir vom Artilleriefeuer abrupt gestoppt. Die Abschüsse lagen nun sehr viel näher. Jede Explosion ließ die Luft erzittern und löste ein komisches Gefühl bei uns aus. Einige nervöse Fahrer hatten zu heftig gebremst. Ihre Fahrzeuge, die auf dem Glatteis ins Schleudern geraten waren, hatten sich quer auf die Fahrbahn gestellt. Ungeschickt versuchten sie diese mit hochdrehenden Motoren wieder in Position zu bringen. Ich öffnete die Tür und schaute die Kolonne der Wagen entlang. Von hinten kam ein Volkswagen in schneller Fahrt heran und überholte unseren Konvoi. Aus der geöffneten Tür des kleinen Autos schrie ein Leutnant: »Los, weiter, auf die Straße! Sie da, helfen sie diesem Deppen mal aus der Rinne zu kommen. Schnell, macht schnell, wir müssen weiter!«

Ich sprang vom Renault und schloss mich einigen Soldaten an, die damit beschäftigt waren einen quergestellten Opel-Blitz wieder auf die Straße zu schieben. Das Artilleriefeuer flammte erneut auf, genauso nah wie vor einer Minute. Es schien von Norden zu kommen. Mühselig machte sich der Konvoi wieder auf

den Weg. Da wir mitten am Berg gebremst hatten, hatte mein Fahrer Probleme loszukommen. Langsam fuhren wir in eine hügelige, bewaldete Landschaft hinab. Die dumpfen Schüsse dauerten an. Plötzlich blieben die an der Spitze fahrenden Wagen stehen. Pfiffe ertönten. Wir sprangen schnell aus den Fahrzeugen. Soldaten liefen nach vorn. Was war los?

Der Leutnant von vorhin rannte ebenfalls nach vorn und nahm auf seinem Weg alle Soldaten mit, deren er habhaft werden konnte. Ich gehörte dazu. Im Laufschritt, das Gewehr in der Hand, liefen wir zur Spitze des Konvois. Der große Geländewagen der Kommandogruppe sah aus als wäre er absichtlich in die Schneemassen neben der Straße gerast.

»Partisanen von vorne!«, schrie ein Feldwebel. »Schwärmt aus und sichert die Verteidigung!«, rief er und zeigte mit dem Finger nach links.

Ohne viel zu begreifen folgte ich dem Gefreiten, der unserer kleinen Gruppe von fünfzehn Landsern voranging, und wir tauchten in den schneebedeckten Hang. Als ich über die weiße Barriere hinwegsehen konnte, erblickte ich ganz deutlich am Rand eines schütteren Waldes viele schwarze Gestalten, die sich im rechten Winkel zu unserer Fahrtrichtung näherten. Die Russen schienen es ebensowenig eilig zu haben wie wir. Die Kälte und die schwere Winterkleidung hinderten die einen wie die anderen daran, der Szenerie die Lebhaftigkeit zu verleihen, die man von Westernfilmen her kennt oder von amerikanischen Filmen, die den Krieg inszenieren. Die Kälte ließ alles erstarren, Heiterkeit wie Traurigkeit, Mut wie Furcht.

Leicht gebückt, wie die anderen, ging ich vorwärts, mehr darauf achtend wo ich meine Stiefel hinsetzte, als auf die Bewegungen des Feindes. Die Partisanen waren ohnehin zu weit entfernt, als dass ich ihre Haltung hätte erkennen können. Ich dachte, dass sie ebenso wie wir mit großen Schritten gehen mussten, um nicht in einem Schneeloch zu verschwinden.

»Grabt euch ein!«, befahl der Gefreite leise – als ob uns die anderen auf diese Entfernung hätten hören können!

Ich hatte keine Schaufel. Mit dem Schaft meines Karabiners wühlte ich den Schnee auf, bevor ich mein Schützenloch grub. Als ich in diesen notdürftigen Unterschlupf gekrochen war, konnte ich erstmals in Ruhe meine Umgebung beobachten. Heiland, waren das viele! Ganz deutlich sah ich zunächst diejenigen, die sich am Rand des Waldes entlang bewegten, doch durch das karge Geäst konnte ich noch viele weitere Gestalten erkennen. Es waren Hunderte. Sie sahen aus wie Ameisen, die langsam durch hohes Gras marschieren. Sie wanderten von Norden nach Süden, so wie wir von Westen nach Osten wanderten. Ich begriff ihr Manöver nicht. Wollten sie unsere Karavane etwa einkreisen?

Auf dem nächsten Hügel, zwanzig Meter von mir entfernt, brachten die Unseren ein schweres MG in Stellung. Ich verstand nicht so wirklich, warum bis jetzt von keiner Seite geschossen worden war. Der Feind zog noch immer in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern an uns vorüber und überquerte bereits die Straße. Von Norden her war wieder heftiges Artilleriefeuer zu hören. Andere Schüsse aus der entgegengesetzten Richtung schienen darauf zu antworten. Ich

begann an Händen und Füßen zu frieren. Da ich die Situation überhaupt nicht verstand, war ich ganz ruhig.

Die Truppe der Russen überquerte die Straße, ohne sich um uns zu kümmern. Sie waren drei- oder viermal so zahlreich wie wir. Unsere Kolonne bestand aus etwa hundert Lastwägen; dann waren da hundert bewaffnete Fahrer, ungefähr sechzig Beifahrer, zu denen ich zählte, die nur für die Verteidigung gedacht waren, acht bis zehn Unteroffiziere, ein Arzt und zwei Sanitäter.

Die Explosionen wurden begleitet von Wolken aufgewirbelten Schnees. Von der etwa dreihundert Meter vor uns liegenden, bewaldeten Anhöhe stiegen Rauchfahnen im immer schneller werdenden Takt der Detonationen auf. In diesem Augenblick zerriss das schwere MG zu meiner Rechten einige Sekunden lang die Luft, dann verstummte es.

Blödsinnigerweise streckte ich, statt in Deckung zu gehen, der Neugierde halber den Kopf aus meinem Schneeloch. Um die zahlreichen Silhouetten der Partisanen herum sah ich kleine weiße Wolken aufsteigen. Trockene Detonationen ertönten. Die Russen erwiderten das Feuer.

Unser schweres MG begann erneut mir das Trommelfell zu zerreißen. Ein weiteres, das auf dem Hang gegenüber aufgestellt war, schloss sich dem ersten an. Rechts wie links mischten sich Gewehrschüsse in das Geschehen. Drüben, auf der Seite der Russen, liefen die Gestalten, umgeben von weißen Wolken, immer schneller und in alle Richtungen auseinander. Einige andere rührten sich nicht mehr. Die Sonne schien weiter. Es kam mir alles irgendwie nicht ernst vor. Hie und da pfiffen russische Gewehrkugeln durch die Luft. Der Krach war ohrenbetäubend. Auf Grund meiner langsamen Reflexe hatte ich noch nicht einmal das Feuer eröffnet.

Von rechts hörte ich einen Schrei. Es folgten Explosionen. Auf der Straße vor uns tauchten plötzlich zwei Panzer auf. Die Bolschewisten rannten noch schneller und suchten Deckung hinter den Schneewehen. Die Panzer setzten ihnen nach, und ihre Maschinengewehre spien Feuer.

Drei oder vier russische Geschosse schlugen vor mir im Schnee ein. Wie die anderen auch, begann ich jetzt in die Menge zu schießen. Sieben oder acht weitere Panzer waren gekommen und nahmen die Partisanen unter Beschuss. Das dauerte etwa zwanzig Minuten. Schließlich hatte ich etwa ein Dutzend Patronen verschossen.

Die Panzer und Panzerspähwagen kamen bald wieder zu uns zurück. Einer von ihnen trieb eine Gruppe von fünfzehn Gefangenen vor sich her, ebenso zwei weitere. Die Leute sahen gedemütigt aus. Drei deutsche Soldaten stiegen, von ihren Kameraden gestützt, von einem der Wagen. Einer von ihnen schien beinahe das Bewusstsein verloren zu haben, die beiden anderen verzerrten die Gesichter. Hinten auf einem Panzer lagen regungslos drei verletzte Russen und zwei Deutsche. Einer von ihnen schrie vor Schmerz. Ein Stück weiter schwankte ein Mann von unserer Kolonne, lehnte sich an einen Schneehügel und hielt sich den blutverschmierten Kopf.

»Die Straße ist frei«, verkündete der Kommandant des nächsten Panzers, »Ihr könnt weiterfahren.«

Wir halfen dabei, die Verwundeten zum mobilen Lazarett zu bringen. Ich kehrte zu meinen Renault zurück. Lensen kam nah an mir vorbei und schüttelte ratlos den Kopf.

»Hast du gesehen?«, sagte er.

»Ja, weißt du, ob es Tote gibt?«

»Sicher.«

Der Konvoi fuhr los. Der Gedanke an den Tod verwirrte mich, plötzlich bekam ich Angst. Die Sonne war nun matt geworden, und die Kälte nahm zu. Am Rand der Straße lagen reglos Gestalten in langen braunen Mänteln. Einer von ihnen machte uns jedoch ein Zeichen, als wir vorbeifuhren.

»He«, sagte ich zu dem Fahrer. »Da ist ein Verwundeter, der uns Zeichen gibt.«

»Ja, der arme Kerl. Hoffen wir, dass sich seine Leute um ihn kümmern werden. Der Krieg ist traurig, und morgen sind wir vielleicht dran.«

»Aber wir haben ja einen Arzt, er könnte sich darum kümmern.«

»Hast du eine Ahnung! Wir haben zwei Lkw voll mit Verwundeten. Der hat zu tun. Du musst es dir nicht so zu Herzen nehmen, Kleiner, du wirst noch mehr davon sehen.«

»Oh, ich habe sowas schon gesehen«, antwortete ich.

»Ich auch«, sagte der Fahrer, ohne mir wirklich zu glauben. »Vor allem habe ich mein Knie gesehen. In Polen habe ich mir einen Splitter von einer Granate eingefangen. Ich war sicher, es würde nach Hause gehen. Sie haben mich zu den Alten, den Knirpsen und den Halbinvaliden gesteckt. Das ist nicht lustig! Du kannst dir denken, dass eine solche Verletzung schmerzhaft ist, besonders wenn du stundenlang warten musst, bevor dir diese Schweinehunde von Ärzten Morphium geben.«

Er begann mir seinen ganzen Polenfeldzug zu schildern. Er hatte zur 6. Armee gehört, zu derselben, die jetzt in Stalingrad war.

Es wurde Nacht und unser Konvoi hielt in einem kleinen Dorf. Die Panzerbegleitung war ebenfalls da. Unser Hauptmann hatte den Halt vor allem deshalb angeordnet, um die Versorgung der Verwundeten zu erleichtern; denn der Sanitätswagen war auf der schlechten, mit Schnee verkrusteten Straße hin und her geschüttelt worden. Den Ärzten war es unmöglich, unter diesen Bedingungen zu arbeiten. Zwei Russen waren schon an Blutungen gestorben.

Wir mussten die Nacht und den Halt ausnutzen, um die Verletzten ordentlich zu versorgen. Die armen Kerle hatten seit dem Gefecht heute Nachmittag schon mehrere Stunden ausgehalten.

Unser Lastwagen hielt nun neben einer großen Scheune an, in der die Bauern die Erträge der schönen Jahreszeit einlagerten. Als ich die Tür öffnete, um zur Ausgabe des Abendessens zu rennen, hielt mich der Fahrer zurück: »Beeil dich nicht so, wenn du nicht unbedingt heute Nacht Wache schieben willst.«

»Ach komm!«, sagte ich.

»Glaubst du, der Feldwebel macht es hier anders mit seinem Dienstbuch als in der Kaserne? Er stürzt sich auf die ersten, die er trifft, teilt sie ein und hat dann seine Ruhe.«

Es stimmte, und kurze Zeit später kam der ewig hungrige Halls schimpfend bei mir vorbei: »Scheiße! Die haben mir heute Nacht schon wieder eine Wache aufgebrummt! Wie soll ich das machen? Das wird nicht angenehm werden, es wird immer kälter.«

Wieder einmal zeigte das Thermometer in dieser klaren Nacht minus dreißig Grad.

Ich bedankte mich bei dem Fahrer meines Renaults, dass er mir diese Nacht unter freiem Himmel erspart hatte. Doch das, was mir dann passierte, ließ mich mein Glück fast bereuen. Etwas unruhig gingen der Fahrer und ich zur Feldküche. War überhaupt noch etwas für uns da? Als uns der Küchenbulle ankommen sah, konnte er es sich nicht verkneifen zu sagen: »Ihr zwei da, ihr habt wohl gar keinen Hunger?«

Er hatte seine beiden Kessel bereits vom Feuer genommen und sie durch zwei große Pfannen ersetzt, in denen kochendes Wasser zischte und sprudelte.

»Macht schnell mit dem Essen«, sagte er und tauchte mit seinem Arm, der einen Handschuh trug und eine Kelle hielt, in einen der Kessel. »Ich muss dieses Wasser für den Doktor kochen. Er operiert gerade die Verwundeten.«

Ohne unsere durchlöcherten Handschuhe auszuziehen, löffelten wir unser lauwarmes Essen, als ein Leutnant bei der Feldküche erschien.

»Ist das Wasser fertig?«, fragte er den Küchenbullen.

»Jawohl, es kocht, Herr Leutnant.«

»Gut«, sagte dieser, und sein Blick, den er umherschweifen ließ, fiel auf uns: »Ihr beiden da bringt das Wasser dem Arzt«, sagte er und wies uns zur Tür eines beleuchteten Hauses.

Wir schlossen unsere noch halb gefüllten Essgeschirre und hängten sie an die Lederriemen. Dann nahm ich eine der dampfenden Pfannen mit dem kochenden Wasser und ging zu dem improvisierten Operationssaal, wobei ich darauf achtete mir den kochenden Inhalt nicht auf die Füße zu kippen.

Der einzige, aber auch wirklich der einzige Vorteil, den uns das Betreten dieses Hauses brachte, war die angenehme Temperatur. Schon seit geraumer Zeit hatten wir nicht mehr die Wärme im Inneren eines Hauses erlebt. Unser Arzt hatte den großen Gemeinschaftsraum einer sowjetischen Kolchose requiriert und war gerade dabei das Bein eines armen Kerls zu behandeln, der ausgestreckt auf dem großen Tisch in der Mitte des Raumes lag. Zwei andere Soldaten hielten den Patienten fest, der sich von Zeit zu Zeit unter den Schmerzen aufbäumte und stöhnte. Überall, auf Bänken, auf dem Fußboden oder auf Kisten, lagen oder hockten wartende Verwundete und wimmerten. Zwei Sanitäter bemühten sich um sie. Blutgetränkte Stofffetzen bedeckten den Boden.

Zwei Frauen, Russinnen, wuschen chirurgische Instrumente in Blechbehältern voll heißem Wasser. Das Zimmer war schlecht beleuchtet. Um den Tisch herum, der als Operationstisch diente, hatte der Arzt fast alle Petroleumlampen aufgestellt, die der Bauer besaß. Dieser hielt übrigens eine große Lampe über den Operateur. Weitere Lampen wurden von einem Leutnant und einem Feldwebel gehalten.

In einem Winkel nahe dem großen Kaminfeuer weinte ein junger Russe, der wie ich wohl etwa siebzehn Jahre alt war. Ich stellte meinen Behälter mit dem Wasser neben den Arzt, der einen dicken Wattebausch hineintauchte. Von dem Anblick verstört blieb ich wie angewurzelt stehen. Mein Blick hing an dem offenen Schenkel, an dem der Arzt herumschnitt. Das Fleisch schien zerfetzt zu sein und alles war rot von Blut. Von Zeit zu Zeit kam ein neuer Schwall von hellerem Rot aus der riesigen Wunde. Nun nahm der Doktor eine Art Schere mit flachen Enden zur Hand. In meinem Kopf begann es sich zu drehen. Mein Herz schlug bis zum Hals, aber ich konnte meine Augen nicht abwenden von diesem Grauen. Der Unglückliche auf dem Tisch, den zwei Soldaten eisern festhielten, drehte sein fahles, schweißüberströmtes Gesicht nach allen Seiten. Man hatte ihm einen Lumpen in den Mund gesteckt, vielleicht damit er nicht schreien konnte. Es war einer von den Panzersoldaten. Steif und gebannt blieb ich vor dem stehen, was sich vor meinen Augen abspielte.

»Halt das Bein fest«, bat mich der Arzt leise.

Als ich zögerte, sah er mich erneut an. Mit zitternden Händen griff ich nach dem zertrümmerten Körperteil. Als ich es berührte, fühlte ich mich schwanken.

»Vorsichtig«, flüsterte der Major.

Ich sah, wie das Skalpell noch einmal tiefer in die große, offene Wunde schnitt. Ich spürte, wie sich die Muskeln des Beines in meinen Händen spannten und wieder entspannten. Ich konnte nicht mehr hinschauen und schloss die Augen. Für einen langen Moment hörte ich die Geräusche chirurgischer Werkzeuge und das Keuchen des Patienten, der sich trotz der lokalen Betäubung weiter wand.

Dann, ich konnte es kaum glauben, drang das Geräusch einer Säge an meine Ohren. Einen Augenblick später wurde das Bein deutlich schwerer, unglaublich viel schwerer. Nur noch meine beiden zitternden Hände hielten es zehn Zentimeter über dem Tisch. Der Operateur hatte es vom Körper getrennt.

Einen Moment verharrte ich mit meiner schrecklichen Bürde in tragikomischer Haltung. Ich fürchtete ohnmächtig zu werden. Schließlich legte ich das Ding auf einen Haufen Tücher in der Nähe des Tisches. Niemals, selbst wenn ich dreihundert Jahre alt werde, würde ich dieses Bein vergessen.

Dem Fahrer meines Wagens war es gelungen zu verschwinden, und ich lauerte auf einen Moment allgemeiner Unaufmerksamkeit, um seinem Beispiel zu folgen. Leider kam dieser Augenblick erst sehr spät in der Nacht. Ich musste noch viele weitere Dienste leisten, von denen mich einige beinahe ebenso stark erschütterten wie diese Amputation. Als ich endlich gegen ein Uhr nachts die Flügeltür des russischen Hauses öffnete, schlug mir eine so strenge Kälte entgegen wie nie zuvor. Einen Moment lang zögerte ich, aber der Gedanke, mich wieder zwischen all diesen blutenden Todgeweihten zu befinden, veranlasste mich letztendlich in die eisige Nacht zu tauchen. Aus einem beheizten Raum kommend empfand ich die Kälte noch schmerzhafter. Der Himmel war wolkenlos und klar, die Luft schien erstarrt. Die klaren Schatten der Häuser und Lastwägen hoben sich präzise von dem glitzernden, verharschten Schnee ab. Ich sah keine Menschenseele.

Ich machte mich auf die Suche nach meinem Renault. Man hätte den ganzen Konvoi zerstören können, ohne dass Alarm geschlagen worden wäre. Die Tür

einer Isba öffnete sich. Ein Bündel Decken, an dem ein Gewehr hing, wagte sich einige Schritte weit in den Schnee. Als es mich sah, brummte es zwei, drei Worte.

»Los, komm rein, ich bin jetzt dran«

»Wo hinein?«, fragte ich.

»Dich aufwärmen natürlich! Oder willst du noch eine Runde machen?«

»Aber ich bin ja nicht auf Wache, ich hab dem Arzt geholfen, jetzt geh ich schlafen.«

»Ach so … ich hab gedacht du bist der …« (er nannte einen Namen).

»Du hast gesagt, ich kann mich aufwärmen?«

»Ja, geh da rein. Wir haben hier den Wachposten eingerichtet und lösen uns alle fünfzehn bis zwanzig Minuten ab. Natürlich kriegt man kein Auge zu, aber es ist immerhin besser als während der üblichen zwei Stunden einzufrieren.«

»Klar, ich geh rein.«

Ich stieß die schwere Tür auf und trat ein. Im Ofen brannte ein großes Feuer. Vier Soldaten, unter ihnen Halls, brieten in der Asche Kartoffeln und anderes Gemüse. Es gab in dem Raum kein anderes Licht als den Kamin. Gleich nach mir kam ein anderer Soldat herein, wahrscheinlich der Wachposten, mit dem man mich verwechselt hatte. Ich wärmte mir den Rest aus meinem Essgeschirr auf und aß ohne Appetit. Auf dem blanken Fußboden in der Nähe des großen Ofens ausgestreckt schlief ich mehr schlecht als recht. Alle fünfzehn bis zwanzig Minuten rüttelte einer der Wachposten den armen, vom Schlaf überwältigten Kerl wach, der ihn ablösen musste. Von Zeit zu Zeit weckten mich Schreie des Protests auf. Es war noch dunkel, als der Pfiff zum Sammeln ertönte.

Langsam erhoben wir uns vom Fußboden, der uns als Bett gedient hatte. Wir waren ziemlich steif, aber es war seit langem das erste Mal, dass wir geschlafen hatten ohne zu frieren. Aus dem Schatten eines dunklen Winkels tauchte eine junge Russin auf und kam auf uns zu. Sie trug einen dampfenden Topf, den sie uns lächelnd überreichte: Es war heiße Milch. Eine Sekunde lang schoss mir die Idee durch den Kopf, dass die Milch vergiftet sein könnte. Aber Halls, der lieber mit vollem als mit leerem Bauch sterben wollte, hatte bereits nach dem Milchtopf gegriffen und trank daraus in langen Zügen. Der Topf wurde zwischen uns vieren herumgereicht. Halls gab ihn der Russin zurück und lachte. Weder er noch sie verstanden die Worte, die sie austauschten. Also ging Halls auf sie zu und küsste sie auf beide Wangen. Sie wurde knallrot. Wir grüßten und gingen hinaus.

Sofort überfiel uns die Kälte wie eine eisige Dusche. Zunächst gab es einen Appell, dann wurde lauwarmer Ersatzkaffee ausgeschenkt. Wie jeden Morgen benötigten wir eine halbe Stunde, um die Motoren anzuwärmen und zu aktivieren. Noch vor Tagesanbruch holperte die 19. Rollbahnkompanie wieder über das glitzernde Eis dieser vermaledeiten russischen Straße, der ›Dritten Internationale‹, wie sie die Bolschewisten getauft hatten.

Immer wieder mussten wir für Konvois Platz machen, die nach hinten fuhren. Als es Zeit wurde für das Mittagessen, hielten wir in einem verschmutzten Städtchen, in dem auch die Panzer Station machten, die uns überholt hatten. Wir erfuhren, dass wir nur noch siebzig Kilometer von Charkow entfernt waren.

Alle freuten sich. Wir würden unser Ziel erreichen. In zwei, drei Stunden wäre unsere Kolonne endlich da. Wir stellten uns schon unsere Stationierung in der Stadt vor.

»Was glaubst du denn wie es dort ist?«, fragte mich Lensen. Dieser Kerl, mit dem ich die ganze endlose Reise gemacht hatte und dem eine Kniescheibe fehlte, hüpfte nicht vor Freude.

»Ich hoffe, wir bleiben nicht allzu lange dort«, sagte er. »Die bringen es fertig und schicken uns an die Wolga. Ich will lieber zurück in die andere Richtung, als immer weiter nach Osten.«

»Wenn niemand dorthin, in den Osten, fahren will, werden wir niemals mit dem Iwan fertig«, meinte jemand.

»Das stimmt«, fügte ein anderer hinzu.

»Für einige wäre es besser, wenn sie nicht von ihrer ständigen Angst reden würden.«

Eine halbe Stunde später nahmen wir die Fahrt wieder auf. Die Sonne verschwand hinter einem dunstigen Nebel, der den Himmel verschleierte. Die Kälte hatte ein bisschen nachgelassen, war aber feucht und durchdringend. Wir fuhren etwa eine Stunde. Die Augen halb geschlossen döste ich vor mich hin, während ich einen blinkenden Punkt auf dem Armaturenbrett fixierte. Mein Kopf schwang im Takt des Geholpers des Lkw von einer Seite zur anderen. Entschlossen zu schlafen, stützte ich mich am Türrahmen ab. Noch bevor ich die Augen zumachte, glitt mein Blick über die Schneelandschaft. Der Himmel war grau geworden und sah aus, als wäre er schwerer als der Boden. Zwei schwarze Punkte bewegten sich knapp über dem am nächsten gelegenen Hügel. Zwei Aufklärungsflugzeuge wahrscheinlich. Ich schloss die Augen.

Einige Sekunden später riss ich sie wieder auf. Das Heulen eines Motors wurde über unseren Köpfen laut. Gleich darauf folgte eine Serie ohrenbetäubender Detonationen.

Dann schleuderte mich etwas Unvorstellbares gegen die Windschutzscheibe und ich hatte ein Gefühl, als würde es mir meine Brust und Trommelfelle zerreißen. All das wurde von einem solchen Lärm begleitet, dass ich glaubte, das Ende der Welt sei gekommen. Ein Regen aus gefrorener Erde, Steinen und Teilen von Kisten, zwischen denen Stahlhelme und Kochgeschirre flogen, ging von allen Seiten auf uns nieder. Unser Renault wäre beinahe auf den nächsten Wagen aufgefahren, welcher abrupt gehalten hatte.

Bestürzt und sprachlos öffnete ich die Tür und sprang auf die Erde. Ich blickte nach hinten, von wo der Donnerhall gekommen zu sein schien. Auch der nächste Lastwagen wäre uns beinahe reingefahren. Noch weiter zurück war ein Lkw umgestürzt. Seine Räder drehten sich noch in der Luft. Abgesehen davon konnte man kaum etwas anderes erkennen als Rauch und Flammen.

»Springt schnell hinter den Hügel!«, schrie ein Soldat.

Soweit ich sehen konnte, gingen alle Männer im Schnee in Deckung.

»Sie zielen auf die Lkw!«, schrie jemand.

Ich wiederum warf mich in die sechzig Zentimeter Schnee am Hang einer Böschung.

»Fliegerabwehr!«, kommandierte ein Feldwebel, der gebückt den Konvoi entlanglief.

Die Landser, die in meiner Nähe herumwateten, richteten ihre Karabiner gegen den Himmel.

Herrje, ich hatte meinen im Renault gelassen! Schon sprang ich auf, um zurückzulaufen, als erneut der Lärm von Flugzeugen vom Himmel dröhnte. Ich steckte den Kopf in den Schnee. Ein Orkan brauste über mich hinweg, gefolgt von Explosionen, sowohl in der Nähe als auch weiter entfernt. Sie waren heftig, doch nicht so gewaltig wie das, was mich vorhin erwischt hatte.

Ich hob meinen verschneiten Kopf und warf einen Blick auf die beiden zweimotorigen Flugzeuge, die hinter einem Birkenwäldchen abtauchten. Der Volkswagen des Hauptmanns fuhr den Konvoi von hinten kommend entlang, indem er von einer Wagenspur in die nächste holperte. Soldaten rannten in alle Richtungen.

Auch ich stand auf und lief zu der Stelle, an der schwarzer Rauch aufstieg. Ein mit Munition beladener Lkw war von den Maschinengewehren der sowjetischen Flugzeuge getroffen worden. Er hatte sich in Luft aufgelöst. Die Explosion hatte auch die unmittelbar davor und dahinter fahrenden Wagen zerstört. Die rauchenden Reste waren bis zu sechzig Meter weit weggeschleudert worden. Alles was noch übrig war brannte und verströmte einen schwarzen, beißenden Rauch. Aus dem Qualm heraus sah ich den Feldwebel von vorhin kommen, der mit Hilfe eines anderen Soldaten einen rauchgeschwärzten, blutenden Körper trug.

Instinktiv wollte ich Hilfe leisten und stürzte mich mit anderen Männern in den schwarzen Nebel. Ich zwang mich durch den Rauch, der mir in den Augen brannte, nach etwas Ausschau zu halten, das einem Menschen glich. Eine hustende Gestalt kam mir entgegen.

»Raus hier, einige Kisten voller Munition werden bald hochgehen, es ist zu gefährlich.«

Ein Motorengeräusch und zwei Scheinwerfer durchdrangen den Rauchvorhang. Von der Seite kroch ein Wagen heran, hinter ihm ein weiterer, zwei weitere … Der Konvoi setzte seine Reise fort.

Trotz des Brandes begann ich zu frieren; also beschloss ich zurück auf meinen Posten, in die einigermaßen warme Kabine des Renaults zu gehen. Als die Straße durch den dünner werdenden Qualm wieder sichtbar wurde, konnte ich eine Gruppe in lange Mäntel gehüllter Soldaten erkennen, die aufgereiht vor einem Leutnant standen.

»Ihr zwei, hierher!«, schrie der Leutnant.

Im Laufschritt erreichten wir die Reihe.

»Sie da«, sagte er und zeigte auf mich. »Wo ist ihre Waffe?«

»Äh, da, Herr Leutnant, hinter Ihnen, im Renault.«

Meine Stimme war zittrig und verschüchtert. Der Leutnant sah wütend aus. Er musste glauben, dass ich mein Gewehr verloren hatte und diese Geschichte erzählte, um ihn zu besänftigen. Er kam auf mich zu wie ein wütender Schäferhund.

»Raustreten!«, schrie er. »Stillgestanden!«

Ich fügte mich. Kaum hatte ich Haltung angenommen, als mich eine ordentliche Ohrfeige schwanken ließ. Meine Mütze, obwohl fest aufgesetzt, fiel in den Schnee und ließ meine schmutzigen, ungekämmten Haare zum Vorschein kommen. Ich hatte Angst, dass er mich verprügeln würde.

»Bis auf weiteres Wachdienst!«, schnarrte er und ließ einen wütenden Blick von mir zum Feldwebel wandern, welcher salutierte. »Weggetreten …« fügte er hinzu, und seine grauen Augen ließen mich erstarren.

Wie ein Automat nahm ich meinen Platz in der Reihe wieder ein. Aus einem meiner Nasenlöcher lief ein dünnes, warmes Rinnsal bis zu meinen Lippen.

»Ihr Nichtsnutze!«, fuhr der Leutnant fort. »Während sich eure Kameraden an der Front für euch umbringen lassen, seid ihr nicht einmal imstande zwei beschissene russische Flugzeuge auszumachen, die uns zusammenschießen. Ihr hättet sie sehen müssen, ihr Pennbrüder! Ich bin dafür, dass ihr alle in ein Strafbataillon geschickt werdet! Drei Fahrzeuge sind zerstört, es gibt sieben Tote und zwei Verletzte. Die müssen auch geschlafen haben. Das kommt davon! Ihr seid nicht würdig, Waffen zu tragen! Ich werde euer Verhalten melden.«

Ohne uns zu grüßen, ging er davon.

»Auf die Posten!«, schrie der Feldwebel, der seinem Leutnant im Ton nicht nachstehen wollte.

Schnell liefen wir auseinander. Ich stürzte los, um meine Mütze zu holen, doch der Feldwebel packte mich im Vorbeigehen bei den Schultern: »Auf deinen Posten«, brummte er.

»Aber meine Mütze, Herr Feldwebel …«

Ein Kamerad, der an meiner Kopfbedeckung vorbeikam, hörte es. Er bückte sich und warf sie mir zu. Völlig durcheinander kroch ich in meinen Renault und wir fuhren los.

»Putz dir mal die Nase ab«, warf mir der Fahrer entgegen.

»Ja … Ich hab das Gefühl, dass ich für die ganze Kompanie den Kopf hinhalten muss.«

»Ach! Mach dir nichts draus. Heute abend sind wir in Charkow, vielleicht gibt es dort gar nichts zu bewachen.«

Nach der Abreibung gerade eben, begann mich nun die Wut zu überwältigen.

»Er hätte die Flugzeuge ja auch selbst sehen können. Schließlich war er auch im Konvoi.«

»Ha ha!«, lachte der andere. »Geh und sag ihm das!«

Im Stillen dachte ich an die beiden schwarzen Punkte, die ich im Halbschlaf gesehen hatte. Etwas war schon dran an dem, was der Leutnant gesagt hatte, aber wir hatten nicht damit gerechnet. Wir waren mit den wirklichen Gefahren des Krieges noch nicht in Kontakt gekommen. Und wir waren alle so müde gewesen durch den Mangel an Schlaf, von der Kälte, von der endlosen Reise; und vor allem waren wir – was man sich nicht so leicht vorstellen kann – in einem Abscheu erregend dreckigen Zustand. Wir waren zu durchgefroren, um uns in den Pausen schnell zu waschen. Außerdem war es schwer, bei Temperaturen von

minus fünfundzwanzig Grad Wasser zu finden. Wir mussten die Bauern aufsuchen und darum bitten, aber da sie nichts verstanden, mussten wir schließlich ohne ihre Erlaubnis, vor ihren erstaunt aufgerissenen Augen, handeln. All das brauchte Zeit, und Zeit fanden wir erst am Abend nach Einbruch der Dunkelheit. Tatsächlich war es so, dass sobald der Konvoi angehalten hatte, wir erschöpft waren und nur daran dachten zu schlafen.

Wie auch immer ich diese Entschuldigungen in meinem Kopf drehte und wendete, die Kameraden, die bei dem Angriff der kommunistischen Flugzeuge gestorben waren, wurden davon nicht wieder lebendig. Ich war geschockt bei dem Gedanken, dass es nur drei Wagen weiter wir gewesen wären, die in die Luft geflogen wären. Ohne dass ich schon einmal verwundet worden war, hatte ich eine Ahnung, wie schmerzhaft das sein konnte. Ich schluckte …

»Herrgott!«, sagte ich und lehnte mich möglichst nah ans Fenster. »Wenn jetzt wieder welche kommen, die werden mir nicht entgehen!«

Der wegen seinem Knie Behinderte sah mich mit diesem spöttischen Ausdruck an, den er fast immer zur Schau trug.

»Schau auch in den Rückspiegel, von hinten können sie auch kommen, weißt du.«

Er lachte beinahe …

»Du hältst mich für einen Holzkopf! Was denkst du denn, was zu tun ist?«

Ohne seinen Gesichtsausdruck zu verändern, zuckte er mit den Achseln: »Ach, weißt du, man kann gar nicht viel machen. Als mein Knie kaputt ging, habe ich auf meinen Schädel aufgepasst. Am besten wäre es umzukehren …«

»So! Und die Kameraden, die vorne vor Hunger und Kälte krepieren, im Stich lassen!«

Der andere sah mich an. Sein Lächeln verschwand einen Augenblick, dann entspannte sich sein Gesicht wieder, und er fügte mit der gleichen Lässigkeit wie zuvor hinzu: »Die brauchen nur dasselbe tun, was ich gerade gesagt habe, ›Halbe Drehung! Rechts schaut!‹«, bemerkte er und imitierte dabei den Ton unseres Feldwebels.

»Du denkst nicht nach«, erwiderte ich und runzelte die Stirn. »Die Bolschewisten würden davon nur profitieren. Das ist undurchführbar. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Du hast kein Recht so etwas zu denken!«

Er sah mich jetzt direkt an.

»Ach, du bist zu jung. Du denkst, ich hab das ernst gemeint. Im Gegenteil, wir müssen dorthin, und zwar schnell. Sehr schnell.«

Und er beschleunigte, um das Gesagte zu bestätigen.

»Ich bin zu jung! Ihr kotzt mich alle an damit, mir das zu sagen. Als ob nur Leute in eurem Alter fähig wären Soldaten zu sein. Der Beweis ist, dass ich dieselbe Uniform trage wie Du.«

Ich glaubte nicht wirklich an das, was ich mit so wütendem Gesicht sagte. So wenig wie ich glauben konnte, dass ich tatsächlich hier war, unter all diesen Soldaten.

»Wenn es dir nicht passt, nimm dir ein anderes Taxi«, sagte der Fahrer und lachte unverblümt.

Es war offensichtlich, dass er mich nicht ernst nahm. Zwangsläufig schwieg ich. Ich war wütend und traurig. Ich hatte mir eine Ohrfeige eingehandelt wegen mangelnder Wachsamkeit, und nun wurde ich angeschnauzt, weil ich es wieder gutmachen wollte. Unser Konvoi fuhr schwankend weiter durch Schnee und Eis. Es wurde langsam dunkel und die Kälte machte sich immer unangenehmer bemerkbar. Der Gedanke, dass wir unser Ziel bald erreichen würden, gab uns etwas Auftrieb. In weniger als einer halben Stunde würden wir in den Vororten Charkows sein. Wie würde die Stadt aussehen? Es war die letzte große Stadt vor der Front, die am Don verlief und weiter bis an die Wolga, das heißt bis Stalingrad. Stalingrad war noch einmal mindestens sechshundert Kilometer von Charkow entfernt. Tief in mir drin war ich trotz meiner Abneigung gegen das russische Land beinahe enttäuscht, dass wir die Front nicht erreichten. Später jedoch sollte ich sie noch ausgiebig kennen lernen …

Ich erinnere mich, dass wir einen Hang hinunter fuhren. Die Wagen vor uns wurden plötzlich langsamer. Schließlich blieben sie stehen.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, platzte ich heraus und öffnete die Tür.

»Mach zu! Es ist zu kalt«, blaffte mein Kamerad.

Ich schlug ihm die Tür vor der Nase zu und machte einige Schritte auf der Eiskruste, welche die schmale Fahrbahn der ›Dritten Internationale‹ bedeckte. Vorne bremste ein Beiwagenkrad und schlidderte auf der vereisten Fahrbahn hin und her. Ein Melder aus Charkow überbrachte uns einen Befehl. Ich sah die Offiziere im grauen Licht des Winters aufgeregt miteinander sprechen und diskutieren, so als ginge es um eine ernste Nachricht. Einer von ihnen, unser Hauptmann, studierte ein Blatt Papier.

Es verging noch eine kurze Zeit, dann kam ein Feldwebel den Konvoi entlanggelaufen und pfiff zum Antreten. Während alle Aufstellung nahmen, fuhr das Beiwagenkrad, das wieder in Gang gekommen war und in dem sich zwei wie Taucher gekleidete Soldaten befanden, an mir vorbei. Der Hauptmann, gefolgt von seinen zwei Leutnants und drei Feldwebeln, kam auf uns zu. Während er ging, blickte er die ganze Zeit auf seine Stiefelspitzen und machte einen niedergeschlagenen Eindruck.

Ein Schauer von Kälte und Sorge ging über unsere müden und bärtigen Gesichter.

»Achtung! Stillgestanden!«, rief ein Feldwebel.

Wir nahmen Haltung an. Der Hauptmann sah uns lange an, dann hob er langsam mit seinen behandschuhten Fingern das Stück Papier auf Augenhöhe.

»Soldaten!«, sagte er zu uns. »Ich habe euch eine schlimme Nachricht mitzuteilen, eine schlimme Nachricht für euch, für alle Soldaten der Achsenmächte, für unser Volk, für alles, worin sich unsere Treue und unsere Opfer im Kampf ausdrücken. Überall, wo diese Nachricht heute Abend bekannt wird, wird sie Bestürzung und tiefe Trauer auslösen. Überall, an unserer gewaltigen Front wie im Herzen unserer Heimat, werden wir nur mit Mühe unseren Schmerz zurückhalten können.«

»Stillgestanden!«, befahl der Feldwebel wieder.

»Stalingrad ist gefallen!«, präzisierte unser Hauptmann. »Feldmarschall Paulus und seine 6. Armee mussten, zum letzten Opfer gezwungen, bedingungslos die Waffen niederlegen.«

Schrecken und tiefe Betroffenheit bemächtigten sich unserer Gruppe. Nach einem Augenblick der Stille fuhr der Hauptmann fort: »Generalfeldmarschall Paulus hat in seinem vorletzten Funkspruch dem Führer mitgeteilt, dass er jedem Soldaten seiner Armee das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen hat. Er fügte hinzu, dass es, nachdem der Leidensweg dieser unglücklichen Kämpfer seinen Höhepunkt erreicht hatte, und nach der Hölle der Monate währenden Schlacht, in der Geschichte keine Auszeichnung gegeben habe, die verdienter gewesen wäre. Ich habe hier die letzte Nachricht, die über Funk aus den Ruinen des Traktorenwerkes ›Roter Oktober‹ gesendet wurde. Die Heeresleitung hat mich beauftragt, sie euch vorzulesen.«

»Sie wurde von einem der letzten Kämpfer der 6. Armee, dem Feldwebel Heinrich Stoda, durchgegeben. In diesem Funkspruch teilt Heinrich mit, dass aus dem Südwestteil von Stalingrad noch Kampflärm zu hören sei. Hier die Nachricht: ›Wir sind nur sieben Überlebende, vier von uns sind verwundet; vor vier Tagen haben wir uns im Gewirr der Eisenträger des Traktorenwerkes verschanzt. Seit vier Tagen haben wir nichts mehr zu essen gehabt. Ich habe das letzte Magazin meiner MP angebrochen. In zehn Minuten werden uns die Bolschewisten überrennen. Wir können nicht mehr. Sagt meinem Vater, dass ich meine Pflicht getan habe und dass ich weiß, wie ich zu sterben habe. Es lebe Deutschland! Es lebe Hitler!‹«

Heinrich Stoda war der Sohn des Doktors Adolf Stoda aus München. Es herrschte eine Totenstille, die nur vom Rauschen des Windes gestört wurde. Meine Gedanken gingen zu meinem Onkel, der dort unten war, zu diesem Onkel, den ich übrigens aufgrund des Zerwürfnisses unserer beider Familien niemals gesehen habe. Ich kannte nur sein Foto und man hatte ihn mir als Poeten geschildert. Ich hatte das deutliche Gefühl, gerade einen Freund verloren zu haben. In der Reihe der Soldaten begann ein alter Mann – wenigstens war er das nach seinen grauen Schläfen zu urteilen – zu schluchzen. Seine stramme Haltung lockernd, ging er auf die Offiziere zu. Er schrie und klagte gleichzeitig: »Meine beiden Söhne sind tot! Das musste so kommen. Ihr seid daran Schuld, ihr Offiziere. Das war unvermeidlich, wir werden den russischen Winter nicht überstehen. (Er klappte beinahe zusammen und brach in Tränen aus.) Meine beiden armen Kleinen, sie sind dort gestorben! Meine Kleinen …«

»Zurücktreten!«, befahl ihm der Feldwebel.

»Nein«, schrie der Verzweifelte, »ihr könnt mich umbringen, es ist mir egal, alles ist mir egal.«

Zwei Soldaten traten vor und packten den armen Kerl an den Armen, um ihn an seinen Platz zurückzuführen bevor etwas Schlimmeres passierte. Schließlich hatte er gerade die Offiziere beleidigt! Unglücklicherweise wehrte er sich wie ein Besessener.

»Bringt ihn zum Sanitäter«, sagte der Hauptmann nur, »man soll ihm ein Beruhigungsmittel geben.«

Ich hatte den Eindruck, dass er noch etwas hinzufügen wollte. Doch sein Blick blieb starr. Vielleicht hatte auch er einen Verwandten in Stalingrad.

»Rührt euch«, sagte er einfach.

In kleinen Gruppen gingen wir schweigend zu unseren Fahrzeugen zurück. Es war Nacht geworden. Das Weiß des hügeligen Horizonts hatte einen Stich ins Graue bekommen, ein kühles Blaugrau. Eine Reihe von eisigen Schauern schüttelte mich.

»Es wird immer kälter«, wagte ich zu dem Burschen neben mir zu sagen.

»Ja, es zieht immer weiter an«, antwortete er nur, während er in die Ferne blickte.

Zum erstenmal empfand ich Russland als ungeheuer und schrecklich. Es schien mir ganz deutlich, als ob der unendliche, grau durchtränkte Horizont dabei war uns zu verschlucken. Ein heftiger Schauer durchfuhr mich. Eine dreiviertel Stunde später fuhren wir durch die verwüsteten Vororte von Charkow. Das schwache Licht unserer Fahrzeuge ließ uns nicht viel erkennen, doch alles, was vom Radius unserer Scheinwerfer erfasst wurde, sah beschädigt aus.

Nach einer weiteren Nacht im Führerhaus des Renaults konnte ich am nächsten Morgen bei Tageslicht das Chaos sehen, das von dieser so bedeutsamen Metropole übrig geblieben war: Charkow, eine in vier großen Schlachten dem Erdboden gleich gemachte Stadt.

Tatsächlich wurde sie im Lauf der Jahre 1941 bis 1943 zunächst von unserer Armee eingenommen, dann von den Russen zurückerobert, wieder besetzt von den Deutschen und schließlich endgültig von den Bolschewisten zurückerkämpft. Zu diesem Zeitpunkt hatten unsere Truppen sie zum ersten Mal eingenommen und noch nicht verloren. Jedoch stellte Charkow nur noch ein zerstörtes und abgebranntes Durcheinander dar. Endlose Reihen zerstörter Häuser dienten als Schrottplätze für die Haufen von Autowracks aller Art, welche die Besatzungstruppen hier und da aufgestapelt hatten um die Straßen frei zu bekommen.

Diese Haufen verbogener, zerfetzter Metallteile zeugten von den schrecklichen Momenten der Schlacht, und man konnte sich leicht vorstellen, was das Schicksal der unglückseligen, daran beteiligten Kämpfer gewesen war. Nun markierten die Stahlleichen unter ihrem Totenhemd aus Schnee eine Etappe des Krieges: Die Schlacht um Charkow.

In den wenigen Häuserblocks, die noch standen, hatte sich die Wehrmacht eingerichtet. Der Besuch der Sanitärstation, die man lobenswerterweise in einem großen Gebäude untergebracht hatte, war ein Verjüngungsbad für uns. Anschließend wurden wir am hellichten Nachmittag durch eine Abfolge unterirdischer Räume geführt, die einen langen Keller bildeten, in dem allerlei Betten aufgestellt waren. Wir wurden angewiesen uns auszuruhen. Trotz der ungewöhnlichen Zeit versanken wir beinahe alle in einen bleiernen Schlaf. Schließlich wurden wir von einem Feldwebel geweckt, der uns aufforderte ihm in die Kantine zu folgen. Dort traf ich Halls, Lensen und Olensheim. Wir sprachen über Gott und die Welt, und vor allem über den Fall von Stalingrad.

»Das ist doch nicht möglich«, beharrte Halls. »Die 6. Armee kann doch nicht vor den Sowjets in die Knie gegangen sein, verdammt nochmal!«

»Aber der Melder hat doch gesagt, dass sie eingeschlossen waren, dass sie nichts mehr tun konnten und sich ergeben mussten, die armen Schweine.«

»Wir müssen aber versuchen sie noch herauszuhauen«, trumpfte ein anderer auf.

»Zu spät ...«, sagte ein Alter. »Alles ist aus ...«

»So eine verdammte Scheiße, verdammte!«, fluchte Halls und ballte die Fäuste. »Ich kann es nicht glauben.«

Während die Niederlage von Stalingrad für die einen der Todesstoß war, löste sie bei anderen eine Art Rachegefühl aus, das ihren schwindenden Mut neu entfachte. In unserer Gruppe waren die Meinungen auf Grund der Altersunterschiede geteilt. Die Alten wurden immer defätistischer, während wir Jungen uns schworen, die Leute von der 6. Armee zu befreien. Wir gingen wieder zu unseren Schlafräumen zurück, als ein Streit ausbrach, an dem in Wahrheit ich selbst schuld war.

Der Kerl mit der kaputten Kniescheibe, den ich in diesem verdammten Renault an meiner Seite hatte, holte mich ein.

»Na, bist du froh?«, sagte er zu mir. »Wir werden bestimmt morgen umkehren.«

Ich glaubte, eine gewisse Ironie in seinen Zügen zu sehen. Ich spürte wie ich rot wurde vor Wut.

»Das reicht!«, brüllte ich. »Du bist zufrieden, wir werden umkehren, aber es trifft dich mit die Schuld daran, dass mein Onkel in Stalingrad umgekommen ist«

Er wurde blass.

»Wer sagt dir denn, dass er tot ist?«, brummte er.

»Wenn er nicht tot ist, dann um so schlimmer!«, fuhr ich fort. »Du bist ein richtiger Feigling! Du hast mir doch gesagt, wir sollten sie ihrem Schicksal überlassen.«

Zu Tode erschrocken blickte er nach rechts und nach links. Als ich weiterschreien wollte, packte er mich am Kragen meines Mantels.

»Halt's Maul!«, befahl er und hob die Faust.

Aber schon holte ich mit dem Fuß aus und traf sein Schienbein. Er wollte gerade zuschlagen, als Halls ihm den Arm festhielt.

»Das reicht«, sagte Halls ruhig. Er war ein schlauer Bursche. »Wenn ihr nicht aufhört, werdet ihr euch noch in den Knast bringen.«

»Noch ein Junge, der etwas will?«, schrie der andere, der nun vor Wut tobte. »Ihr werdet euch noch wundern, ihr ...!«

»Lass ihn los«, beharrte Halls.

»Scheiße!«, spuckte uns mein Gegner entgegen.

Mehr konnte er nicht sagen. Ein gewaltiger Schlag, der von der Hand meines Kameraden stammte, traf ihn unterm Kinn. Schwankend fiel er auf seinen Arsch in den Schnee. Schon war auch Lensen erschienen.

»Ihr jungen Schweinehunde!«, schrie mein Chauffeur, der mich über die ›Dritte Internationale‹ gefahren hatte. Er versuchte aufzustehen, um den Kampf wieder aufzunehmen.

Bevor er aber hochkam, verpasste ihm der kleine, stämmige Lensen mit seinem genagelten Stiefel einen Tritt ins Gesicht. Mit einem Schmerzensschrei fiel der

Fahrer zurück auf die Knie und hielt sich die Hände vor das blutverschmierte Gesicht.

»Ihr Wilden!«, rief jemand …

Wir ließen ab. Grummelnd gingen wir zur Gruppe zurück, die uns stirnrunzelnd ansah. Zwei Kerle halfen dem anderen, der stöhnte, sich aufzurichten.

»Auf diesen falschen Hund sollte man aufpassen«, sagte Halls. »Der ist imstande und knallt uns aus Rache beim nächsten Angriff ab.«

Am nächsten Tag wurde erst sehr spät geweckt. Wir gingen hinaus, um zum Kompanieappell anzutreten. Dort begrüßte uns ein Schneesturm. Die Gesichter in unsere hochgeschlagenen Mantelkrägen gedrückt, um gegen das Stechen der winzigen Eiskörner geschützt zu sein, die der Wind vor sich hertrug, hatten wir das Vergnügen eine gute Neuigkeit zu erfahren. Feldwebel Laus, den wir eine Ewigkeit nicht gesehen hatten, war wieder da und hielt ein Blatt Papier zwischen seinen geschlossenen Fäusten. Auch er kämpfte gegen den Sturm.

»Soldaten!«, las er uns zwischen zwei Windböen vor. »In Anbetracht eurer guten Haltung hat euch das Bataillonskommando eine Ruhepause von vierundzwanzig Stunden zugebilligt. Da aber in der gegenwärtigen Lage jederzeit ein Gegenbefehl erfolgen kann, habt ihr euch alle zwei Stunden in eurer Unterkunft zu melden. Es ist also zwecklos an Freundinnen- oder Familienbesuch zu denken«, fügte er grinsend hinzu, »aber immerhin habt ihr Zeit, um nach Hause zu schreiben.«

Laus schickte zwei Leute aus, die Post zu holen und zu verteilen; es waren vier Briefe und ein Paket für mich dabei. Wir hätten uns gerne Charkow angeschaut, aber das scheußliche Wetter ließ uns in den Quartieren bleiben, wo wir einen schönen, erholsamen Tag verbrachten. Wir stellten uns darauf ein, wie vorgesehen den Rückweg anzutreten. Umso größer war unsere Überraschung, als wir am nächsten Tag hörten, dass wir eine Einheit in der Kampfzone mit Munition und Verpflegung versorgen würden. Man klärte uns so gut es ging über unseren Bestimmungsort auf. Wir sollten zu einem Frontabschnitt irgendwo südlich von Woronesch, dessen Nummer ich vergessen habe. Wir nahmen die Nachricht ohne Begeisterung auf.

»Ach«, sagte Halls, »ob wir nun in Kiew oder in Woronesch im Schnee herumlaufen, kommt aufs gleiche raus.«

»Ja, aber bei Woronesch ist die Front«, wagte sich Olensheim vor.

»Ja, ich weiß«, sagte Halls. »Eines Tages führt der Weg dorthin.«

Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Wie ging es auf einem Schlachtfeld wirklich zu? Ich schwankte zwischen Neugierde und Angst.

Zweites Kapitel. Die Front

Südlich von Woronesch. Der Don

Der Winter nahm kein Ende. Es schneite fast ununterbrochen. Wir hatten Ende Februar oder Anfang März, ich weiß es nicht mehr genau. Mit dem Zug wurden wir von Charkow aus etwa sechzig bis achtzig Kilometer in ein kleines Städtchen gebracht, wo sich ein Versorgungszentrum befand. In mehreren großen Schuppen türmten sich Verpflegung, Decken, Medikamente, usw. Sämtliche Keller und jegliche unterirdische Räume waren vollgestopft mit Munition aller Art. Es gab Reparaturwerkstätten sowohl drinnen als auch im Freien. Soldaten saßen auf den Panzern und hauchten in ihre erstarrten Finger, welche kaum noch die Schraubenschlüssel halten konnten.

Am Rand des Ortes gab es ein System von Gräben und Verteidigungsstellungen. In dieser Ecke gab es sehr häufig massive Angriffe der Partisanen. All die Mechaniker und Lageristen mussten dann ihre Werkzeuge und Inventarlisten liegen lassen und sich hinter die Maschinengewehre werfen, um sowohl das Lager als auch sich selbst zu verteidigen.

»Der einzige wirkliche Vorteil, den wir haben«, sagte mir einer der hier stationierten Soldaten, »besteht in unserer guten Verpflegung. Es gibt hier viel Arbeit. Wir mussten unsere eigene Verteidigung organisieren und halten abwechselnd Wache. Wenn es knallt, haben wir große Mühe die Angriffe der Partisanen abzuwehren, auch wenn wir alles geben. Sie haben uns schon einiges zerstört. Unser Kommandant hat immer wieder Infanterieunterstützung angefordert, aber die ist nie gekommen. Doch, einmal ist eine SS-Kompanie als Unterstützung eingetroffen, aber drei Tage nach ihrer Ankunft wurde sie der 6. Armee zu Hilfe geschickt. Wir hatten schon an die vierzig Tote. Das ist viel für eine Kompanie.«

Zu Beginn des Nachmittags stellten wir einen etwas eigenartigen Konvoi zusammen. Er bestand aus kleinen russischen Wägelchen auf vier Rädern, unter welche man mit einer sehr einfachen Methode Bretter als Ski anbringen und sie so in Schlitten verwandeln konnte. Es gab außerdem richtige Schlitten, Eidekas, und sogar zwei oder drei vollständig dekorierte Troikas. All diese Fahrzeuge hatte man natürlich bei den Russen beschlagnahmt. Ich fragte mich ernsthaft, wohin wir mit diesem Weihnachtszug fahren würden, der allerdings weder Puppen noch funkelndes Spielzeug transportierte, sondern vor allem Granaten und anderes gefährliches Gerät.

Wir machten uns auf den Weg in nordöstliche Richtung, zu einem Frontabschnitt irgendwo bei Woronesch. Wir hatten kältebeständige Rationen, ein neues Verbandspäckchen sowie gekochte Verpflegung für zwei Tage bekommen und schlugen eine Piste ein – denn Straße konnte man das nicht nennen –, die mehr oder weniger zugeschneit war. Sie führte durch die Verteidigungsposten, die dieses Nest umgaben. Ein großer, eingemummter Soldat, welcher der einzige

Wachposten weit und breit zu sein schien, winkte uns freundschaftlich zu. Er sah verloren aus, wie er da stand, die Silhouette einer bauchigen Flasche, mit beiden Beinen wie angewurzelt im Schnee, an einer Pfeife ziehend und uns lange beobachtend, während wir vorbeizogen.

Nach einer Stunde zwang uns die immer verschneitere Piste, die Ski unter den Rädern festzuschnallen. Unsere Lederstiefel waren, obwohl bemerkenswert wasserdicht, nicht das ideale Schuhwerk, um durch zwanzig bis dreißig Zentimeter hohen Schnee zu marschieren.

Wir waren noch nicht lange unterwegs und schon todmüde. Die stolzen Soldaten der 19. Rollbahnkompanie klammerten sich bereits an die Schlitten und die Pferdegeschirre, wie ein Lahmer an seine Krücke. Ich selbst hatte mich mit einer Hand in dem Fell eines dieser verteufelten kleinen Pferdchen festgekrallt, das so dicht war wie ein Schafspelz. Ich wärmte mir die Finger und hatte außerdem noch eine Stütze beim Marschieren. Doch die verdammten Pferde zwangen uns auch zu einem aufreibenden Marschtempo, so dass wir trotz der Kälte schwitzten. Von Zeit zu Zeit blieb einer der Chefs unseres Zuges stehen und betrachtete den langsam vorbeiziehenden Konvoi, unter dem Vorwand unser Vorankommen zu kontrollieren. In Wirklichkeit gönnte er sich eine Pause und schöpfte wieder Atem. Mit den letzten Schlitten marschierte er dann wieder los, und kein einziges Mal sah ich einen von ihnen im Laufschritt zu seinem vorne liegenden Posten zurückkehren.

Auf der anderen Seite des Pferdchens hielt sich Halls fest, der mir ein wirklicher Freund geworden war. Obwohl er viel größer und stärker war als ich, machte er den Eindruck als habe er die Schnauze voll. Das Gesicht zur Hälfte von seinem hochgeschlagenen Kragen und seiner so weit wie möglich heruntergezogenen Kapuze verdeckt, verströmte er Dampfwolken aus seiner geröteten Nase.

Wir gingen vorwärts, ohne viel zu sprechen. Ich hatte gelernt so schweigsam zu sein, wie es die Deutschen im allgemeinen sind, außer freilich zu bestimmten Anlässen. Nichtsdestoweniger war Halls für mich ein großartiger Freund, und ich glaube noch immer, dass er die gleichen Gefühle für mich hegte, auch wenn ich ihn nie gefragt habe. Von Zeit zu Zeit lächelten wir einander ermutigend zu. Es bedeutete soviel wie »es wird schon gehen« oder »Kopf hoch, wir schaffen das!«

Der Abend kam, und damit das Signal zum Halten. Mit den Kräften am Ende setzte ich mich auf die Deichsel. Meine Oberschenkel und Waden waren steif und schmerzten. Ich spürte mein vor Erschöpfung eingefallenes Gesicht. Der Marsch war sehr hart gewesen. Halls ließ sich einfach in den Schnee fallen.

»Aahh, meine armen Füße«, murrte er und verzerrte das Gesicht. Um uns herum setzten oder legten sich Männer in den Schnee.

»Wir werden doch nicht die Nacht über hierbleiben!«, warf ein sehr junger Kerl ein, der sich gerade neben mich gesetzt hatte.

Besorgt sahen wir uns an.

»Mir ist das scheißegal«, sagte Halls und öffnete sein Essgeschirr, »ich kann keinen Schritt mehr machen.«

»Das sagst du jetzt, wo du noch verschwitzt bist, aber warte mal, bis du dich abgekühlt hast.«, erwiderte ich. »Du wirst noch laufen müssen, damit du nicht auf der Stelle erfrierst.«

»Verdammte Scheiße!«, rief Halls aus, ohne auf mich einzugehen. »Dieses Fleisch stinkt.«

Ich machte ebenfalls mein Kochgeschirr auf. Schon lange war die Mahlzeit, die man uns am frühen Nachmittags für zwei Tage ausgeteilt hatte, abgekühlt und schließlich in dem Metallbehälter gefroren. Angeblich sollten es Kutteln sein.

»Stimmt, das riecht nicht gut.«, sagte ich.

Um uns herum machten andere Soldaten dieselbe Beobachtung.

»Das hat uns noch gefehlt!«, sagte Halls. »Aber wir können es trotzdem nicht wegwerfen.«

»Was meinen Sie denn?«, fragte einer von uns, indem er sich an einen Feldwebel wandte, der zu der gleichen Feststellung gekommen war.

»Tatsächlich, diese Schweine haben uns verdorbenes Fleisch gegeben!«

»Oder die Reste der letzten Tage. Das ist unfassbar, die hatten Verpflegung für eine ganze Division.«

»Das kann man nicht essen, das stinkt!«

»Dann werden wir wohl die Konserven auspacken müssen.«

»Kommt gar nicht in Frage!«, widersprach der Feldwebel. »Wir haben noch mehrere Tage Fahrt vor uns, und wir haben nichts zu verschenken. Schmeißt das Fleisch weg, wenn es euch nicht gefällt, und fresst einfach die Soße.«

Halls, der nicht gerade zimperlich war, biss herzhaft in eine Art Hammelkotelett. Zwei Sekunden später spuckte er alles in den Schnee.

»Teufel, ist das scheußlich! Die Scheißkerle müssen einen Bolschewiken gebraten haben.«

Trotz unserer miesen Lage mussten wir einfach lachen. In Anbetracht der so sehr herbeigesehnten Mahlzeit, die ihm entging, bedachte mein großer Freund sein Essgeschirr mit einem verheerenden Blick. Halls stand kurz vor einem seiner berühmten Wutausbrüche. Aufgrund seiner Körpergröße waren diese immer sehr beeindruckend. Er ließ eine Salve von Flüchen los und feuerte sein Kochgeschirr mit einem beeindruckenden Tritt fünfzehn Meter weit weg. Alle schwiegen … Dann löste Gelächter die angespannte Atmosphäre.

»Das hat dich jetzt weitergebracht!«, meinte der Jungspund an meiner Seite.

Halls drehte sich um, sagte aber nichts. Dann machte er sich gemächlich daran, sein Kochgeschirr wieder aufzusammeln. Ich begann die Soße zu löffeln, die von dem vergammelten Fleisch verpestet worden war. Halls hob seinen verbeulten Napf auf, dessen Inhalt sich auf der Schneefläche verteilt hatte. Ein paar Minuten später löffelten wir beide zusammen maulend mein Essen.

Unsere Unteroffiziere teilten die Wache ein, und die bange Frage nach den Schlafmöglichkeiten begann uns sehr zu beschäftigen. Wir hatten uns schon eingeigelt und stellten uns die Frage, wo und wie wir unsere Zeltplane installieren könnten. Einige fingen an im Schnee zu buddeln, andere bauten sich aus den Futtersäcken, die zu beiden Seiten an den Halsriemen der Pferde hingen, regel-

rechte Hütten. Wieder andere versuchten sich der Pferde zu bedienen, in dem sie sie dazu zwangen sich hinzulegen, und was weiß ich, was ihnen sonst noch alles einfiel. Wir hatten zwar schon viele Nächte unter schwierigen Umständen verbracht, aber immer mehr oder weniger überdacht. Die Aussicht, dass wir in dieser Kälte komplett unter freiem Himmel übernachten sollten, machte uns wahnsinnig. Da und dort entbrannten Diskussionen.

Ein paar Leute schlugen vor weiterzulaufen, bis wir auf ein Dorf oder irgendeine Unterkunft treffen würden. Lieber vor Erschöpfung verrecken, als vor Kälte. Denn auf jeden Fall, meinten sie, wäre mindestens die Hälfte von uns morgen früh tot.

»Es wird mindestens drei Tage dauern, bis ihr ein Dorf zu Gesicht bekommt«, erklärten die Unteroffiziere. »Jeder muss sehen, wie er zurechtkommt.«

»Wenn man wenigstens ein Feuer anmachen könnte!«, rief ein armer Kerl, der mit den Zähnen klapperte und schon fast heulte.

Niedergeschmettert von der Erwartung an diese Übernachtung, versuchten wir uns mit unserer Qual abzufinden. Halls und ich luden einen ganzen Schlitten ab und beluden ihn dann wieder so, dass zwischen den Munitionskisten eine Höhle frei blieb, in der wir beide Platz hatten. Trotz der Gefahr, die eine solche Konstruktion darstellte, zogen wir die Aussicht, durch eine heiße Explosion in die Luft zu fliegen, dem Tod durch Erfrieren vor.

Halls hatte die Stirn einige obszöne Witze zu machen, die mich trotz der unbequemen Lage zum Lachen brachten. Eng aneinandergepresst fielen uns zeitweilig die Augen zu, doch die Angst, im Schlaf zu erfrieren, ließ uns nicht los.

Vierzehn Tage marschierten wir unter diesen Bedingungen. Als wir den Bestimmungsort erreichten, der das Ende unseres Vormarsches markieren sollte, waren wir derart am Ende unserer Kräfte und unserer Moral, dass uns die Soldaten, die uns als erstes bemerkten, sofort entgegen kamen, so als ob sie uns zu Hilfe eilen müssten.

Diese Odyssee – und ich glaube nicht, dass die Bezeichnung übertrieben ist –, war für einige von uns fatal. Vom dritten Tag an hatten wir bereits zwei Leute mit Lungenentzündung. An den folgenden Tagen gab es Erfrierungen und Kältebrand, eine durch niedrige Temperatur verursachte Art von Wundbrand, der zuerst das ungeschützte Gesicht befällt und sich später sogar auf bedeckte Körperteile ausdehnt. Die Unglücklichen, die von dieser Krankheit befallen waren, mussten sich mit einer fettigen, gelben Salbe einschmieren, was aussah wie eine zugleich komische wie Mitleid erregende Maske. Zwei Soldaten verließen eines Nachts in totaler Verwirrung die Kolonne und verschwanden, offenbar Wahnsinnig geworden, in der weißen Unendlichkeit. Ein anderer, noch ganz junger Kerl, schrie stundenlang weinend nach seiner Mutter. Immer abwechselnd versuchte einer von uns ihn zu trösten oder schrie ihn wegen seines Gejammers an, das unsere heilige Ruhepause störte. Gegen morgen, als er schon eine zeitlang verstummt war, ließ uns ein Schuss hochschrecken. Wir fanden ihn einige Meter entfernt. Er hatte versucht, seinem Alptraum ein Ende zu bereiten, indem er sich einen ungeschickten Schuss verpasste, der ihn jedoch nicht auf der Stelle

umbrachte. Der Unglückliche starb erst gegen Nachmittag, ohne dass wir ihm wirklich hätten helfen können.

Wenn ich heute an diese Tage zurückdenke, erscheinen sie mir wie ein Traum, und es ist mir unbegreiflich, wie sie vorübergingen. Mit aller Widerstandskraft am Ende, kam ich mir vor als wäre ich in meinem eignen Inneren und hatte das seltsame Gefühl, als würde sich mein Körper von meiner Seele getrennt haben. Zunächst schmerzten mich die vom Marsch und vom Frost übel zugerichteten Füße entsetzlich, später spürte ich sie kaum mehr. Als ein Militärarzt unsere Verletzungen untersuchte, stellte ich fest, dass drei Zehen meines rechten Fußes grau wie Asche geworden waren. Ihre Nägel blieben an den bestialisch stinkenden Socken hängen, die ich bei dem Arzt auszog. Er gab mir eine schmerzhafte Injektion, welche die Zehen innerhalb der nächsten Stunden vor einer Amputation retten würde. Ich frage mich noch immer, wie wir diesen Strapazen standhalten konnten, vor allem ich, der ich nie von besonders robuster Verfassung gewesen war.

Nun würde ich ›endlich‹ den Krieg und die Front kennen lernen. Und ich würde erfahren, dass es noch Schlimmeres gab!

Wir machten eine wirklich notwendige Pause in den Gebäuden und Bunkern eines Behelfsflughafens der Luftwaffe. Der Flugplatz war jedoch von den Fliegern weitgehend geräumt worden, die sich vor Kurzem weiter in den Westen hatten zurückziehen müssen. Einige Jagdflugzeuge, die offensichtlich beschädigt waren, standen noch da und waren von einer Eisschicht überzogen. Das Bodenpersonal war dabei, das Nötigste auf große Schlitten zu verladen, die von Raupenschleppern gezogen wurden; diese waren von der Artillerie geborgt worden, deren 155er-Batterien sich am Rande des Feldlagers befanden.

Wir blieben einige Tage zur Erholung in diesen mehr oder weniger komfortablen Räumlichkeiten. Kaum sah man, dass wir im Begriff waren uns aufzurappeln, wurden wir auch schon wieder in den Regen geschickt. Für die kämpfende Truppe dieses Abschnittes war unsere Kompanie eine wertvolle und unverhoffte Arbeitshilfe. Wir wurden in Gruppen aufgeteilt, denen verschiedenste Hilfsarbeiten übertragen wurden. Etwa drei Viertel der Leute von der 19. Kompanie mussten Stellungen für die 77. Artillerie und sogar die Schützengräben vorbereiten. Meine Kameraden mussten dafür meterweise Schnee wegschaffen und dann mit Hilfe von Hacke und Sprengkörpern den betonharten Boden bearbeiten.

Meine Gruppe, zu der auch Halls und Lensen gehörten – wir hatten alles getan, um zusammenzubleiben –, bekam den Auftrag, ein Infanteriebataillon, das in etwa fünfzehn Kilometer Entfernung in Stellung lag, mit Verpflegung und Munition zu versorgen.

Wir hatten zwei Schlitten zur Verfügung, vor die jeweils drei kleine langhaarige Steppenpferde gespannt waren. Die Entfernung, die wir zurückzulegen hatten, war nicht so groß, und die Ausrüstung, über die wir verfügten, war wesentlich besser als bei unserer letzten, tragischen Reise. Der Tag würde uns genügen, um dorthin und wieder zurück zu gelangen. Trotz der trostlosen Umgebung waren wir nicht bedrückt und hatten die Mission als leichte Aufgabe eingeordnet.

Mit acht Mann und einem Feldwebel brachen wir auf. Ich war auf dem zweiten Schlitten, der mit Granaten zur Verteidigung sowie MG-Munition beladen war. Während ich hinten auf dem schnell dahinsausenden Gefährt saß, hatte ich ausgiebig Gelegenheit, diese düstere und verlassene Landschaft zu betrachten. Aus der makellosen weißen Fläche ragte nur hie und da ein Gestrüpp von dürren schwarzen Bäumen auf. Es sah aus, als hätten sie einen ungleichen Kampf mit dem übermächtigen Schnee ausgetragen, der sie von allen Seiten belagerte. Weiter gab es nichts zu sehen auf diesem Land, wo sich bestimmt die Wölfe herumtrieben. Nichts als ein undurchdringlicher graugelber Himmel. Es kam mir wirklich so vor, als wäre ich am Ende der Welt angelangt, am Ende aller Zivilisation, und ich muss noch heute eine Landkarte zu Hilfe nehmen, um mir klar zu machen, dass hinter diesem Nichts noch etwas existierte.

Wenig später ging es einen kleinen Hang hinunter, wo wir unter fünfzig Zentimetern Schnee einen Weg vermuteten. Bald kamen wir an den Rand eines dichten Waldes. Von der Rückseite eines Holzstapels aus tauchte ein Soldat vor unserem ersten Schlitten auf, welcher abrupt anhielt.

Es gab einen Wortwechsel mit unserem Feldwebel, dann tauchten wir ins Unterholz ein. Dort lag eine MG-Batterie mit ihren beiden Schützen in Stellung, und etwas weiter ein Haufen kampfbereiter Landser, die in unzähligen grauen Zelten untergekommen waren. Wir entdeckten eine Unmenge von Geschützen und leichten Panzern vom Typ Alpenberg; Paks und Granatwerfer waren auf Schlitten montiert. Daneben wurde ein geschlachtetes und an einem Baum aufgehängtes Pferd nach und nach in Steaks verwandelt. Soldaten in blutbefleckten Kapuzenmänteln kümmerten sich darum. Wir wurden belagert und gefragt, ob wir Post hätten. Als wir verneinten, wurden wir von einigen beschimpft.

Ein Offizier überprüfte unseren Marschbefehl: Die Kompanie, die wir zu versorgen hatten, befand sich weiter in östlicher Richtung. Er gab uns einen berittenen Melder mit, der uns den Weg zeigen sollte. Eine Zeit lang ging es noch durch den Wald, in dem sich mindestens dreitausend bis viertausend Mann verbargen. Dann überwanden wir eine kleine Ansammlung niedriger, spärlich bewachsener Hügel, an die ich mich noch sehr gut erinnere. Durch den Schnee liefen drei Telefonleitungen, die kaum bedeckt waren.

»Passt auf«, warnte uns der Reiter, »auf der anderen Seite dieses Hügels seid ihr unter dem Feuer der feindlichen Artillerie. Macht schnell, folgt der Telefonleitung. Die Kompanie, die ihr versorgen sollt, ist von hier aus etwa zwei Kilometer entfernt.«

Er grüßte ordnungsgemäß und trabte davon. Wir sahen uns alle an.

»So, da bin ich wieder!«, murrte unser Feldwebel, der offensichtlich ein altgedienter, erfahrener Soldat im Dienst der Rollbahn war. Er winkte uns vorwärts und ließ dann noch einmal halten.

»Wir werden versuchen das Ziel so schnell wie möglich zu erreichen. Habt keine Hemmungen, auf die Pferde einzuschlagen. Wenn uns die Russen sehen, werden sie das Feuer eröffnen. Normalerweise brauchen sie einige Zeit, bevor sie merken, was los ist. Wenn es zu schlimm wird, lassen wir den Schlitten mit den Sprengkörpern zurück, denn wenn die Ladung in die Luft geht und wir es nicht

geschafft haben weiter als dreißig Meter von den Schlitten wegzukommen, wird keiner hier seine Mutter wiedersehen.«

Die Erinnerung an den Angriff auf den Konvoi in der Nähe von Charkow kam mir wieder in den Sinn.

»Los gehts!«, rief einer von uns, um zu zeigen, dass er keine Angst hatte.

Der Feldwebel sprang vorne auf den Schlitten mit den Lebensmitteln und bedeutete uns mit einer Geste: »Vorwärts!«. Die Kuppe der Anhöhe war schnell erreicht. Wir kamen fast gleichzeitig am Gipfel an. Die vom Aufstieg erschöpften Pferde hielten einen Moment inne, bevor sie den ziemlich steilen Abhang hinunter rasten.

»Runter!«, schrie der Feldwebel. »Bleibt nicht stehen!«

»Gib ihnen die Peitsche!«, rief Halls dem Burschen zu, der die Zügel in der Hand hatte.

Unser Schlitten fuhr als erster. Ich sehe noch, wie unsere drei tapferen Pferde wie die Hasen von einer Bodenwelle zur nächsten sprangen und eine weiße Wolke aufwirbelten, die bestimmt weithin zu sehen war. Alle drei hockten wir auf den dunkelgrünen Kisten mit der weißen, schablonenhaften Beschriftung hinter dem Fahrer. Wir waren ein bisschen angespannt und hatten die Kälte vergessen.

Durch den weißen Staub, den unser Gespann aufwirbelte, versuchte ich trotz des Geruckels den Horizont abzusuchen. Rechts vor uns glaubte ich vage einige Isbas zu erkennen. Um uns herum verschandelten auffällig symmetrische Granattrichter das reine Weiß der Talsenke. Trotz der Eile hatte ich genug Zeit, die bizarren Ränder dieser Löcher neben unserer Spur zu betrachten und zu bemerken, dass die von der Explosion aufgeworfene Erde leicht vergilbt war. Die Löcher bildeten seltsame Blumen, die in der Mitte braun waren und in der Entfaltung nach außen hin heller wurden. Einige andere, die älter und von den letzten Schneefällen schon fast verschüttet waren, bildeten weitere, ebenfalls sehr dekorative Muster.

Wir erreichten den Fuß des Hügels, ohne dass irgend etwas passiert wäre. Es befanden sich dort einige primitiv gebaute Isbas. Der Schnee zeigte hier zahlreiche Radspuren. Wir kamen an einem Geschütz vorbei, das fast gänzlich unter einem Schneehaufen begraben war; ein Stück entfernt gab es weitere.

Wir hielten vor einer Isba, deren riesiges Dach bis zum Erdboden reichte. Die uns am nächsten liegende Seitenwand bestand aus einem Lattenzaun. Drinnen arbeiteten vollständig eingemummte Pioniere. Offensichtlich waren sie dabei sie zu zerlegen. Einige kamen mit Brettern heraus, ein dicker Feldwebel in weißem Tarnanzug kam auf uns zu.

»Ladet es hier ab!«, rief er, »die Pioniere bauen einen Bunker, der in einer Stunde fertig sein wird.«

Eine heftige Explosion ließ uns zusammenfahren. Zu unserer Rechten schoss eine gelbe Stichflamme hoch, gefolgt von einer zehn Meter hohen Fontäne aus Schotter.

Der dicke Feldwebel drehte gelassen den Kopf in Richtung der Sprengung.

»Scheiß Erde«, brummte er. »Härter als Felsen!«

Wir nahmen daher an, dass es die Jungs von den Pionieren waren, die hier mit Dynamit spielten. Der korpulente Feldwebel las nun unseren Marschbefehl.

»Ach, das ist nicht für uns«, sagte er, indem er mit den Kuppen seiner in Wollhandschuhen steckenden Finger auf eine Kiste mit Verpflegung klopfte. »Schon vor drei Tagen hätten wir neue Verpflegung bekommen sollen. Wir leben von den Konserven, die wir eigentlich nicht anrühren dürften. Wenn das so weitergeht … Aber ihr könnt euch ja Zeit lassen, ihr Transporteure! Darum findet man immer wieder erfrorene Kerle auf den vorgeschobenen Posten. Wenn man nichts da drin hat«, sagte er und klopfte sich auf den Bauch, »hält man nicht durch.«

Ich konnte nicht umhin, an seinen Bauchumfang zu denken. In Anbetracht seines Übergewichtes war es schwer zu glauben, dass er lange gehungert hatte. Das war wohl so ein Ausgefuchster, der noch einen Reserveproviant hatte. Denn es war offensichtlich, dass die Versorgung der Frontlinien trotz all unserer Anstrengungen weiterhin problematisch blieb.

»Das ist für das … Infanteriebataillon (ich erinnere mich nicht mehr an die Zahl). Da lang!«, wies uns der Unterernährte an. »Folgt dem Weg. Sie halten dort einen Abschnitt am Ufer des Don. Geht da lieber auf allen vieren, das ist sicherer!«

Wir lenkten unsere Gespanne in das chaotische Schneetreiben und folgten zügig einer Art Pfad, der von halb verwehten Lkw gesäumt wurde. Neben einem Hang verbargen sich Artillerie-Geschütze und massive Haubitzen hinter einem Schneehaufen. Kaum waren wir vorbeigefahren, entzogen sich die Geschütze unserem Blick; ihre Tarnung war perfekt.

Wir erreichten einen breiten Graben, in dem zitternde, magere Pferde auf den gefrorenen Boden stampften. In offenen Futtersäcken stand ihnen eine Art Heu zur Verfügung, das schon beinahe zu Staub zerfallen war; die armen Viecher schnüffelten daran mit ihren von Raureif bedeckten Nüstern, doch es schien sie nicht gerade zu reizen.

Hier und da lagen zwischen den Tieren dort unten große, erstarrte Kadaver ihrer Artgenossen. Neben dem Vieh befanden sich ein paar in Kapuzenmäntel gehüllte, bewegungslose Soldaten. Wir überquerten eine Reihe von grob abgestützten Bunkern.

Plötzlich riss uns ein Tack-tack-tack in unmittelbarer Nähe aus unseren Betrachtungen.

»Das MG!«, sagte unser Kutscher. »Wir sind da.«

Er lächelte merkwürdig. Rechts und links erstreckten sich jetzt Gräben, Bunker und Schützenlöcher so weit das Auge reichte. Eine Patrouille hielt uns an.

»9. Infanterieregiment, … Kompanie. Ist das für uns?«, fragte der Leutnant.

Unser Feldwebel studierte seinen Marschbefehl: »Nein, Herr Leutnant! Wir suchen das … Bataillon.«

»Ach so«, erwiderte der Offizier. »Aber ihr müsst eure Schlitten hierlassen. Das Bataillon, das ihr sucht, ist da unten am Ufer des Flusses und auf der Insel. Ihr müsst durch die Gräben. Aber seid vorsichtig, ihr seid in Schussweite der vorderen Posten der Russen, von Zeit zu Zeit wachen die auf.«

»Danke, Herr Leutnant«, sagte unser Feldwebel mit leicht zittriger Stimme.

Der Leutnant rief einen der Männer, die ihn begleiteten. »Zeig ihnen den Weg und komm dann zurück.«

Der Mann salutierte und schloss sich uns an. Wie alle anderen auch, hatte ich mir eine Kiste geschnappt, die schwerer war als ich selbst und machte mich bereit zum Schleppen. Das Tack-tack-tack begann von neuem, diesmal noch dichter liegend. Der Kerl von der Patrouille, der sich ebenfalls eine Kiste aufgeladen hatte, meinte: »Die scheinen wieder anzufangen! Ist das ernst oder nicht?«

Das Tack-tack-tack verstärkte sich noch einmal, brach dann ab, nur um sogleich wütend wieder anzuheben.

»Das sind die Unseren«, sagte unser Führer mit Kennermiene. »Warten wir einen Moment, man weiß nie, ob sie das nur zum Spaß machen oder ob sie gleich über das Eis ausschwärmen.«

Wir lauschten dem Mann ohne ein Wort zu sagen. Er sah beinahe so aus, als würde er sich in dieser beunruhigenden Atmosphäre wohl fühlen. Wir waren echte Anfänger, und die paar Aufeinandertreffen, die wir auf der ›Dritten Internationale‹ erlebt hatten, kamen mir im Vergleich zu dem, was uns hier zustoßen konnte, relativ ungefährlich vor. Die Schüsse der MG setzten einen Moment aus, dann hoben sie, teilweise ziemlich nah, wieder an. Inzwischen ließen sich aus deutlicher Entfernung weitere Maschinengewehre vernehmen.

Halls schlug mir vor, dass es praktischer wäre unsere zwei Kisten auf die beiden Karabiner zu legen und diese als eine Art Tragegestell zu benutzen. Wir waren gerade dabei diesen Plan auszuführen, als wir das Donnern rasch aufeinander folgender, dumpfer Abschüsse hörten.

»Das ist der Iwan«, grinste der Veteran, der uns anführte. Die Luft erzitterte im Takt der Einschläge, die etwa dreihundert bis vierhundert Meter links vor uns lagen.

»Das ist ihre Feldartillerie, es könnte doch ein Angriff sein …«

Plötzlich gab es dreißig Meter rechts von uns einen heftigen, trockenen Knall, worauf ein sonderbares Heulen an unsere Ohren drang. Etwa zehn weitere folgten. Halls, ich und die anderen von unserer Gruppe ließen schleunigst unsere Lasten fallen und spähten angsterfüllt und gebückt oder auf den Knien in alle Richtungen. Für einen Moment setzte die Erschütterung der Atmosphäre aus.

»Keine Angst, Kinder«, sagte der andere, der sich allerdings auch geduckt hatte. »Wir haben eine Batterie von 10,5-Zentimeter-Geschützen hinter diesem Durcheinander da. Sie erwidert das Feuer auf die Sowjets.« Der infernalische Lärm fing sofort wieder an. Obwohl unser Führer erklärt hatte was los war, drückten wir uns an den Rand des Grabens.

»Setzt den Stahlhelm auf«, befahl der Feldwebel, »wenn die Russen die Batterie ausfindig machen, schießen sie in unsere Richtung zurück.«

»Und immer weiter vorwärts gehen«, fügte unser Führer hinzu. »Im Umkreis von hundert Kilometern gibt es kein ruhiges Plätzchen. Wir sind hier nicht sicherer als irgendwo anders.«

Gebückt machten wir uns daran nach vorne zu kommen. Zum dritten Mal erzitterte die Luft. Mittlerweile knallte es überall. Die deutsche Batterie spuckte weiter

ihre stählerne Ladung aus. Von vorne kam das Tack-tack-tack der Geschütze bedenklich näher. Auf einem quer verlaufenden Pfad kreuzten drei Soldaten, die eine Telefonleitung abrollten, unseren Weg. Die Explosionen folgten inzwischen einem gleichmäßigen Takt.

»Das könnte vielleicht wirklich ein Angriff sein«, brummte der Soldat, der uns bis hierher gebracht hatte. »Ich werde euch verlassen. Ich muss zurück zu meinem Bataillon.«

»Und wo sollen wir hin?«, fragte unser Feldwebel, dem offensichtlich nicht wohl in seiner Haut war.

»Ihr folgt diesem Graben bis zu einer Pakstellung. Dort, auf der rechten Seite, sagen sie euch weiter Bescheid.«

Immerzu nach vorn übergebeugt, machte er einige Schritte in die entgegengesetzte Richtung. So bewegt man sich also auf einem Schlachtfeld! schoss es mir durch den Kopf. Zwei Tage später war ich daran gewöhnt und achtete nicht mehr darauf. Man lebte gebückt oder flach auf dem Boden. Manchmal war man sogar endgültig geplättet, doch da lebte man nicht mehr.

»An eurer Stelle würde ich mein Essen auspacken, es ist Zeit.«, rief er, während er sich entfernte.

Dem Rat des Infanteristen folgend, öffneten wir unsere Kanister und genossen, mit den Hintern im Schnee steckend, unser Picknick. Ich selbst hatte kaum Hunger; zu sehr war ich von den Detonationen abgelenkt, die im Inneren meines vereisten Stahlhelms und in meinem Kopf widerhallten.

Halls, der normalerweise unersättlich war, rollte mit den Augen wie ein gehetztes Tier und sah mich kopfschüttelnd an.

»Vielleicht sollten wir unsere Arbeit nicht unterbrechen, um zu essen.«, meinte Halls. »Wenn ein Offizier käme …«

Dann hörte ich nur noch die Salve, die über uns hinwegging. Instinktiv zogen wir die Köpfe noch weiter ein und kniffen die Augen zusammen, mehr um nicht zu hören als um nicht zu sehen. Wenn einem die Angst die Eingeweide durchwühlt, macht man immer unsinnige Bewegungen. Halls wollte gerade seinen kleinen Diskurs wieder aufnehmen, als eine Detonation, die zwar anders klang, aber genauso heftig war, die Erde erzittern ließ. Einige aus unserer Gruppe brabbelten vor sich hin. Ein lautes Pfeifen ging einer zweiten Detonation um den Bruchteil einer Sekunde voraus. Diesmal kam es uns vor, als würden wir vom Luftdruck hochgehoben. Eine unglaublich heftige Druckwelle schüttelte uns durch und ein Regen von Steinen und großen Eisstücken ging auf uns nieder.

Wir hatten uns zusammengekrümmt und wagten weder uns zu rühren noch zu sprechen. Unsere Essgeschirre und Gewehre hatten wir fallen gelassen.

»Sie werden mich töten!«, heulte ein Junge, der sich während der allgemeinen Panik unter meinen Stiefeln verkrochen hatte. »Sie werden mich töten«, wiederholte er verängstigt.

Es gab einen weiteren, ebenso gewaltigen Donnerschlag, dann folgten die ohrenbetäubenden Schüsse der Deutschen.

»Vorwärts, hier können wir nicht bleiben!«, schrie der Feldwebel, der mit einer Hand seinen Stahlhelm festhielt.

Ohne viel nachzudenken, ergriffen wir unsere Sachen. Der Graben war breit genug; vier Leute hätten nebeneinander gehen können, wir aber schlichen gebückt und im Gänsemarsch an einer der Wände entlang. Halls und ich waren direkt hinter dem Feldwebel.

»Lauft, schnell, mir nach!«, rief der Feldwebel ununterbrochen. »Wir müssen hier weg! Die zielen offensichtlich auf unsere Batterie, und wir sind genau daneben. Schnell, vorwärts! Und dieser Drecksgraben liegt direkt in ihrer Schussrichtung. Schnell! Da unten ist ein Quergraben.«

Ständig verdrehten wir uns beim Laufen die Knöchel in der morastigen Suhle, die den Grund dieses Grabens bildete. Die Kisten waren schwer und entglitten uns oft. Mit meinen gefrorenen und schmerzenden Fingern hielt ich an den Kanten fest, den Griff nur von Zeit zu Zeit etwas lockernd. Noch immer frage ich mich, wie es sein konnte, dass diese verdammten Kisten nicht unter unseren Händen in die Luft gingen.

»Schnell!«, trieb uns der Feldwebel weiter an, ohne unsere Schwierigkeiten zu beachten. »Dort drüben ist es!«

»Wenn ich daran denke«, fügte Halls hinzu, »dass noch zweimal soviel auf den Schlitten ist. Die werden wir auch noch transportieren müssen, nicht wahr Herr Feldwebel?«

»Natürlich … ich weiß nicht … wir müssen weiter, Herrgott noch mal!«

Die Russen hatten eine Pause machen müssen, um nachzuladen, während der unsere Batterie zwei weitere Schüsse abgab. Der nächste Schuss der Russen schlug mindestens vierzig Meter hinter uns ein, wahrscheinlich nahe bei unseren Geschützen. Zwei weitere Einschläge folgten in undefinierbarer Entfernung und wir bückten uns noch ein wenig tiefer in den Graben. Plötzlich ertönte ein dumpfes Heulen, gefolgt von einem infernalischen Lärm, der Himmel und Erde erschütterte. Die beiden Grabenwände stürzten ineinander und ich hatte nicht die Zeit gehabt den Kopf einzuziehen. All das geschah im Bruchteil einer Sekunde. Vor allem erinnere ich mich, wie ich in einer Garbe aus Feuer und Steinen eine Art Vogelscheuche durch die Luft wirbeln sah, die mit verdrehten Gliedmaßen auf dem Rand des Grabens aufprallte und hinunterrollte. Wir hatten uns zusammengekauert und trauten uns nicht uns aufzurichten.

»Aufstehen, schnell! Wir müssen in den anderen Graben!«, schrie der Feldwebel, dessen erschrecktes Gesicht eine große Angst verriet. »Wenn ein Geschoss hier hereinfällt, gehen wir alle in die Luft.«

Wir hörten zwei weitere Schüsse knallen. Unsere Batterie feuerte ununterbrochen. Eiligst überquerten wir mit unseren Lasten den Schutt und die deformierte Leiche des Unglücklichen, der durch die Luft geschleudert worden war. Ich warf im Vorbeigehen nur einen kurzen Blick auf ihn. Es war furchtbar: Die Gewalt der Explosion hatte ihm den Stahlhelm ins Gesicht gedrückt und der Schirm war in sein Kinn und seinen Hals eingedrungen. Seine schwere, sackartige Winterkleidung barg etwas, das bestimmt keine menschliche Form mehr hatte. Es kam mir so vor, als fehlte ein Bein. Vielleicht war es nach hinten abgeknickt …

Mitten in diesem Chaos konnte ich die Gestalt eines weiteren armen Kerls entdecken, der in einem von einer russischen Granate aufgerissenen Trichter lag. Das feindliche Geschoss musste hier direkt in ein Loch getroffen haben, in dem einige Unglücksraben mit eingezogenen Köpfen darauf warteten, dass der Orkan vorübergehen würde.

Ich erinnere mich gut der ersten Toten, denen ich zu Anfang meiner Soldatenzeit begegnet bin. Diejenigen, die folgten, zu Tausenden und Abertausenden, haben kein Gesicht mehr. Sie sind Teile eines ungeheuren und düsteren Alptraumes, der mich von Zeit zu Zeit befällt. Eines lautlosen Alptraumes, in dem mir die grauenhaftesten Gesichter wieder erscheinen, solche, die nur zu schlafen schienen, mit ruhigen Mienen, dem Schicksal ergeben, andere dagegen mit weit aufgerissenen Augen, in die der Tod einen Ausdruck unbeschreiblichen Grauens gebannt hatte. Zu jenem Zeitpunkt glaubte ich, das Höchstmaß an Schrecken und Zermürbung schon erfahren zu haben. Ich glaubte, dass ich ein abgebrühter Kämpfer sei und dass ich nun nach Hause zurückkehren und erzählen könnte, wie mutig ich die Prüfungen bestanden hätte, die zu beschreiben ich mich mehr schlecht als recht bemühe. Ich habe dafür bislang Worte und Ausdrücke verwendet, die mir durch die Situationen vorgegeben wurden, welche ich auf dem Weg von Minsk über Charkow bis an den Don erlebt hatte. Auf diese Worte, diese Ausdrücke, musste ich nun wieder zurückgreifen, obwohl sie nicht die Macht haben das zu beschreiben, dessen ich in der Folge Zeuge wurde.

Es ist ein Fehler, die ausdrucksstärksten Begriffe einer Sprache zu verwenden, ohne vorher sorgfältig abzuwägen. Später fehlen sie einem dann, und man ist weder in der Lage das auszudrücken, was man sieht, noch das, was man fühlt. Es ist ein Fehler, das Wort ›entsetzlich‹ für ein paar Kameraden zu verwenden, die von einer Explosion durcheinandergewirbelt und zur Erde gedrückt wurden. Es ist ein Fehler, den man jedoch entschuldigen kann, da man sich etwas Schlimmeres nicht vorstellen kann.

Hier sollte mein Bericht eigentlich enden, denn ich glaube nicht, dass ich in der Lage bin alles so zu erzählen, wie es sich gehören würde. Diejenigen, die nie etwas derartiges erlebt haben, werden diese Zeilen lesen wie man irgendein Drama liest, mitfühlend zwar, aber ohne wirklich zu verstehen. Was außerhalb des Erklärbaren liegt, kann man nicht verstehen. Daher ist dieses Gestammel für den Teil der Welt, in dem ich jetzt lebe, ohne Belang. Trotzdem werde ich versuchen meine Erinnerung so verständlich wie möglich sprechen zu lassen. Ich widme den nun folgenden Bericht meinen Freunden Jean-Marie Kaiser und Marius, die sogar in der Lage sind ihn zu verstehen, da sie fast die gleichen Orte durchlebt haben wie ich. Ich werde versuchen den Abgrund der menschlichen Perversion angemessen zu beschreiben und das zum Ausdruck zu bringen, was ich mir niemals hätte vorstellen können, was mir unmöglich erschienen wäre, hätte ich es nicht erlebt …

Wir erreichten den Quergraben, der unserem Feldwebel die Rettung zu sein schien. Wir tauchten buchstäblich im gleichen Augenblick hinein, als oben auf der Böschung die Erde von einem gewaltigen Einschlag aufgewirbelt wurde. Von draußen kommend verliefen zwei Drähte durch den engen Gang aus Erde und

Schnee. Wir stiegen darüber hinweg und gelangten direkt zu der Pakstellung, die sich ein wenig nach Hinten zurückgezogen hatte. Dort platzten wir herein wie eine Herde Schafe, hinter denen der Schlächter her ist. Zwei Leute in weißen Tarnanzügen schreckten fast zusammen bei unserer Ankunft.

Der eine, gleich neben dem Dreifuß des Geschützes, spähte durch einen Feldstecher, der andere, der in einem Loch kauerte, drehte an den Knöpfen eines tragbaren Funkgerätes.

»Das …, zweite Abteilung?«, fragte unser Feldwebel außer Atem. »Wir haben Verpflegung für Sie.«

»Das ist nicht sehr weit von hier«, erklärte der Soldat mit dem Feldstecher. »Aber ihr könnt da jetzt nicht hin. Ihr würdet draufgehen. Lasst euer Dynamit hier draußen und verkriecht euch im Bunker«, wies er uns mit einem Lächeln an.

Das musste man uns nicht zweimal sagen. Wir krochen in eine spärlich beleuchtete Gruft aus gefrorener Erde und Brettern. Es befanden sich schon vier ebenfalls weiß gekleidete Soldaten darin. Der eine brachte es tatsächlich fertig zu schlafen, die anderen schrieben im Schein einer Kerze.

Das Loch erlaubte es seinen Bewohnern freilich nicht sich aufzurichten. Sie rückten zusammen, um uns ein wenig Platz zu machen. Immerhin boten wir etwas Abwechslung.

»Hält das Zeug?«, erkundigte sich Halls und deutete mit seinem Zeigefinger, der zur Hälfte von seinem zerschlissenen Handschuh verdeckt war, zur Decke des Rattenlochs.

»Hm … wenn es etwas weiter weg einschlägt, dann wahrscheinlich schon«, grinste einer der Typen.

»Und wenn wir direkt eins aufs Dach kriegen, dann können sich unsere Kameraden die Mühe sparen, uns zu begraben«, fügte ein anderer hinzu.

Wie konnten sie darüber nur Witze machen? Vielleicht Gewohnheit. Der Schlafende drehte sich um und brabbelte gähnend etwas vor sich hin.

»Mensch, ich dachte, man hätte uns Frauen geschickt.«, seufzte er.

»Nee, das ist eine Schulklasse«, antwortete ein anderer. »Wo haben Sie denn diese Küken her, Feldwebel?«

Wir fingen alle an zu lachen.

Als wollte sie unsere Nerven testen, bebte die Erde ein weiteres Mal. Doch erreichten uns die Schüsse hier nicht in der gleichen Lautstärke.

»Es sind junge Rekruten, sie gehören zu den Versorgungstruppen. Sie haben ganz Russland durchquert, um euch was zu fressen zu bringen.«

»Das ist das Mindeste«, sagte der eben aufgewachte. »Schon drei Monate schieben wir hier Kohldampf. Und ihr Kinder lasst euch Zeit. Ich weiß schon, dass es hübsche Mädchen in der Ukraine gibt, aber ihr hättet euch auch mehr beeilen können, wir verhungern hier …«

Ich wagte einige Worte in meinem schlechten Deutsch.

»Mädchen! Wir haben keine Mädchen gesehen! Wir haben nichts als Schnee gesehen!«

»Elsässer?«, sagte der andere sofort.

»Nein, das ist ein Franzose«, sagte Halls scherzhaft.

Alle lachten. Aus der Fassung gebracht, wusste er nicht was er antworten sollte.

»Merci!«, sagte er in hervorragendem Französisch und streckte mir die Hand hin.

»Meine Mutter ist Deutsche«, fügte ich immer noch in Französisch hinzu.

»Ach gut«, rief er. »Ihre Mutter ist Deutsche? Sehr gut.«

Wieder bebte die Erde. Ein Stück von der Decke bröckelte auf unsere Stahlhelme herab.

»In eurem Abschnitt sieht es aber nicht gut aus«, unterbrach unser Feldwebel, der offensichtlich nur mit seiner Angst beschäftigt war und den es nicht im Geringsten scherte, ob meine Mutter Französin war oder Chinesin.

»Ach, die machen nur Spaß«, antwortete der andere, »im Vergleich zu dem Rummel, den sie vor ein paar Tagen veranstaltet haben, sind sie geradezu ruhig geworden.«

»Ah?«, machte der Feldwebel fragend.

»Ja, die Schweine haben uns schon vor einem Monat gezwungen, über den Don zurückzugehen. Wir mussten mindestens sechzig Kilometer aufgeben. Aber jetzt steht unsere Front fest entlang des Westufers. Schon viermal haben sie versucht, über das Eis herüberzukommen. Das letzte Mal war vor fünf Tagen. Da hättet ihr was ganz anderes erlebt als heute. Zwei Tage lang haben sie angegriffen, vor allem in der Nacht. Da hat es echt gekracht. Wie ihr seht, bin ich noch dabei mich zu erholen. Wir haben in der letzten Zeit nicht viel geschlafen. Um so weniger, als uns ein Gegenangriff angekündigt worden war, aber bis jetzt ist noch nichts los gewesen. Wenn ihr gleich mal durch den Feldstecher guckt, werdet ihr sehen, dass die Eisdecke auf dem Fluss bedeckt ist mit Leichen von den Iwans. Die Hunde sind nicht mal gekommen ihre Verletzten einzusammeln. Ich wette, da sind welche drunter, die noch wimmern.«

»Wir müssen aber die zweite Abteilung des … versorgen«, erklärte unser unglücklicher Feldwebel ängstlich.

»Na, dann werdet ihr es aus nächster Nähe sehen. Ihr müsst ganz runter ans Ufer. Die Jungs da unten halten verbissen das Steilufer. Offenbar halten sie auch noch die Insel in der Mitte des Flusses. Zumindest glaube ich, dass sie sie halten, ich weiß, dass sie sie einmal verloren hatten. Das war bei Nacht; sie haben dort unten mit Messern gekämpft, und am Morgen hatten sie die Stellung wieder eingenommen. Es ist bestimmt nicht schön da unten, mein Gott, ich ziehe es vor hier oben zu sein!«

»Glaubt ihr, dass dieses Trommelfeuer wieder einen Angriff einleitet?«

»Ach … bei den Russen weißt du nie; es würde mich aber wundern. Nach dem Massaker von unlängst werden sie wahrscheinlich noch ein bisschen warten.«

Einen Moment lang hörte unsere Batterie auf zu feuern; die Geschosse der Bolschewiken rauschten in langsamem aber gleichmäßigem Rhythmus weiter herab. Der Soldat mit dem Feldstecher kam gebückt herein und blies in seine Finger.

»Du bist dran … (ein Vorname). Meine Zähne klappern.«

Der Angesprochene erhob sich murrend und erreichte den Ausstieg, indem er den ein oder anderen als Stütze verwendete.

»Unsere Batterie schießt nicht mehr. Ist sie etwa zerstört?«, fragte unser Feldwebel den Neuankömmling.

»Sagen Sie sowas nicht«, rief der andere aus, ohne aufzuhören seine Finger zu wärmen. »Hoffentlich nicht. Da säßen wir hier schön in der Patsche. Wenn wir nicht diese Geschütze gehabt hätten, wären wir vor ein paar Tagen platt gemacht worden. Ich hoffe unsere tapferen Kameraden von den 107ern leben noch.«

»Das hoffe ich auch«, versicherte unser Feldwebel, der sich seiner Unbedachtheit bewusst wurde. »Aber warum haben sie aufgehört zu schießen?«

»Gerade ihr solltet die Schwierigkeiten kennen, die die kämpfende Truppe mit dem Nachschub hat. Wir dürfen nur kleckerweise oder auf sichere Ziele schießen. Bei der Infanterie wie bei der Artillerie wird mit der Munition aufs Extremste gespart. Dabei müssen die Sowjets den Eindruck bekommen als würde es uns an nichts mangeln. Also erwidern wir von Zeit zu Zeit maßvoll das Feuer. Kapiert?«

»Ja, klar.«

Es herrschte eine Weile Schweigen.

»Die schießen scheinbar nicht mehr«, sagte einer von unserer Gruppe.

»Ja, es hat sich beruhigt, das solltet ihr ausnutzen«, schlug einer der Jungs von der Pakbedienung vor.

»Los, Kinder!«, sagte unser Feldwebel, der wieder etwas Mut gewonnen zu haben schien.

Kinder! Er hatte gar nicht einmal so unrecht: Neben diesen Kämpfern am Don nahmen wir uns wie Kinder aus. Ein paar Einschläge hatten uns schon glauben lassen, der Weltuntergang sei gekommen. Es gab einen gewaltigen Unterschied zwischen den stolzen Soldaten, die wir in Polen gewesen waren, wo wir das Gewehr geschultert und im Gleichschritt die Dörfer durchquert hatten, und dem, was inzwischen aus uns geworden war. Wie oft hatte ich mich unangreifbar gefühlt! Wie oft hatte mich das stolze Gefühl von Überlegenheit, das wir übrigens alle empfunden hatten, überwältigt! Was für eine Augenweide war es für mich gewesen, wenn sich die Schulterstücke und das undefinierbare Graugrün der Helme meiner Kameraden vor mir abzeichneten.

Wie prächtig hatte ich unsere Uniformen gefunden, die sich so gut an die Umgebung angepasst hatten! Und das Geräusch unserer Schritte! Ich hatte dieses Geräusch geliebt, und höre es noch immer … Ich glaube, dass ich es trotz allem noch immer mag. Hier jedoch, an den Ufern des Don, stellten wir nichts mehr dar. Wir waren Lumpenbündel, die tief im Innern vor Angst schlotterten. Wir waren zerschunden, unterernährt und unglaublich dreckig. Das riesige Russland schien uns in sich aufgesogen zu haben und unserer Rolle als Lastwagenfahrer fehlte auch das gewisse Etwas: Wir waren die Dienstmädchen der Armee. Wir verreckten vor Kälte wie die anderen auch, nur wurden wir deshalb nirgends erwähnt. Wir gehörten zu den Hilfskräften, doch erlitten beinahe das gleiche Schicksal wie die regulären Truppen.

Nun, im Vergleich zu den Männern, die am Don kämpften, erinnerten wir an junge Lehrlinge, die eine gewaltige, von Riesen bevölkerte Fabrik durchquerten und für ihr Entsetzen ausgelacht wurden. Denn man muss zugeben, dass die gefährlich ausgesetzten Soldaten in besserer Verfassung zu sein schienen als wir. Es machte zumindest diesen Eindruck. Sie sahen aus wie Männer, während sogar Halls mit seiner Herkulesfigur von einem jugendlichen Gesicht verraten wurde. Später half uns unser sehr junges Alter vielleicht mit der Angst vor den kommenden Tagen fertig zu werden. Während die Älteren, Erfahreneren in Hoffnungslosigkeit versanken, aus der die Furchtsamsten von Zeit zu Zeit dennoch mit großem Mut hervortraten, blieben wir in unserer jugendlichen Unwissenheit – trotz der ganzen Angst – noch überraschend heiter.

Eingeschüchtert verließen wir den Unterstand; unsere Augen wanderten über die nahe Horizontlinie der Böschung, die das Kriegsgeschehen verdeckte. Wir nahmen unsere gefährliche Last wieder auf. Alles schien sich beruhigt zu haben. Der Lärm war verstummt und das Licht des Tages wurde schwächer. Diesmal bewegten wir uns parallel zu dem Ort, den wir erreichen sollten, durch ein im Zickzack angelegtes Grabensystem. Überall gab es Unterstände, die mit frierenden Soldaten überfüllt waren, welche sich um die kleinen, wunderbaren Ölheizlampen herum ein bisschen aufzuwärmen versuchten.

Unser Marsch wurde überall von derselben Frage begleitet: »Habt ihr Post für uns?« Vom klaren Himmel dröhnte der Lärm dreier ›Messerschmitt‹, denen aus tausend Kehlen zugejubelt wurde. Das Vertrauen, das die Infanterie in unsere tapfere Luftwaffe gesetzt hatte, war ungebrochen. Wie oft schon waren die vertrauten Silhouetten unserer Flugzeuge mit dem schwarzen Kreuz aufgetaucht, um den kämpfenden Einheiten letzte Hoffnung zu bringen, indem sie die wütendsten Angriffe der roten Armee vereitelten?

Wir mussten uns entlang des eng gewordenen Grabens an die Seiten drücken, um einige Sanitäter durchzulassen, die Verletzte trugen – ohne Zweifel Opfer des gerade stattgefundenen Bombardements. Stück für Stück näherten wir uns der vordersten Front. Der Graben wurde enger und flacher. Bald mussten wir eine Art Kette bilden und tief geduckt vorwärts gehen, um nicht von feindlichen Beobachtern gesehen zu werden. Einige Male riskierte ich einen Blick über den Grabenrand. Etwa sechzig Meter entfernt lag das reifbedeckte, hoch überwachsene Flussufer. Dort irgendwo musste in einem breiten Abschnitt die Abteilung liegen, die wir versorgen sollten.

Wir bewegten uns bereits beinahe auf offenem Feld nach vorne, sprangen von Loch zu Loch und kletterten über Haufen aus Erde und Eis, die hier und da den unsichtbaren Graben unterbrachen, dem wir zu folgen versuchten. Wir stolperten in einen ausgedehnten Krater, in dem ein Sanitäter in Winterkleidung zwei Typen verband, die sich in ihre Taschentücher krallten, um nicht zu schreien. Aus seinem Mund vernahmen wir, dass wir endlich an unserem Ziel angelangt waren. Wir verschwendeten keine Zeit damit, die genauen Stellungen dieser verdammten Abteilung zu mustern. Nachdem wir unsere Munitionskästen hastig in einem Loch abgestellt hatten, das man uns gezeigt hatte, machten wir kehrt für den zweiten Gang.

Bei Einbruch der Nacht hatten wir endlich auch die Verpflegung für diese Frontgruppe herangeschafft, welche Priorität gehabt hätte, wie wir daraufhin erfuhren. Seit dem Beschuss vom frühen Nachmittag hatte sich nichts mehr gerührt und die armen Soldaten am Ufer des Don bereiteten sich darauf vor eine weitere eisige Nacht zu überstehen. Angeblich war die Temperatur wieder im Ansteigen, dennoch hatte es weiterhin sehr starken Frost.

Wir warteten noch auf zwei Kameraden, die losgegangen waren, um die paar Briefe einzusammeln, die einige Soldaten dieses Frontpostens trotz der Kälte fertiggebracht hatten zu schreiben. Mit Halls und noch einem anderen saß ich, vor den feindlichen Blicken verborgen, auf einer Art Bank aus gefrorener Erde.

»Wo sollen wir denn heute Nacht schlafen?«, brummte Halls und starrte auf seine Stiefelspitzen.

»Bestimmt unter freiem Himmel.«, antwortete unser Gefährte. »Ich sehe hier kein Hotel in der Nähe!«

»Kommt hierher!«, rief jemand von unserer Gruppe, »man kann sehr gut den Fluss sehen.«

Wir erhoben unsere Hintern von der rauen Erde, um zwischen einem Haufen Zweigen hindurchzuspähen, die eine nach Osten gerichtete, schussbereite Pak tarnten.

»Schau mal«, sagte Halls zu mir. »Es sieht aus, als lägen da Leute auf dem Eis.«

Tatsächlich waren viele reglose Körper, Opfer des Scharmützels der letzten Tage, bis jetzt dort liegengeblieben, wo der Tod sie ereilt hatte. Die Soldaten der Pakbedienung hatten keineswegs übertrieben. Es waren offenbar die Leichen der Russen, die nicht von ihren Landsleuten geborgen worden waren.

Ich versuchte meine Blicke weiter in die Ferne zu richten, dorthin, wo die Insel sein musste, von der uns erzählt worden war, aber aufgrund der hereinbrechenden Nacht konnte ich außer dem verschneiten Hochwald, der sie bedeckte, wenig erkennen. Vielleicht kauerten die Soldaten dort in irgendwelchen Furchen. Dahinter tauchte blass das gegenüberliegende Steilufer aus dem schier undurchdringlichen Dunst hervor, der sich auf diese traurige und düstere Landschaft hinabgesenkt hatte. Vor dieser Böschung hatte der deutsche Vormarsch Halt gemacht. Auf dieser Böschung lauerten, ebenfalls wachsam, die roten Truppen.

Endlich befand ich mich also an der Front! Dieser Linie, vor der ich mich so sehr gefürchtet hatte und die ich unbewusst so sehr gewünscht hatte kennenzulernen. Im Augenblick rührte sich nichts. Es herrschte völlige Stille, die nur gelegentlich von lauten Stimmen unterbrochen wurde. Durch den Nebel glaubte ich auf der Seite der Russen langsam dünne Rauchfäden aufsteigen zu sehen. Andere Kameraden drängten mich weg, um selbst zu sehen.

»Das scheint euch ja sehr zu interessieren«, konnte sich einer der Infanteristen, der am Fuß des Geschützes wachte, nicht verkneifen zu sagen. »Ich trete euch gern meinen Posten ab. Ich habe es satt zu frieren.«

Wir wussten nicht, was wir sagen sollten; sein Posten war tatsächlich nicht sehr beneidenswert. Halls und ich tauschten uns gerade über unsere Eindrücke aus, als ein vermummter Leutnant in das Loch sprang. Wir hatten keine Zeit zu sa-

lutieren. Sofort schob er sich sein Fernglas vor die Augen und spähte aus dem Unterstand. Es vergingen noch einige Sekunden, dann erschütterten erneut dumpfe, von rückwärts kommende Abschüsse die Luft.

Fast gleichzeitig erfolgten auf dem Eis des Stromes Detonationen, deren Echos ins Unendliche verliefen. Pfiffe waren nah und deutlich zu hören, und auf einmal feuerte die gesamte deutsche Front. Der Abschusslärm der Kurzstreckengeschütze vermischte sich mit den Explosionen ihrer Geschosse. Wir waren alle auf den Boden des Loches geworfen worden und fühlten uns verloren. Unsere verängstigten Blicke trafen sich, voll von Fragen, die niemand von uns beantworten konnte.

»Jetzt haben wir's, sie greifen an!«, rief trotzdem einer von uns.

Die beiden Maschinengewehrschützen antworteten nicht gleich. Sie hielten sich neben dem Leutnant und starrten gewiss ebenfalls auf den Don. Es gab scharfe Explosionen ganz in der Nähe und dann wieder ganz dumpfe, die von unter der Erde zu kommen schienen. Schließlich entschloss sich der Schütze, der uns eben so großzügig seinen Platz angeboten hatte, zu sprechen: »Das Eis bricht heute Abend leichter. Die Kälte ist eindeutig weniger streng. Bald werden sie sich aufs Schwimmen verlegen müssen.«

Alle unsere Gesichter wandten sich ihm zu. Wir verstanden nicht so recht.

»Den Leichtesten von euch werden wir mal hinüberschicken«, sagte er. »Wenn das Eis seinem Gewicht standhält, müssen wir es weiter zerstören.«

»Der da ist der Leichteste«, sagte Halls mit einem gepressten Lachen und zeigte auf einen zusammengekauerten Jungen.

»Was soll ich machen?«, fragte der Unglückliche schreckensbleich.

»Vorläufig noch nichts«, scherzte der MG-Schütze.

Der Beschuss brach ebenso jäh ab, wie er eingesetzt hatte. Der Leutnant setzte seine Beobachtung noch einige Minuten fort, dann kletterte er über den Wall und verschwand. Wir waren immer noch dort, stumm und bewegungslos. Wahrscheinlich um die bedrückende Stille zu durchbrechen, gab uns unser Feldwebel den Befehl, die Kochgeschirre zu öffnen und Essen zu fassen, während wir auf die Jungs von der Post warteten.

Ohne großen Appetit verschlangen wir unsere eiskalte Mahlzeit, deren Geschmack wirklich zu wünschen übrig ließ. Während ich das gefrorene Essen kaute, war ich zum Zielgerät der Pak gegangen und warf noch einen Blick auf den Fluss.

Was ich sah, erklärte mir das deutsche Artilleriefeuer von vorhin. Etwa sechzig Zentimeter dicke Eisblöcke türmten sich in dem Flussbett. Diese zersplitterten und zerstoßenen Klötze bildeten nun Eisberge, deren Spitzen im Rhythmus des unterhalb dahinfließenden Don schwankten. Die deutschen Geschosse zerschlugen jeden Abend das Eis des Flusses, wie ich nachher erfuhr, um den unentwegten sowjetischen Stoßtrupps, die sich trotz der großen Gefahr immer wieder zwischen die treibenden Blöcke wagten, den Übergang zu verwehren. Nun richteten sie sich auf und stießen mit einem dumpfen und seltsamen Geräusch gegeneinander. Immer wieder konnte man in der nun vollständig hereingebrochenen Nacht Geräusche hören, wenn sich neue Risse zwischen den Eisblöcken bildeten, welche immer noch von beiden Seiten gegeneinander schoben. Lange betrachtete ich dieses fast unwirkliche Schauspiel, das ich mir nicht erklären konnte, und brauchte eine Weile um zu bemerken, dass auf dem Ostufer Hunderte von Feuern aufflammten. Stumm vor Staunen, das Auge an den Sucher gedrückt, starrte ich auf diese Lichter, die stetig heller wurden.

»He«, schrie ich den beiden Diensthabenden zu, »irgend etwas ist da los.«

Sie stürzten herüber und drängten mich zur Seite, um etwas sehen zu können. Ich blieb jedoch, meinen Kopf zwischen ihre Schädel geklemmt.

»Mensch! Du hast uns aber erschreckt«, brummte der eine. »Das hat nichts zu sagen. Die Iwans wollen uns glauben machen, dass sie sich aufwärmen. Das machen sie jeden Abend. Es ist gar nicht so dumm, verstehst du! Die Lichter stören uns. Sieh mal, man kann kaum den Fluss sehen, und selbst mit Leuchtraketen ist die Sicht dadurch ganz erheblich gestört.«

Ich konnte meine Blicke von diesem beunruhigenden Schauspiel nicht losreißen. Über eine endlose Strecke hinweg hatten die Russen Hunderte von Feuern entfacht, nicht um sich zu wärmen, denn sie mussten sich selbst auf Abstand halten, sondern um unsere Beobachtungsposten zu blenden. In der Tat blieb der Blick, wenn er auf das Ostufer des Don fiel, an diesen Feuern hängen, während die übrige Umgebung noch dunkler wirkte. Auf diese Weise konnte der Feind verschiedene Manöver durchführen, die für uns nur schwer zu entdecken waren. Leuchtraketen und -geschosse ermöglichten natürlich eine etwas bessere Sicht, doch ihre Wirkung wurde trotz der Helligkeit schon auf halber Strecke stark vermindert durch dieses vom Feind erzeugte Wechselspiel zwischen Licht und Schatten.

Ich wäre noch lange dort stehen geblieben, fasziniert von dieser Darbietung unserer Widersacher, wenn mich der Befehl zum Rückmarsch nicht aus meinen Beobachtungen gerissen hätte. Ohne weitere Schwierigkeiten erreichten wir wieder die rückwärtigen Linien. Die Nacht, in der heute der Kampflärm schwieg, deckte unsere Bewegungen.

Die Männer hatten sich in ihren Löchern zusammengerollt. Diejenigen von ihnen, die schliefen, hatten sich mit allem zugedeckt, was sie hätten finden können. Nichts schaute daraus hervor, weder Ohren noch Nasen, und man musste wirklich an diese Art Leben gewöhnt sein, um zu ahnen, dass unter den Haufen von Decken und Tüchern sensible menschliche Gebilde lebten, die versuchten ihre Kräfte zu sammeln.

Ein paar andere, die sich in die hintersten Ecken ihrer Höhlen verkrochen hatten, spielten Karten oder schrieben im flackernden Licht einer Kerze oder einer der wundervollen Heizlampen Briefe. Ich sage ›wundervolle Heizlampen‹, weil diese Geräte wirklich großartig waren. Eine Heizlampe, die etwa fünfundzwanzig Zentimeter groß war, konnte mit Benzin, Petroleum oder sogar Diesel betrieben werden. Es reichte einfach die Düse und die Luftzufuhr zu regulieren. Hinter einem Glas warf ein Reflektor das Licht zurück, das bei der Verbrennung entstand. Ein Witz machte unter den Landsern die Runde, demzufolge die Armee an einer Weiterentwicklung arbeitete. Diese neue Superlampe würde, so sagte man, sogar Bier ausgeben.

Diejenigen, welche weder schliefen oder Wache hielten, noch vom Spielen oder Schreiben in Anspruch genommen waren, vernichteten den Alkohol, der ständig zusammen mit der Munition ausgegeben wurde. »Es gibt so viele Flaschen Wodka, Schnaps und Terek wie Granaten«, erzählte mir wenige Tage später ein alter Infanterist, der darauf wartete, dass man ihn mit dem nächsten Lazarettzug abtransportierte. »Das ist die einfachste Art Helden zu erzeugen«, fügte er hinzu. »Wodka leert das Hirn und steigert die Kräfte; ich mache das schon seit zwei Tagen. Dabei vergesse ich, dass ich sieben Splitter mit mir herumschleppe, wenn man glaubt, was der Arzt sagt.«

Ohne Zwischenfälle schafften wir es zu unseren beiden Schlitten zurückzukehren.

»Verdammt!«, sagte Halls zu mir, »träum ich, oder ist das Wetter milder geworden? Ich schwitze wie ein Schwein unter meinen Klamotten. Vielleicht habe ich Fieber. Das würde mir gerade noch fehlen, dass ich krank werde!«

»Dann bin ich aber auch krank« erwiderte ich. »Ich fühle mich, als wäre ich ins Wasser gefallen.«

»Das liegt daran, dass ihr euch heute so in die Hosen gepisst habt«, traute sich der Junge zu sagen, der am Nachmittag gebrüllt hatte: »Sie werden mich umbringen«.

»Scheiße, du bist noch genauso grün hinter den Ohren wie deine Kleider und erlaubst dir uns zu kritisieren!«, antwortete ihm Halls nur.

Unsere Schlitten transportierten außer uns noch sechs Verletzte. Obwohl wir weniger beladen waren als auf dem Hinweg, kamen sie schlechter vorwärts. Die kleinen Pferde schienen sich abzumühen, während der Schnee sichtlich schmolz. Der Wind führte kleine nasse Schneeflocken mit sich, die sich bald in Regen verwandelten. Für uns war diese mildere Witterung nach dem schrecklichen Winter so, als wären wir an der Côte d'Azur.

Wir brauchten zwei Stunden um zu unseren Baracken im Hinterland der Front zurückzukehren. Wir ließen uns nicht lange bitten uns auf die Pritschen zu werfen, die uns zugeteilt waren. Trotz der Müdigkeit und der Aufregung des harten Tages, gelang es mir nicht gleich einzuschlafen. Ununterbrochen sah ich das Ufer des Don vor mir. Ich hörte noch immer das Jaulen und die Detonationen der Granaten, die mit einer Gewalt einschlugen, wie ich es mir niemals hätte vorstellen können. Und ich hatte gedacht mein Gewehr wäre so laut, dass es einem das Trommelfell zerreissen könnte! Die Übungen in Polen waren ein Witz im Vergleich zu dem Höllenspektakel von heute Nachmittag.

Und all diese Typen, die angezogen waren wie Soldaten und hier wie schlotternde Maulwürfe lebten. Sicher, uns war auch nicht wärmer in unseren Lkw auf der ›Dritten Internationalen‹; und auf den Nachschubwegen mit dem Schlitten war es sogar noch schlimmer gewesen. Aber abgesehen von der Kälte, die allerdings einigen von uns das Leben gekostet hatte, riskierten wir wenigstens nicht von russischen Granaten zerfetzt zu werden.

Die Infanteristen auf dem Westufer des Don mussten sich dazu noch in den Kampf stürzen. Das war der ganze Unterschied im Vergleich zu uns von der Rollbahn. Übrigens hatte man uns versprochen, wir würden – wenn wir uns im Nachschubdienst bewährten – in die kämpfende Truppe aufgenommen werden. Dieses Versprechen, das wir von unserem Kommandeur erhalten hatten, als wir

beim Wagenpark nahe Minsk gewesen waren, galt freilich den jungen Rekruten wie Halls, Lensen, Olensheim und mir. Wir hatten es als eine Ehre aufgefasst. Wir waren sehr stolz darauf, dass man uns so viel Vertrauen schenken wollte. Die Alten, womit ich diejenigen meine, die in Polen oder Frankreich gekämpft hatten und die aufgrund von als schwerwiegend eingestuften Verletzungen zu den Hilfskräften der Rollbahn versetzt worden waren, hatten sich über unsere Begeisterung lustig gemacht. Sie hatten uns sogar zu überzeugen versucht, uns selbst als untauglich darzustellen. Wir hielten sie deshalb für Idioten und waren taub für ihre Ratschläge, während sie uns jeden Moment spüren ließen, dass unser Platz eigentlich in der Schule war. Nichts hätte uns mehr kränken und auf die Hitlerjugend neidisch machen können, der alle Anerkennung zukam, und die unter donnerndem Applaus und ›Sieg Heil‹ bei den Kriegsspielen aufmarschiert war.

Alles, was wir auf unserer langen Reise nach Woronesch zu erleiden gehabt hatten, mussten wir jetzt als kleine Unbequemlichkeiten anerkennen, über die zu klagen wir kein Recht hatten. In dieser Welt der Angst und des Todes, in der die Soldaten der vordersten Linien lebten, konnten unsere harten Mühen nicht weiter ernst genommen werden. Wer wir auch waren, was wir auch taten, unsere Situation würde niemals als tragisch erachtet werden. Hatte man uns nicht vorgeworfen, dass wir uns Zeit ließen und mit den ukrainischen Mädchen poussierten? Selbst der Wehrmachtsbericht von der Front beschuldigte uns direkt und machte uns beinahe verantwortlich für den Rückmarsch der deutschen Truppen, die sich aus dem Kaukasus auf eine neue Front bei Rostow zurückziehen mussten. Aufgrund des fehlenden Nachschubs seien diese Truppen gezwungen gewesen, das so mühsam eroberte Gebiet wieder aufzugeben, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden wie die Kämpfer von Stalingrad.

In den wenigen Ansprachen, die uns die Offiziere gehalten hatten, wurden wir oft aufgefordert etwas trotz dieser und jener Schwierigkeiten zu tun, nach vorne zu kommen – koste es was es wolle, uns auf das Schlimmste gefasst zu machen, mehr als das Menschenmögliche zu geben, sogar bis zum letzten Opfer. Wir hatten unsere Pflicht ernst genommen und waren der Meinung, sie sogar mehr als genug erfüllt zu haben. Doch offenbar hatten wir trotz unseres schonungslosen Einsatzes und trotz der kritischen Situationen, die wir erlebt hatten, nur die Hälfte dessen getan, was von uns erwartet wurde. Man hätte bis zum letzten Opfer gehen müssen! Dieser Ausdruck entfaltete nun seine ganze Bedeutung.

So waren wir also nur Nichtsnutze, die der schweren Verantwortung, die auf ihnen lastete, nicht gewachsen waren. Der Anschluss an die kämpfenden Einheiten war uns verwehrt und wir blieben die ungenügenden Dienstmädchen der Wehrmacht. Ich wusste nicht mehr so recht, was ich mir wünschen sollte. Als Infanterist hätte man bestimmt mehr Gelegenheit, das Opfer seines Lebens zu vollbringen.

»Das höchste Opfer«, hatte die Heeresleitung gesagt. Das Wort tanzte in meinem Kopf herum und machte mich ganz benommen. Die Augen weit geöffnet in der undurchdringlichen Dunkelheit unserer Baracke, versank ich nach und nach in den Schlaf, wie in ein großes schwarzes Loch.

Drittes Kapitel. Auf dem Rückmarsch

Vom Don nach Charkow. Erster Frühling. Erster Rückzug. Die Schlacht am Donez

Es folgten drei oder vier Tage, in denen wir hauptsächlich unseren eigenen Beschäftigungen nachgingen. Überall schmolz der Schnee und die Kälte verschwand ebenso schnell, wie sie uns überrascht hatte. Das war der Lauf der Jahreszeiten in diesem verdammten Russland. Ein unbarmherziger Winter ging – fast ohne Frühling – über in einen brütend heißen Sommer.

In militärischer Hinsicht brachte das Tauwetter jedoch nicht die geringste Erleichterung. Im Gegenteil, es konnte sogar alles noch verschlimmern. Der Anstieg der Temperatur von fünfzehn bis zwanzig Grad minus auf fünf bis sechs Grad plus ließ den Schnee, den der Winter so gewissenhaft aufgetürmt hatte, ohne dass es auch nur einmal getaut hätte, zu einem unvorstellbaren Ozean zerfließen. Allerorten bildeten sich riesige Pfützen, um nicht zu sagen Seen, auf dem halb geschmolzenen Schnee. Für die Wehrmacht, die fünf lange, qualvolle Wintermonate überstanden hatte, fiel dieses milde Wetter gleich einem Segen vom Himmel. Ob mit oder ohne Befehl, wir hatten uns unserer Mäntel und unserer dreckigen Kleidung entledigt und begannen eine Generalreinigung. Manche zögerten nicht sich splitternackt in das eisige Wasser der Schmelzseen zu begeben, um sich zu waschen. Keine einzige Detonation störte die Stimmung dieser teils sonnigen Tage.

Sogar der Krieg, dessen vage Gegenwart wir trotz allem spürten, schien milder geworden zu sein. Ich hatte mit einem sympathischen Typen Bekanntschaft gemacht, einem Unteroffizier der Pioniere, dessen Einheit momentan die Baracke gegenüber der unseren bewohnte. Er stammte aus Kehl, der Stadt direkt gegenüber von Straßburg, auf dem anderen Ufer des Rheins. Er kannte Frankreich besser als sein eigenes Land und beherrschte die Sprache fast fehlerfrei. Die Unterhaltungen, die ich mit ihm immer auf Französisch führte, verschafften mir Erholung von dem zähen Kauderwelsch, das ich mit meinen anderen Kameraden entwickelt hatte. Sooft es nur ging, verbrachten wir zusammen Momente der Entspannung und des reinen Vergnügens; Halls hatte sich uns angeschlossen und verbesserte sein Französisch, so wie ich mir das Deutsche hatte erarbeiten müssen.

Ernst Neubach, so hieß er, war für den Dienst als Pionier wie geschaffen. Niemand konnte wie er mit ein paar alten Brettern eine Behausung bauen, die so wetterfest war, als hätte das ein Maurer mit dem passenden Material vollbracht. Eine Duschvorrichtung, die mit dem großen Tank einer Zugmaschine ausgestattet war, funktionierte bemerkenswert; eine Heizlampe wärmte unaufhörlich die hundertfünfzig Liter Wasser, die immer wieder aufgefüllt wurden. Die ersten, die diese Konstruktion ausprobierten, bekamen eine Dusche ab, die aus einer

Mischung von lauwarmem Wasser und Diesel bestand. Trotz der mehrmaligen Spülungen, die wir dem Behälter verabreicht hatten, blieb das Wasser noch lange Zeit getrübt vom Bodensatz der Stoffe, die dieser zuvor enthalten hatte.

Am Abend herrschte dort ein lautes Gedränge, unter das sich auch oft unsere Vorgesetzten mischten. Vorrang bei der Dusche hatten diejenigen, die die meisten Zigaretten oder einen Teil ihres Kommissbrotes verteilten. Unser Feldwebel Laus zahlte etwa dreihundert Zigaretten. Das Duschen begann immer nach dem Fünf-Uhr-Essen und zog sich in einem Chor von Gelächter bis spät in die Nacht hin. Manchmal wurden diejenigen, die Neubachs Konstruktion als erste vor den Kameraden genossen hatten, mit dem Arsch voran wieder in den nassen Schlamm gestoßen, der das Gelände um unser Quartier herum überschwemmte. Es gab hier für uns weder eine Sperrstunde, noch die anderen Einschränkungen einer Kaserne. Sofern die Arbeit getan war, durfte die ganze Nacht gelacht, getrunken und gekotzt werden, wie es uns gefiel.

Wir verbrachten hier ungefähr acht ruhige Tage. Mit jedem Einsatz nahm der Regen zu, durch den wir wateten. Noch dreimal kehrten wir an die Front zurück, an der es jedesmal unglaublich ruhig war. Auf dem Rücken der Pferde oder auf Wägen transportierten wir die Verpflegung in die Gräben zu den Landsern, die ihre Wäsche auf den Grabenböschungen trockneten. Auf der anderen Seite des Don schienen die Iwans das gleiche Leben zu führen.

Ein bärtiger Infanterist, den wir fragten, ob alles in Ordnung sei, meinte lachend: »Der Krieg ist bestimmt zu Ende. Hitler und Stalin mussten sich wieder versöhnen. So eine Flaute habe ich noch nie erlebt: Die Iwans besaufen sich von früh bis spät. Gestern Abend haben sie gegrölt bis zum Abwinken und sich ein unglaubliches Ding geleistet. Einige von ihnen gingen einfach außerhalb ihrer Gräben spazieren. Werk hat drei gesehen, die Wasser am Don geholt haben, direkt vor der Nase unserer MG. Stimmt doch, Werk, oder?«, setzte er dazu, indem er sich an einen verschlagenen Landser wandte, der gerade dabei war seine Füße in einer Wasserlache zu waschen.

»Ja«, antwortete der. »Wir haben uns nicht getraut zu schießen. Einmal sollen die einen wie die anderen auch ihre Rübe herausstrecken können, ohne gleich ein Ladung Metall zwischen die Augen zu bekommen!«

Zaghaft begann ein Gefühl der Freude unsere Herzen zu ergreifen. Konnte der Krieg wirklich zu Ende sein?

»Das ist gut möglich«, meinte Halls. »Es heißt, die Soldaten seien immer die letzten, die über diese Umstände informiert werden. Falls es wahr sein sollte, werden wir es morgen oder übermorgen wissen. Kannst du dir das vorstellen, Sajer, vielleicht können wir zurück nach Hause. Das wäre ein Ding«, meinte Halls jubelnd. »Das wäre unglaublich.«

»Spring nicht in die Luft, bevor du es weißt«, brummte ein Alter von der Rollbahn. »Mach dir nicht zu viele Illusionen.« Diese Nüchternheit dämpfte unsere Begeisterung.

Der gewohnte Weg zu unseren Baracken hatte sich in einen Bach verwandelt. Wir machten einen Moment Halt, um mit Ernst zu reden, der mit seiner Abteilung an der Instandsetzung der Durchfahrt arbeitete.

»Wenn das so weitergeht«, sagte er zu uns, »müssen wir hier mit Booten fahren. Eben sind hier zwei Lkw durchgekommen, und schon sind die Steine, die wir mit Mühe in die Straße gesetzt haben, im Schlamm versunken. Das muss ja jetzt ein Spaß sein dort unten in den Schützengräben!«

»Oh!«, machte Halls. »Die stecken schwer in der Scheiße! Aber sie haben großartige Laune. Solange sie noch nicht ihre Gewehre zerhacken und damit Feuer machen, ist alles in Ordnung. Die Landser und die Iwans haben eine gute Zeit zusammen.«

»Das haben sie sich verdient«, flüsterte Ernst. »Es gehen komische Dinge vor. Seht ihr den Funkwagen da unten, der aussieht als würde er schwimmen? Er empfängt ständig neue Nachrichten. Die Melder lösen sich ohne Unterbrechung ab. Der letzte hat sein Krad, das zu tief im Schlamm feststeckte, einfach stehen gelassen und ist im Laufschritt los, um dem Kommandanten seine Nachricht zu übermitteln.«

»Wahrscheinlich sind das die Huldigungen für deine Dusche«, blödelte Halls.

»Ich würde mir zwar wünschen, dass es sich um solche Faxen handelt, doch das würde mich überraschen. Wenn diese Brüder zu rennen anfangen, dann dauert es nicht lange und alle anderen tun es auch.«

»Du Miesmacher!«, rief Halls lachend und entfernte sich.

Als wir im Quartier ankamen, schien sich dort nichts verändert zu haben. Wir verschlangen den glühend heißen Gemüseeintopf, den unser Koch für uns zubereitet hatte, und stellten uns darauf ein uns genauso zu vergnügen, wie an den vorhergehenden Abenden. Doch Laus' Trillerpfeife hieß uns antreten. »Donnerwetter«, sagte ich mir, »Neubach hat recht gehabt, es geht wieder los.«

»Ich werde mir nicht die Mühe machen, euch auf eure lausigen Manieren hinzuweisen.«, brummte unser freundlicher Feldwebel. »Packt eure Klamotten; wir können von einer Stunde auf die andere den Befehl bekommen das Quartier zu wechseln. Kapiert? Also bewegt euch!«

»Scheiße, es war zu schön ruhig hier, um wahr zu sein«, murmelte einer.

»Hey, hast du geglaubt, du würdest den Rest deiner Zeit hier mit Herumblödeln verbringen? Wir befinden uns im Krieg, mein Lieber«, antwortete ihm sein Gefährte.

Die Klamotten zu packen bedeutete, dass wir in tadellosem Aufzug anzutreten hatten, die Riemen und Gurte der Ausrüstung in der vorgeschriebenen Weise gekreuzt und geschnürt. So hatte man es uns wenigstens in Chemnitz und Bialystok beigebracht. Hier wurde es mit der Disziplin zwar etwas lockerer gesehen. Trotzdem hing es von der Laune unserer Offiziere ab, die bei der Kontrolle vom Inneren des Gewehrlaufs bis zu den Zehenspitzen alles beanstanden und den Schuldigen zu einer Reihe äußerst unangenehmer Arbeitsdienste oder endlosem Wachestehen verdonnern konnten.

Ich erinnerte mich noch zu gut an die vier Stunden ›Wache stehen‹, die ich einige Tage nach meiner Inkorporierung in Chemnitz aushalten musste. Der Oberleutnant hatte mit Kreide einen Kreis auf den Asphalt des Hofs gezeichnet, welcher ungeschützt in der prallen Sonne lag. Dann hatte ich das Strafgepäck schultern

müssen, sprich einen mit Sand gefüllten Rucksack, der nahezu vierzig Kilo wog. Ich selbst wog neunundfünfzig Kilo. Am Ende der ersten zwei Stunden war mein Helm in der Herbstsonne glühend heiß geworden.

In den letzten Minuten musste ich meine ganze Willenskraft auf meine Knie richten, die jeden Moment nachzugeben drohten. Mehrmals glaubte ich ohnmächtig zu werden, so groß war die Anstrengung mich aufrecht zu halten. Daraus lernte ich, dass ein guter Landser den Kasernenhof nicht mit der Hand in der Hosentasche überqueren sollte.

Daher plagten wir uns nun alle damit ab, die Ausrüstung, die uns die Armee anvertraut hatte, in Ordnung zu bringen. Bis zur Erschöpfung wienerten und polierten wir das Leder unserer nassen Stiefel.

Es dauerte eine gute Stunde, das Marschgepäck in einen halbwegs sauberen Zustand zu bringen. Dann vergingen noch einmal vierundzwanzig Stunden, bevor sich unser Urlaubsdomizil am Ufer des Don in die Hölle verwandelte.

Einen Tag nach unserer Putzerei wurde ich zur Wache eingeteilt. Ich sollte um Mitternacht antreten und um zwei Uhr dreißig abgelöst werden. Ich übte mich in Geduld. Einige leere Munitionskästen dienten als Plattform, welche die Wachposten davor bewahrte im Schlamm zu stehen. Für die Posten, die wie ich den Benzinvorrat bewachten, war in zwei Meter Entfernung für den Ernstfall ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Schützenloch gegraben worden.

Die Nacht war nicht kalt. Ein regnerischer Wind trieb in lebhaftem Tempo große, tief hängende Regenwolken vor sich her, hinter denen von Zeit zu Zeit ein großer, weißer Mond zum Vorschein kam. Zu meiner Rechten zeichneten sich deutlich die Silhouetten unserer Baracken und Fahrzeuge ab. Vor mir breitete sich der hügelige, düstere Horizont aus, der mit dem Himmel zu verschmelzen schien. Der Don war etwa zehn Kilometer Luftlinie von den ersten der von uns besetzten Lager entfernt. Zwischen dem Fluss und uns wachten oder schliefen Tausende Soldaten unter unvorstellbaren Bedingungen. Vom Wind wurden Motorengeräusche zu uns herüber getragen. Die Nacht ermöglichte einige Operationen, sowohl bei den einen als auch bei den anderen. Zwei Patrouillen, welche die Runde machten, kamen vorbei. Der Form halber riefen sie mir die üblichen Parolen zu. Beide Soldaten kamen scherzend näher. Ich wollte ihnen gerade antworten, als mit einem Schlag der ganze Horizont vorübergehend von Norden bis Süden aufflackerte.

Dasselbe wiederholte sich noch einmal mit fast derselben Intensität, wobei ich das Gefühl hatte, dass die Erde bebte. Im nächsten Moment ließ ein rollender, nicht endender Donnerhall die Luft vibrieren.

»Oh mein Gott! Das ist ein Angriff«, rief einer von der Patrouille, »und es sieht mir ganz so aus, als wäre das ihre Artillerie, die hier Bohnen über die Schädel unserer Landser kippt.«

Schon ertönten Pfiffe von überall im Lager und Befehle durchbrachen das Grollen der noch weit entfernten Explosionen. Trupps rannten vorbei. Die Artilleristen, die noch geschlafen hatten, liefen hastig zu den 155er-Geschützen am Rande des ehemaligen Flugfeldes. Ich hatte keinen Befehl meinen Posten zu verlassen, und fragte mich, was man von unseren Kameraden verlangen würde. Ein Versorgungsgang bei einem solchen Bombardement würde etwas ganz anderes sein als unsere letzte Expedition. Die Salven brandeten weiter heran, nun vermischt mit den Detonationen der deutschen Geschütze. Heftigere und näher liegende Blitze erhellten ohne Unterlass die Nacht und ließen mir die Gruppen von Soldaten, die durch die Wasserpfützen rannten, wie chinesische Schattenrisse erscheinen.

Man hätte meinen können, ein Koloss würde, von einer ungeheuren Wut ergriffen, das ganze Universum durchschütteln; dieses Universum, in dem jedermann das Gefühl hat ein lächerlich kleines Etwas zu sein, das der Riese des Krieges zerstampfen könnte, ohne es überhaupt bemerkt zu haben. Alle Sinne gespannt und den Rücken gebeugt, machte ich mich, obwohl die Gefahr noch ein Stück entfernt war, bereit jeden Moment in das mit Wasser gefüllte Schützenloch abzutauchen, falls der Orkan plötzlich heranziehen sollte. Zwei große Raupenschlepper kamen mit abgeblendeten Lichtern auf mich zu. Ihre Räder und Ketten hatten den Dreck zu einem breiigen Schlamm zermalmt. Zwei Leute sprangen in Eile von den Eisengeländern herunter und drohten in dem Schlamm zu verschwinden.

»Gib uns die Hand, Landser«, riefen die Artilleristen, die sich bis zu den Helmen mit der Scheiße eingesaut hatten.

Die Apokalypse ließ weiterhin Himmel und Erde erglühen. Ich half den Typen von den Raupenschleppern einige 150-Liter-Fässer Benzin auf ihre Fahrzeuge zu hieven.

»Das ist noch das Angenehmste, das dir in die Fresse schlagen kann«, rief der eine in meine Richtung.

»Alles Gute«, antwortete ich schlicht.

Etwas weiter weg bemühten sich die Leute vom Versorgungszug, zu dem ich gehörte, die Gäule zusammenzutreiben, die sich gegenseitig wegstießen und unter teuflischem Gewieher im Schlick versanken. In mehreren Etappen wurden Benzinkanister auf Fahrzeuge aller Art geladen. Als im ersten Morgengrauen die Ablöse noch immer nicht erschienen war, fragte ich mich, was ich noch bewachen sollte. Die Bombardierung hatte auch noch nicht wirklich aufgehört. In meiner Entkräftung wusste ich nicht mehr wie mir geschah, als eine Gruppe Jungs von meiner Kompanie nahe an mir vorbeizog. Der Unteroffizier, der sie anführte, gab mir ein Zeichen mich ihnen anzuschließen. In dem Augenblick, als ich mich zu meinen Kameraden gesellte, schlug etwa hundert Meter hinter uns eine der ersten Langstrecken-Geschosse der sowjetischen Artillerie ein. Die Explosion schüttelte unsere Gruppe durch, die versuchte so schnell wie möglich wegzurennen. Ich stellte keine Fragen, sondern suchte vergeblich nach Halls' breiten Schultern.

Weitere Geschosse schlugen nun in das Feldlager ein, das von allen Seiten erleuchtet wurde. Unsere Gruppe hatte sich auf den Boden geworfen und stand nun schlammbedeckt wieder auf.

»So taucht man nicht in die Scheiße, wie ihr das macht. Immer schön langsam«, grinste der Unteroffizier. »Macht es wie ich. Schaut auf mich. Verstanden?«

Ein bezeichnendes Heulen erreichte uns, und die Gruppe von zwölf Landsern hechtete, samt Unteroffizier, mit Vergnügen wieder in den wunderbar flüssigen

Brei. Eine gigantische Explosion pumpte uns die Luft aus den Lungen, während wir gleichzeitig von einer Schlammwelle überflutet wurden.

Schrecklich verdreckt erhoben wir uns, ein verkrampftes Lächeln auf dem Gesicht, wie das von Leuten, die gerade unversehrt einen schweren Autounfall überstanden haben. Drei oder vier nahe liegende Schüsse zwangen uns in derselben Position zu verharren. Hinter uns ging irgend etwas in Flammen auf. Schließlich konnten wir unseren Marsch wieder aufnehmen und rannten zu einem recht umfangreichen Munitionslager.

Beim Anblick dieses mit Planen zugedeckten Bergs von Munitionskästen fiel uns das Herz in die Hose! Wenn es hier reinhauen würde, bliebe im Umkreis von hundert Metern keine Menschenseele lebendig.

»Verdammte Scheiße!«, fluchte der Unteroffizier. »Hier ist niemand von der Wache. Das ist unfassbar.«

Völlig unbeteiligt wirkend kletterte er auf den Dynamithaufen und suchte nach den Nummern der Kisten, die wir offenbar zu einer bestimmten Stelle transportieren sollten, falls die Infanterie zum Einsatz käme. Wir übrigen blieben stehen wie im Schlamm erstarrt, wie zum Tode Verurteilte beim Anblick des elektrischen Stuhls, mit leeren Köpfen, und warteten auf Befehle. Zwei Typen kamen im Laufschritt heran, die genauso durchnässt waren wie wir. Auf den Kisten stehend wandte sich der Unteroffizier mit Stentorstimme an die beiden Kerle, die trotz des donnernden Lärms stramme Haltung annahmen.

»Seid ihr die Wache hier?«

»Jawohl, Herr Unteroffizier«, riefen sie synchron und in vorschriftsmäßigem Ton.

»Wo wart ihr?«, schrie der Unteroffizier.

»Ein ganz natürliches Bedürfnis hat uns gezwungen, uns einen Augenblick zu entfernen«, fuhr der eine fort.

»Ihr seid einfach so zusammen scheißen gegangen, ihr Schweine! (Wir hatten zu viel Angst, um uns darüber zu amüsieren.) Eure Namen und Einheit«, blaffte der Unteroffizier weiter von seinem teuflischen Berg herab.

Innerlich verfluchte ich dieses Tier, das, nur um die Disziplin besorgt, eine Meldung zu erstellen begann und nicht daran dachte, was uns passieren konnte. Detonationen in unmittelbarer Nähe warfen uns erneut zu Boden. Doch diese dumme Sau forderte, noch immer aufrecht auf seinen Kisten stehend, das Schicksal weiter heraus.

»Sie kehren unsere hinteren Linien zusammen«, vermutete er. »Bestimmt haben sie ihre verdammte Infanterie schon von der Leine gelassen. Los, ihr Haufen Hosenscheißer, helft mir mal!«

Halb gelähmt vor Angst kletterten wir nun selbst auf den Vulkan. Die Blitze um uns herum tauchten unsere Silhouetten in ein dramatisches Licht. Kurze Zeit später liefen wir in anderer Richtung davon, wobei wir das Gewicht der Kisten und Gewehre kaum wahrnahmen, so sehr waren wir beflügelt von der Vorstellung, uns von diesem bedrohlichen Haufen entfernen zu können.

Der Tag, der nun angebrochen war, enthielt uns einen Teil des Spektakels vor. Die Blitze waren kaum sichtbar. Ziemlich dichter Qualm bedeckte den ganzen

Horizont. Hier und da stiegen dunklere Fontänen auf. Gegen Mittag, als wir – obwohl total erledigt – noch immer von einer Aufgabe zur nächsten hetzten, trat unsere Artillerie in Aktion. Ich weiß nicht, auf welche Weise das mit dem Schlachtplan des Krieges zusammenhing. In einem großflächigen Krater sitzend, den eine Explosion trockengelegt hatte, schaute ich auf das lange Rohr eines 155ers, das in stetem Rhythmus Schüsse abfeuerte.

Ich hatte endlich Halls und Lensen wiedergefunden. Die Fäuste auf den Ohren, sahen wir dem heulenden Geschütz zu. Mit einem leichten Kopfnicken zählte Halls grinsend die Schüsse.

Zwei Tage lang machten wir praktisch keine Pause. Der Totentanz ging weiter. Wir transportierten jetzt die herbeiströmenden Verwundeten zu den Bunkern, die fast alle unter Wasser standen. Die Sanitäter leisteten hier den schlimmer Zugerichteten, die auf Holzgestellen herangebracht wurden, erste Hilfe. Ihr Jammern erfüllte das notdürftig eingerichtete Lazarett. Die Sanitätsstation war überfüllt, und man musste die Verwundeten draußen, mitten im Schlamm abstellen. Die Ärzte machten die Runde und operierten an Ort und Stelle die Schwerverletzten. Ich sah dort grauenvolle Dinge, vage an Menschen erinnernde Rümpfe, die nur noch aus einem Gemisch von Schlamm und Blut bestanden.

Am Morgen des dritten Tages nahm die Schlacht noch einmal an Intensität zu. Wir waren leichenblass vor Müdigkeit. So ging es bis zum Abend. Dann, innerhalb einer Stunde, hörte endlich alles auf. Über der ganzen, übel zugerichteten Front am Don stieg Rauch auf. Der Tod hat eine Art Eigengeruch. Wenn er ein bestimmtes Maß erreicht, kann man dem Tod tatsächlich einen Geruch zuordnen. Jeder, der die Luft der Schlachtfelder geatmet hat, wird mich verstehen. Ich meine nicht die Verwesung, nein, es ist etwas anderes. Etwas Undefinierbares, etwas, das man wirklich nicht besser beschreiben kann.

Zwei der acht Baracken, aus denen unser Lager bestand, waren zu Asche verwandelt worden. Die, welche noch aufrecht standen, wurden von einer Unzahl von Verwundeten belagert. Feldwebel Laus, alles in allem ein anständiger Kerl, sah, wie uns die Augen zufielen, wie sehr wir am Ende waren, und gestand uns zwischendurch ein oder zwei Stunden Ruhe zu. Wir ließen uns hinfallen, wo immer wir uns gerade befanden, überwältigt von einem bleiernen Schlaf. Wenn man uns dann nach zwei Stunden wieder hochriss, waren wir verstört und hatten den Eindruck nur wenige Minuten geschlafen zu haben.

Während die Müdigkeit uns erneut übermannte, nahmen wir unsere albtraumartige Arbeit wieder auf. Wir mussten verstümmelte und stöhnende Menschen transportieren, oder steife Leichen zu Reihen zusammenlegen. Die Leichen mussten wir durchsuchen, um ihnen den Teil der Erkennungsmarke abzunehmen, der dazu gedacht war an ihre Familien geschickt zu werden, mit der Bemerkung: ›Gefallen für Führer und Reich auf dem Felde der Ehre‹.

Am Tag nach der letzten Schlacht, die die deutsche Armee am Don geliefert hat, fanden trotz der Tausende von Toten und Verwundeten Feierlichkeiten statt. Man öffnete den Sterbenden einen Spalt breit den Mund und ließ sie Wodka herunterschlucken, um einen Sieg zu feiern, der überhaupt keiner war. Auf einer Breite von etwa fünfundsechzig Kilometern hatte General Schukow drei

Tage lang versucht, mit Hilfe seiner verfluchten sibirischen Divisionen, welche davor zur Vernichtung der sechsten Armee bei Stalingrad beigetragen hatten, die Front am Don südlich von Woronesch zu durchbrechen. Die wütenden Angriffe der Roten waren allerdings an unseren verbissen gehaltenen Stellungen zurückgeschlagen worden. Tausende russische Soldaten hatten diese Aktion, die zu nichts geführt hatte, mit ihrem Leben bezahlt, doch auch unseren Truppen kam sie teuer zu stehen.

Drei Viertel meiner Kompanie zogen noch am selben Abend ab. In ihren Lkw hatten sie die Verwundeten beinahe übereinander gestapelt. Auf diese Art wurde ich für den Moment von Halls und Lensen getrennt. Ich hatte es gar nicht gern, mich so weit weg von meinen beiden guten Freunden zu befinden. Im Krieg bedeutet Freundschaft viel. Das ist übrigens ziemlich seltsam. In dieser Zeit des allgemeinen Hasses werden Männer des gleichen Lagers oft durch eine tiefe Freundschaft zusammengeschweißt, während sich in Zeiten des Friedens ihre Türen vor der Bedürftigkeit der anderen schließen.

Ich blieb also allein mit mehr oder minder interessanten Leuten zurück, mit denen ich bisher keine Gelegenheit gefunden hatte zu sprechen. Daher machte ich mich schnell davon, um die Nacht auf der Führerbank eines Lkw zu verbringen und neue Kräfte zu sammeln.

In aller Frühe zerriss mir der Pfiff zum Antreten das Trommelfell. Ich öffnete einen Spalt breit die Augen. Das Führerhaus des Lkw, den ich besetzt hatte, machte sich perfekt als Bett und entsprach ungefähr meiner Größe. Ich hatte das Gefühl, endlich wieder geschlafen zu haben. Dennoch hatte die Müdigkeit meine Muskeln verhärtet, und ich hatte meine liebe Mühe, mich von meinem Himmelbett loszureißen. Hustend, zerknittert und zerzaust erschienen wir zum Appell.

Laus, der genau wie wir in voller Ausrüstung geschlafen hatte, war nicht gerade in prächtigem Zustand. Er verkündete uns, dass wir diesen Ort verlassen und wieder nach Westen ziehen würden. Vorher sollten wir in der Nähe der Pioniere bleiben und ihnen dabei helfen das Übriggebliebene entweder wieder einzuladen oder zu zerstören. Wir gingen an einem Kessel vorbei, aus dem eine kochende Flüssigkeit geschöpft wurde, die nichtmal ansatzweise an Kaffee erinnerte. Dann gesellten wir uns zu den Pionieren.

Wir wurden mit Eseln losgeschickt, um alle auffindbare Munition einzusammeln und aufzuladen, damit diese nicht nach unserer Abreise den Feinden in die Hände geriet. Dann marschierten wir ab. Ein allgemeiner Rückzug hatte begonnen. Aus dem Meer von Schlamm traten lange Kolonnen von unglaublich dreckigen Infanteristen heraus und steuerten Richtung Westen. Kurz dachte ich, es würde sich vielleicht um eine Ablösung handeln. Das war aber keineswegs der Fall. Die ganze am Westufer des Don stehende Wehrmacht hatte Befehl erhalten sich zurückzuziehen. Wir verstanden wirklich nicht, was es dann für einen Sinn gehabt hatte, drei Tage lang heldenhaften Widerstand zu leisten, nur um nach dem Abwenden der Gefahr zurückzuweichen.

Den meisten von uns war nicht klar, dass sich die Ostfront seit Januar wesentlich verändert hatte. Infolge der Katastrophe von Stalingrad war ein sowjetischer Stoßtrupp in den Raum von Charkow vorgedrungen und hatte wieder den Donez überquert, wodurch er Rostow erreicht und damit beinahe den Rückzug der deutschen Truppen im Kaukasus blockiert hatte. Diese mussten auf die Krim zurückkehren, indem sie unter hohen Verlusten das Azovsche Meer überquerten. In Charkow, Kouban und sogar in Ianapa hatten heftige Kämpfe stattgefunden, so meldete unser Wehrmachtsmagazin.

Niemals wurde offen von einem Rückzug gesprochen, und da wir anderen namenlosen Feldgrauen keine Gelegenheit hatten, die russische Geographie zu studieren, wussten wir nicht wirklich woran wir waren. Doch um zu erkennen, dass unsere Stellungen am Westufer des Don die östlichste deutsche Linie auf sowjetischem Gebiet markierten, genügte ein kurzer Blick auf die regionale Landkarte. Unser großes Glück war, dass das Oberkommando unseren Rückzug befahl, bevor uns die Einkesselung von Norden und Süden endgültig von unseren Nachschubbasen in Bjelgorod und Charkow abgeschnitten hatte. Der Don stellte keinen Schutz mehr für uns dar; er war sowohl im Norden als auch im Süden längst überschritten worden.

Es schaudert mich noch heute bei dem Gedanken, dass wir dasselbe Schicksal hätten erleiden können wie die Kämpfer von Stalingrad! Glücklicherweise wussten wir damals kaum über die Gefahr Bescheid, obwohl das Wort ›Rückzug‹ in uns einen unheilverkündenden Nachklang entwickelte.

Nur die gesteigerte Hektik hätte uns diese neuartige Gefahr erahnen lassen können. Seit zwei Tagen war der Abzug in vollem Gange. Zu Fuß oder in Scharen auf Lkw verfrachtet verließen die Landser das Gelände. Bald war außer uns nur noch eine kleine Panzerabteilung auf dem verlassenen Lagerplatz. Die durch den Rückzug unserer Truppen entstandenen Fuß- und Fahrzeugspuren hatten das Flugplatzgelände in einen fürchterlichen Morast verwandelt. Stellen Sie sich Tausende von Lkw, Panzern, Raupenfahrzeugen, Pferden und Menschentrupps vor, die zwei Tage und zwei Nächte lang über ein ohnehin schon zerfurchtes und von Schlammbächen durchzogenes Gelände hinwegpflügen!

Ich sammelte also inmitten dieses Morastes alles zusammen, was nicht hatte abtransportiert werden können. Die Pioniere halfen uns und machten sich bereit, einen großen Teil der Munition, die wir an den Baracken auf acht ausgeschlachtete Autowracks gehäuft hatten, in die Luft zu jagen. Gegen Mittag des dritten Tages veranstalteten wir ein Feuerwerk, um das uns jede Stadtverwaltung beneidet hätte. Schlitten, Karren und Gebäude, alles wurde gesprengt und verbrannt. Es war atemberaubend. Zwei große Haubitzen, die die Traktoren nicht aus dem Schlamm hatten ziehen können, wurden mit Geschossen geladen, welche nicht ihrem Kaliber entsprachen. In das Rohr schoben wir alles, was halbwegs explosiv war; dann verriegelten wir mehr schlecht als recht den Verschluss. Die Explosion riss die Geschütze in zwei Teile auseinander und verursachte einen mörderischen Hagel aus Stahl.

Ich weiß nicht wie wir es geschafft haben, bei dieser Aufräumaktion nicht zu Tode zu kommen! Aber irgendwann wurden wir von einer sadistischen Heiterkeit beseelt. Unsere MG schlugen am Abend einige sowjetische Patrouillen zurück, die wahrscheinlich zu den Spähtrupps gehörten. Eine Stunde bevor wir endgültig

diesen Ort verließen, ging ein leichtes Artilleriefeuer auf uns nieder, was uns einige Aufregung bescherte. Dann marschierten wir ab.

Unterwegs verlor ich unter unglücklichen Umständen Ernst Neubach, meinen ersten wirklichen Freund.

Nach dem leichten Artilleriebeschuss vermeldete die Rückendeckung der Panzergruppe zahlreiche feindliche Vorstöße in unsere ehemaligen Stellungen. Folglich wurde Befehl zu einem überstürzten Abmarsch gegeben. Wir waren nicht mehr länger in der Lage die Russen aufzuhalten. Mein elendes Gepäck von einer Pfütze zur nächsten schleppend lief ich dahin und fragte mich, wo ich wohl einsteigen könnte, als mir der Unteroffizier einen vom Feind erbeuteten Lkw zeigte.

»Setz dich hinters Steuer«, brüllte er. »Wir hauen ab!«

Jeder Angehörige der Rollbahn hätte eigentlich imstande sein müssen, einen Wagen zu fahren. Was mich betrifft, so war ich wirklich ein Neuling. Ich hatte mir zwar während der Ausbildung in Polen einige Fahrkenntnisse zugelegt, aber auf ganz anderen Fahrzeugtypen.

In der Wehrmacht war es aber nicht ratsam über Befehle zu diskutieren. So schwang ich mich also auf den Fahrersitz des Tatra. Ein graues Armaturenbrett war mit einigen kleinen Anzeigen, deren Nadeln jämmerlich nach unten hingen, sowie ein paar Knöpfen und Beschriftungen in unbekannten Buchstaben ausgestattet. Die Jungs von den Pionieren zurrten den schweren Lkw hinten an einem Mark IV fest. Jeden Moment würden wir losfahren. Ich musste, koste es was es wolle, diese verdammte Maschine in Gang bringen. Eine Sekunde lang überlegte ich auszusteigen und meine Unfähigkeit zu gestehen. Ich fing mich jedoch wieder als ich daran dachte, dass sie mir dann wahrscheinlich eine schwierigere Aufgabe aufbrummen, mich zu Fuß laufen lassen oder mich sogar hier aussetzen würden. Zurückbleiben, das bedeutete den Bolschewiken in die Hände zu fallen. Diese Vorstellung ließ mich erstarren und ich begann fieberhaft und auf gut Glück die Schaltknöpfe zu drücken. In diesem Augenblick ereignete sich ein Wunder. Als ich verzweifelt nach draußen schaute, begegnete ich dem Blick von Ernst Neubach, der einen Platz auf einem der überfüllten Lkw suchte. Ich war gerettet.

»Ernst«, schrie ich, »hierher, hier ist Platz!«

Der gute Kerl sprang hoch erfreut zu mir herauf.

»Ich wäre schon fast zu den anderen Kameraden hinten auf einen Panzer gekrochen.«, sagte er. »Danke für diesen Platz!«

»Kennst du dich mit dem Gerät hier aus, Ernst?«, fragte ich ihn flehend.

»Du Gauner, setzt dich einfach hier rein und hast keinen Schimmer«, sagte er lachend.

Ich hatte keine Zeit es ihm zu erklären: Schon heulte der gewaltige Motor des Panzers auf, an den wir angehängt waren. Hastig zogen wir die Schalthebel. Der Panzersoldat vom Geschützturm winkte mir, ich solle zur gleichen Zeit wie der Panzer die Kupplung kommen lassen, um mit Rücksicht auf die Verletzten, die wir transportierten, einen Ruck zu vermeiden.

Ich hatte schon die Ohrfeigen gespürt, die mir der Unteroffizier verpasst hätte, der sich hier zur Überwachung des Abmarschs aufgepflanzt hatte, falls ich gezwungen gewesen wäre das Fahrzeug aufzugeben, das er mir anvertraut hatte. Neubach hatte gerade an einem Griff unter dem Armaturenbrett gezogen und ich hatte das Gefühl, unter der Motorhaube würde etwas vibrieren. Ich lehnte mich nach unten auf das Gaspedal. Endlich ratterte der Motor los.

»Vorsichtig!«, rief der Unteroffizier in meine Richtung. Strahlend nickte ich und ließ das Pedal los. Die Kette spannte sich. Ich schob einen Gang ein. Welchen, das wusste ich nicht, doch war es nicht der Rückwärtsgang.

Der schwere Wagen setzte sich mit einem jähen Ruck in Bewegung, was hinten eine Salve von Flüchen und Beschwerden auslöste. Das waren meine ersten Schritte als Fahrer.

Wenn ich daran denke, dass mir später in Frankreich ein eingebildeter Blödmann Fahrstunden in einem lausigen Renault 4-CV erteilte, mit einem Auftreten, als wäre er Kommandant auf einem Liberty Frachter! Ich musste mich einer Reihe von erbärmlichen Tests unterziehen, um einen kleinen rosa Zettel zu bekommen, der mir die Fähigkeit bescheinigte ein Auto zu fahren. Aber ich verschwendete meine Zeit nicht damit, dem armen Kerl zu erklären, dass ich schon auf einer Piste gefahren war, die als Fluss durchgegangen wäre, im Schlepptau eines Monstrums auf Ketten, das mit jedem Ruck den vorderen Teil meines Lkw abzureißen drohte.

Er würde es mir auch nicht geglaubt haben. Er gehörte zu den alliierten Siegermächten. Alles Helden, wie ich nach dem Krieg in der französischen Armee lernte. Und nur die Sieger haben eine Geschichte. Wir anderen, die Besiegten, wir waren nur Schwächlinge und Feiglinge, und von unseren Erinnerungen, unseren Ängsten wie auch unseren Freuden wollte niemand etwas hören.

Ein dünner Regen begleitete die erste Nacht unseres Rückzugs. Nur durch akrobatische Fahrkünste gelang es Ernst und mir, den russischen Lkw in der Spur des Mark IV zu halten. Ohne den Panzer wären wir jedoch niemals aus diesem Schlamm herausgekommen. Ab und zu drückte der Panzerfahrer genervt aufs Gas, den Tatra immer hinter sich her ziehend, welcher dabei auseinander zu brechen drohte. Von den Ketten des Panzers spritzte uns ein Dreck entgegen, den der Regen noch flüssiger machte. Die Windschutzscheibe war inzwischen komplett undurchsichtig geworden. Neubach stemmte sich aus der Kabine, klammerte sich außen fest und kratzte mit bloßen Händen die Erde weg, die sich auf der Scheibe angesammelt hatte.

Die abgedunkelten Scheinwerfer ließen nur einen schmalen Spalt übrig, durch den das Licht durchsickern konnte. Dieser Spalt war natürlich komplett zugedreckt, wodurch das Beleuchtungssystem nicht mehr funktionierte. Selbst das Heck des Panzers, das doch nur fünf Meter entfernt war, konnte ich aufgrund der schlechten Sicht zu keiner Zeit ausmachen. So schlitterte der Lkw mehr oder weniger schief hinter seiner Zugmaschine her. Jedesmal wenn wir durch einen starken Ruck an der Kette zurück in die Spur gezogen wurden, hatte ich das Gefühl als würden wir die Vorderachse verlieren.

Hinten unter der Plane hatten die erschöpften Verletzten aufgehört herumzuschreien. Vielleicht waren sie auch schon tot. Es machte keinen Unterschied! Der Konvoi arbeitete sich vorwärts durch den Schlamm, von welchem er sich

nicht mehr unterschied, bis der Morgen unsere vom Schlafmangel ausgehöhlten Landstreichervisagen begrüßte. Über Nacht hatte sich der Zug aufgelöst. Waren wir vorausgefahren, oder waren wir zurückgeblieben? Das hatte keine wirkliche Bedeutung mehr. Der Panzerfahrer bog nach rechts ab und verließ die Piste, die sogar für einen Panzer unbefahrbar geworden war. Ohne auf den Weg zu achten steuerte er den Panzer auf eine bewaldete Anhöhe zu. Mit der ganzen Kraft seines Motors und der Ketten walzte er über die dürren, nassen Birken hinweg.

Der Motor des Panzers schnaufte, als er unseren Lkw, dessen Räder nur noch Dreckkugeln waren, den Hang hinaufzerrte. Endlich blieben wir stehen. Es war erst der zweite Halt seit unserem Abzug. Einmal hatten wir mitten in der Nacht angehalten, um aufzutanken. Die armen Teufel, die die Nacht hinten auf dem Panzer verbracht hatten, die Arschbacken angesengt von der Schutzhaube des Motors, der Rest des Körpers erstarrt von Regen und Kälte, sprangen von ihrem Fahrzeug herunter in das zermalmte Gehölz. Es gab einen Streit zwischen einem Unteroffizier der Pioniere und dem Panzerfahrer, der uns in den Wald getrieben hatte. Wir nutzten alle die Zeit, um scheißen zu gehen. Dann griffen wir gierig nach den spärlichen Vorräten, die wir noch besaßen.

»Eine Stunde Pause!«, verkündete der Unteroffizier, der sich zum Befehlshaber der Gruppe aufgeschwungen hatte. »macht was draus!«

»Leck mich am Arsch!«, erwiderte der Panzerfahrer, der offensichtlich nicht die Absicht hatte, sich von einem Feuerwerker der Pioniere herumkommandieren zu lassen. »Wir fahren weiter, wenn ich ausgeschlafen habe.«

»Heute früh hätten wir in Bjelgorod sein sollen«, raunzte der Unteroffizier, der wohl davon träumte Offizier zu sein. Dann fügte er hinzu, indem er die Hand auf das Futteral seiner MP legte, die an seiner Seite hing: »Wir werden losfahren, wenn ich den Befehl dazu gebe: Ich bin der Ranghöchste hier, Sie haben mir zu gehorchen.«

»Du kannst mich sofort erschießen«, erwiderte ungerührt der Panzersoldat, »aber dann musst du den Panzer fahren. Ich habe seit zwei Tagen nicht geschlafen, also lass mich in Ruhe.«

Der andere wurde knallrot, antwortete aber nichts mehr.

»Ihr zwei da, anstatt da unten herumzulungern, klettert auf den Lkw und helft den Verwundeten, ihre Notdurft zu verrichten.«

»So ist es gut«, fuhr der Panzersoldat fort, der es eindeutig darauf anlegte in ein Strafbataillon versetzt zu werden, »nachher wird der Herr Unteroffizier ihnen den Arsch abwischen.«

»Denk an die Meldung!«, zischte der kleine Wichtigtuer. »Denk an die Meldung!« Er war inzwischen blass vor Wut.

Drinnen im Lkw waren die kreuz und quer liegenden Verwundeten trotz der Reisestrapazen noch am Leben. Die armen Kerle brachten kein Wort heraus. Ihre dreckigen Verbände zeigten hier und da Spuren frischer Blutungen. Trotz der Müdigkeit, die unseren Puls in die Höhe trieb, halfen wir ihnen mehr schlecht als recht, vom Wagen herunter- und dann wieder hinaufzusteigen – außer einem, dem ein Teil von beiden Beinen fehlte. Sie verlangten nur nach Wasser. Ohne zu wissen, ob das erlaubt war, gaben wir ihnen so viel Wasser und Schnaps, wie sie

wollten. Das war sicher ein Fehler. Später sollten zwei dieser Schwerverletzten versterben.

Wir vergruben sie einfach im Schlamm, jeweils mit einem Stock, um ihren Helm daran aufzuhängen und die Gräber zu markieren. Dann versuchten Ernst und ich ein bisschen Schlaf zu finden. Zusammengekauert in der Kabine, mit von der Anstrengung und der Müdigkeit hämmernden Schläfen gelang es uns nicht. So versanken wir zwei lange Stunden in Erinnerungen an Friedenszeiten. Es war der Panzerfahrer, der, wie geplant, den Befehl zur Abfahrt gab. Die Sonne stand nun im Zenit. Es war schönes Wetter und die dicken Schneeballen, die noch in den Astgabeln hingen, schmolzen gemächlich.

»Aha« murrte er, »unser General hat uns sitzen gelassen, während wir geschlafen haben: Der Herr will anscheinend zu Fuß zu gehen!«

Tatsächlich, der Unteroffizier war verschwunden. Vielleicht war er auf eines der Fahrzeuge gekrochen, die uns während der Rast überholt hatten.

»Der Scheißkerl ist losgegangen, um seine Meldung zu machen«, donnerte der Panzerfahrer. »Wenn ich ihm unterwegs begegne, dann zermalme ich ihn unter meinen Ketten wie einen gemeinen Bolschewiken.«

Wir brauchten einige Zeit, um unsere beiden Fahrzeuge dort herauszuziehen, wo wir sie hineinmanövriert hatten. Dennoch erreichten wir zwei Stunden später ein Kaff, dessen Namen ich vergessen habe, das aber nur noch zehn Kilometer von Bjelgorod entfernt war. Es quoll über von Soldaten aller Waffengattungen. Die paar ziemlich geometrisch angeordneten Straßen waren ein grünes Meer von Soldaten und wurden gesäumt von niedrigen Häusern, welche an einen stirnlosen Kopf erinnerten, dessen Haare bis in die Augenbrauen fielen. Eine Menge Kriegsmaterial rollte mitten durch die schreienden Landser, von denen die meisten ihre Einheit suchten. Die Piste war hier etwas besser zu befahren, da sie über einen notdürftigen Belag verfügte.

Der Panzer hängte uns ab, und unser Tatra musste noch die acht bis zehn Pioniere aufnehmen, die vorher mit dem Mark IV gereist waren. Verwirrt von dieser Masse an Soldaten hatte ich den Lkw angehalten und suchte umherblickend nach meiner Einheit. Zwei Feldgendarme meinten, sie sei in Richtung Charkow weiter gefahren. Sie waren sich aber nicht wirklich sicher und schickten mich deshalb zur Leitstelle, die auf einem Sattelschlepper eingerichtet war, geleitet von drei Offizieren, die sich die Haare rauften. Gestikulierend gelang es mir, mich den drei Umringten zu nähern und ihnen vor Hunderten anderer meine Frage zu stellen.

Als Antwort wurde ich nur angebrüllt und als Schlafmütze beschimpft. Ich bin überzeugt, diese Schlauberger hätten mich, wenn sie die Zeit gehabt hätten, vor ein Kriegsgericht gestellt, weil ich mich von meiner Einheit entfernt hatte. Es herrschte ein unglaubliches Durcheinander. Die halb wütenden, halb belustigten Landser fielen in die Hütten der Russen ein.

»Gehen wir schlafen und warten, bis sich alles beruhigt hat« sagten sie. Sie verlangten nichts als ein trockenes Fleckchen, um sich hinzulegen. Dummerweise waren wir in jeder Isba so viele, dass die Russen beinahe hinausgehen mussten, um einigen weiteren Infanteristen die Möglichkeit zu geben, sich auf dem blanken Boden auszustrecken.

Da ich nicht wusste, was ich machen sollte, ging ich zu Ernst zurück, welcher seinerseits nach einer Auskunft suchte. Er hatte nur ein fahrbares Lazarett finden können und war mit einem Sanitäter beim Tatra aufgekreuzt. Letzterer besichtigte unsere Ladung Verwundeter.

»Die können so bleiben.«, meinte er.

»Was?«, empörte sich Ernst, »Aber wir haben schon zwei von ihnen begraben. Ihre Verbände müssen erneuert werden.«

»Seid nicht so dumm«, sagte der Sanitäter. »Wenn ich die als ›dringende Fälle‹ melde, dann müssen sie auf der Straße sitzen und warten bis sie dran sind. Vorher habt ihr Bjelgorod erreicht. Und ihr seid aus dem Kessel raus, der sich langsam um uns schließt.«

»Aber einige werden vielleicht noch unterwegs sterben«, sagte Ernst, indem er die Stimme senkte, damit ihn die Verwundeten nicht hörten.

»Ach was, wer weiß, ob wir nicht alle sterben, die einen wie die anderen. Glaubt mir, wenn ihr mit euren Verwundeten die Fliege macht, kommt ihr einfacher durch!«

»Ist die Lage wirklich so gravierend?«, fragte Ernst.

»Glaub mir, mein Lieber, sie ist es.«, sagte der Sanitäter schlicht und verschwand. Ernst und ich blieben bestürzt zurück, mit der schweren Verantwortung für etwa zwanzig Verwundete, die seit mehreren Tagen auf die nötige Versorgung warteten. Wir wussten nicht, was wir den armen Schweinen antworten sollten, als sie uns mit schmerzverzerrten Gesichtern fragten, ob wir sie bald in ein Lazarett bringen würden.

»Auf gehts!«, entschied Ernst, die Stirn von Sorgen verfinstert. »Vielleicht hat er recht. Wenn ich gewusst hätte, dass es soweit kommen würde …«

Seit zwei Minuten hatte ich wieder das Steuer übergenommen. Ernst tippte mir auf die Schulter.

»Warte, Kleiner, du wirst noch jemanden umbringen, wenn das so weiter geht. Lass mich hinters Lenkrad.«

»Aber ich muss fahren, Ernst, ich bin von der Rollbahn.«

»Macht nichts, lass mich ran, du kommst hier niemals raus.« Tatsächlich strengte ich mich vergeblich an, denn der vermaledeite Lkw fuhr nur ruckelnd im Zick-Zack herum.

Wir erreichten das Ende des Kaffs. Eine endlose Reihe von allen möglichen Fahrzeugen stand Schlange um Treibstoff. Ein Feldgendarm stürzte herbei, um uns anzuhalten.

»Warum stellt ihr euch nicht in die Schlange wie alle anderen?«, fragte er gebieterisch.

»Wir haben Vorrang, Herr Feldwebel, wir führen Verwundete mit uns. Das haben uns jedenfalls die Sanitäter gesagt.«

»Verwundete? Schwerverwundete?«, fragte er, argwöhnisch wie alle Kettenhunde.

»Klar«, sagte Ernst, der kein bisschen übertrieb.

Der Blödmann ging sofort los, um einen Blick unter die Plane werfen.

»Die sehen nicht so extrem krank aus«, brummelte er.

Ein Wutgeheul stieg unter der Plane auf, begleitet von einer Salve von Flüchen. Nur die Verletzten nahmen sich ab und zu heraus die Kettenhunde zu beschimpfen, die, wie jeder weiß, nur dazu da waren, den armen Bürgern, seien es Zivilisten oder Militär, auf die Nerven zu gehen.

»Du Schwein von einem Drückeberger!«, heulte ein Kerl, dem ein Stück der Schulter fehlte. »Waschlappen wie dich sollte man sofort an die Front jagen. Lass uns durch, oder ich erwürge dich mit der einen unversehrten Hand, die ich noch habe.«

Der fiebrige Landser hatte sich trotz der Schmerzen, die ihn in seinen Bewegungen behinderten und ihn grässlich bleich werden ließen, erhoben. Es fehlte nicht viel und er hätte seine Drohung in die Tat umgesetzt.

Der Klugscheißer errötete und man sah seinen Mut im Angesicht der zwanzig Verwundeten dahinschwinden. Es besteht nämlich ein großer Unterschied zwischen einem Wichtigtuer von der Schupo, der Pariser, Londoner oder der belgischen Polizei, der einem Kleinbürger einen Strafzettel verpasst, weil der eine rote Ampel überfahren hat, und demselben Großmaul, das es hinter dem Schlachtfeld mit Burschen zu tun hat, die ihre eigenen Eingeweide mit den bloßen Händen festhalten oder gerade die eines anderen mit dem Bajonett herausgeschnitten haben. Seine Streitlust verflog mit einem kleinen, maskenhaften Lächeln.

»Haut ab!«, stieß er hervor, als wäre es ihm scheißegal. (Den Kettenhunden ist aber nie etwas scheißegal, vor allem nicht wenn sie Angst haben, was bei diesem hier der Fall war.)

Als der Wagen abgedreht hatte, ließ er seiner Bosheit freien Lauf: »Geht und verreckt doch!«, rief er.

Mit Müh und Not ergatterten wir dreißig Liter Benzin. Der Wagen versoff sie locker in einer Stunde. Nichtsdestoweniger waren wir froh, wenigstens das zu haben, und so aus diesem Getümmel verschwinden zu können. Die schlammige Straße hatte immerhin etwas Belag, der jedoch an gewissen Stellen über etwa zehn Quadratmeter hinweg fehlen konnte. Dort musste man Schlammlöchern von unabsehbarer Tiefe ausweichen. So fuhren wir bald auf der weltberühmten, großartigen sowjetischen Straße, bald daneben, um nicht zu sagen in der benachbarten Prärie.

Ein ganzes Stück rechts von uns versuchte ein Konvoi auf einer parallelen Fahrrinne voranzukommen.

Zehn Kilometer weiter stießen wir auf eine Truppe motorisierter Infanteristen. Die Kerle waren auf dem Kriegspfad und schienen eher mit den Sowjets zu rechnen als mit Kameraden. Erneut hielt uns eine Polizeikontrolle auf, hirnlos auf der Suche nach einem Fehler, den wir hätten begangen haben können. Sie durchsuchten den kompletten Lastwagen, kontrollierten unsere Papiere, fragten nach unserem Ziel …, doch darüber mussten sie uns Auskunft geben. Einer dieser Sauertöpfe sollte das Register durchsehen, das er um den Hals hängen hatte. In einem Ton wie ein bellender Hund wies er uns an in zehn Metern abzubiegen und uns in Richtung Charkow zu halten. Dem folgten wir nur ungern, denn die Straße entwickelte sich in dieser Richtung zu einem schrecklichen Morast.

Bei einem Tempo von dreißig Stundenkilometern mussten wir unsere magere Benzinreserve bald erschöpft haben. Beklommen fuhren wir immer wieder an Fahrzeugen vorüber, die aufgrund einer Panne oder Benzinmangels im Schlamm zurückgelassen worden waren. Bald wurden wir von ungefähr fünfzig völlig heruntergekommenen Landsern aufgehalten, die zu Fuß unterwegs waren. Im Sturm nahmen sie unseren Lkw ein. Unter ihnen gab es auch Verletzte, von denen sich einige ihrer faulenden Verbände entledigt hatten.

»Jungs, nehmt uns mit!«, verlangten sie alle, während sie nach Kräften versuchten auf den Wagen zu klettern.

»Ihr seht doch genau, dass wir schon voll sind. Los, verzieht euch!«, drängte Ernst.

Es war unmöglich sie abzuschütteln. Die Kerle drängten hinten über die Ladefläche herein und traten unsere Verwundeten mit den Füßen, um Platz zu schaffen. Ernst und ich fingen an zu schreien. Nichts half. Sie wälzten sich überallhin.

»Nimm mich mit«, heulte ein armer Teufel, der sich mit blutigen Händen an meinen Türgriff klammerte. Ein anderer schwenkte einen schon fast abgelaufenen Urlaubsschein. Die Ankunft eines Schützenpanzers, gefolgt von zwei Lkw, stellte dann die Ordnung wieder her. Ein SS-Hauptsturmführer stieg aus dem Schützenpanzer aus.

»Was soll dieser Sauhaufen! Kein Wunder, dass ihr mitten auf dem Weg zusammenbrecht. Das ist unmöglich! Ihr seid ja an die Hundert Leute da drin.«

Schon machten sich die Mistkerle aus dem Staub. Ernst trat vor und salutierte. Dann erklärte er dem Hauptsturmführer unsere Lage.

»Ist gut«, sagte der, »Nehmt ihr noch fünf Verwundete dazu. Wir übernehmen auch fünf. Die übrigen gehen zu Fuß weiter und werden von den nachfolgenden Kolonnen eingesammelt. Los, weiter!«

»Herr Hauptmann«, fügte Ernst hinzu. »In einigen Minuten wird uns der Treibstoff ausgehen.«

Der SS-Offizier bedeutete einem der Soldaten auf dem Schützenpanzer, uns einen Vorrat von fünfundzwanzig Litern zu bringen. Schnell hatten wir den Kanister in den Tank geleert und machten uns im Gefolge des hilfsbereiten Offiziers schon wieder auf den Weg.

Später begegneten wir noch vielen Kerlen, die zu Fuß durch den Schlamm stapften. Trotz ihrer flehentlichen Bitten fuhren wir ohne anzuhalten weiter. Gegen Mittag erreichten wir mit dem letzten Tropfen Benzin ein Städtchen, in dem eine Einheit zusammengestellt wurde, die an die Front gehen sollte. Es fehlte nicht viel und ich wäre vorzeitig zur Infanterie gekommen. Wir mussten bis zum nächsten Morgen warten, als es uns mit Hilfe eines Tricks, den Neubach entwickelt hatte, gelang an zwanzig Liter Treibstoff zu kommen. Wir wollten eben losfahren, als wir von einem Geräusch unangenehm überrascht wurden. Von weit her war Kanonendonner zu hören. Da wir glaubten, die Front weit hinter uns gelassen zu haben, waren wir zugleich sehr verwundert und äußerst beunruhigt. Wir wussten nicht, dass wir uns parallel zur Front Bjelgorod–Charkow bewegten. Erst sehr viel später würde ich das erfahren.

Nichtsdestoweniger setzen wir uns ohne zu zögern wieder in Bewegung. Vorher mussten wir zwei Sterbende von unserem Lkw heben, um drei andere Verwundete aufzunehmen. Es war so zwischen drei und vier Uhr nachmittags, als sich alles wieder zum Schlechten zu wenden begann.

Wir bildeten eine kleine Kolonne von etwa zehn Fahrzeugen. Der Wagen, auf dem ich mich befand, war ungefähr in der Mitte. Gerade hatten wir den Weg einer Panzerabteilung gekreuzt, deren Fahrzeuge voran krochen wie mit schlamm überzogene Amphibien, die das Meer bei Ebbe freilegt. Ganz offensichtlich rechneten sie mit dem Feind ganz in der Nähe. Trotz des lärmenden Auspuffs unseres Lkw hörten wir von links das Grollen der Artillerie. Ernst und ich tauschten Blicke, die deutlich unsere Beunruhigung zeigten. Wir wurden von Burschen angehalten, die eine Pak in Stellung brachten.

»Haut ab, Jungs!«, schrie ein Offizier, als wir langsamer wurden. »Der Iwan ist schon ganz in der Nähe.«

Diesmal wurden wir wenigstens informiert. Ich fragte mich, wie es die Russen, die wir vor mindestens hundertfünfzig Kilometern zurückgelassen hatten, fertigbringen konnten hier aufzutauchen. Ernst, der ununterbrochen am Steuer saß, beschleunigte den Tatra. Vor uns hatten die vier oder fünf anderen Lkw das gleiche getan. Plötzlich tauchten am Himmel in mittlerer Höhe fünf Flugzeuge auf. Sofort machte ich meinen Freund darauf aufmerksam.

»Jaks«, schrie Ernst. »wir müssen in Deckung gehen!«

Rings um uns herum war nichts als Schlamm, mit hie und da einem mickrigen, dürren Gestrüpp. Vom Himmel kam ein Tack-tack-tack. Unsere Kolonne strebte einer leichten Senke zu, in der wir dem Luftangriff der sowjetischen Flugzeuge zu entgehen hofften. Trotz der holprigen Fahrt und der Schlammfontänen hatte ich mich zur Tür hinausgelehnt, um besser sehen zu können. Über uns tobte ein Luftkampf. Zwei deutsche Focke-Wulf waren aufgetaucht und holten im Vorbeifliegen zwei Jaks herunter, die weiter westlich aufschlugen.

Es dauerte fast bis zum Ende des Krieges, bis die russischen Flieger die Hoheit über die Luftwaffe gewinnen konnten. Selbst in Preußen, wo sie am aktivsten waren, schlug das Auftauchen einer einzigen Me-109 oder einer Focke-Wulf zehn bewaffnete Ilyouchin in die Flucht. Das bedeutete, dass es für die armen russischen Piloten in der Zeit, zu der die deutsche Luftwaffe noch umfangreiche Reserven hatte, nichts zu lachen gab.

Zwei der drei übrig gebliebenen Jaks ergriffen, verfolgt von den unseren, die Flucht, als die letzte von rechts auf den Konvoi herunterstieß. Eine der Focke-Wulfs jagte sie und gab sich erkennbar Mühe den Iwan in die Schusslinie zu bekommen.

Wir erreichten die kleine Senke in dem Augenblick, als der Russe schon für den Beschuss zum Tiefflug ansetzte. Die Wagen vor uns hielten jäh an, und von überall warfen sich die wehrfähigen Männer in den Schlamm. Da ich die Tür des Tatras schon seit einigen Sekunden halb offen gehalten hatte, war es mir ein Leichtes, mit beiden Beinen in den Matsch zu springen. Ich tauchte genau in dem Moment ab, als das Echo der Tack-tack-tack die Atmosphäre erfüllte.

Die Nase im Schlamm, die Hände über dem Kopf und die Augen instinktiv geschlossen, hörte ich mit einem infernalischen Dröhnen die Flugzeuge und den Kugelhagel und über uns hinwegziehen. Dem gewaltigen Lärm eines überdrehten Motors folgte eine dumpfe Explosion. Ich hob den Kopf und sah, wie das Flugzeug mit dem schwarzen Kreuz wieder an Höhe gewann. In drei- oder vierhundert Metern Entfernung stieg von der zerstörten Jak ein schwarzer Rauchpilz auf. Ringsherum erhoben sich alle. Wir waren unversehrt!

»Wieder einer weniger, der uns auf die Nerven geht«, sagte ein dicker Korporal, überglücklich darüber, am Leben geblieben zu sein.

»Es lebe die Luftwaffe!«, riefen einige.

»Niemand verletzt?«, schrie ein Feldwebel. »Los, weiter gehts!«

Während ich mich bemühte, wenigstens den gröbsten Schlamm von meiner Uniform zu schaben, ging ich zurück zu unserem Tatra. Als ich näher kam, sah ich in der Tür, die ich vorher überstürzt aufgerissen hatte und die von selbst wieder zugefallen war, zwei Einschüsse. Zwei runde Löcher mit einem blanken Rand, von dem der Lack abgesplittert war. Wortlos und nervös machte ich die Tür auf. Drinnen sah ich einen Mann, den ich nie vergessen würde. Einen Mann, der ganz normal hinter dem Steuer lehnte. Einen Mann, dessen eine Gesichtshälfte nur noch ein blutiger Brei war …

»Ernst!«, flehte ich mit erstickter Stimme, »Ernst!« Ich stürzte mich auf ihn. »Ernst! Ernst! Was ist los … antworte … Ernst!« Mit feuchten Augen suchte ich nach den Gesichtszügen meines unglücklichen Kameraden. »Ernst!«, schrie ich beinahe weinend.

Draußen setzte sich die Kolonne wieder in Marsch. Ich stürzte aus der Kabine.

»Halt! Halt! Bleibt stehen!«

Die vorderen Wagen fuhren los. Die zwei anderen wurden hinten ungeduldig und hupten.

»Hallo«, rief ich und rannte zu den beiden mir folgenden Wagen. »Bleibt stehen, kommt schon … Ich habe einen Verwundeten.«

Ich war völlig von Sinnen. Die Türen des direkt hinter mir fahrenden Wagens öffneten sich einen Spalt. Zwei Soldaten beugten sich ein Stück aus der Kabine: »Also Freundchen, fährst du endlich los, zum Teufel?«

»Bleibt stehen«, schrie ich noch lauter, »ich habe einen Verwundeten …«

»Wir haben dreißig davon«, brüllten die Männer. »Gib Gas, das Lazarett ist nicht mehr weit.«

»Aber es ist Ernst Neubach. Kommt her, zur Hölle!« Ich lief herum wie ein Besessener.

»Los fahr«, schrien sie, »oder du wirst deinen Verwundeten hier im Dreck begraben müssen.«

Ihre Stimmen übertönten die meine. Der Lärm der Lastwägen, mit denen sie mich überholten, verschluckte mein Weinen. Ich blieb allein zurück, mit einem mit Verwundeten vollgestopften russischen Lkw und einem sterbenden oder toten Neubach.

»Ihr Schweine, wartet auf mich! Wartet auf mich! … Fahrt nicht weg!«

Die Tränen liefen mir herunter, ich war völlig verzweifelt. Dann kam mir eine verrückte Idee. Ich packte meinen Karabiner, der im Führerhaus geblieben war. Durch den Schleier vor meinen Augen konnte ich kaum sehen. Tastend suchte ich den Abzug und richtete meine Waffe gegen den Himmel. Nach und nach verschoss ich meine fünf Batterien Munition, in der Hoffnung, dass die Schüsse meine Kameraden wie ein Notruf erreichen würden. Die Lkw entfernten sich jedoch, zu beiden Seiten ihrer Räder morastige Wellen werfend. Verzweifelt kehrte ich in die Kabine zurück. Ich durchwühlte hastig meine Sachen, auf der Suche nach dem Verbandszeug.

»Ernst«, flüsterte ich, »ich werde dich verbinden, bitte wein nicht.«

Ich war verrückt geworden. Ernst weinte nicht, er röchelte nur. Ich war es, der weinte. Das Blut war überall auf seinen Mantel gespritzt. Mein Verbandszeug in der Hand, zwang ich mich, ihn von oben bis unten anzusehen. Eine Kugel musste seinen Unterkiefer getroffen haben, der völlig zermalmt war. Sein Gesicht war ein grauenhafter Anblick: Die Zähne vermischten sich mit Knochenstücken, und die sich spannenden Gesichtsmuskeln bewegten diesen blutigen Matsch hin und her.

Bestürzt versuchte ich erfolglos einen Verband auf diese große Wunde zu legen. Als mir das nicht gelang, bereitete ich fiebrig die Nadel der kleinen Morphiumampulle vor und stieß sie mit einem einfachen Stich durch den Stoff der Hose. Ich weinte wie ein kleiner Junge, als ich meinen armen Freund an das andere Ende der Sitzbank zog. Dabei musste ich ihn fast hochheben, so dass er auf mich blutete. In dem, was von seinem Gesicht noch übriggeblieben war, öffneten sich zwei schmerzerfüllte Augen.

»Ernst!«, lachte ich unter Tränen. »Ernst!«

Seine Hand hob sich langsam und landete auf meinem Unterarm. Halb erstickt von meinen Gefühlen setzte ich den Wagen wieder in Bewegung, und es gelang mir ohne großen Ruck anzufahren.

Eine Viertelstunde lang steuerte ich durch das Gewirr von tiefen Fahrrinnen, wobei ich immer wieder nach meinem Kameraden sah.

Im Rhythmus der Schmerzen drückte seine Hand meinen Unterarm und ließ ihn wieder los. Sein Röcheln, das ich nicht mehr mit anhören konnte, übertönte mitunter den Lärm des Motors.

Meine Tränen runterschluckend begann ich unsinnige Gebete zu sprechen, ich sagte alles was mir durch den Kopf ging.

»Rette ihn, rette ihn«, wiederholte ich immer wieder. »Wenn es einen Gott gibt, so soll er doch etwas tun. Gott! Rette Ernst, gib ein Zeichen. Er hat an dich geglaubt. Rette ihn!«, schrie ich zornig.

Doch Gott war taub und hörte mein Rufen nicht. Verloren in der Weite Russlands waren im Fahrerhäuschen eines grauen Lkw ein Mann und ein Jugendlicher in einen verzweifelten Kampf verwickelt. Der Mann kämpfte gegen den Tod, der Junge gegen die Hoffnungslosigkeit, die dem Tod so nahe ist. Sie waren nun allein mit ihrem unerbittlichen Gegner. Und Gott, der über alles wacht, rührte keinen Finger. Durch die fürchterliche Wunde drang nur schwach der Atem des Sterbenden und bildete große, ekelhaft zerplatzende Blasen aus Speichel und Blut. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich zog alle Möglichkeiten

in Betracht: umkehren, um dort Hilfe suchen, wo ich vorhin jemanden gesehen hatte; den Männern, die ich hinten transportierte, notfalls mit vorgehaltenem Gewehr befehlen sich um Ernst zu kümmern. Ich überlegte auch, Ernst Neubach zu töten, um sein Leiden zu verkürzen. Doch ich wusste genau, dass ich dazu nicht fähig war. Ich hatte noch nie direkt auf einen Menschen geschossen.

Meine Tränen waren getrocknet. Als sie über mein schmutziges Gesicht gelaufen waren, hatten sie dort zwei hellere Streifen gezogen, die meine augenblickliche Schwäche verrieten. Ich weinte nicht mehr, und mein fiebriger Blick war auf den Kühlerdeckel geheftet, der zwei Meter vor mir den endlosen Horizont in zwei Hälften zu schneiden schien. Manchmal spannte sich Ernsts Hand um meinen Unterarm. Dann übermannte mich jedesmal die Panik aufs Neue. Ich konnte dieses Gesicht, das mir furchtbare Angst einjagte, nicht mehr ansehen. Am bedeckten Himmel zogen ein paar deutsche Flugzeuge vorbei. Mein ganzer Körper spannte sich an, ihnen etwas zuzurufen. Wenn die Panik den Geist überwältigt, ist man irgendwann so weit, dass man an Telepathie glaubt. Das hätten russische Flugzeuge sein können, dachte ich. Aber egal, ich hatte keine Zeit zu verlieren. Keine Zeit zu verlieren … Dieser Ausdruck bekam durch den Krieg eine neue, seine wahre Bedeutung.

Die Hand meines Kameraden drückte wieder krampfartig meinen Arm. Doch der Krampf hielt an, er hielt an … hielt so lange an, dass ich vom Gaspedal stieg. Der furchtbarsten Angst ausgeliefert, bremste ich sogar. Ich wagte es, das verstümmelte Gesicht anzusehen, dessen verirrter Blick sich auf etwas gerichtet zu haben schien, das die Lebenden nicht sehen können. Neubachs Augen waren wie mit einem seltsamen Film verschleiert. Während mein Herz so wild hämmerte, dass es schmerzte, weigerte ich mich hinzunehmen, was ich unschwer erraten konnte.

»Ernst!«, heulte ich erneut auf.

Hinten auf dem Lkw erhoben sich ein paar Stimmen.

Ich schüttelte meinen Kameraden. Ich flehte den Himmel an um eine Reaktion. Langsam sackte sein Oberkörper an die gegenüber liegende Tür.

»Tot! Er ist tot! Ernst ist tot! Mama, bitte hilf mir!«

Ein nervöses Zittern überkam mich. Durch das Erlebte völlig verängstigt und verwirrt, lehnte ich mich gegen die andere Tür. Dann stieg ich taumelnd aus und setzte mich auf das Trittbrett. Den Kopf in die Hände gestützt, versuchte ich mir mit Gewalt vorzustellen, dass das alles keine Bedeutung hatte, dass ich schlecht träumte und bald unter einer Kulisse wieder aufwachen würde, wo der große, schwere Himmel verschwunden wäre, wo der Schmutz nur eine Wasserpfütze zu Hause vor meiner Tür wäre und nicht ein endloses Meer, unter einer Kulisse, wo mir endlich jemand zu Hilfe kommen würde, wo sich in meiner Nähe junge Leute meines Alters befänden, die keine Uniform trügen, mit Gesichtern, in denen etwas anderes stünde als Furcht und Leid. Ich stellte mir wunderbare, lächelnde und anständige Wesen vor. Schöne, idealisierte Wesen, wie sie sich nur ein Junge von siebzehn Jahren ausdenken kann, dem man ein Leben aufgebürdet hatte, welchem viele Männer nicht gewachsen gewesen wären. Ich war am Ende der Kindheit angelangt, ohne eine eigene Meinung zu besitzen, ohne den Frieden

unter den Menschen je wirklich kennengelernt zu haben, und ich machte mir noch immer eine Menge Illusionen.

Ich hatte den Kopf in die Hände gelegt, um nicht mehr an all die ausweglosen Leiden denken zu müssen. Ich stellte mir mein Erwachen vor, wenn ich diesem entsetzlichen Alptraum entkäme, in dem mein armer Freund Neubach soeben sein Leben verloren hatte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich auf die morastige Suhle, in der meine dreckigen Stiefel steckten. Ein Windhauch kräuselte von Zeit zu Zeit die Oberfläche dieses trüben Spiegels, so dass ich ein verzerrtes Grinsen darin zu erkennen glaubte. Ein Grinsen, das für mich zum ersten Mal das ganze Lachen der Welt symbolisierte: ein Lachen, das viel zu oft dumm, sinnlos und falsch war. In der Tat war ich jetzt wieder wach.

Mein Alptraum war nichts anderes als die Wirklichkeit.

Unter der Plane hinten tauchten zwei Köpfe hervor und stellten eine Frage, die ich nicht verstand. Ich erhob mich und wendete ihnen den Rücken zu. Ich wollte den harten Boden unter mir und das Leder an meinen Füßen und Beinen spüren, und vor allem die Lähmung abschütteln, in der ich mich befand.

Diese kurze körperliche Betätigung weckte wieder ein wenig Lebenshoffnung in mir und ich kam plötzlich zu dem Schluss, dass das alles gar nicht so schlimm war, dass es nur ein schlechter Moment war, dass man einfach lächeln und es vergessen musste. Ich klammerte mich an diesen Gedanken. Auf meinem von Müdigkeit und Ekel hohlen Gesicht versuchte ich ein läppisches Lächeln zur Schau zu stellen. Zwei Verletzte sprangen vom Lastwagen und gingen einem natürlichen Bedürfnis nach. Ich blickte sie an ohne sie zu sehen.

Das Leben hatte dunkle Wolken auf mich gehetzt, welche meine Existenz zu überschatten drohten. Doch baute ich felsenfest darauf, dass die Landser der ganzen Ostfront zu unserer Unterstützung herbeieilen würden, dass uns irgend etwas zu Hilfe kommen würde. Plötzlich dachte ich an Frankreich … Ja, die Franzosen würden uns helfen. Die Frontpresse sprach davon: Die ersten französischen Legionäre waren zur Verstärkung eingetroffen. Ich war mir sicher. Schließlich hatte ich ein Foto von ihnen gesehen.

Mir wurde ganz heiß bei dem Gedanken. Ernst würde gerächt werden. Ernst, dieser arme Teufel, der nicht einmal einem Huhn etwas zuleide tun konnte, der seine Zeit damit verbrachte Unterstände für die vor Kälte zitternden Männer zu bauen. Und sein improvisiertes System einer warmen Dusche! Ja, die Franzosen würden kommen. Ich würde ihnen um den Hals fallen. Ernst, die Franzosen! Du hast sie wie deine eigenen Landsleute geliebt. Zum Glück wurde mir dieser Freudenrausch nicht gleich von der mir noch unbekannten Realität verdorben. Ich wusste nämlich nicht, dass die Franzosen sich entschieden hatten einen ganz anderen Weg einzuschlagen.

»Was ist los?«, fragte ein Typ mit einem grauen Verband, der ihm über die Augen rutschte. »Ist uns das Benzin ausgegangen?«

»Nein«, antwortete ich, »mein Kamerad ist gerade getötet worden.« Die beiden Männer näherten sich der Kabine.

»Scheiße, das ist nicht schön. Der hatte keine Zeit zu leiden.«

Ich wusste aber, dass Ernst zwanzig Minuten mit dem Tod gerungen hatte.

»Wir müssen ihn begraben«, sagte der andere.

Zu dritt hoben wir den schon fast steifen Körper herunter. Ich handelte jetzt wie ein Automat, mein Gesicht verriet bestimmt kein Gefühl mehr. Ich peilte einen kleinen Hügel an, auf dem mir die Erde nicht so aufgeweicht schien und führte den Leichenzug zu dieser Stelle.

»Hey, wo willst du denn hin?«

»Dahin!«, entgegnete ich in genervtem Tonfall.

Wir hatten auf dem verdammten Lastwagen keine Schaufel gefunden und gruben mit unseren Helmen, mit dem Schaft der Gewehre und mit unseren Händen in der lockeren Erde … Die Grube war nicht sehr tief, gerade mal vierzig Zentimeter. Ich nahm die persönlichen Sachen und Ausweise an mich, die Ernst Neubach bei sich getragen hatte. Schon schütteten die zwei Männer die Erde zurück, indem sie sie mit den Stiefeln schoben. Ich warf einen letzten Blick auf das grausam verstümmelte Gesicht.

In meinem Inneren verhärtete sich etwas und schien sich dort festzusetzen. Ich würde jetzt nichts Schlimmeres mehr erleben können. Wie für all die anderen wurde ein einfacher Stock in das Grab gesteckt und der Helm daran gehängt. Mit meinem Bajonett gelang es mir in den Stock eine Kerbe zu machen und ein Blatt Papier dort hineinzuschieben, das ich aus dem Notizbuch gerissen hatte, das Ernst besaß. Mit einem Bleistiftstummel schrieb ich darauf auf französisch diesen treuherzigen Grabspruch: Hier habe ich meinen Freund Ernst Neubach begraben.

Dann, um nicht einer neuen Gefühlswallung zu erliegen, drehte ich jäh um und rannte bis zum Wagen.

Wir brachen wieder auf. Einer der Verwundeten hatte Ernsts Platz eingenommen. Ein Typ mit einem dümmlichen Profil, der fast augenblicklich einschlief. Nach zehn Minuten fing der Motor an zu husten, dann setzte er endgültig aus. Der Ruck weckte den Kerl neben mir auf.

»Ist der Motor hin?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich höhnisch, »wir haben kein Benzin mehr.«

»Verdammte Scheiße, was machen wir jetzt?!«

»Wir gehen zu Fuß weiter. Bei dem schönen Sonnenschein wird das ein Genuss sein. Die Leichtverwundeten werden die Schwerverletzten stützen.«

Der Tod meines Kameraden hatte mich mit einem Mal zum Zyniker gemacht. Ich war beinahe froh, dass andere auch litten. Der Beifahrer wendete mir seine Fresse zu und musterte mich von Kopf bis Fuß: »Das glaubst du doch selbst nicht, wir haben alle Fieber und Schüttelfrost!«

Es war vor allem seine Fresse, die mich wütend machte. Dieses Rindvieh hatte sich wahrscheinlich nie irgendwelche Fragen gestellt. Man hatte ihn in den Krieg geschickt, den er führen musste ohne darüber nachzudenken. Dann war ihm eine Granate von den Iwans an den Kopf geflogen und er hatte gespürt, wie er von Splittern durchlöchert wurde. Ich war sicher, dass das alles war, was er zu dieser gigantischen Angelegenheit hätte sagen können. Seitdem pennte er und futterte das Sulfonamid, das man ihm gegeben hatte.

»Dann bleibt doch hier und wartet auf Hilfe oder auf den Iwan. Ich haue ab.«

Ich lief zur Heckklappe und riss sie mit einem einzigen Ruck herunter. In wenigen Worten schilderte ich die Lage. Es stank bestialisch dort drinnen. Die armen Kerle befanden sich in einem bedauernswerten Zustand. Einige hörten nichtmal mehr meine Worte. Einen Augenblick lang schämte ich mich meiner Grobheit. Aber was sollte ich sonst tun? Sieben oder acht abgezehrte Soldaten erhoben sich. Sie sahen unglaublich mitgenommen aus. Dichte Bartstoppeln bedeckten ihre eingefallenen Wangen. Ihre Augen glänzten vom hohen Fieber. Wieder entmutigt wagte ich es nicht darauf zu beharren, dass sie zu Fuß marschieren sollten. Als sie aus dem Lastwagen draußen waren, besprachen sie das Schicksal der anderen.

»Zwecklos zu versuchen sie aufzurichten«, murmelte einer von ihnen. »Gehen wir los, ohne ihnen Bescheid zu sagen, das ist einfacher. Vielleicht kommt ihnen jemand zu Hilfe. Es sind noch ein Menge Leute hinter uns.«

Unsere jämmerliche Karawane machte sich auf den Weg. Der Gedanke an die Schwerverletzten, die wir im Tatra zurückgelassen hatten, verfolgte mich. Aber was zum Teufel konnten wir anderes tun?

Ich war der einzige Gesunde und der einzige, der bewaffnet war. Ich hatte den anderen Neubachs Gewehr angeboten, aber niemand wollte sich damit belasten. Nach einiger Zeit holte uns ein schlammbedecktes Beiwagenkrad ein. Zwei Panzersoldaten saßen darauf. Zwei anständige Kerle. Sie hielten neben uns, ohne dass wir sie darum gebeten hätten. Der eine überließ seinen Platz einem unserer Leichtverwundeten, der kaum mehr gehen konnte, raffte seine Sachen zusammen und erklärte sich bereit mit uns zu Fuß zu gehen. Schließlich luden wir sogar drei Verwundete auf den Beiwagen, einen über den anderen.

Endlich war wieder ein kräftiger und junger Bursche an meiner Seite, der mir schon wegen seiner menschlichen Tat sympathisch war. Seinen Namen erfuhr ich nicht, doch wir hatten natürlich viel zu besprechen. Dabei hörte ich, dass die russische Offensive unerwartet ausgeweitet worden war, und dass uns in diesem weiten Gebiet jeden Augenblick sowjetische motorisierte Einheiten begegnen konnten. Erneut schluckte ich schwer, doch der witzige Kerl erweckte den Eindruck, als hätte er großes Vertrauen zu sich selbst und in unsere ganze Armee.

»Unsere Offensive wird ganz schnell wieder aufgenommen, jetzt wo der Frühling da ist. Wir werden die Bolschewiken bald wieder über den Don an die Wolga zurückjagen.«

Es ist kaum zu glauben, wie gut es tun kann jemanden zu hören, der begeistert und voller Vertrauen ist, wenn man sich selbst schon verloren glaubt. Diesen großartigen Landser hatte mir ganz bestimmt der Himmel geschickt, um mir wieder Mut zu machen. Natürlich hätte ich es vorgezogen, dass Neubach noch leben würde. Aber man muss bescheiden, demütig und dankbar gegenüber dem Schicksal sein. Schließlich hätte eigentlich ich an Stelle von Ernst am Steuer sitzen sollen!

Am Abend erreichten wir ein Gehöft, das abgeschieden in der kahlen Landschaft lag. Wir näherten uns vorsichtig, denn oft wählten Partisanen dieselben Gebäude als Unterschlupf wie wir. Schließlich bedeutet der Anblick eines Daches für jeden Kriegsteilnehmer immer eine Zuflucht.

Freiwillig ging uns der lange Deutsche voran, die MP im Anschlag, und verschwand zwischen den Gebäuden. Wir erlebten einen kurzen Moment der Angst. Dann tauchte seine große Gestalt wieder auf und er winkte uns zu. Der Bauernhof wurde von Russen bewohnt, die alles Erdenkliche taten, um unsere völlig entkräfteten Verwundeten so bequem wie möglich zu betten. Die Frauen brachten uns sogar warmes Essen. Sie behaupteten, dass sie Gegner des Kommunismus wären. Sie seien von einem kleinen Landgut deportiert worden, das sie in der Gegend von Witebsk besessen hätten, und arbeiteten nun gemäß dem üblichen Plan mit Genossen aus der Umgebung auf dieser riesigen Kolchose. Sie sagten, dass sie schon öfter deutsche Soldaten beherbergt hätten. Unter einem Verschlag stand auch ein angeblich defekter VW-Kübelwagen, den eine Abteilung hier zurückgelassen hätte. Die Partisanen hätten sich wohl nie bis zu ihnen gewagt, da hier häufig Wehrmachtstruppen Rast machten. Der große Kerl, der mich begleitete, zeigte sich skeptisch gegenüber dem Thema mit dem VW-Kübelwagen. Vielleicht logen uns die Russen an. Es war gut möglich, dass sie ihn der Armee geklaut hatten. Wir versuchten das Fahrzeug in Gang zu kriegen. Zwar konnten wir den Motor starten, aber wir konnten es dennoch nicht zum Fahren bringen.

»Morgen früh reparieren wir es«, sagte der Lange. »Wir müssen uns erst ausruhen. Ich übernehme als erster die Wache. Du löst mich gegen Mitternacht ab.«

»Wir schieben Wache?«, fragte ich erstaunt.

»Na klar, man kann ihnen nicht vertrauen. Die Russen sind alle Lügner.«

Das bedeutete, dass wir wieder eine unruhige Nacht verbringen würden.

Ich ging in den hinteren Teil des Schuppens, wo es schon dunkel war. Dort lagen neben einem Wust aus Säcken große Haufen getrockneter Sonnenblumenstengel sowie Seile und Bretter. Ich baute all das zu einem Nachtlager zusammen und wollte gerade meine Stiefel ausziehen, als mein Begleiter mich stoppte: »Lass das sein, du kriegst sie morgen früh nicht mehr an. Sie müssen an deinen Füßen trocknen.«

Ich wollte antworten, dass das durchweichte Leder an meinen Füßen so nicht trocknen würde … doch ich schwieg. Wen scherte es, ob meine Stiefel oder meine Füße nass waren? … Ich war ja selbst durchnässt und dreckig – und so erschöpft …

»Du kannst dir aber die Füße waschen, das ist ein guter Tipp. Morgen wirst du frisch und munter sein.«

Aus was bestand dieser Kerl, bitte? Er war schmutzig und verdreckt, doch sein ganzes Wesen strahlte einen Elan und eine unglaubliche Willensstärke aus. Nichts schien ihn wirklich erschüttert zu haben.

»Ich bin zu kaputt«, antwortete ich ihm.

Er gab ein kurzes Lachen von sich.

Ich fiel platt auf den Rücken, von einer Müdigkeit überwältigt, die meine Hals- und Schultermuskeln schmerzen ließ. Eine Zeit lang starrte ich mit geöffneten Augen an die Decke, ergriffen von einer unbestimmten Angst. Über mir verloren sich die staubigen Balken in der Dunkelheit. Ein hölzernes Weltall begann sich über mir zu regen und ging über in einen bleiernen Schlaf. Lange schien

ich so geschlafen zu haben, wie betäubt, ohne jede Regung, ohne böse Träume. Nur Leute, denen es zu gut geht, haben Alpträume, nämlich wenn sie zu viel gefressen haben. Für die, deren Tage schon alptraumhaft sind, ist der Schlaf nur ein undurchdringliches schwarzes Loch, verloren in der Zeit, ähnlich dem Tod.

Eine Luftbewegung ließ meinen tauben Kopf taumeln. Langsam hob ich ihn auf. Großer Gott, es war Tag! Durch den breiten Torrahmen drang himmlisches Licht herein und durchflutete den Schuppen. Nahe beim Eingang, neben einer großen Kiste, schlief mein Kamerad von der Wache wie ein Stein. Ich sprang auf wie von der Tarantel gestochen und hatte den Gedanken, dass er vielleicht tot sein könnte. Ich hatte gelernt, dass Leben und Tod sehr nah beieinander lagen, dass eine Kleinigkeit ausreichte, um jemanden vom einen zum anderen zu befördern, ohne dass davon besonders Notiz genommen wurde. Plötzlich wurde die frische Morgenluft von Explosionen erschüttert.

Ich lief zu ihm hinüber und schüttelte ihn heftig.

»Hmm?«, machte er, wie ein Säufer, dem man eine Frage stellt.

»Wach auf«, rief ich.

Diesmal war er auf einen Schlag da, der Schlaf wie weggeblasen. Mit ein paar unkoordinierten Bewegungen suchte er seine MP. Ich hatte fast Angst.

»Und … Was ist los?«, fragte er. »Teufel!«, fluchte er, »es ist hellichter Tag! Ich bin während meiner Wache eingeschlafen, Herrgott noch mal.«

Er sah so wütend aus, dass ich es nicht wagte zu lachen. Der Mangel an Wachsamkeit hatte es uns beiden immerhin erlaubt, einmal richtig auszuschlafen. Plötzlich richtete er mit einer kurzen Bewegung seine MP gegen die Tür. Bevor ich mich noch umgedreht hatte, hörte ich ein »Kamerad«. Einer von den Russen, die uns am Vortag aufgenommen hatten, stand im Torrahmen.

»Kamerad«, wiederholte er auf deutsch. »Heute morgen nicht gut. Bumm-Bumm nicht sehr weit.«

Wir verließen den Schuppen. Alle Russen der Kolchose waren auf einen kleinen Flachbau vor uns geklettert und suchten den Horizont ab. Weitere Detonationen ertönten und hallten lange nach.

»Bolschewiken nicht weit«, wandte sich ein anderer Ukrainer an uns. »Wir fortgehen mit Kamerad deutscher Soldat.«

»Wo sind unsere Verwundeten?«, knurrte mein Kumpan, dem es peinlich war, bei seinem Schläfchen ertappt worden zu sein.

»Dort, wo abend waren«, erwiderte schmunzelnd der Russe, der uns begleitete. »Zwei Kamerad deutscher Soldat tot.«

Wir sahen ihn perplex an.

»Kommt, helft uns«, sagte der Infanterist.

Tatsächlich waren zwei weitere der unglücklichen Verwundeten gestorben. Nur vier waren übrig, die sich ebenfalls in ziemlich schlechtem Zustand befanden.

»Hebt dort drinnen zwei Gruben aus«, befahl der lange Deutsche. »Wir müssen diese armen Kameraden bestatten.«

»Wir nicht Soldaten«, erwiderte immer noch lächelnd der Russe an unserer Seite.

»Ihr hebt Grab aus … schaufelt zwei Gruben«, beharrte der Deutsche wütend und legte seine MP unvermittelt auf den Russen an. »Schaufelt zwei Gruben – und zwar schnell!«

Die Augen des Russen blitzten trotzig auf und starrten auf die schwarze Mündung des Gewehrlaufs. Er stieß einige Worte auf russisch aus und alle machten sich an die Arbeit.

Wir hatten gerade angefangen, die Verbände unserer Kameraden zu erneuern, als der Lärm eines Motors vom Hof zu hören war. Unbedacht eilten wir los, um nachzusehen. Es waren mehrere gepanzerte Fahrzeuge aufgetaucht, von denen deutsche Soldaten sprangen, die sich auf einen großen Wassertrog stürzten. Vier oder fünf Mark IV kamen in ihrem Gefolge an. Von einem Schützenpanzer sprang ein Offizier herunter und ging auf den Platz zu, an dem wir gerade unsere Verletzten versorgten. Wir eilten ihm entgegen nach draußen und machten Meldung.

»Alles gut«, antwortete der Hauptmann, »Helft uns Nahrungsmittel requirieren, ihr kommt mit uns.«

Sie versuchten den VW-Kübelwagen in Gang zu bringen, aber es war nichts zu machen. Wahrscheinlich war das Getriebe kaputt. Wir schafften ihn aus dem Schuppen. Einer unserer Landser steckte eine Handgranate in den Motor. Einen Moment später explodierte er. Weitere Fahrzeuge fanden sich ein. Andere wiederum fuhren in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Es war nicht zu durchschauen, was vor sich ging. In südöstlicher Richtung wurde in einiger Entfernung pausenlos geschossen. Dann kam ein ganzer Strom an Lkw und anderen Fahrzeugen die nahe der Kolchose gelegene Straße entlang gefahren. Einige hielten auch an, und ich fragte nach meiner Einheit. Kein Mensch hatte von ihr gehört. Wahrscheinlich waren meine Freunde von der 9. Rollbahnkompanie längst weit im Westen. Weit weg von der Front, an die ich geschickt werden würde.

Kurze Zeit später marschierte ich in Begleitung von Soldaten aus verschiedenen Infanterieeinheiten Richtung Westen. Die Tatsache, dass ich in diese kämpfende Truppe eingegliedert worden war, sollte mir etwa dreißig Stunden später einige Unannehmlichkeiten bescheren. Wir folgten nun ganz offensichtlich einer parallel zur Front verlaufenden Route. Das bedeutete, dass sich die russische Offensive im rechten Winkel zu unserer Marschroute entwickelte. Weiter im Norden, noch immer in einiger Entfernung, schob ein anderer russischer Keil nach Süden und versuchte so die deutschen Streitkräfte einzukesseln, die sich noch im Dreieck Woronesch–Kursk–Charkow aufhielten.

Anderthalb Tage lang folgte unser Weg einer schlammigen Piste, wobei wir lediglich von mechanischen Schwierigkeiten geplagt wurden. Die Maschinen, die wir benutzten, befanden sich bereits seit dem deutschen Vormarsch 1941 in Russland und waren schwer mitgenommen. Die Zahl der Lastwägen, Zugmaschinen und Panzer, die wir in diesem Gebiet zurücklassen mussten, war beträchtlich. Besonders hoch war der Verschleiß bei den Panzern, die wir für Zwecke einsetzten, für die sie gar nicht konzipiert waren. Während des ganzen Winters waren sie praktisch die einzigen Fahrzeuge, die sich normal fortbewegen konnten. Nicht selten sah man Panzer, die bis zu fünf Lkw hinter sich her zogen, und das über Wege, die höchstens für Esel geeignet waren. Als sie sich dann der russischen Gegenoffensive stellen mussten, konnten sie in ihrem heruntergekommenen Zustand und mit ihrem geringen Gewicht, das uns bisher zum Vorteil gereicht hatte, nichts gegen den berüchtigten T-34 ausrichten, der dem Mark II und dem Mark III unbestreitbar überlegen war. Später hielt die Wehrmacht mit Panzern der Typen Tiger und Panther dagegen, die mit den T-34 und den Kw-85 in einer Liga spielten.

Leider waren sie wie bei der Luftwaffe dem riesigen, auf zwei Fronten sich verteilenden gegnerischen Aufgebot durch ihre geringe Zahl hoffnungslos unterlegen. Im Grunde hatten wir eine Festung mit einer Mauer von dreitausenfünfhundert Kilometern zu verteidigen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bei den Gefechten an der Weichsel, nördlich von Charkow, kämpften achtundzwanzigtausend deutsche Soldaten, die von sechsunddreißig Tiger- und etwa zwanzig Panther-Panzern unterstützt wurden, gegen zwei sowjetische Armeen mit zusammen sechshunderttausend Mann sowie sieben Panzereinheiten mit elfhundert Fahrzeugen verschiedenen Typs.

Gegen Mittag des nächsten Tages kamen wir in Sichtweite eines kleinen Ortes, der etwa achtzig Kilometer nordöstlich von Charkow lag. Sein Name klang wie Ubteni oder Utscheni. Lange Zeit konnte ich mich noch an das Schriftbild der russischen Buchstaben erinnern, die diesen Namen bildeten, doch heute ist die Erinnerung verblasst. Ich weiß noch, dass ich jede Menge Qualm sah, erhellt von zahllosen Feuern. Es hatte sich ein Kampf abgespielt, und nach dem Lärm zu urteilen, der zu uns drang, war er noch immer im Gange.

Der Schützenpanzer des Offiziers, der uns von der Kolchose mitgenommen hatte, fuhr weiter, während wir anderen alle von unseren Wagen heruntersprangen. Im Süden, ungefähr zwei Kilometer entfernt, markierte flackerndes Licht, wo die Kampflinie lag. Wir hatten den Eindruck als hätten sich hinter uns, im Südosten, ebenfalls Kämpfe abgespielt. Die Soldaten, die mich begleiteten, pinkelten am Rand eines Wäldchens oder fraßen mit resignierten und gleichgültigen Mienen vor sich hin. Ich, der ich während all dieser Kriegsjahre nicht aufgehört habe die anderen zu beobachten, habe es nie geschafft derartig gleichgültig zu bleiben im Angesicht der drohenden Gefahr. Trotzdem versuchte ich dieselbe Haltung an den Tag zu legen, um meine panische Angst zu kaschieren. War es bei den anderen vielleicht genauso? Der Schützenpanzer kam zurück und zwei Unteroffiziere notierten unsere Namen auf einem Zettel. Dann stellte man uns in Gruppen zu fünfzehn Mann zusammen. Jede Gruppe wurde von einem Unteroffizier oder einem Obergefreiten angeführt. Nun stieg der Hauptmann auf den Schützenpanzer und hielt uns durch den Lärm der nahen Explosionen hindurch eine kurze Ansprache. Er redete nicht um den heißen Brei herum.

»Der Feind hat uns den Rückzug abgeschnitten. Ihn zu umgehen, würde uns dazu zwingen nach Norden auszuweichen, durch die sumpfige Steppe, wo es keine Wege gibt. Das könnte verheerend enden. Wir müssen also die Blockade durchbrechen und unsere neuen Stellungen erreichen, die nicht mehr weit entfernt sind. Sowie die Truppen unserer Don-Armee eintreffen, werden diese den

bereits erzielten Durchbruch absichern, was allen Soldaten ermöglichen wird, der bolschewistischen Umklammerung zu entkommen. Ihr bezieht also geordnet die euch zugewiesenen Stellungen, die ihr zu halten habt, bis neue Befehle folgen. Viel Glück! Heil Hitler!«

So in etwa hatte ich die Ansprache verstanden. Ich wollte gleich klarstellen, dass ich zu einer Transporteinheit gehörte, aber dann schämte ich mich plötzlich für dieses Vorhaben. Es wurden bereits Munitionskästen aufgerissen und der Inhalt wurde großzügig an uns verteilt. Meine Patronentaschen sowie die anderen Taschen wurden wieder aufgefüllt, und man gab mir zwei Handgranaten, von deren Funktionsweise ich keine Ahnung hatte. Im Gänsemarsch erreichten wir den Rand des Dorfes, in dem sich hier und da durch die feindlichen Granaten Brände entwickelt hatten.

Einzelne Trupps bewegten sich um die Trümmer herum. Andere beschäftigten sich eifrig mit den unzähligen Verwundeten. Hier und da qualmten noch immer einige ausgebrannte deutsche Fahrzeuge. Nicht einen Zivilisten sah man. Wir wurden von einem Leutnant übernommen, dem unsere fünf bis sechs Gruppen folgen sollten, und gingen eine lange Straße entlang, die zum Teil noch unversehrt war. Eine Salve pfiff über uns hinweg und zwang uns zu Boden. Sie schlug etwa siebenhundert bis achthundert Meter hinter uns im Zentrum des Ortes ein. Die feindlichen Geschosse hatten zahlreiche Krater in einen Feldweg gerissen, welcher sich ohne Gehsteig zwischen zwei Häuserreihen erstreckte. Hier und da lag die verstümmelte Leiche eines Landsers auf der Straße.

Etwa eine Viertelstunde lang marschierten wir auf diese Weise an den Mauern entlang, bis uns ganz deutlich das Geräusch automatischer Waffen erreichte. Hundertfünfzig Meter vor uns wurde die Straße von Granaten hinweggefegt. Einen Moment lang zögerten wir. Durch die Wand aus Staub, die von den Einschlägen aufgewirbelt worden war, kamen rennende Gestalten auf uns zu.

»Achtung!«, schrie der Leutnant.

Augenblicklich warfen wir uns auf die Knie oder ausgestreckt auf den Schotter, bereit das Feuer zu eröffnen. Doch es waren feldgraue Uniformen. Wir richteten uns wieder ein bisschen auf. Die Kerle kamen heran und stürzten neben uns nieder. Aus den Rauchschleiern kamen noch weitere hervor. Einige von ihnen schrien, was die Lungen hergaben. Diese Schreie waren unbeschreiblich. Sie drückten die Angst, den Zorn und den Schmerz der Verwundeten aus.

Mein Blick folgte einem Soldaten ohne Waffen, der versuchte zu rennen, während er sich mit seinen beiden verkrampften Händen den rechten Oberschenkel hielt. Er fiel, stand wieder auf und fiel dann wieder. Zwei andere kamen langsam wankend heran. Ich hörte auf französisch den Schrei »zu mir«.

Sofort sperrte ich die Augen weit auf, um den Tumult zu durchdringen und den Unglücklichen zu erkennen, der dieselbe Sprache sprach wie ich. Eine neue Salve schlug zwischen den Flüchtenden ein und riss etwa zehn von ihnen zu Boden. Zwei erhoben sich wieder und liefen trotz der Gefahr, erwischt zu werden, in unsere Richtung. Sie warfen sich gegen eine Tür und schlugen sie aus den Angeln. Im Türrahmen lehnend schrien sie aus vollem Hals französische Flüche.

Ohne nachzudenken was mir passieren könnte, sprang ich in ihre Richtung über die Straße und kam wie ein Sturm in den Hauseingang gefegt. Sie schienen mich jedoch kaum zu beachten.

»He«, schrie ich und zog einen von ihnen an seiner Ausrüstung. »Seid ihr Franzosen?« Sie drehten sich gleichzeitig um und sahen mich nur einen Moment lang an. Dann wendeten sie die Blicke wieder zum Ende der Straße, wo sich eine Staubwolke mit Rauch vermengte, der aus einem gerade in Flammen aufgehenden Haus kam.

»Nein, Division Wallonie«, antwortete der am nächsten zu mir Stehende, ohne den Blick von dem Rauch zu lösen, der das Blickfeld begrenzte. Eine Reihe von Detonationen ließ uns die Augen zusammenkneifen und die Köpfe einziehen.

»Diese Schweinehunde schießen uns ab wie die Hasen. Sie machen niemals Gefangene. Schweine!«, rief er.

»Ich bin Franzose«, sagte ich mit einem unsicheren Lächeln.

»Dann pass aber gut auf, die machen keine Gefangenen unter den Freiwilligen.«

»Aber ich bin kein Freiwilliger!«

Eine weitere Granatensalve zog in unsere Richtung die Straße herauf. Zwanzig Meter vor uns wurde ein Dach zertrümmert. Der Pfiff zum Rückzug zwang mich die Unterhaltung mit den Belgiern zu unterbrechen. Im Galopp liefen wir den Weg zurück, den wir hergekommen waren. Ein Maschinengewehr ratterte hinter uns los. Zwei oder drei Landser drehten sich um ihre eigene Achse und schrien wie die Tiere im Schlachthof. Beinahe zertrampelten wir zwei Männer an einem eigenen MG, die nicht schießen konnten, da wir Zurückeilenden ihnen die Sicht versperrten.

Unsere Gruppen hatten nun eine Querstraße erreicht und zerstreuten sich zwischen den Häuserruinen. Der Leutnant pfiff zum Sammeln. In diesem Augenblick tauchten die grauen Silhouetten zweier Mark III auf. Sie fuhren nach vorne bis zu dem Leutnant, der in der Mitte der Straße stand und ihnen mit ausladenden Bewegungen Zeichen gab. Nach einer kurzen Verständigung bogen sie in die Straße ein, die wir eben verlassen hatten, und fuhren auf die Bolschewiken zu. Der Leutnant versuchte uns mit wilden und großen Gesten neu zu gruppieren. Letztendlich gelang es ihm auch, und wir machten uns daran, den beiden Stahlungetümen zu folgen, die sich mit einem infernalischen Lärm durch das Chaos der Straße vorschoben. Ihre Kanonen dröhnten und die MG zerschnitten die Luft mit ihrem hektischen Geratter. Es ist unmöglich, die Angst in Worte zu fassen, von der ich gepackt wurde. Von einem Schutthaufen zum nächsten springend schloss ich mich dem Vormarsch durch diese Hölle an, verwirrt und ohne zu begreifen warum ich hier war, unfähig zu erkennen, worauf ich schießen sollte.

Zeitweise verschwanden unsere Panzer in einem Vulkan von Staub, Rauch und Feuer und tauchten dann wieder auf, während sie ununterbrochen ihre Geschosse rausjagten. Wir passierten bald die Stelle, von der wir vorhin aufgebrochen waren. Im Laufschritt schwärmten wir in eine weitläufige Ansammlung von ländlichen Holzhäusern aus. Im Zentrum des Dorfes befand sich ein Teich. Die Panzer umfuhren ihn und zermalmten alles auf ihrem Weg. Auf der anderen Seite des Platzes liefen gut sichtbar Gestalten in alle Richtungen auseinander. Sofort

bezogen wir Stellung am Ufer des Teiches und nahmen den fliehenden Feind unter Dauerfeuer. Eine andere deutsche Kompanie strömte von rechts heran und griff mit Handgranaten ein Haus an, in welchem sich der Feind verschanzt zu haben schien.

Die Panzer waren jetzt auf der gegenüberliegenden Seite des Gewässers und durchwalzten die Stellungen der Russen. Endlich konnte ich in etwa dreißig Metern Entfernung einige Russen unter Feuer nehmen, die sich aus dem Haus zurückzogen, das unsere Leute mit Handgranaten angegriffen hatten. Etwa zehn unserer Karabiner schossen gleichzeitig. Nicht einer der Russen stand wieder auf. Dass wir nun vordringen konnten und plötzlich Herr der Lage waren, spornte uns an, trotz allem. Wir hatten einen Feind zurückgedrängt, der uns – wie immer in Russland – zahlenmäßig überlegen war, und fühlten uns beflügelt.

Der Krach der Explosionen und das Stöhnen der Verwundeten peitschten uns auf, die Russen niederzumachen, die uns so viele klaffende Wunden beigebracht hatten. Eine angreifende Armee hat immer mehr Elan als eine verteidigende, und es gelingen ihr wahre Wunder. So war es auf jeden Fall bei der deutschen Armee, die für die Offensive geschaffen worden war, und deren Verteidigungssystem darin bestand, den Feind durch Gegenangriffe zu schwächen. Einige Landser beeilten sich eine vom Feind erbeutete Kanone in Stellung zu bringen und auszurichten. Die neu improvisierte Artillerie nahm rasch Verbindung zu den beiden Panzern auf, und verschoss sämtliche von den Russen erbeutete Granaten auf präzise gewählte Ziele.

Dann machten die Panzer kehrt und überließen uns die Verteidigung des Teiches. Auf Befehl unseres Leutnants besetzten wir die heiklen Positionen, um gegen jede neue Überraschung gewappnet zu sein. Um uns herum dauerte das Geschützfeuer weiter an. Die Natur kümmerte sich indessen nicht um unsere Aufregung und ließ einen dünnen Nieselregen fallen, der unsere Stellungen richtig behaglich machte.

Während wir Schüsse mit dem Feind wechselten, der mutig geworden war und sich erneut dem Teich näherte, zog die Nacht heran. Mit ihr machte sich die Angst wieder in uns breit. Das Feuer hatte nun beinahe aufgehört und unser Leutnant hatte jemanden geschickt, um Leuchtraketen zu holen. Am südwestlichen Horizont blitzte es immer wieder auf, und gleichzeitig hörten wir die dumpfen Abschüsse der Artillerie. Die dritte Schlacht um Charkow war in vollem Gange, und ohne es zu wissen waren wir Teil des gigantischen Feuerofens, dessen Front in einer Länge von dreihundert Kilometern um die Stadt herum verlief.

Mit der Nacht, die nun vollständig und verregnet über uns hereingebrochen war, hatte der Kampf für unsere Gruppe praktisch aufgehört. Hinter uns wurde noch mit automatischen Waffen gekämpft. Wir hörten ihr Tacken durch den Motorenlärm unserer Fahrzeuge, die sich beeilen mussten im Schutz der Nacht durch den russischen Sperrriegel zu schlüpfen. An Schlaf war für keinen von uns zu denken. Jeden Augenblick konnten die Iwans in der Dunkelheit auftauchen. Ein VW mit komplett abgeblendeten Lichtern tauchte hinter uns auf. Es gab eine kurze Unterhaltung mit unserem Gruppenchef. Dann wurden von dem VW aus an vier Kerle Gegenstände verteilt, die aussahen wie Teller. Es waren Minen.

Die vier bleichen Jungs erhielten den Befehl, sie an allen Seiten des Teichs zu platzieren, um eine Einkreisung durch den Gegner zu verhindern. Sie tauchten in die Nacht und wir verloren sie aus dem Blick.

Fünf Minuten später hörten wir von links einen erstickten Aufschrei. Nach einer Weile kamen dann die zwei Soldaten zurück, die nach rechts gegangen waren. Eine halbe Stunde später kamen wir zu der Ansicht, dass die beiden linken Minenleger wohl unter einem russischen Messer geendet hatten.

Spät in der Nacht, als uns der Schlaf schon die Sinne benebelte, wurde ich Zeuge einer Tragödie, die mir das Blut gefrieren ließ. Wir hatten soeben aufs Geratewohl etwa ein Dutzend Handgranaten geworfen, nur um etwaigen Gefahren vorzubeugen, als aus einem Schützenloch links von mir ein langgezogener, markerschütternder Schrei kam. Er schien von jemandem zu kommen, der in einen verzweifelten Kampf verwickelt war. Dann folgte ein Hilferuf, der uns aus unseren Löchern kommen ließ. Etwa zehn von uns stürzten zu der Stelle hin, wo das Schreien herkam. Mehrere in unsere Richtung abgegebene Schüsse blitzten auf und durchlöcherten die Nacht. Glücklicherweise erreichten wir das Schützenloch, ohne dass jemand erwischt wurde.

Dort stand am Rand ein Iwan, der seine Pistole weggeworfen hatte, und hob die Hände. Am Boden des Lochs kämpften zwei Männer so heftig miteinander wie in einem Western. Einer von ihnen, ein Russe, schwenkte ein riesiges Messer und hielt unter sich einen Burschen aus unserer Gruppe fest, welcher sich wie wild wehrte. Zwei von uns packten den Russen, der die Hände gehoben hatte, während ein junger Obergefreiter in das Loch sprang und mit einem Spaten auf das Genick des Russen schlug, welcher augenblicklich losließ. Der blutbeschmierte Infanterist, der sich nicht hatte abstechen lassen, sprang wie ein Wahnsinniger aus dem Loch. Mit der einen Hand schwang er wie verrückt das Messer des Russen, während er mit der anderen versuchte das Blut aufzuhalten, das aus seiner Kehle lief.

»Wo ist er?«, kreischte er außer sich. »Wo ist der andere?«

Mit ein paar Sätzen war er bei unseren zwei Kameraden mit dem Gefangenen. Bevor die Landser eingreifen konnten, verschwand die blanke Klinge in der Brust des erstarrten Russen.

»Du Schlachter, du Messerstecher!«, brüllte er und suchte mit hervorquellenden Augen nach weiteren Bäuchen, die er hätte aufschlitzen können. Wir mussten ihn festhalten, damit er sich nicht über unsere Linien hinauswagte.

»Lasst mich los«, heulte er immer besessener, »ich werde diesen Berserkern zeigen, wie man mit einem Messer umgeht!«

»Haltet die Schnauze!«, schrie jetzt der Leutnant, verzweifelt darüber eine so außer Rand und Band geratene Gruppe anzuführen. »Verschwindet in eure Löcher, bevor euch der Iwan mit der MG wegputzt, ihr Idioten!«

Der Verrückte wurde, da er eine Menge Blut verlor, von zwei Kameraden nach hinten geschleppt. Ich stieg wieder zurück in das Loch, das wir uns zu fünft teilten. Ich hätte mich willig dem Schlaf überlassen, wenn mich nicht eine quälende Nervosität daran gehindert hätte die Augen zu schließen. Ich hatte die

Aufregungen dieses ganzen Tages noch nicht verdaut, und in der Rückschau überwältigte mich nachträglich eine wahnsinnige Angst.

Unsere Uniformen wurden schwer unter dem Regen. Ein schaler Geruch entstieg dem Teich, der vor uns lag. Zwei Kameraden fingen an zu schnarchen. Diese ganze unendliche Nacht lang wechselte ich immer wieder unbedeutende Worte mit meinen Leidensgenossen, nur um keinen Nervenzusammenbruch zu erleiden. Aus der Ferne ertönte unaufhörlich das Brummen unserer zurückfahrenden Lkw. Lange vor Sonnenaufgang setzten die feindlichen Aktivitäten wieder ein. Leuchtraketen gingen über unseren Stellungen nieder und blendeten uns mit ihrem unerwarteten, gleißenden Licht. Perplex sahen wir uns an ohne ein Wort zu sagen. Das teuflische Licht erhellte in seiner Intensität auf eine unheilverkündende und irgendwie unanständige Art unsere gespenstischen Gesichter und leuchtete schamlos bis auf den Grund unserer Rattenlöcher.

Bei Anbruch des Tages erwachte die feindliche Artillerie und ließ etwa achthundert Meter hinter uns einen Hagel von Geschossen verschiedenster Kaliber auf die Straße niedergehen, auf der sich unsere Konvois bewegten. Ich riskierte einen Blick aus meinem Loch und sah hier und da Helme über dem Boden auftauchen. Augen, die vor Müdigkeit glänzten, blickten unter dem Stahl hervor und suchten das gegenüberliegende, verschwommene Ufer des Teichs ab, um zu erkennen, was die Zukunft für uns bereit hielt.

Ich nagte an den Krumen, die in einem Päckchen Vitaminkekse übrig geblieben waren – die letzten Esswaren, die ich besaß. Die Schlaflosigkeit und die Müdigkeit machten es uns unmöglich, unsere Lage richtig einzuschätzen. Wir kauerten dort, kalt und nass, und ich bin immer noch überzeugt, wäre eine auch nur halbwegs starke russische Gruppe aufgekreuzt, wir wären außerstande gewesen sie aufzuhalten.

Zu unserem Glück griffen die Sowjets nicht an; wir waren nur dem Granatwerferfeuer ausgesetzt, wodurch immerhin neun unserer Leute verletzt wurden. Endlich ging die Sonne auf, und ihre wohltuenden Strahlen belebten uns ein bisschen. Als sie den Zenit erreichte, harrten wir noch immer in unseren Löchern aus, welche die frühlingshafte Wärme nicht hatte trocknen können. Wir hatten kein bisschen Verpflegung erhalten. Aber was zählten schließlich unsere vielfältigen Qualen: Ein Soldat des Reiches musste ausharren, trotz Kälte, Hitze, Regen, Schmerzen, Hunger oder Angst. Unsere Mägen rebellierten, und das Blut pochte bei der geringsten Bewegung in unseren Schläfen. Auch die Luft brummte, die Welt und das gesamte Universum dröhnten. Dadurch, dass wir schon alle möglichen Dinge erlebt hatten, waren wir beinahe überzeugt davon, dass wir auf diese Art leben könnten. Das Seltsame ist, dass es vielen so geht. Ich kenne zu diesem Thema eintausendundeine Geschichte, die ich erzählen könnte. Ich finde sie selbst so unglaublich, dass ich zögere, über sie zu sprechen. Niemand würde mir das glauben.

Gegen sechs Uhr abends kam der Befehl unsere Stellungen zu räumen. Wir mussten sie mit größter Vorsicht verlassen. Mit unserer ganzen Ausrüstung sollten wir kriechend eine lange Strecke zurücklegen. Hinter uns bereiteten zwei Minenleger in Stille das Gelände für den Feind vor. Als wir die ersten Häuserruinen erreicht

hatten, konnten wir uns endlich wieder aufrichten. Natürlich konnten wir auch jetzt nicht einfach herumspazieren, aber wir zögerten nicht – wenn es sich ergab – in den halb zerstörten Häusern nach etwas Essbarem zu suchen. Ich erinnere mich, mit großem Appetit drei rohe Kartoffeln verschlungen zu haben.

Wir erreichten die Weggabelung, von der unsere Gruppen vierundzwanzig Stunden vorher losgegangen waren. Anstelle der beiden Straßen, die schon gestern, als wir sie befahren hatten, nicht mehr unversehrt gewesen waren, befand sich nur noch aufgewühlte Erde. So weit der Blick entlang der Häuserruinen reichte, lagen Wracks von Wehrmachtsfahrzeugen unter Wolken aus Qualm. Dazwischen sah man viele schlammbedeckte Leichen, feucht und starr, die auf ihre Bestattung durch die diensthabende Kompanie warteten.

Einige Pioniere setzten Fahrzeuge in Brand, die auf dem Weg feststeckten, welcher vorwärts wie rückwärts inzwischen unbefahrbar war. Wir trotteten mit unseren Verwundeten eine Zeit lang durch dieses unglaubliche Chaos. In hundert Meter Entfernung war eine andere Gruppe, größer als wir, mit Waffen und Gepäck gleich uns auf dem Rückmarsch.

Wir folgten dem Leutnant bis zum Befehlsstand, den die Offiziere anscheinend verlassen hatten, zwei Stunden bevor wir zum Rückzug aufgerufen worden waren. Keine Menschenseele war mehr in dem von Splittern durchsiebten Bauwerk, das der Kommandant für die Verteidigung von Outcheni als Unterstand gewählt hatte. Ein Unteroffizier auf einem Motorrad schien vor der Baracke allein und ungeduldig auf die Nachzügler zu warten, um ihnen Anweisungen zu übermitteln. Der Leutnant schien wütend über die erhaltenen Befehle. Dennoch zog er uns weiter nach Westen hinter sich her.

Wir schlugen uns etwa zwanzig Kilometer zu Fuß durch, unter ständiger Bedrohung durch die sowjetischen Späher, die nicht damit zögerten ihre Artillerie ein donnerndes Feuer eröffnen zu lassen, wenn sie auch nur die Silhouette eines einzelnen hungernden Landsers sahen. Nach etwa dreißig Hechtsprüngen in die aufgeweichte Erde, um den tausenden, durch die Luft zischenden Stahlsplittern zu entgehen, erreichten wir einen Flugplatz, den die hohen Herren von der Luftwaffe bereits verlassen hatten. Den Fliegern gegenüber, die wir respektierten, hegten wir jedoch keinen Groll.

Unser einziges Ziel waren die Holzbaracken – die gleichen, wie wir sie am Ufer des Don bewohnt hatten –, in denen sich eventuell noch Lebensmittel verbargen. Die vier Verletzten auf improvisierten Tragbahren schleppend, stolperte unsere glorreiche Eskorte, die vor Erschöpfung kaum mehr fähig war zu laufen, auf das Objekt unserer Hoffnung zu. Doch wir sollten niemals dort ankommen, denn plötzlich wurden wir Teil eines Dramas, das sechs oder sieben von uns das Leben kostete.

Wir kamen gerade nah an einem Ein-Mann-Bunker vorbei. Als ich mit dem Burschen, der neben mir marschierte, einen Blick hinein warf, bemerkten wir am Boden des Loches den Leichnam eines Mannes vom Bodenpersonal. Zwei dicke Katzen fraßen gerade an seiner einen Hand. Es drehte uns beiden den Magen um.

»Diese Dreckskatzen!«, schrie mein Kamerad.

Die ganze Gruppe lief heran, um zu schauen. Der Leutnant, selbst ebenfalls angewidert, holte eine Handgranate heraus und warf sie in das Loch. Die beiden gespenstischen Katzen schossen heraus und jagten davon in die Landschaft, während die Explosion eine Menge mehr oder weniger menschlicher Überreste in die Luft schleuderte, wie aus einem Schornstein.

»Wenn die Katzen die Toten fressen«, stellte ein Landser fest, »wird nicht mehr viel übrig sein in der Speisekammer der Luftwaffe!«

Es standen noch immer zwei doppelmotorige Flugzeuge in dieser verlassenen Gegend herum und stellten ihre Silhouetten mit dem Malteserkreuz zur Schau. Wahrscheinlich waren sie außer Betrieb. Am Himmel näherte sich indessen ein beunruhigendes Geräusch, das immer lauter wurde. Alle drehten wir unsere blutleeren Visagen in dieselbe Richtung. Auf einen Schlag wurde uns klar, dass wir mitten auf einer riesigen, ebenen Piste, in unmittelbarer Nähe von zwei unbewegten Flugzeugen standen, die zweifelsohne Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Bevor wir noch den Befehl dazu erhielten, rannten wir auseinander und warfen uns bäuchlings auf den Boden, alle verbleibende Kraft darauf gerichtet, den sechs schwarzen Punkten zu entkommen, die bereits wie Blitze auf uns herunter stürzten. Mir war sofort der kleine, bodennahe Bunker eingefallen, in dem die Katzen ihr Festmahl gehalten hatten. Sechs Kameraden hatten dieselbe Idee. Man sollte in seiner Jugend niemals das Laufen vernachlässigen, es kann einem manchmal das Leben retten. Da ich nie an einem Hundertmeterlauf teilgenommen hatte, kam ich als vorletzter am Rand des Lochs an, in dem vier Landser auf dem herumtrampelten, was von der Leiche übrig war.

Verzweifelt blickte ich auf die Gruppe, die sich in das Betonloch zwängte, in der Hoffnung, ein Wunder würde es größer werden lassen. Zwei andere völlig verängstigte Kerle befanden sich in der gleichen Lage. Ich hoffte, dass wir uns geirrt hatten und es sich um unsere eigenen Flugzeuge handelte … Aber nein, das war unmöglich, ihr Geräusch war unverwechselbar.

Das Dröhnen wurde lauter und immer lauter. Wir warfen uns zu Boden, obwohl wir ganz genau wussten, was uns auf dieser vollkommen flachen Ebene drohte. Die steifen Hände über dem Kopf, schloss ich die Augen. Eine Serie von Detonationen drang durch das Heulen der Motoren an meine Ohren, die ich vergeblich zuzuhalten versuchte. Die Hölle selbst fegte über mich hinweg. Die Einschläge rüttelten die Erde durch und hallten in meinem Innersten nach. Ich hatte ein Gefühl, als ob ich sterben würde. Doch so schnell, wie er gekommen war, zog der Wirbelsturm wieder ab. Verstört hob ich den Kopf und sah, wie die feindlichen Flugzeuge in das Blassblau des Himmels aufstiegen und dabei ihre Formation auflösten. Da und dort erhoben sich die Gestalten der Kameraden und rannten augenblicklich los, auf der Suche nach irgendeinem Schutz. Die russischen Flugzeuge zogen eine möglichst enge Schleife. Offensichtlich würden sie sich erneut von hinten auf uns stürzen. Eine böse Vorahnung ließ mir das Blut gefrieren. Wie ein Verrückter rannte ich los, um den aufgewühlten Straßenrand zu erreichen. Ich wollte noch schneller laufen, aber die Erschöpfung der letzten Tage war stärker. Ich glaubte niemals den Weg zu erreichen, von dem wir

gekommen waren, und wo ich Wagenspuren vermutete, die als Versteck geeignet waren. Immer wieder stolperte ich über meine schweren Stiefel.

Verzweifelt ließ ich mich in das feuchte Gras der Piste fallen. Instinktiv spürte ich, dass die Flugzeuge wieder über uns waren. Die ersten Explosionen erschütterten die Erde. Ich hatte panische Angst. Mit meinen schmutzigen Händen begann ich in der Erde zu wühlen wie ein gejagter Hase, der keinen anderen Ausweg mehr weiß, als sich einzugraben. Ein unerträgliches Pfeifen zerriss mir das Trommelfell, und dazwischen immer wieder das Tosen der durchpflügten Erde. Von überall her kamen entsetzliche Schreie. Durch die Finger, die ich mir vor die Augen hielt, blitzte es weiß. Ich verharrte vielleicht zwei oder drei Minuten in dieser aufs Äußerste angespannten Haltung, Minuten, die mir unglaublich lang vorkamen.

Als ich aufzublicken wagte, brannten die beiden zerstörten zweimotorigen Flugzeuge wie Fackeln. Die russischen Flieger wendeten in der Ferne, um wieder zum Angriff anzusetzen. Sie hatten sich erneut auf alle vier Himmelsrichtungen verteilt. Ein weiteres Mal nahm ich alle verbliebenen Kräfte zusammen und stürmte in einer meiner vorherigen Flucht entgegengesetzten Richtung los. Ich weiß nicht mehr, warum mir die Holzbaracken in meiner Panik plötzlich ein sicherer Zufluchtsort zu sein schienen, aber noch bevor ich ein Drittel der Strecke zurückgelegt hatte, griffen die Russen die Baracken mit Raketen an. Als ich wieder in das nasse Gras abtauchte, sah ich sie auseinander fliegen. Es vergingen noch ein Paar Sekunden der Angst, dann entfernte sich schließlich der Lärm der Motoren. Diejenigen, die noch dazu in der Lage waren, erhoben sich verstört. Keiner brachte ein Wort heraus. Unsere Blicke schweiften von den Flammen zum Himmel, an welchem unsere Angreifer aufgetaucht waren.

Wie unbeteiligt ging ich an einem blutroten Menschenhaufen vorbei, der aus mindestens zwei Soldaten bestand. Unser Leutnant schien zwar unverletzt, aber verrückt geworden zu sein. Er lief von einem Fleischhaufen zum nächsten. Ganz langsam kamen wir wieder zu uns.

»Verdammte Scheiße«, rief jemand, »noch so ein Angriff, und von unserer zusammengewürfelten Truppe bleibt nichts mehr übrig. Das fängt ja gut an. Schön im Stich gelassen haben sie uns. Wir werden nie mehr heimkommen …«

»Ruhe!«, schrie der Leutnant, der einen Verwundeten stützte. »Der Krieg ist kein Sonntagsausflug.«

Wem sagte er das! Wir versammelten uns um ihn. Er hatte einen armen, völlig mit Schlamm und Blut bespritzten Kerl unter den Schultern gefasst. Das Merkwürdigste war, dass der Verwundete aus vollem Hals lachte. Es war ein gehetztes Lachen. Ein befremdliches und grauenvolles Lachen. Einen Moment lang dachte ich, er schrie vor Schmerzen. Aber nein, es war wirklich ein dämonisches Lachen, das aus seinem zugeschwollenen Gesicht kam.

»Das ist der Philosoph«, raunte jemand.

Ich hatte diesen Mann vorher nicht wirklich bemerkt. Seine Kameraden sagten, er sei immer überzeugt gewesen, dass er heil und gesund nach Hause zurückkehren würde. Es sah jetzt nicht so aus, als ob sich diese Prophezeiung erfüllen könnte.

Zu dritt versuchten wir, ihn auf die Beine zu stellen, doch uns wurde bald klar, dass das unmöglich war. Zwischen seinem Gelächter brachte er immer wieder

Worte hervor, die ich sehr gut verstand, und die mir lange zu denken gaben. Noch heute bewegen sie mich. Sein Lachen hatte, soweit ich mich erinnern kann, nichts Verrücktes an sich, nichts Wahnsinniges. Es klang seltsam, wie jemand, dem man einen Streich gespielt hat, auf den er hereingefallen ist, und dem sein Fehler plötzlich klar wird. Niemand stellte dem Philosophen Fragen. Er selbst sagte zwischen seinen Heiterkeitsausbrüchen mehrmals: »Ich weiß jetzt warum … ich weiß warum … es ist zu dumm … es ist alles ganz einfach.«

Vielleicht hätten wir die Bedeutung dieser Worte erfahren, wenn sich nicht ein Blutsturz gewaltsam aus dem Mund des Philosophen ergossen und den Mann, seine Seele und vielleicht sogar den Schlüssel zur Erkenntnis hinweggeschwemmt hätte. Noch lange beschäftigten mich seine Worte. Wir hoben sechs oder sieben Gräber für die Opfer des letzten feindlichen Angriffs aus, dann legten wir uns außer Atem in das Bett aus warmer Asche, das den ehemaligen Standort der Baracken markierte. Bei Einbruch der Nacht wurden wir vom Geschützdonner geweckt, der uns zu verfolgen schien. Quälender Hunger und Durst hatten inzwischen ein beängstigendes Ausmaß angenommen. Trotz der Pause, die wir uns genehmigt hatten, waren unsere Kräfte nicht zurückgekehrt und wir sahen zum Erbarmen aus.

Misstrauisch beäugten wir einander und begannen den Verdacht zu hegen, dass der Freund an unserer Seite wohl noch ein oder zwei Reservekekse besitzen müsse, die er heimlich verzehren und so die ehrliche Tradition der Kameradschaft missachten würde, die uns in Polen beigebracht worden war.

Aber wir waren schließlich alle gleichermaßen bedürftig, und falls durch Zufall einer von uns im Geheimen etwas zu Futtern gehabt hätte, hätte es ihm niemand vorwerfen können. Wir hätten alle derjenige sein können. Als wir uns in der Nacht weiter von dem großen Vorhang aus Blitz und Donner zu entfernen suchten, der uns seit Beginn unseres Rückzugs vom Ufer des Don verfolgte, geriet unsere erschöpfte Gruppe noch einmal in Panik, durch das Dröhnen einer motorisierten Kolonne. Die Nacht war stockfinster und es fiel ein ständiger, stechender Nieselregen. Wir folgten unserem Gruppenchef, dem Leutnant, der sich Gott weiß wie orientierte. Niemand sprach. Die Kräfte, die uns noch geblieben waren, reichten nur dazu aus, unsere vor Schlamm und Müdigkeit schweren Beine zu heben, um auf dem matschigen Boden voranzukommen.

Der Motorenlärm wurde lauter, aber es war nichts zu sehen. Die ganze Gruppe blieb stehen und horchte. Die Vorstellung, dass uns hier, bei Nacht, in der schlammigen Steppe, eine feindliche motorisierte Einheit überraschen könnte, ließ einen unserer Verwundeten, der uns auf einem Bein folgte, die Fassung verlieren. Völlig erschöpft fing der Arme an zu zittern und zu heulen. Indem wir mit unseren Augen die Dunkelheit so angestrengt zu durchdringen suchten, dass es weh tat, bemühten wir uns alle, die neue Gefahr zu erkennen, die rasch näher kam. Schließlich sprach der Leutnant, der nicht mehr wusste, was er machen sollte: »Vielleicht fahren sie vorbei, ohne uns zu sehen. Sind Panzerjäger unter euch?«

Schnell wurde das einzige MG, das unsere Gruppe besaß, für einen letzten Verteidigungsversuch in Stellung gebracht. Glücklicherweise verhinderte die Müdigkeit, die mir unter dem bleischweren Helm die Schläfen pochen ließ, dass ich den

Ernst der Lage richtig einschätzte. Allein die Tatsache, dass wir stehengeblieben waren, bedeutete für meinen geschundenen Körper einen Moment der Erholung, den man so gut es ging ausnutzen musste. Ich wusste jedoch, dass die Angst mit dem Atemholen zurückkehren würde, und dass ich somit dem Spektakel nicht entkommen konnte.

Der erste schwarze Umriss, den wir sahen, fuhr ganz ohne Licht und schien ein leichtes Fahrzeug zu sein. Trotz aller Anstrengung konnten wir nicht erkennen, worum es sich dabei handelte. Dann waren – schrecklicher als alles andere – mehrfach klar und deutlich Kettengeräusche zu hören. Nur wer das Röhren und Mahlen eines Panzers kennt, der auf das Schützenloch eines unglücklichen Frontsoldaten zurollt, wird das verstehen können und keine Schwierigkeit haben sich in diese Szene hineinzuversetzen. Das hat nichts zu tun mit einem Parademarsch am vierzehnten Juli!

Mit dem Geräusch der Panzerketten bemächtigte sich die Panik unserer Gruppe. Während sich einige bemühten zu erkennen, wo die Monster auftauchen würden, hatten sich andere – darunter ich – mit dem Gesicht nach unten gegen die faulige Erde gepresst, zitternd vor Anspannung. Dann tauchten in etwa dreißig Metern Entfernung zwei dunkle, formlose Massen auf. Eine weitere ließ, indem sie etwa zehn Meter an uns vorbeifuhr, die Erde und jede Faser unseres Körpers erbeben. Auf deutsch ertönte der Schrei: »Balkenkreuze, mein Gott! … Kameraden! … Hilfe! Hilfe!«

Für mich, der so schlecht Deutsch sprach und es noch schlechter verstand, war dies ein Angstschrei, ein ›Rette sich wer kann‹. Mit einem Satz war ich auf den Beinen und begann verängstigt in die Nacht zu rennen.

Das war gerade das, was man unter keinen Umständen tun sollte. Flüche und unbestimmte Verwünschungen erhoben sich unter dem gewaltigen Lärm der Panzer. Ich hatte der Gruppe unwissentlich das Signal zum Aufbruch gegeben. Nun waren alle aufgestanden und liefen brüllend auf die Panzer zu. Einige Erfahrene jedoch, darunter auch der Leutnant, der uns anführte, waren liegen geblieben. Kurz darauf begriff ich, dass sogar die nah an uns vorbeifahrenden deutschen Panzer auf uns hätten schießen können, wenn sie uns für Russen gehalten hätten. Und das wäre noch wahrscheinlicher geworden, wenn es sich um sowjetische Panzer gehandelt hätte.

Einigen Kameraden war es gelungen, sich zu erkennen zu geben, und eines der Stahlmonster war stehen geblieben. So wurden wir vom Sonderkommando einer Panzerdivision an Bord genommen.

Diese Männer waren bestens ausgerüstet und hatten den Rückzug offensichtlich nicht in derselben Weise erlebt wie wir. Sie ließen uns hinten auf den Panzer aufsitzen, wo der Motor eine solche Hitze ausstrahlte, dass man nicht wusste wohin mit dem Hintern. Unsere Retter kümmerten sich freilich nicht darum, ob wir ›zu Abend gegessen‹ hatten, und erst einige Stunden später wurde uns unter dem heranrückenden Feuer der russischen Artillerie, das die Vororte von Charkow verwüstete, eine fettige aber heiße Suppe ausgeteilt, die wir wie ein Geschenk des Himmels in Empfang nahmen.

Zum ersten Mal sah ich ein Exemplar des gigantischen Panzers vom Typ Tiger, sowie zwei oder drei vom Typ Panther. Und einige Stunden später erlebte ich den entsetzlichen Feuerregen der Stalinorgeln, die stundenlang ein verheerendes Gewitter auf die deutsche Infanterie niedergehen ließen, welche unter grausamen Opfern in die Hölle der Vororte von Slaviansk-Kiniskov vorrückte. Die Panzer brachten uns zurück in die Region direkt um Charkow, wo sich seit ungefähr einer Woche die Gefechte vom Donez abspielten. Ein weiteres Mal nahm die Wehrmacht das zertrümmerte Charkow ein, bevor sie es im August, gleich nach der Niederlage bei der Gegenoffensive von Bjelgorod, endgültig verlor.

Der nächste Morgen überraschte uns in den Sanddünen im Nordwesten der Stadt, wo wir von den Neuaufstellungskommandos, welche sich abmühten, die Leute in ihre ursprünglichen Einheiten zurückzuschicken, gründlich durchkämmt wurden. Da sie aber trotz ihres guten Willens und bei aller Organisation in den meisten Fällen gar nicht wussten, wo sich diese Einheiten befanden, stellten sie aus den Versprengten neue Gruppen zusammen, denen zugewiesen zu werden nicht wünschenswert war. Diese neuen Einheiten nämlich, die keine offizielle Registrierung hatten, wurden zusammengestellt, oder besser gesagt zusammengewürfelt, aus in den Militärunterlagen verzeichneten Personalbeständen, deren Position auf der Generalstabskarte man kannte. Diese Männer wurden einfach zu unbestimmten, verschieden großen Gruppen zugeordnet und tauchten folglich nicht mehr in den Registern der Armee auf. Von ihrem ursprünglichen Regiment als verschwunden oder gefallen gemeldet, galten sie bereits als tot. Das Schicksal wollte es nun aber so, dass sie noch lebten. Man war daher dankbar für die unverhoffte Verstärkung und hatte keinen Grund, sie besonders zu schonen, da sie ja praktisch auf dem Papier nicht mehr existierten.

In langen Reihen warteten die Soldaten nun sitzend, liegend, wach oder schlafend auf den Befehl, der sie an eine beliebige Stelle der Offensive in Charkow schicken würde.

Ich erinnere mich gut an das Tal des Donez, dessen sandige Hügel sich zwölf bis fünfzehn Kilometer um das Flussbett erstreckten. Das Donnern der gigantischen Schlacht, deren Front sich etwa dreißig Kilometer weiter südlich befand, erreichte uns als ununterbrochenes Grollen. Der deutsche Angriff wälzte sich von Norden und Westen heran. Am linken Flügel durch den Donez abgeschirmt, grub sich der Sturmangriff der Panzer ein ordentliches Stück in die Verteidigungslinien der feindlichen Artillerie, welche in großer Eile den Fluss überquert hatte, um von dort ihre Gegenoffensive weiterzuführen. Diese Batterien befanden sich jetzt mit dem Rücken an den Donez gedrängt, über welchen sie nicht mehr zurück konnten, da die Brücken immer wieder zerstört wurden. Tatsächlich hatten die Russen den gleichen Fehler begangen wie die Deutschen in Stalingrad. In ihren eiligen Bestrebungen uns herauszutreiben, hatten die Bolschewiken ihre Truppen aufgeteilt und die Streitkräfte unterschätzt, die sie bereits endgültig über Charkow hinaus zurückgeschlagen glaubten. Was den Russen passierte, hatte natürlich nicht das Ausmaß von Stalingrad, aber innerhalb einer Woche durchlebten hunderttausend Russen die Hölle im Kessel von Slaviansk-Kiniskow, rund fünfzigtausend kamen ums Leben.

Zu solchen Überlegungen war ich natürlich damals, in diesem Moment, nicht fähig. All das erfährt ein Soldat erst viele Monate später. Für mich war die Schlacht am Donez, so wie die von Outcheni und am Don, ein qualmendes Chaos, eine Quelle beständiger Angst, bedrohlichen Schreckens und unglaublichen Lärms, eine Welt zerrissen von tausenden Explosionen.

Ich wurde einem Sonderkommando zugeteilt und wartete mit einer Handvoll anderer dreckiger und zerlumpter Kerle auf Anweisungen. Nach einiger Zeit erschien ein Feldgendarm – diese Hunde waren gleichfalls beim Kommando und immer zur Stelle, um irgendjemanden mit vorgehaltener Waffe einzukassieren – und übergab mir sowie drei anderen Jungs, deren Gesichter mir irgendwie bekannt vorkamen, ein Gekritzel auf einem schmutzigen Zettel, begleitet von einigen forschen, unverständlichen Erklärungen. Es war die Beschreibung des Weges zurück zu unserer Kompanie, die offenbar ganz in der Nähe im Einsatz war. Die drei Jungen waren tatsächlich von der selben Kompanie wie ich.

Mit dem wertvollen Dokument in der Hand verabschiedeten wir uns schleunigst von dieser ›Empfangsstelle‹. Die Angst, doch noch einem Notbataillon zugeteilt zu werden, verlieh uns Flügel. Ich hatte nie einen besonders guten Orientierungssinn, aber hier, in dieser Wüste aus Schlamm und Ruinen, hätte sogar ein Zugvogel seine Richtung verloren. Das Gekritzel enthielt nur Angaben zu den Hauptorten, welche auch nur von Truppen wiederzuerkennen waren, die sich an denselben schon aufgehalten hatten. Finde sich mal einer in einem Kaff zurecht, in dessen Namen man ein A kaum von einem Z unterscheiden kann und dessen wenige verbliebene Wegweiser an den stark beschädigten Pfaden und Straßen im Zuge der letzten Kämpfe in alle Himmelsrichtungen gedreht worden waren.

Nachdem man uns für eine Vielzahl kleiner Aufgaben eingespannt hatte, fanden wir uns – nach tausenden von Hinweisen – an einer Straßenkreuzung wieder, die gesäumt war von Ruinen einstmals offenbar bedeutender Bauwerke. Unsere Kompanie sollte irgendwo in der Nähe liegen, doch fanden wir sie erst zwei Tage später durch einen Zufall, als wir von einem SS-Regiment, das gerade zum Angriff blies, dazu verdonnert wurden als Strippenzieher für die Telefonleitungen zu fungieren. Ich erinnere mich noch an einen Bahndamm, den die jungen SSler im Kugelhagel hinaufkletterten.

Wir verkrochen uns in einem System von Kanalrohren, das durch die Bombenangriffe frei gelegt worden war, und warteten dort, starr aneinandergedrängt, bis die SS das Gebiet unter großen Verlusten geräumt hatte. Jenseits der beiden Betonwände jagten rotglühende und messerscharfe Granatsplitter durch die Luft und mähten die Grasnarbe ab. Nun sollten wir bei demselben Regiment eine Haubitzenbatterie versorgen, die seit Tagen ein Artillerieduell mit sowjetischen Geschützen ausfocht, welche am Ostufer des Donez in Stellung gegangen waren. Das Heranbringen der schweren 10,5-Zentimeter-Geschosse von einem ziemlich weit entfernten Lager war für uns ein hartes Stück Arbeit. Dabei stießen wir nun auf die Jungs von unserer Kompanie, die damit beschäftigt waren einen eingestürzten Bunker wieder instandzusetzen.

Das erste vertraute Gesicht, das ich erblickte, war das von Olensheim.

»Da sind die Unseren!«, schrie ich und stürzte auf meinen Freund zu. Die drei anderen Burschen folgten mir. Olensheim sah mich entgeistert an.

»Gott ist mit uns«, schrie er. »Noch vier, die zurückkommen. Laus musste euch schon vor einiger Zeit von der Liste streichen. Es fehlen noch etwa dreißig von der Kompanie. Wir dachten, ihr wurdet vielleicht in eine der neu regruppierten Einheiten gesteckt.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, antwortete ich ihm. »Wo ist Halls?«

»Ach der, der hat ein Schwein. Im Moment ist er in Trewda und lässt sich verhätscheln. Währenddessen graben wir diesen verdammten Boden um.«

»Wurde er verletzt?«

»Ach! Ein Splitter im Hals, rein gar nichts. Er hatte das Glück zu den Schwerverwundeten aufgenommen zu werden. Er hat uns versichert, er sei zwei Stunden bewusstlos gewesen. Aber er hat bestimmt übertrieben.«

»Und Lensen?«

»Voll in Form; er wechselt eine Kette da unten«, sagte Olensheim.

Laus erschien. Instinktiv standen wir stramm.

»Bin ich froh euch wiederzusehen Kinder, wirklich, was bin ich froh!«

Der alte Hund schüttelte uns die Hand. Sein altes Soldatengesicht zeigte unverhohlene, ehrliche Freude. Dann trat er drei Schritte zurück: »Macht laut und verständlich Meldung, so wie ich es euch beigebracht habe.«

Gut gelaunt fügten wir uns den Vorschriften. Und wir hatten die gute Laune schon aufgrund der tiefen Kameradschaft, die uns mittlerweile verband. Abgesehen davon blieb alles grau. Über den Himmel zogen dunkle Wolken, die Regen ankündigten, und überall auf der Erde zuckten weiße Blitze, nur tausendstel Sekunden bevor Fontänen aus feuchter Erde und Schutt emporstiegen.

Kurze Zeit später hob mich Lensen, der stärker war als ich, in einer Umarmung hoch und schrie vor Freude über unser Wiedersehen. Trotz des Dienstes, den wir heute versehen mussten, ging dieser Tag in Freude hin, darüber, sich wiedergefunden zu haben, und mit der Erzählung von tausend Geschichten.

Zwei Tage später durfte ich nach Trewda fahren, das etwa vierzig Kilometer von der Front entfernt lag. Ein Kamerad trat mir seinen Platz als Beifahrer auf einem DKW ab. Auf diese Weise traf ich den großen Schlauberger Halls wieder, der inmitten eines Haufens Verwundeter aus vollem Halse Marschlieder grölte. Der Frühling hatte beschlossen sich zu zeigen, und die Schwerverletzten flanierten in einer Allee von wilden Birnbäumen auf und ab.

Halls zügelte sich nicht seiner Freude Ausdruck zu verleihen. Ich wurde triumphierend herumgetragen von Männern, die Arme verloren hatten und mit Sulfamid und grauen Salben beschmiert waren. Der große Schreihals schüttete die Reste aller Flaschen, die sie in der letzten Zeit geleert hatten, in mich hinein. Das Wiedersehensfest zog sich so lange hin, dass ich es nicht mehr schaffte rechtzeitig zu dem Treffpunkt zu kommen, den der nette Kerl, mit dem ich hergekommen war, mit mir ausgemacht hatte. Als er das Warten leid war, fuhr er natürlich ohne mich los. Spät in der Nacht wurde ich dann von einem Kradmelder zurück zu unserer Stellung gefahren, die irgendwo in der großen Scheiße lag, in einem der

Vororte von Charkow. Ich musste Halls schwören, dass ich ihn wieder besuchen würde. Es gab aber leider keine Gelegenheit mehr dazu, denn er selbst stieß einige Tage später wieder zu uns. Der Militärarzt hatte ihn plötzlich als diensttauglich befunden, und ihn mit den letzten Kanonaden, welche die dritte Schlacht von Charkow beendeten, zurückgeschickt, um sein Glück erneut zu versuchen.

Halls war nicht gerade begeistert von dem schmutzigen Keller, in dem wir Quartier bezogen hatten. In der Folge trat ich, seinem Vorbild folgend, freiwillig der motorisierten Infanterie bei. Wir hatten es so satt den Spaten zu schwingen und der ganzen Armee als Mädchen für alles zu dienen, dass uns das als verlockender Ausweg erschien. Dieser Entschluss sollte uns jedoch noch so viele Male beinahe das Leben kosten, dass ich gar nicht die Zeit habe alles zu erzählen. Dennoch kann ich heute, da ich es hinter mir habe, sagen, dass ich es nicht bedaure dieser Truppe angehört zu haben, in der ich trotz allen sonstigen Erlebnissen eine Kameradschaft kennenlernte, wie ich sie sonst nirgends mehr gefunden habe. Sie ist etwas unbeschreibliches, das alles überdauert.

Zweiter Teil. Division Großdeutschland

Frühjahr und Sommer 1943

Viertes Kapitel. Urlaub

Berlin. Paula

An einem schönen ukrainischen Frühlingsmorgen wurden wir in Trewda zusammengeführt, wo Halls so schöne Tage verlebt hatte. Zwei andere Kompanien stießen auf einem Hügel zu uns, der mit kurzem, krautigen Gras bedeckt war – ein Gewächs von solcher Dichte, dass es scheint als wollte jeder Halm den anderen verdrängen; es wächst außerdem so schnell und kräftig, dass es binnen einem Monat die Steppe bedeckt. Wir waren etwa neunhundert Leute. Auf dem höchsten Punkt des Hügels hielten uns ein paar Infanterieoffiziere von der Ladefläche eines zerstörten Fahrzeuges aus eine kleine Ansprache. Etwa zwanzig Männer hatten in der näheren Umgebung Fahnen und Feldzeichen ihrer Regimenter aufgestellt. Die Ansprache war sehr höflich. Die Herren beglückwünschten uns sogar zu der Haltung, die wir zuletzt gezeigt hätten – eine Haltung, die uns paradoxerweise täglich in den Frontberichten vorgeworfen wurde. Wir alle machten große Augen. Aufgrund dieser vorbildlichen Einstellung ließe man heute denen, die es wünschten, die Ehre zuteil werden in die kämpfende Truppe aufgenommen zu werden. Es meldeten sich sofort etwa zwanzig Freiwillige. Die Offiziere, die unsere ›Schüchternheit‹ kannten, wollten es uns leichter machen. Die Rede wurde im gleichen Stil fortgeführt. Von einigen besonderen Taten wurde sogar in allen Einzelheiten berichtet. Fünfzehn weitere Freiwillige traten vor. Unter ihnen Lensen, der offensichtlich zum Kämpfen geboren war.

Dann sprachen unsere Retter von vierzehn Tagen Urlaub. Jetzt waren es mindestens dreihundert Freiwillige. Die Leutnants stiegen nun von der Plattform herunter und gingen durch unsere Reihen. Während ein Hauptmann weiter feierlich zu den Truppen der Rollbahn sprach, suchten die Leutnants einige von uns aus und forderten sie auf, die drei schicksalsschweren Schritte nach vorn zu tun. Ihre Wahl fiel ausschließlich auf die Größten, auf die, die am besten aussahen, auf die Stärksten. So richtete sich ein schwarzbehandschuhter Zeigefinger, gerade wie ein Gewehrlauf, auf die Stirn meines besten Kameraden, meines Bruders während dieses gesamten Krieges. Wie hypnotisiert machte Halls drei große Schritte nach vorn, und das Geräusch, das seine Hacken machten als sie gegeneinanderschlugen, klang wie das Knallen einer zufallenden Tür – einer bedrohlichen Tür, die mich vielleicht auf immer von dem einzigen wirklichen Freund trennen würde, den ich je hatte, der mir Mut gemacht hatte weiterzuleben, inmitten all der Hoffnungslosigkeit, der ich schon so oft hatte ins Auge sehen müssen.

Nach einem kurzen Augenblick des Zögerns stand ich in den Reihen der Freiwilligen, ohne dazu genötigt worden zu sein. Mein verwirrter Blick begegnete einen Moment lang dem von Halls, dessen Wangen erröteten wie die eines Jungen, dem man eine Freude gemacht hat, und der nicht weiß wie er das ausdrücken soll.

In Zukunft würde meine Bezeichnung lauten:

Gefreiter Sajer, G.
100/1010 G4. Siebzehntes Bataillon
Panzergrenadier-Division Großdeutschland, G. Süd

Am Ende des Tages kamen wir wieder zu den schmutzigen Unterkünften, welche wir vorher bezogen hatten. Offensichtlich hatte sich nichts geändert. Wir wussten nur, dass unsere Namen in die Liste der Infanterie-Rekruten aufgenommen worden waren. Das war im Moment der einzige Unterschied zwischen dem Leben, das wir gestern noch als Fahrer geführt hatten, und dem Leben heute als Infanteristen. Wir waren immer noch ein bisschen verwirrt und wussten nicht recht, wie wir uns zu verhalten hatten. Unsere Unteroffiziere ließen uns jedoch keine Zeit über unsere Situation nachzudenken. Mehrere Tage lang wurden wir zur Säuberung und Instandsetzung der Ausrüstung eingesetzt, welche unter dem letzten Gefecht gelitten hatte. Dieses schien sich inzwischen beruhigt zu haben, wenngleich die sowjetischen Gegenangriffe mitunter zahlreiche Brände im nordöstlichen Teil von Slaviansk entfacht hatten. Außerdem wurden wir für eine grauenhafte Arbeit abgestellt, die darin bestand, die Tausenden von Toten zu begraben, welche die Schlacht um Charkow gefordert hatte.

Tatsächlich wurden wir eines Morgens – um nicht zu sagen in der Nacht, so fahl war die Morgendämmerung noch – zur ›Beerdigungseinheit‹ ernannt. Laus brachte uns persönlich diese frohe Kunde, anstelle der versprochenen und heiß ersehnten vierzehn Tage Urlaub. Es waren hauptsächlich russische Kriegsgefangene, denen die Aufgabe zufiel, die Leichen aufzusammeln. Es hieß aber, sie würden die gefallenen Landser ausplündern und ihre Eheringe oder andere Kleinigkeiten an sich nehmen. Ich glaube allerdings eher, dass die armen Kerle, von denen viele zwar verwundet, aber trotzdem arbeitsfähig erklärt worden waren, bei den Leichen ihrer eigenen Kameraden oder denen der Soldaten des deutschen Reichs etwas zu Essen suchten. Die Rationen, die wir ihnen gaben, waren wirklich lächerlich. Beispielsweise musste ein Essgeschirr – mit einem Volumen von etwa drei Liter – mit einer dünnen Suppe für vier Kriegsgefangene und vierundzwanzig Stunden reichen. An manchen Tagen bekamen sie sogar nur Wasser.

Jeder Kriegsgefangene, der dabei ertappt wurde, wie er eine deutsche Leiche ausplünderte, wurde sofort erschossen. Zu diesem Zweck wurde übrigens kein vorschriftsmäßiges Erschießungskommando gebildet. Ein Offizier knallte den Straffälligen aufs Geratewohl mit zwei, drei Pistolenschüssen nieder; oder man überließ ihn – wie ich zu jener Zeit selbst feststellen konnte – ein Paar Kerlen, die diese Aufgabe öfter erledigten. Einmal banden diese Sadisten vor meinen entsetzten Augen die Hände von drei Gefangenen an das Gitter eines Tors. Sobald sie ihre Opfer fixiert hatten, steckten sie ihnen Handgranaten in die Jackentaschen oder hängten sie ihnen mit dem Bügel in ein Knopfloch. Nachdem sie die Granaten aktiviert hatten, liefen die Elenden schnell in Deckung, während die Explosion die Russen zerfetzte, welche bis zur letzten Sekunde um Gnade schrien.

Wir hatten zwar schon alles Mögliche gesehen, aber diese Methoden widerten uns jedes Mal aufs Neue so an, dass lebhafte Auseinandersetzungen zwischen uns und diesen Verbrechern entbrannten. Dabei verfielen sie in einen unbe-

schreiblichen Zorn und beleidigten uns aufs Derbste. Sie behaupteten, aus dem Lager in Tomwos geflohen zu sein, in dem die Russen zahlreiche Deutsche gefangen hielten. Und die Geflohenen schilderten uns, wie die Sowjets unsere Landsmänner umbringen würden. Laut ihren Aussagen war das allseits bekannte Lager von Tomwos, fünfundneunzig Kilometer östlich von Moskau, ein Vernichtungslager. Jeden Tag würde man sich mit den Männern, die irgendeine Arbeit versahen, eine ebenso dürftige Mahlzeit teilen wie die, die wir den russischen Gefangenen in Charkow gaben, wobei die deutschen Soldaten nur etwas zu essen bekämen, wenn sie auch arbeiteten. Mit einem Napf Hirsebrei, so groß wie der unsere, würden vier Leute abgefertigt. Die Rationen reichten nie, selbst für die arbeitenden Gefangenen nicht. Da jedoch einmal die Regel lautete, dass auf einen Napf nur vier Leute kommen sollten, und nicht fünf, darum tötete man die übergebliebenen Soldaten, indem man ihnen mit dem Hammer eine leere Patronenhülse in den Hals trieb. Die Russen verschafften sich angeblich oft Unterhaltung mit solchen Übungen.

Nachdem ich sie in Ostpreußen selbst über die erbärmlichen Flüchtlingszüge habe walzen sehen, traue ich ihnen eine solche Grausamkeit sehr wohl zu. Das entschuldigte aber dennoch nicht die Haltung unserer Waffenbrüder, die zu solch einer Bestialität fähig waren, um eine andere zu vergelten. Der Krieg erreicht darin den Höhepunkt seiner Abscheulichkeit, dass Schwachköpfe das Grauen unter dem Vorwand einer gerechtfertigten Vergeltung von Generation zu Generation durch die Geschichte weitergeben …

Viele Stunden lang mussten wir einen langen unterirdischen Gang säubern, der während der Schlacht als Hauptverbandplatz verwendet worden war. Die Chirurgen hatten offenbar so viel zu tun gehabt, dass der Keller sich selbst überlassen wurde. Diesen ganzen unendlichen Gang entlang, reihten sich auf etwa hundert Metern einfache, dreistöckige Feldbetten aneinander. Auf jeder Pritsche befanden sich drei verstümmelte, geschwärzte, starre Leichen. Hier und da markierte eine ungewöhnlich leere Mulde das verlassene Bett eines Schwerverletzten, dem es gelungen war, vor seinem letzten Atemzug noch zu fliehen.

Kein Lichtstrahl erhellte dieses Beinhaus, dem man eigentlich nur den Eingang hätte zumauern müssen. Nur ein paar Taschenlampen, die einige von uns besaßen und am Knopf der Feldbluse trugen, warfen einen schaurigen Glanz auf die ausgemergelten, aufgedunsenen Gesichter der Leichen, die wir nur mit Mühe von den Pritschen herunterzerren konnten.

Eines schönen Morgens, als uns ein goldener Frühling für die triste Landschaft der Trümmer von Deptroia (einem Vorort südwestlich von Charkow) zu entschädigen suchte, kam ein in der Farbe der Umgebung gestrichener Lkw die Straße entlang gefahren, die zu den neuen Baracken führte, welche wir seit dem Vortag bewohnten. Nach einer abrupten Kehrtwende fuhr er zurück bis zehn Meter vor die erste Baracke, wo eine Gruppe, zu der auch ich gehörte, im Begriff war einen Schutt- und Steinhaufen zu beseitigen, welcher sich auf dem Vorgelände unseres neuen Lagers befand. Die Rückwand des Lkw wurde mit einem Ruck heruntergeklappt, ein kleiner, kugelrunder Obergefreiter sprang herunter und schlug die Hacken zusammen. Ohne uns zu grüßen, ohne ein einziges Wort an

uns zu richten, wühlte er in der rechten Vordertasche seiner Feldbluse, in der sich normalerweise die militärischen Dienstanweisungen befanden. Er zog ein zweimal sorgfältig gefaltetes Stück Papier heraus. Dann begann er kurzerhand eine ziemlich lange Namensliste vorzulesen.

Während er immerzu in dienstlichem Tonfall lauthals unsere Namen verkündete, wies er uns mit einer Geste seiner Hand dazu an uns rechts von ihm aufzustellen. Es fielen etwa hundert Namen. Darunter: Olensheim, Lensen, Halls, Sajer … Leicht beunruhigt stellte ich mich zu den Aufgerufenen. Dann gab uns der Obergefreite drei Minuten, um uns komplett mit Waffen und Gepäck auf dem Lkw einzufinden. Er schlug die Hacken zusammen und salutierte. Ohne ein weiteres Wort wendete er uns den Rücken zu und ging davon, wie zu einem plötzlichen Spaziergang. Gleichwohl schob er mit einer aufwändigen Handbewegung den Ärmel über seiner Armbanduhr zurück, um nachzusehen wie viel Zeit uns noch zustand.

Wir mussten uns höllisch beeilen, um unsere Sachen so schnell zusammenzusuchen. Es blieb uns nicht die geringste Zeit, uns über unsere Meinungen auszutauschen. Drei Minuten später hatten sich an die hundert Landser außer Atem auf dem Lkw zusammengedrängt, dessen Seitenwände unter der Belastung nachzugeben drohten. Der Obergefreite war ebenfalls pünktlich zur Stelle. Er warf einen angewiderten Blick auf die unordentlichen Bündel, die manche von uns mitschleppten, aber er sagte kein Wort. Dann bückte er sich, um etwas unter dem Lkw nachzusehen.

»Nur fünfundvierzig Mann auf den Lkw«, sagte er abgehackt. »Abfahrt in dreißig Sekunden!«

Er ging noch einmal hundert Schritte.

Ein Murren ging durch die Menge: Niemand wollte absteigen. Jeder besaß gute Gründe um zu bleiben. Zwei oder drei wurden hinuntergestoßen. Da ich mich in der Mitte befand, zusammengepresst wie eine Sardine in der Dose, hatte ich keine Möglichkeit mich zu bewegen. Es war Laus, der nun die Sache in die Hand nahm. Er ließ die Hälfte vom Lkw absteigen; diejenigen, die blieben, ließ er bis auf fünfundvierzig abzählen. Schon kletterte der Obergefreite neben den Fahrer und gab das Zeichen zur Abfahrt. Laus winkte uns zum Abschied freundschaftlich mit der Hand. Es war das letzte Mal, dass wir von dem Feldwebel, der uns in Bialystok angeführt hatte, einen Befehl erhielten. Das letzte Lächeln, das er uns schenkte, machte in unseren Augen all die kleinen Dienste wett, die er von uns verlangt hatte. Die Hälfte der Gruppe, die zurückgerufen worden war, stand verblüfft neben ihm und sah zu, wie wir in einem Staubwirbel verschwanden.

Dieser Teil der Gruppe stieß vier Tage später, hundertfünfzig Kilometer hinter der Front, im Quartier der berühmten Division Großdeutschland wieder zu uns. Ein Großteil der Division, vor allem Verwundete auf dem Weg der Genesung, belegte das Feldlager Aktyrkha. Die Division selbst hielt einen mobilen Abschnitt in dem weitläufigen Gebiet von Kursk–Bjelgorod. Hier war alles sauber, ordentlich und angenehm strukturiert, wie bei den Pfadfindern, aber mit größeren Mitteln. Aktyrkha ähnelte ein wenig einer Oase inmitten der riesigen Steppe, welche sich ringsumher erstreckte.

Auf Befehl des Obergefreiten sprangen wir vom Lkw herunter und stellten uns in zwei gegenüberliegenden Reihen auf. Eine Gruppe von Offizieren, bestehend aus einem Hauptmann, einem Oberleutnant und einem Feldwebel, kam auf uns zu. Der kleine, rundliche Obergefreite befahl uns strammzustehen. Die Herren Offiziere waren beachtenswert gekleidet. Der Hauptmann, der in einer Phantasieuniform steckte, das heißt eine Jacke aus dünnem, fahl grau-grünem Tuch mit feuerroten Aufschlägen trug, sowie dunkelgrüne Reithosen aus Schafsleder und unglaublich blankpolierte Reitstiefel, machte eine knappe Handbewegung. Dann wandte er sich mit gesenkter Stimme an den genauso geschniegelten Feldwebel. Nach einer kurzen Unterhaltung trat der Feldwebel auf uns zu, schlug die Hacken zusammen und richtete im Namen des Hauptmanns das Wort an uns, immerhin in leutseligerem Ton als der Obergefreite, der uns geholt hatte.

»Willkommen bei der Division Großdeutschland!«, schrie er. »Ihr werdet hier das echte Soldatenleben kennenlernen, das als einziges fähig ist, Männer in tiefster Verbundenheit zusammenzuschweißen. Hier besteht zwischen jedem von uns eine Kameradschaft, die in jedem Augenblick auf die Probe gestellt werden kann. Schlechte Kameraden, die räudigen Schafe, werden nicht bei der Division Großdeutschland bleiben. Hier muss sich jeder absolut bedingungslos auf seine Waffenbrüder verlassen können. Für den geringsten Fehler wird die ganze Einheit zur Rechenschaft gezogen. Keine Faulpelze, keine Drückeberger, jeder gehorcht und jedem wird blindlings gehorcht. Eure Offiziere denken für euch. Zeigt euch eurer Vorgesetzten würdig. Ihr geht jetzt rüber zur Kleiderkammer und entledigt euch eurer stinkenden Klamotten. Für einen gesunden Geist ist absolute Hygiene nötig. Ein ungepflegter Aufzug wird auf keinen Fall geduldet.« Der Feldwebel verschnaufte kurz, dann fuhr er fort: »Nachdem sie nun diese letzten Anweisungen vernommen haben, bekommen die hier anwesenden Freiwilligen ihre Urlaubsscheine für vierzehn Tage. Ohne Gegenbefehl treten diese Scheine in etwa fünf Tagen in Kraft, von der Abfahrt des Konvois in Nedrigailow an gerechnet. Rührt euch. Heil Hitler!«

Es war strahlend schönes Wetter. Alles hier schien in Ordnung zu sein. Nach dem, was wir gehört hatten, war mit Befehlen nicht zu spaßen, aber welch ein Glück dennoch im Vergleich zu der Welt des Drecks, des Schreckens, der Panik und des Leidens, die wir hinter uns hatten. Und dann der Urlaubsschein, den wir bekommen würden! Halls sprang herum wie ein übermütiges Reh. Alle ohne Ausnahme waren froh.

Der kleine Obergefreite spielte uns zwar noch einen bösen Streich, aber wir waren so gut aufgelegt, dass er sich einfach in einem Chor von Gelächter auflöste. Der Witzbold verlangte von uns, dass wir unsere völlig verdreckten Uniformen wuschen, bevor wir sie in der Kammer abgaben, um neue zu bekommen. Nackt bis auf die Haut fanden wir uns als Wäscherinnen an den langen Wassertrögen wieder. Unsere Unterwäsche war jedoch schon derartig verdreckt, dass Waschen keine Lösung mehr schien. Ich für meinen Teil warf meine vor Schmutz starrende Unterhose und das nicht mehr zu rettende Hemd einfach weg. Mein letztes Paar Socken, das ich seit Beginn des Rückzuges an den Füßen hatte und das nur noch aus einer Aneinanderreihung von Löchern bestand, folgte dem vorherigen Müll. Dann gingen wir splitterfasernackt los, um unsere alten, durchnässten aber

sorgfältig zusammengelegten Uniformen im Lager abzugeben, wo wir neue bekommen sollten. Zwei Frauen von der Intendantur lachten so lange wie verrückt, bis wir in dem Bekleidungsmagazin verschwunden waren.

»Lasst eure Stiefel an!«, bellte ein Unteroffizier, den der Anblick nackter Burschen nicht mehr amüsierte. »Es werden keine Schuhe verteilt.«

Alles bekamen wir neu, von der Feldmütze, über die wasserdichte Plane, bis zum Erste-Hilfe-Set. Einige unabkömmliche Sachen gingen jedoch bei der Versorgung ab. Zum Beispiel die Unterhosen und Socken. Später würden uns diese beiden Dinge wirklich fehlen. Aber wir waren zu froh, als dass wir uns hätten davon beunruhigen lassen. Nachdem wir angezogen waren, gingen wir zu einem langen Militärgebäude aus Holz. Über der Tür erinnerte eine gut lesbare Aufschrift an die regelmäßige Körperpflege, die unsere Pflicht war: »Eine Laus – der Tod!« Der kleine, dickliche Obergefreite, der uns seit Charkow begleitete, hieß uns eintreten. Wir warfen schnell einen prüfenden Blick auf unsere neue Unterkunft; sie war einfach, aber in tadelloser Ordnung.

»Ruhe, zum Teufel!«, brüllte der Obergefreite. Augenblicklich kehrte Stille ein. »Da unter euch kein Obergefreiter ist, werde ich einen Stubenältesten bestimmen.«

Nun schlich er um unsere Grüppchen herum, die Augen zusammengekniffen, als gelte es eine wichtige Entscheidung zu treffen oder denjenigen herauszufinden, der sich um diesen Posten am wenigsten riss. Schließlich zeigte er mit einem Ausruf, der so trocken klang wie ein Gewehrschuss, auf einen Kerl, der mir in seiner Schwächlichkeit in nichts nachstand.

»Du!« Der Aufgerufene trat einen Schritt vor.

»Name?«

»Wiederbeck!«

»Wiederbeck, du bist bis auf weiteres für diese Stube verantwortlich. Du wirst vom Warenlager die Armbinden der Division holen, die jeder am rechten Ärmel seines Waffenrocks anzunähen hat. Außerdem wirst du …, bla bla bla …«

Er zählte eine endlose Liste von Pflichten auf, die den armen Wiederbeck immer kleiner werden ließen.

Einige Augenblicke später besaßen wir dann die berühmten Ärmelstreifen, die in silbernen, gotischen Buchstaben auf schwarzem Grund die Aufschrift ›Großdeutschland‹ trugen. Ich hatte den Streifen bis 1945 am rechten Ärmel meines Waffenrocks, als durch unsere dezimierten, gelichteten Reihen das Gerücht ging, dass die Amerikaner alle Männer erschossen, die zu einer Division gehörten, welche statt einer Nummer einen Namen trug. Und zu dieser Zeit der übereilten Urteile wäre es ihnen schon zuzutrauen gewesen, dass sie einen kleinen Soldaten von der ›Großdeutschland‹ oder ›Brandenburg‹ genauso hätten erschießen lassen wie einen großen Fisch von der ›Leibstandarte‹ oder der ›Totenkopf‹. Aber diese dunklen Stunden lagen noch in ferner Zukunft. Es war der Frühling 43, auf erobertem Gebiet. Es war, wie ich schon sagte, wunderbares Wetter. Außerdem hatten wir auch noch einen Urlaubsschein in der Tasche. Nach dem, was wir durchgemacht hatten, kam uns das Leben nun wie ein Traum vor.

Abgesehen vom Morgen- und Abendappell hatten wir freien Ausgang, und wir konnten uns an diesem merkwürdigen Ort namens Aktyrkha herumtreiben. Rings um all die Häuser, oder besser gesagt Häusergruppen, im interessanten und hübschen ländlich-russischen Baustil, bildete die Steppe, welche zu dieser Jahreszeit in der Blüte stand, eine dichte Wiese, in der die Halme eine Höhe von achtzig Zentimetern erreichten. Zwischen diesen Gräsern, die am Ende des Sommers braun wurden, wuchsen riesige Margeriten. Die Russen entnahmen dieser lebendigen Flora eine Fülle von duftenden, aromatischen Pflanzen, die sie zur Verfeinerung von Gerichten und zur Zubereitung zahlreicher Getränke verwendeten.

Felder mit buckligen, hellgrünen Gewürzgurken und stattlichen Sonnenblumen wechselten einander ab. Jede Häusergruppe wurde von den Mitgliedern einer Familie bewohnt, oder von Freunden, die es bevorzugt hatten nahe beieinander zu bauen, wodurch sie sich schlauerweise die Reise sparten, wenn sie sich besuchen wollten.

Der Russe – und besonders der Ukrainer – ist sehr fröhlich und gastfreundlich. Ähnlich wie die Orientalen ist er immer bereit irgend etwas zu feiern. Ich habe angenehme Erinnerungen an ein paar Begegnungen mit diesen begeisterungsfähigen Leuten bewahrt, bei denen beide Seiten die Feindschaften des Krieges völlig vergaßen. Ich erinnere mich auch an das schallende Lachen junger Mädchen, die doch allen Grund gehabt hätten uns zu hassen. Sie waren ganz anders als die Pariser Püppchen, die für ihre Attraktivität mehr auf die Bedeutung von Äußerlichkeiten und Kosmetikprodukte genannten Fettcremes setzten.

Zu jeder Häuseransammlung gehörte auch ein eigener, kleiner Friedhof. Kein trauriger, bedrückender Kirchhof, nein, ein blühender Friedhof mit Holztischen, um die man sich oft versammelte um zu trinken. Diese Häusergruppen zierte außerdem ein Schild mit einem Kosewort oder einem Ortsnamen. Zum Beispiel: ›Das wunderschöne Aktyrkha‹, oder ›geliebtes Aktyrkha‹, oder auch ›Unsere Stadt Aktyrkha‹ oder ›Süßes Aktyrkha‹.

Vier Tage nach unserer Ankunft traf die zweite Gruppe der Freiwilligen bei uns ein. Sie hatten sich anscheinend richtig anstrengen müssen, um bis hierher zu kommen; fast die ganze Strecke legten sie zu Fuß zurück.

Am folgenden Tag gingen wir endlich an Bord eines Konvois nach Nedrigailow. Unsere Urlaubsscheine würden erst in Posen gestempelt werden, sprich nach einer Fahrt von achtzehnhundert Kilometern. Dann waren es noch einmal etwa tausend Kilometer bis zu meinen Eltern in Weißenburg. Ich würde also mehrere Tage unterwegs sein. Wir durchquerten einen völlig flachen Landstrich, ohne die geringste Erhebung. Zugmaschinen von der Wehrmacht halfen hier und da bei der Bearbeitung ukrainischer Felder. Bis Nedrigailow ging es auf einer Straße, die von den deutschen Pionieren instand gesetzt worden war, flott vorwärts. Unzählige Wracks sowjetischer Maschinen, die in der Eile zurückgelassen worden waren, markierten alle fünf bis sechs Kilometer die Straße. Wir hatten etwa zweihundert Kilometer zurückgelegt, als wir vorne am Horizont winzige Gestalten erblickten. Um sie herum stiegen immer wieder kleine weiße Wölkchen auf, fast augenblicklich gefolgt von Detonationen.

Sogleich bremsten die beiden Wagen vor uns massiv herunter. Kurz darauf blieben sie stehen. Wie gewöhnlich sprang der für den Konvoi verantwortliche Feldwebel vom ersten Wagen und richtete seinen Feldstecher in Richtung der Quelle unserer Beunruhigung. Diszipliniert, wie wir waren, warteten wir auf den Befehl, von den Wagen abzuspringen. Das Geschrei verstummte, und mit gespannten Sinnen versuchten wir vergeblich die Stimmung unseres Anführers zu erfassen. Nur der Lärm der gedrosselten Motoren unterbrach die Stille. Langsam verblasste die Freude, die unsere Gesichter die letzten Tagen erhellt hatte.

Eine leise Beunruhigung stieg in uns hoch. Verwünschungen wurden laut.

»Und ich dachte, wir seien schon weit weg vom Krieg!«

»Ich auch, verdammt noch mal ...«

»Was kann das sein?«

»Partisanen«, knirschte Halls, der schon einmal an einer Partisanenjagd teilgenommen hatte.

Noch viele andere Vermutungen wurden angestellt.

»Auf keinen Fall lassen wir uns von diesen Schweinen den Urlaub vereiteln!«

»Wieso kommt nicht endlich der Befehl, ihnen die Fresse zu polieren?«

Jeder griff bereits nach seinem Karabiner, den man als Beurlaubter auf besetztem Gebiet immer bei sich behielt. Die Vorstellung, dass uns irgend etwas oder irgend jemand daran hindern könnte nach Hause zu fahren, machte uns rasend vor Wut. Wir waren bereit, in diesem strahlenden Sonnenschein das Feuer zu eröffnen, nur um weiter nach Westen fahren zu können. Doch der Einsatzbefehl kam nicht. Der Feldwebel kletterte zurück in seinen Wagen und der Konvoi setzte sich wieder in Bewegung. Wir sahen einander verwirrt an.

Als wir fünfhundert Meter weiter zu einer Gruppe von etwa zwanzig deutschen Offizieren mit Jagdgewehren unter dem Arm kamen, waren wir so erleichtert und glücklich über unseren Irrtum, dass wir ihnen zujubelten als würden wir am Führer selbst vorbeifahren.

Dann erreichten wir Nedrigailow und verließen den Konvoi, der in südlicher Richtung abbog. Wir wollten weiter nach Romny, dem Zigeunerparadies, wo wir von einem anderen Konvoi Richtung Westen aufgenommen werden sollten. In Nedrigailow hatte unsere Gruppe noch einmal beachtlichen Zuwachs durch weitere Urlauber aus allen Richtungen bekommen. Wir waren nun ein Haufen von etwa tausend Leuten. Die Transportmittel hatten jedoch wichtigere Aufgaben, als Urlauber spazieren zu fahren. Die wenigen Wagen, die nach Romny fuhren, nahmen etwa zwanzig Privilegierte mit, wir Übrigen drängten uns weiter um eine Feldküche, deren Suppenkessel höchstens ausreichte, um ein Viertel von uns zu sättigen. Ungeachtet unserer fast leeren Mägen beschlossen wir, die fünfzig Kilometer, die uns von Romny trennten, zu Fuß zurückzulegen. Wir marschierten trotz der späten Stunde mit ungetrübt guter Laune los. Etwa zwanzig deutlich ältere Soldaten, die ebenfalls der Division Großdeutschland angehörten, hatten sich unserer Gruppe angeschlossen. Unter ihnen waren sieben oder acht SS-Leute, die aus vollem Halse sangen. Die anderen nippten an einer Schnapsflasche, die von

Hand zu Hand wanderte. Unsere betagten Kameraden mussten da irgendwo ein Schnapslager geplündert haben. In ihrem Gepäck hatten sie zahlreiche Flaschen.

Instinktiv hatten wir Dreierreihen gebildet, so als würden wir bei einer Parade aufmarschieren, und spulten pflichtbewusst und im Gleichschritt die Kilometer herunter, die uns noch von Romny trennten. Der Abend senkte sich langsam über die unendliche, grüne Steppe. Unsere Uniformen, die so famos auf die umgebende Natur abgestimmt schienen, nahmen wie ein Chamäleon den Farbton der Landschaft an. Die Anstrengung der ersten fünfzehn Kilometer hatte unsere Ausgelassenheit jedoch gedämpft, und wir verfielen immer mehr in schweigende Bewunderung des ukrainischen Landes. Aus der Erde, die im Bann des aufkeimenden Frühlings stand, stieg ein dezenter und doch mächtiger Duft auf, und der Horizont verschmolz nun mit der unendlichen Weite des klaren Himmels, der sich langsam verdunkelte.

Braune Schatten bedeckten zunehmend den Boden, und die Uniform verdunkelte sich auf wundersame Weise weiter mit der Dämmerung.

Der Rhythmus des großen Mysteriums des Universums schien einzig bestimmt vom Hämmern unserer Absätze. Hinter uns breitete die Nacht ihren Mantel aus. Die Gespräche waren verstummt in Anbetracht der unendlichen Weite, die dem einfachen Menschen unweigerlich Respekt einflößt. Ein unbestimmbares Gefühl bemächtigte sich der etwa fünfhundert Soldaten, die einer Armee angehörten, welche weltweit gehasst wurde. So, wie man manchmal lacht, um seine Traurigkeit zu verbergen, stimmten jetzt einige ein Lied an, um nicht weiter nachdenken zu müssen. Immer lauter ertönte das Lieblingslied der SS und stieg auf wie eine Hymne an die Erde, die den Menschen geschenkt ist: »So weit die braune Heide reicht, gehört das Jagen mir«

Dann umhüllte uns die Nacht – eine Nacht, die zum ersten Mal seit vielen Monaten nur da zu sein schien, um über uns zu wachen. Müdigkeit machte sich breit, doch niemand zog eine Rast in Erwägung. Der Weg in die Heimat war weit, und wir durften keine Zeit verlieren. Für mich, der ich mein zweites Heimatland erreichen wollte, war es sogar noch weiter. Natürlich galt unsere Beurlaubung erst ab Posen, doch allein der Gedanke daran, nach Hause zu kommen, ließ einen alle Formalitäten vergessen. Diese Aussicht ließ mich den schmerzhaften Zustand meiner Füße, die nackt in den Stiefeln steckten, leichter ertragen.

Halls, der nicht besser dran war als ich, schimpfte im Nachhinein auf den Lagerverwalter von Aktyrkha, der uns keine Socken gegeben hatte. Nach dreißig Kilometern zwangen uns blutende Füße, das schnelle Marschtempo, das wir vorgelegt hatten, zu reduzieren. Die Altgedienten, die sich uns angeschlossen hatten und die inzwischen Füße aus Stahl haben mussten, bezeichneten uns freilich als Jammerlappen. Doch gaben sie uns immerhin ihre eigenen Socken, damit wir weitergehen konnten. Aber nur wenigen von uns half das wirklich. Unsere Füße waren schon zu sehr mitgenommen, und die nächsten fünf Kilometer, die wir noch schafften, verursachten uns trotz der neuen Socken fürchterliche Schmerzen. Ich litt zusätzlich auf Grund meiner Vorgeschichte mit den erfrorenen Füßen. Da die Gruppe jedoch den Marsch trotz der Klagenden und eine Pause Verlangenden fortsetzte, beschlossen wir einfach barfuß weiterzugehen.

So liefen wir über das taunasse Gras, und anfangs fühlte sich das auch viel besser an. Manche überlegten, ob sie ihre Füße in die neue Unterwäsche einwickeln sollten, die wir bekommen hatten, aber aus Angst vor einer Kontrolle trauten sie sich nicht. Die letzten Kilometer, die wir humpelnd zurücklegten, während der neue Morgen anbrach, waren der reinste Leidensweg. Zu allem Überfluss zwang uns der Feldgendarmerieposten am Rand von Romny, unter Androhung unsere Urlaubsscheine zu zerreißen, die Stiefel wieder anzuziehen. Es käme nicht in Frage, dass wir wie Bettler in die Stadt einzögen, meinten sie. Wir hätten sie am liebsten umgebracht. Ein Stück weiter baten wir eine Gruppe Zigeuner, die am meisten Mitgenommenen zur Kommandantur von Romny zu fahren. Sie waren vorsichtig und schlugen es uns nicht ab.

Das Lazarett befand sich im selben Gebäude wie die Kommandantur. Wir hatten es sogar mit dem hiesigen Kommandanten persönlich zu tun, der empört darüber war, dass man die Soldaten der Division Großdeutschland einfach ohne Socken auf den Weg geschickt hatte. Er machte eine Meldung, dass das Lager von Aktyrkha die Vorbereitungen für die Aufnahme neuer Truppen versäumt hatte. Weiter veranlasste er, dass sich alle, die es wünschten, von Sanitätern versorgen lassen konnten, welche uns große Wannen mit heißem Wasser und Chloroform brachten.

Dieses Bad wirkte Wunder und augenblicklich hatten sich unsere schmerzenden Füße beruhigt. Wir bekamen jeder eine kleine rote Blechschachtel. Ich erinnere mich nicht mehr an die Aufschrift auf dem Deckel, aber es handelte sich um eine Salbe, mit der wir uns vor dem Marsch die Füße einschmieren sollten. Ärgerlich war nur, dass man uns noch immer keine Socken gab. Diejenigen, die nicht zu den Sanitätern gegangen waren, kümmerten sich bereits um unsere Weiterreise. Die Eisenbahnlinie Charkow–Kiew bot in Romny viele Reisemöglichkeiten. Es fuhren täglich Züge in beide Richtungen, und das Transportproblem schien somit gelöst zu sein. Die Enttäuschung kam jedoch, als uns die beiden Feldwebel bei ihrer Rückkehr verkündeten, dass wir erst in zwei Tagen abtransportiert werden würden. Der verfügbare Platz auf den Zügen war ausschließlich dafür reserviert, die notwendigen Güter für die Front zu transportieren, und die Züge, welche in die andere Richtung fuhren, transportierten vor den Urlaubern zunächst einmal die Schwerverwundeten. Gerüchte begannen sich unter den fünfhundert Unzufriedenen zu verbreiten, für die jede Stunde zählte. Es wurde darüber gesprochen, sich aufzuteilen und auf eigene Faust nach Kiew zu gelangen. Man könne die Lkw-Kolonnen nutzen, einen Fahrer anhalten oder auf einen anfahrenden Zug aufspringen. Es würde sich schon ein Weg finden, verdammt nochmal! Manche wollten den Russen Pferde stehlen. Es kam sogar die Überlegung auf, zu Fuß zu gehen: zweihundertfünfzig Kilometer! Selbst in schnellem Schritt würden wir jedoch fünf Tage brauchen. Das kam nicht in Frage. Es war besser, zwei Tage hier zu warten.

Die Alten maulten: »Ihr werdet schon sehen! Sie werden uns den Urlaub streichen. Wir müssen hier weg. Wer garantiert uns denn, dass wir in zwei Tagen an Bord gehen werden? Wir werden noch in einer Woche hier herumsitzen. Verdammte Scheiße, ich haue ab!«

Meine Füße waren noch zu empfindlich, als dass ich auch nur einen halb so anstrengenden Marsch auf mich genommen hätte. Die von Halls und Lensen genauso. Wir mussten uns wohl oder übel ein paar Tage gedulden, ohne zu wissen, was wir in Romny tun oder wo wir schlafen sollten. Die verdammten Feldgendarmen waren dauernd hinter uns her und jagten uns herum. Es war zwecklos ihnen die Lage zu erklären, diese Bestien wollten nichts davon hören. Sie hatten hier, im ukrainischen Paradies für sich erholende Truppen, ihre nervenaufreibenden Machtdemonstrationen wieder aufgenommen. Sich mit ihnen anzulegen barg das Risiko, dass einem der Urlaubsschein vor der Nase zerrissen wurde, so wie es einem armen, etwa vierzig Jahre alten Kerl passierte. Die Herren Gendarmen hatten mit seinem Gepäck Fußball gespielt. Wütend hatte der Arme darauf aufmerksam gemacht, dass er sechs Monate an der Kaukasusfront gekämpft und sich somit ein bisschen Respekt verdient habe.

»Diese Feiglinge!«, schrien die beiden furchterregenden Feldgendarmen lauthals. »Diese Drückeberger, die von den Russen davongelaufen sind und Rostow verloren haben! Weißt du, was man mit Drückebergern wie dir macht?«, brüllten sie. »Man schickt sie an die Front zurück, die sie niemals hätten verlassen sollen!«

Und vor den entsetzt geweiteten Augen des armen Landsers zerrissen sie seinen Urlaubsschein. Wir dachten, er würde vor Verzweiflung losheulen. Doch er stürzte sich auf die beiden Elenden und schlug sie einen nach dem anderen zu Boden. Bevor wir unseren Schock überwunden hatten, machte er sich auch schon mit großen Schritten davon. Wütend erhoben sich die beiden Gendarmen und schworen, sie würden ihn erschießen lassen.

Auch wir machten uns schnell aus dem Staub, bevor die beiden Gendarmen ihre MPs auf uns richten konnten. Zwei Tage später fuhren wir tatsächlich in Richtung Kiew. Nebenbei bemerkt steckte man uns mit einer Viehherde zusammen, die für die Versorgung beschlagnahmt worden war. Doch wie man uns transportierte, war uns letztendlich egal. Nach fünf Stunden waren wir in Kiew – im strahlenden Kiew, einige Monate vor seiner Zerstörung. Hier waren wir sicher. Der Krieg schien nicht mehr zu existieren. Die Stadt war hübsch und mit Blumen geschmückt. Die Leute gingen ruhig ihren Verpflichtungen nach. Die weißen Straßenbahnen mit schmalen, roten Streifen gondelten durch die Stadt, die durch die bunt gekleideten Menschenmassen angenehm lebendig wirkte. Überall sah man Soldaten in sauberen, blanken Uniformen zuvorkommend an der Seite junger Ukrainerinnen marschieren. Als ich mitten im Herbst einst durch diese Stadt gekommen war, war sie mir bereits schön vorgekommen. Heute bestätigte sich dieser Eindruck: Ich hätte den Krieg gerne hier zu Ende gehen lassen.

Von Kiew aus hatten wir keine Schwierigkeiten, einen Zug nach Polen zu bekommen. Unsere Reise war sehr malerisch. An Bord eines Personenzuges, zusammengewürfelt mit der Zivilbevölkerung, lernten wir das russische Volk viel besser kennen als während des ganzen Krieges. Stunden um Stunden rollte unser Zug mit den klapprigen Waggons auf der eingleisigen Strecke durch die sumpfige, verlassene Ebene des Pripjet. Die Russen sangen und soffen ohne Unterbrechung und boten auch allen anwesenden Soldaten etwas zu trinken an. Auf den wenigen Bahnhöfen, an denen wir hielten, stiegen Reisende ein und aus. Unter Gelächter

wurden die übelsten Witze gerissen. Die Frauen kreischten noch lauter als die Männer. Halls zog einmal seine Uniform aus, um eine Gourbaritchka anzuziehen. Ohne dass wir es mitbekamen, überquerten wir die ukrainische Grenze nach Polen. Nach zwei Reisetagen hielt der Zug schließlich in Lublin, wo wir nach einer äußerst strengen Kontrolle durch die Feldgendarmerie den Zug wechseln mussten. Doch zunächst schickten uns die Kettenhunde in ein Durchgangslager und verlangten, dass wir dort zum Friseur gehen sollten. Die Angst, den Zug nach Posen zu verpassen, verleitete uns jedoch zu einem gewagten Manöver. Halls, Lensen und mir gelang es vor der Nase der Feldgendarmen abzuhauen, ohne vorher die Dienste des Friseurs in Anspruch genommen zu haben. Das war unser Glück, denn tatsächlich hätten wir den Zug sonst verpasst.

Wir erreichten Posen mitten in der Nacht. Hier wurden wir im Durchgangslager sehr gut aufgenommen. Wir bekamen eine Marke für die Essensausgabe und eine weitere für den Schlafsaal. Die Urlaubsscheine sollten am nächsten Morgen abgestempelt werden; die Schreibstube für Urlauber sei täglich von sieben bis elf Uhr geöffnet. Man riet uns, schon um sechs Uhr da zu sein, da es manchmal eine Schlange gab.

Wir fanden das merkwürdig. Musste dann jemand, der fünf Minuten nach elf in Posen ankam, bis zum nächsten Tag warten, bevor er seine Fahrt fortsetzen konnte? Ich glaube, hinter dieser Einrichtung stand der Wunsch, die Soldaten für die Armee jederzeit ›griffbereit‹ zu haben, selbst wenn sie mutmaßlich Urlaub hatten. Während sich ein armer Landser die Beine in den Bauch stand, konnte er durch einen Befehl, dass die Urlaube zu streichen seien, wieder zurück in den Osten geschickt werden. Auf der Rückfahrt dagegen war das Büro Tag und Nacht geöffnet. Wir verbrachten den Rest der Nacht in einem komfortablen Schlafsaal, der ein wenig der Kaserne in Chemnitz ähnelte, und um sechs Uhr am nächsten Morgen standen wir vor der Schreibstube, hinter etwa zwanzig Typen, die vermutlich dort übernachtet hatten. Um sieben Uhr waren wir schon dreihundert Mann. Ohne sich zu beeilen, prüften diese widerlichen, uniformierten Bürokraten unsere Papiere, Soldbücher usw. Hinter uns herrschte ungeduldiges Schweigen. In der Nähe der Eingangstür warteten zwei Gendarmen nur darauf, jedem, der es wagte zu schimpfen, ein jähes Urlaubsende zu bereiten. Im Anschluss überquerten wir einen Hof, an dessen Ende sich eine Halle für die Uniformkontrolle befand. Hier hatten wir die Möglichkeit, unsere Stiefel zu polieren und die Uniform zu bürsten. Man fragte sich beinahe, ob der ganze Schlamm der russische Steppe überhaupt existiert hatte. Und dann, welch bezaubernde Überraschung, wurden uns von Wehrmachtshelferinnen Pakete mit ausgewählten Nahrungsmitteln überreicht. Auf der mit Adlern und Hakenkreuzen übersäten Verpackung stand: ›Ein herzliches Willkommen an unsere Urlauber.‹ Aufmerksames, süßes Deutschland! Halls, der für eine fettige Brühe gestorben wäre, riss verblüfft die Augen auf.

»Verdammte Scheiße! Das hätten wir in Charkow haben sollen!«, konnte er nicht unterdrücken zu rufen. »Wir wären selig gewesen!«

Heute mache ich mich darüber selbstverständlich lustig, damals aber waren wir sehr gerührt von diesem Ereignis. Ein einfaches Paket mit Wurst, Marmelade und Zigaretten entschädigte uns für die zahllosen Nächte, die wir im Freien

bei klirrender Kälte verbracht hatten, und für die Millionen Schritte durch den endlosen Morast des Dontales.

Mit den Geschenken im Gepäck setzten Halls und ich unsere Reise in Richtung Berlin fort. Lensen hatte uns verlassen, um in sein heimatliches Preußen zurückzukehren. Erst in Berlin wurden wir uns der Existenz des Krieges wieder bewusst. Um den schlesischen Bahnhof herum und in den Bezirken Weißensee und Pankow wiesen zahlreiche eingestürzte Häuser auf die ersten Anzeichen der Misere hin. Abgesehen davon herrschte weiterhin reges Leben, wie man es in allen großen Hauptstädten findet.

In Berlin, das ich zum ersten Mal sah, erinnerte ich mich eines Versprechens, das ich Ernst Neubach gegeben hatte. Ich hatte ihm versprochen, dass ich seine Frau besuchen würde, die bei seinen Eltern in Südberlin geblieben war. Ich erklärte Halls meine Absichten, der mir riet, besser erst auf dem Rückweg dorthin zu gehen. Mir war aber klar, dass ich keine Sekunde früher von zu Hause würde abreisen können, weil man mich sicherlich bis zur letzten Minute festhielt. Außerdem war es besser, dieses Versprechen, das ich dem Verstorbenen gegeben hatte, sofort einzulösen. Halls verstand das, auch wenn er darauf pochte, dass ich unrecht hatte. Er selbst wollte keine Zeit verlieren und zu sich nach Hause nach Dortmund fahren. Trotzdem musste ich meinem großen Freund versprechen, dass ich bei ihm zu Hause vorbeischauen würde, wenn ich schon jetzt nicht mit ihm kommen wollte.

Das war eine schlechte Entscheidung. Wie viel besser wäre es gewesen, auf die Stimme der Vernunft zu hören, die aus Halls sprach. Am nächsten Tag wurde mein Fronturlaub angesichts des brennenden Magdeburg beendet. So blieb ich allein in Berlin, einer Stadt, in der ich mich nicht auskannte, und mit großen Verständigungsschwierigkeiten. Mit meinem Rucksack und dem Gewehr beladen, das langsam schwerer wurde, machte ich mich auf den Weg, um Neubachs Wohnung zu suchen. Die Adresse, die mir mein armer Kamerad auf einen Zettel gekritzelt hatte, war glücklicherweise noch zu lesen. Sollte ich die U-Bahn nehmen oder einen Bus? Da ich nicht genau wusste, wo ich hin musste, beschloss ich letztendlich die Stadt zu Fuß zu durchqueren. Das würde mir Gelegenheit bieten, Berlin ein bisschen kennenzulernen; außerdem konnte mir zu dieser Zeit der Gedanke keine Angst machen, eine Stadt zu Fuß zu durchlaufen. Im Gegenteil, es kam mir ganz normal vor. Trotzdem legte ich keinen Wert darauf herumzuirren oder statt in den Süden versehentlich in den Westen zu laufen. Ich hatte ein Schild ›Berlin Süd‹ gesehen, also war ich ungefähr auf dem richtigen Weg. Ich begegnete zwei Schutzpolizisten, die mich ausgiebig musterten, nachdem sie den spektakulären Aufzug eines Soldaten auf Urlaub entdeckt hatten. Ich salutierte vorschriftsgemäß – man musste vor diesen Idioten genauso salutieren wie vor den Offizieren der Armee – und ging ruhigen Schrittes weiter.

Die Stadt war schön, aber ernst, sauber und ordentlich. Die Bombardierungen hatten gerade erst begonnen und bisher praktisch nur die Umgebung der Bahnhöfe zerstört, zumindest in Berlin. In dieser großen, imposanten Stadt, mit ihren prächtigen Möglichkeiten, dem unruhigen aber schönen Stil, schien alles nach einem durchorganisierten und präzisen Rhythmus abzulaufen. Keine

durcheinander quasselnden Leute, keine Menschen, die ihre Köter auf die Straße pinkeln ließen. Frauen, Männer, Kinder, Fahrräder, Autos – alles schien sich auf ein bestimmtes Ziel zuzubewegen, in einem gleichmäßigen Rhythmus – ganz anders als die Hektik in Paris zum Beispiel. Dieser Rhythmus wirkte bewusst und entschlossen, es schien keine Energieverschwendung zu geben. Spazieren zu gehen oder zu flanieren hätte auf jeden Fall unangemessen gewirkt in dieser Stadt, sodass es mir vorkam, als würde sich mein Schritt ihr anpassen. Meine Beine wurden unwillkürlich von diesem stummen und unentrinnbaren Takt bewegt. Ohne Grund stehenzubleiben schien absurd. Die ungeheure Maschinerie, die das Regime in Bewegung gesetzt hatte, lief auf vollen Touren, und das spiegelte sich sogar in dem Getrippel der kleinen Oma wieder, die vor mir ging und die ich mich nach dem Weg zu fragen entschloss. Das weiße Haar ordentlich frisiert, so tadellos wie die Straße, die Zäune, Bordsteinkanten und Trottoirs, schien sie aus einem Traum zu erwachen, als meine Worte an ihr Ohr drangen.

»Bitte, Madame«, sagte ich verlegen, wie jemand,.der gezwungen ist in einer Theatervorstellung, die schon begonnen hat, eine Frage zu stellen, »könnten Sie mir den Weg zeigen? Ich muss zu dieser Adresse.« Ich zeigte ihr meinen Zettel, der in meinen Augen jetzt so aussah, als käme er direkt aus dem Mülleimer.

Die gute Alte lächelte, als hätte sie einen Engel gesehen.

»Das ist sehr weit, junger Mann«, sagte sie mit einer Stimme, die so sanft war, dass plötzlich all meine Kindheitserinnerungen in mir hochkamen. »Das ist sehr weit. Sie müssen in Richtung Autobahn Tempelhof gehen. Es ist sehr weit.«

»Das macht nichts, Madame«, erwiderte ich nicht sehr intelligent.

»Sie sollten fahren, das würde Ihnen die Mühe ersparen.«

»Das macht nichts«, wiederholte ich stumpfsinnig.

Tatsächlich fiel mir nichts Intelligentes mehr ein, das ich hätte äußern können. Die Sanftmut dieser guten Alten traf mich nach so vielen Leiden und Anpfiffen mehr als all die Toten von Outcheni.

»Das macht nichts, Madame. Ich bin in der Infanterie«, brachte ich lächelnd heraus.

»Ja, ich weiß«, sagte sie noch sanfter als zuvor, »Sie werden das Marschieren gewohnt sein. Kommen Sie, ich begleite Sie bis zum Kaiser-Wilhelm-Schloss. Dort erkläre ich es Ihnen.«

So lief Sie nun an meiner Seite. Da ich nicht wusste, was ich zu ihr sagen sollte, bemühte sie sich, die Konversation fortzusetzen.

»Woher kommen Sie, mein Junge?«

»Aus Russland, Madame.«

»Russland ist groß. Von welchem Ort?«

»Russland ist sehr groß, Madame. Ich komme vom Südabschnitt, Madame, von Charkow.«

»Von Charkow!«, rief sie und sprach den Namen ganz deutsch aus. »Ach so. Ist das eine große Stadt?«

Der braven Frau war Charkow natürlich nur ein schemenhafter Begriff, den zu merken man sich keine Mühe gibt.

»Ja, Madame, das ist eine große Stadt.«

Für mich, der ich Charkow gesehen hatte, hatte das Wort ›Stadt‹ seine eigentliche Bedeutung verloren. Charkow, selbst wenn es einmal eine große Stadt gewesen war, bedeutete einen von Staubwolken, Rauch und Feuer umgebenen Schutthaufen. Es bedeutete Schreie, die man in einer Stadt gewöhnlich nicht zu hören bekommt. Es war ein langer Korridor voll von erstarrten Leichen, die wir hatten herausschaffen müssen. Es bedeutete auch drei Bolschewiken, an ein Eisengitter gebunden, mit aufgerissenen Bäuchen.

»Mein Sohn ist in Brjansk«, legte die alte Dame nach, die offenbar etwas von der Front hören wollte.

»Brjansk«, erwiderte ich nachdenklich »das ist, glaube ich, der Mittelabschnitt. Das kenne ich nicht.«

»Er schreibt mir, es geht einigermaßen gut dort. Er ist Oberleutnant bei den Panzern.«

Ein Oberleutnant! »Verdammt«, dachte ich, »ein Offizier!« Dagegen stach ich als einfacher Soldat natürlich nicht gerade ab.

»War es denn in ihrem Sektor schlimm?«

»Es war schlimm, Madame, aber jetzt geht es gut, ich bin auf Urlaub«, sagte ich lächelnd.

»Das freut mich sehr für Sie, mein Junge.«, sagte sie, und es klang ehrlich. »Und Sie besuchen jetzt Ihre Familie in Berlin?«

»Nein, Madame, ich besuche die Eltern eines Freundes.«

Eines Freundes … Ernsts! Eines Toten! … Für welchen Freund ich diesen Marsch denn machen würde? Die kleine Alte begann mir auf die Nerven zu gehen.

»Ein Regimentskamerad«, setzte die Alte die Konversation fort, froh über meinen adretten Urlaubsschein.

Ich hätte sie in diesem Moment am liebsten in einen Stacheldrahtzaun gestoßen. Da ich nicht antwortete, wechselte sie das Thema.

»Woher stammen Ihre Eltern?«, fragte sie neugierig.

»Aus Weißenburg im Elsass.«

Sie sah mich erstaunt an: »Sie sind Elsässer, mein Kleiner? Ich kenne dieses Land gut.« Ich hätte am liebsten geantwortet, dass sie es wohl besser kannte als ich.

»Ja, ich bin Elsässer.«, sagte ich, um meine Ruhe zu haben.

Die kleine Alte erzählte mir von einer Reise nach Straßburg, die sie gemacht hatte. Ich hörte nicht mehr zu. Durch die Erinnerung an Neubach hatte sie mich aufgeregt. Ich hatte besseres zu tun, als mir von der wohlgeordneten Reise dieser alten Frau erzählen zu lassen. Die Sonne schien, ich hatte Urlaub, ich musste an die schönen Dinge denken. Zugleich war ich unsicher, welche Haltung ich bei den Neubachs annehmen sollte. Diese Menschen hatten einen Sohn verloren und durchlitten bestimmt einen furchtbaren Schmerz. Und dann … Ach du Scheiße! Vielleicht wussten sie es noch gar nicht … Oh Gott, wenn dem so war, wie sollte ich es ihnen sagen.

Nein, ich würde der Familie meines armen Freundes auf dem Rückweg einen Besuch abstatten. In der Zwischenzeit würden sie höchst wahrscheinlich in Kenntnis gesetzt worden sein. Halls hatte recht. Ich hätte mit ihm gehen sollen. Er jedenfalls war noch am Leben.

Zusammen mit der guten Alten kam ich an eine große Kreuzung gegenüber einer Brücke, die über einen Graben führte – oder über einen Fluss. Ich wusste, dass Paris an der Seine lag, aber nicht, ob Berlin an der Oder oder der Elbe lag. Zu meiner Rechten war ein riesiger Gebäudekomplex, das Schloss Kaiser Wilhelms. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, ragte das beeindruckende Kriegerdenkmal für die Helden von 1914 bis 1918 auf. Es war beindruckend in seiner Monumentalität: tausendzweihundert Stahlhelme aus dem vorigen Krieg, eingemauert in die Umfassung. Am Fuß des Monumentes marschierten unaufhörlich zwei Wachposten der SS-Leibstandarte Hitlers in gleichmäßigem und ruhigem Schritt, welcher auf seltsame Art und Weise den Eingang in die Ewigkeit symbolisierte. Mit einer Präzision, die jeden Uhrmachermeister neidisch gemacht haben würde, wendeten sich die beiden in einer Entfernung von dreißig Metern mit einer tadellosen und absolut synchronen halben Drehung einander zu, nahmen ihren beindruckenden Marsch wieder auf, gingen aneinander vorbei und begannen von vorne. Dieses Schauspiel beängstigte mich ein wenig.

»Da sind wir, mein Kleiner«, teilte mir die freundliche Dame mit. »Sie gehen jetzt über die Brücke und folgen dieser Allee.«

Sie zeigte mit dem Finger auf die riesige, steinerne Kulisse der Stadt, in der ich meine Adresse würde suchen müssen.

Ich hörte ihr schon nicht mehr zu. Ich wusste, dass ich nicht zu den Neubachs gehen würde und dass ihre Erklärungen überflüssig waren. Dennoch überbot ich mich selbst mit Worten des Dankes und drückte der alten Dame mit fröhlicher Miene die Hand. Während sie sich entfernte, wünschte sie mir nochmals alles Gute. Ich lächelte nur. Sobald sie verschwunden war, schoss ich wie der Blitz los, um die verlorene Zeit wieder einzuholen und auf schnellstem Weg den Westbahnhof zu finden.

Wie ein Besessener rannte ich über den Kai, der sich am Fluss entlang erstreckte. Und plötzlich war die Luft erfüllt von militärischen Klängen. Aus einem hohen Portal bog eine herausgeputzte Truppe, die jede Sanitärstation entzückt hätte, in die Straße ein und lief in Richtung der Brücke. Glücklicherweise hatte ich die Lektionen von Bialystok nicht vergessen. Vorbildlich stand ich stramm und präsentierte das Gewehr vor der Truppe, die teilnahmslos vorüber zog. Eineinhalb Stunden später kam ich nach einigem Fragen am Bahnhof an, wo ich einen Zug finden musste, der mich nach Frankreich bringen sollte. Auf dem Bahnsteig, in einem Meer von Soldaten, suchte ich ängstlich nach meinem Freund Halls, der ebenfalls diesen Zug nehmen musste. Ich hatte nur noch wenige Minuten, und als ich ihn nicht finden konnte, stieg ich schließlich ein. Während ich nach all dem Gehetze langsam wieder zu Atem kam, begann die deutsche Hauptstadt mit der trägen Anfahrt des vollgestopften Zuges zu verblassen. Der Zug war nicht mit den Zügen in Russland zu vergleichen. Selbst die Soldaten sahen hier – dem zivilisierten und organisierten Leben sämtlicher großer europäischer Nationen

entsprechend – gemessen und ernst aus. Der Kontrast war so stark, dass ich mich fragte, ob das, was ich in Russland erlebt hatte, nur einem bösen Traum entstammte.

Die Nacht brach herein, der Zug fuhr stetig weiter. Seit drei Stunden waren wir unterwegs, und ich hatte den Eindruck als würde der Zug im Kreis durch eine Stadt fahren. Man sah keine Landschaft, nur Gebäude. Plötzlich hielten wir an, obwohl kein Bahnhof den Halt zu rechtfertigen schien. Alle beugten sich hinaus, um etwas zu sehen. Es war Nacht, aber in der Ferne ließ ein roter Schimmer den Himmel erglühen. Ein dumpfes Rollen ertönte, unterbrochen von Donnern. Das Dröhnen eines Flugzeugs über uns ließ die Scheiben des Waggons erzittern.

»In Magdeburg scheint es zu krachen«, sagte ein Landser zu mir, der sich mit in die Fensteröffnung geschoben hatte.

»Was kracht?«, fragte ich erstaunt.

Entgeistert sah er mich an.

»Diese scheiß Yankees, verdammt«, rief er und musterte mich von oben bis unten. »Hier hat man auch nicht mehr Ruhe als an der Front.«

Ich konnte meine Augen nicht von dem brennenden Magdeburg wenden. Und ich glaubte den Krieg weit hinter mir gelassen zu haben! Eine Viertelstunde später hielt der Zug, der seine Fahrt wieder aufgenommen hatte, erneut. Soldaten liefen den Bahndamm entlang und verlangten von uns allen, dass wir ausstiegen. Es wurde das Gerücht laut, dass das Gleis unterbrochen wäre. Alle Soldaten, ob im Dienst oder auf Urlaub, sollten sich den Aufräumteams zur Verfügung stellen. So schloss ich mich also in meiner schönen neuen Uniform und mit meinem Urlauberpaket etwa hundert anderen schicksalergebenen Landsern an.

Nach einem halbstündigen Marsch in die Stadt begannen wir – fast blind vom beißenden Rauch der vielen Brände – Balken und Mauersteine wegzuräumen, während die Explosionen der mit Zeitzündern versehenen Bomben die noch übrig gebliebene Bevölkerung weiter dezimierten. Gruppen von weinenden Zivilisten wurden unter lautstarken Anweisungen zu Aufräumarbeiten herangezogen. Überall herrschte hektische Betriebsamkeit. Die Nacht wurde einzig durch die Feuer erhellt. Zwischen den Haufen von Steinen, Holz, Glas, Möbeln, Armen und Beinen schossen Flammen aus geborstenen Gasleitungen wie aus Schneidbrennern.

Eine Gruppe von Landsturmleuten stattete uns mit Pickeln aus. Um leichter arbeiten zu können, stapelten wir unser Gepäck neben einem Feuerwehrwagen auf. Beim Durchsuchen der Ruinen mussten wir uns beeilen, von überall drang das Stöhnen der in den Kellern eingeschlossenen Zivilisten bis zu uns. Verängstigte Frauen und Kinder schleppten weinend Steine und Ziegel und legten auf diese Weise große Zwischenräume frei. Ein Befehl folgte dem nächsten, sie verschmolzen miteinander. »Hierher! Hier!«, »Alle Mann hierher!«, »Schnell, die kaputten Wasserleitungen fluten die Keller, schnell!« Als Soldaten wurden wir zu den gefährlichsten Stellen geschickt, an denen Einsturzgefahr bestand. Durch tiefe Schächte drangen wir zu den Kellern vor. Einmal versuchten wir mit aller Kraft eine Ziegelmauer zu durchbrechen, die den Zugang zu einem Keller versperrte, aus dem Klagen zu hören waren. Im matten Licht von ein oder zwei

Taschenlampen bahnten wir uns den Weg durch das Geröll. Meine Spitzhacke verschwand in etwas Weichem, wahrscheinlich im Bauch eines Unglücklichen, der von den Tonnen von Schutt zerquetscht worden war. Verdammte Scheiße, ich war im Urlaub! Das hielt mich alles auf! Ein Grollen ließ das Untergeschoss erbeben, in dem wir uns befanden. Noch eine dieser raffinierten amerikanischen Bomben, die zeitverzögert hochgingen. Unsere Bemühungen wurden aber schließlich doch belohnt. Die letzten Ziegelsteine gaben unter unseren wiederholten Schlägen nach, und in dem finsteren Durchbruch, unter einer unglaublichen Menge Staub, tauchte eine Gruppe verstörter und verrußter Menschen auf. Die einen fielen uns um den Hals und weinten vor Dankbarkeit, die anderen liefen buchstäblich davon. Alle waren auf die eine oder andere Weise verletzt oder angeschlagen. Unter Husten mussten wir dann noch hineinsteigen, um einige erstarrte Frauen herauszuholen, die ihre Kinder an sich pressten, als wollten sie sie ersticken.

Ich schnappte mir das erstbeste Kind, doch ein Knirps von fünf oder sechs Jahren krallte sich so sehr an meiner Hose fest, dass sie fast aus meinem Stiefel rutschte. Er zog mich mit sich, während er so heftig weinte, dass sein Atemholen zwischen zwei Schluchzern eine Ewigkeit zu dauern schien. Er führte mich in eine Ecke, wo ein zusammengekrachtes Weinregal gerade so das halb eingestürzte Gewölbe abstützte. Dort unten lag, mitten im Schutt vage erkennbar, ein menschlicher Körper begraben. In seinem untröstlichen Kummer heulte der Kleine immer weiter. Ich schrie: »Hierher mit dem Licht! Schnell!«

Irgendwer kam mit einer Lampe. Nun erkannte ich den Körper einer Frau, der vom Metall des Weinregals zerquetscht war, welches selbst unter dreißig bis vierzig Tonnen zersplitterten Mauerwerks zusammengebrochen war. Der Körper eines Kindes war zur Hälfte unter ihr eingeklemmt. Ich zerrte an den feuchten, staubigen Kleidern der Toten und zog mit Wucht den leblosen Körper des kleinen Kerls heraus, als ob es sich lediglich um einen weiteren Stein gehandelt hätte. Doch so leblos war er nicht, denn er schien sich zu regen. Mit den zwei anderen Kindern beladen lief ich hastig zum Eingang des Kellers. Dort übergab ich den Jungen auf meinen Armen einem Rettungshelfer und schleppte den mit dem tränenüberströmten Gesicht noch ein Stück weiter mit, wo ich ihn dann jedoch sich selbst überließ. Wir wurden schon wieder an anderer Stelle gebraucht.

Erneut heulten die Sirenen auf: Ihrer bewährten Praxis folgend hatten die US-Amerikaner ihre zweite Ladung abgeworfen, bevor wir die Zeit hatten den Opfern der ersten zu helfen. Die Trillerpfeifen der Luftschutzwarte ertönten zum Rückzug.

»Alles in die Luftschutzräume!«, schrie es ringsherum.

Was für Luftschutzräume? Im Umkreis von vierhundert Metern konnte man ein Hotel nicht mehr von einem Schutt- oder Kohlehaufen unterscheiden. Die Bewohner des Ortes liefen in die Richtung, die ihnen am geeignetsten erschien. Verirrte Kinder stießen gellende Schreie aus. Über uns schwoll das unheilvolle Brummen der viermotorigen Flugzeuge an. Auch ich lief – und ich wusste, was ich suchte. Zwar war der Feuerwehrwagen verschwunden, aber der Haufen mit unserem Gepäck lag noch dort. Soldaten durchwühlten ihn, schnappten sich irgendein Bündel und liefen davon. Da war meines, ich erkannte es an dem kleinen

metallenen Edelweiß, das ich auf das Stück Kalbsfell aufgenäht hatte, das mir als Kopfkissen diente. Ich raffte alles zusammen, meinen Karabiner eingeschlossen … doch wo war mein Paket?

»He, ihr da! Mein Paket!«

In dem Durcheinander warf mir jemand ein Paket zu, und schon rasten alle davon.

»He! Das ist es nicht. Wartet … Verdammte Scheiße!«

Am anderen Ende der Stadt ging schon der Hagel nieder.

Verdammte Scheiße! Verdammte Scheiße! …

Wie ein Tornado fegte ich über eine freie Fläche, auf der mir ein Wagen, der genauso in Eile war wie ich, gerade noch ausweichen konnte. Dann schien der Asphalt der Straße lebendig zu werden. Durch den Höllenlärm der Explosionen, verursacht durch die vier bis fünf Kilo schweren Bomben, konnte man noch den kristallenen Beiklang tausender, gleichzeitig zerberstender Fensterscheiben vernehmen.

Immer weniger Menschen blieben noch draußen. Nur ein paar Narren wie ich rannten noch herum, auf der Suche nach einem Unterschlupf. Mit vom aufgewirbelten Staub schmerzenden Augen und durch weiße Lichtblitze hindurch, konnte ich die Silhouetten einiger Häuser erkennen, die eine Straße säumten.

Hier war ein weißes Schild mit schwarzer Aufschrift: ›Luftschutzkeller – 30 Personen‹. Es war mir in dem Moment egal, ob dort hundert oder sogar mehr waren. Ich stieg eine Wendeltreppe hinunter, die zwischen den einzigen beiden intakten Mauern des Gebäudes lag, in das ich mich gerade hineingehechtet hatte.

Eine trübe Lampe, die von einer guten Seele an die Wand gehängt worden war, beleuchtete die Treppenspirale. Doch nach zwei Absätzen versperrte irgend etwas den Weg. Ein massiver, grauer Zylinder, größer als ich. Verdammt, er verstopfte den Durchgang! Ich versuchte zwischen ihm und der Wand durchzuschlüpfen. Als ich jedoch genauer hinsah, machte ich eine Entdeckung, die mich erstarren ließ: es war eine Bombe! Eine riesige Bombe, deren ramponierte Flügel bewiesen, dass sie das Haus von oben nach unten durchschlagen hatte. Eine Bombe von mindestens vier Tonnen, die wahrscheinlich jeden Augenblick in die Luft gehen konnte. Nichts wie weg! Ich machte eine halbe Drehung und raste zurück, indem ich immer vier Stiegen auf einmal nahm. Schweißgebadet tauchte ich aus dem Schutzraum auf und stürzte hinaus in die dunkle Nacht, die immer wieder wie von einer gigantischen neonbeleuchteten Reklametafel erhellt wurde. Schließlich ließ ich mich völlig außer Atem in der Nähe einer Bank auf einen Grünstreifen sinken, wo ich mindestens zwanzig Minuten verharrte, bis die Sirenen das Ende des Alarms verkündeten. Es kehrte wieder Ruhe ein und ich nahm die Räumarbeiten wieder auf, welche für mich bis zum Ende des Vormittags andauerten. Zu jenem Zeitpunkt erfuhr ich dann die deprimierendste Nachricht.

Ich machte mich nach der furchtbaren Nacht bereit zur Fortsetzung der Reise. Zwei Tage meines Urlaubs waren bereits vergeudet und ich hatte keine Sekunde mehr zu verlieren. Ich ging also zu einem Polizisten und fragte ihn, wo ich einen Zug nach Kassel und Frankfurt finden könnte. Der Kerl fragte nach meinem Urlaubsschein und bat mich, nachdem er ihn überflogen hatte, ihm zu folgen. Er

brachte mich zu einem Posten der Feldgendarmerie, wo ich meinen Urlaubsschein von Hand zu Hand wandern sah. Trotzdem ließ ich ihn durch das Schiebefenster nicht aus den Augen. Ich sah, wie unzählige Stempel auf das Papier gedrückt wurden, das ich seit Aktyrkha mit mir führte. Dann kehrte es zu mir zurück. Ein Gendarm verkündete mir in geschäftsmäßigem Ton, dass ich über den Sektor Magdeburg nicht hinausfahren dürfe. Unter Berücksichtigung der Position meines Armeekorps hätte ich die maximal erlaubte Entfernung erreicht.

Mein Blick ging von einem Gendarm zum anderen. Ich brachte keinen Ton heraus. Meine Enttäuschung war ebenso groß wie die Überraschung, die ich empfand und die mich vorübergehend betäubte.

»Nun, wir verstehen Ihre Enttäuschung«, sagte immerhin einer von ihnen, dem meine Emotionen nicht verborgen geblieben waren. »Im Soldatenheim der Stadt werden Sie gut aufgehoben sein.«

Wortlos, mit einem Gefühl in der Kehle als müsste ich weinen, nahm ich den Zettel, den der Polizist, zu faul um ihn mir zu reichen, auf die Theke gelegt hatte, und ging zurück zum Eingang.

Wieder draußen, wo noch immer die Sonne strahlte, lief ich weiter, die Augen vor Enttäuschung weit aufgerissen. Ich spürte die Blicke der Leute, die mir begegneten und mich ansahen wie einen Säufer. Plötzlich schämte ich mich. Zitternd vor Verzweiflung suchte ich nach einem Platz, an dem ich meine Traurigkeit verbergen konnte. Die Überreste eines zerstörten Gebäudes boten mir ein Stückchen weiter Zuflucht. Ich verkroch mich in den hintersten Winkel, ließ mich auf einen Stein fallen und hielt mir den mit Stempeln verunstalteten Zettel vor die verstörten Augen. Dann brach ich in Tränen aus wie ein Kind. Ein Rascheln ließ mich den Kopf heben. Jemand hatte mich in die Ruine gehen sehen und war mir gefolgt, wahrscheinlich in der Annahme ich wäre ein Plünderer. Als der Mann sah, dass ich weinte, ging er beruhigt weiter. Gott sei Dank maß man zu dieser Zeit den Tränen anderer weniger Bedeutung bei als ein paar Essensmarken. Ich hatte also wenigstens das Glück, mit meinem Kummer allein zu sein.

Am Abend nahm ich den Zug zurück nach Berlin, in Anbetracht der zwingenden Umstände entschlossen, mich mit der Familie Neubach in Verbindung zu setzen. Die Adresse meiner deutschen Verwandten, die zu jenem Zeitpunkt sogar in der Nähe von Berlin wohnten, wusste ich nicht. Es blieben mir also nur das Soldatenheim oder die Neubachs. Die ganze Fahrt über konnte ich nur an meine Enttäuschung denken: Ich hatte mir so viel von meinem Urlaub versprochen. Ich hatte ihn ja auch verdient, ich hatte mich seinetwegen zur Infanterie gemeldet! Und nun saß ich da mit diesem lächerlichen Stück Papier, in einer Welt voller Sorgen. Nicht einmal das wunderbare Urlauberpaket war mir geblieben, das ich mir in der Drecksstadt Magdeburg hatte stehlen lassen. Das andere, das ich mir dafür genommen hatte, enthielt die schmutzige Wäsche eines Landsers. Ich würde also mit leeren Händen zu diesen Leuten kommen, die ich nicht kannte. Mit dem wenigen Geld, das ich besaß, konnte ich es mir nicht leisten irgendein Geschenk zu kaufen.

Noch am selben Abend kam ich in Berlin im Soldatenheim an, wo ich trotz allem froh war eine Schale mit Essen und ein Bett vorzufinden. Außerdem machte

ich auf Anraten eines älteren Soldaten hin Meldung bei einem Unteroffizier am Registrierschalter, über das, was mir passiert war. Dieser recht sympathische Mann notierte meine Angelegenheit und bat mich, in vierundzwanzig Stunden wieder vorbeizukommen.

Am nächsten Tag machte ich mich frühmorgens auf die Suche nach dem Haus der Neubachs. Nach vielen Erkundigungen und Umwegen befand ich mich schließlich vor der Nummer 112 in der Killeringstraße. Es war ein sehr einfaches, dreistöckiges Haus, mit einem schmalen Kiesweg, der durch ein niedriges Gittertürchen abgesperrt war. Ein junges Mädchen, das in meinem Alter zu sein schien, lehnte an einem Türflügel. Nach kurzem Zögern näherte ich mich ihr und fragte ein letztes Mal nach den Neubachs.

»Ja, die wohnen hier«, sagte das junge Mädchen mit einem strahlenden Lächeln. »Im ersten Stock. Aber um diese Uhrzeit sind sie beide bei der Arbeit.«

»Vielen Dank Mademoiselle. Wissen Sie, wann ich sie antreffen könnte?«

»Wahrscheinlich heute Abend, ab sieben Uhr.«

»Ah! Gut«, sagte ich und dachte schon an den langen Tag, den ich würde abwarten müssen.

Ich bedankte mich und ging langsam zurück.

Mein Gott, was sollte ich nun die ganze Zeit über machen?

Ich hatte schon einige Schritte zurückgelegt, als mir einfiel, dass ich mich noch eine Weile mit dem Mädchen hätte unterhalten können. Während ich das Gittertürchen zumachte, warf ich dem Mädchen, das einen Gruß andeutete, ein letztes Dankeschön zu. Worauf wartete sie wohl? Jedenfalls nicht auf die Neubachs!

Ich hatte bereits einige Schritte auf der Killeringstraße zurückgelegt, als mir der Gedanke kam, ich hätte wenigstens ein bisschen länger mit dem Mädchen sprechen sollen. Nach einigem Zögern machte ich kehrt, in der Hoffnung, dass sie in der Zwischenzeit nicht weggegangen sei. Selbst wenn es nur ein paar gewonnene Minuten an diesem unendlich langen Tag wären, den ich herumbringen musste, so war es die Schmach wert, von ihr aufgezogen zu werden. Solange sie mir nicht geradewegs ins Gesicht lachte, war ich bereit jeden Spott hinzunehmen. Rasch stand ich wieder vor der 112. Sie war noch da!

»Glauben Sie etwa, dass sie schon zurück sind?«, sagte sie lachend.

Das kam mir gerade recht, dass sie zuerst angefangen hatte zu reden.

»Sicher nicht. Aber ich bin in dieser Stadt so verloren, dass ich lieber hier auf diesen Stufen warte, als noch stundenlang umherlaufen zu müssen.«

»Sie wollen die ganze Zeit hier warten?«, rief sie ganz verblüfft aus.

»Ich fürchte, ja.«

»Aber Sie sollten sich Berlin ansehen, es ist sehr interessant.«

»Das denke ich auch, aber ich kenne mich nicht aus und würde herumlaufen, ohne etwas zu sehen.«

»Sind Sie auf Urlaub?«

»Ja, und ich habe noch zwölf Tage. Ich darf über das Gebiet von Berlin nicht hinaus.«

»Sind Sie an der Ostfront?«

»Ja!«

»Es muss ihnen dort schlecht ergangen sein, das sieht man.«

Ich sah sie verdutzt an. Mir wurde plötzlich klar, dass ich wohl ein Gesicht auf hatte wie ein Sargträger. Aber dass ein hübsches Mädchen das gleich anmerken musste!

Sie erzählte mir dann von den Leuten aus der dritten Etage, aber ich hörte nicht mehr zu. Eine fixe Idee ließ mich nicht mehr los. Wenn sie fand ich würde so schlimm aussehen, dann würde dieses kleine Geplauder, das mich ein wenig ins normale Leben zurückholte, in Nullkommanichts beendet sein. Davor hatte ich eine Heidenangst. Ich hätte alles mögliche getan, nur damit dieser Moment noch lange anhalten würde.

Ich versuchte Abhilfe zu schaffen und meine Haltung und Visage durch Lächeln, Gesten und Mienenspiel zu ändern. Einfältig setzte ich alles daran, mich möglichst angenehm zu verhalten. Dann fragte ich sie schwerfällig, ob sie die Stadt kenne.

»Na klar!«, antwortete sie, ohne meine Finte zu bemerken. »Ich kam lange vor Kriegsausbruch nach Berlin.«

Und dann erzählte sie mir eine Menge Dinge. Die eine Hälfte des Tages studierte sie, die restlichen acht Stunden war sie Rettungshelferin. Sie studierte, um Lehrerin zu werden. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu. Das Vergnügen, dieses Mädchen was auch immer erzählen zu hören, reichte schon aus, um mich sanft einzulullen. Beglückt über dieses sanfte weibliche Geplapper strengte ich mich weiter an ihr zu gefallen. Als sie das Thema ausgeschöpft hatte, stellte ich ihr nach Art der Feldwebel die entscheidende Frage.

»Da Sie erst um fünf Uhr Ihre Arbeit im Luftschutzdienst wieder aufnehmen, könnten Sie mir nicht ein bisschen Berlin zeigen, bitte? Natürlich nur, wenn Sie nichts anderes zu tun haben! ...«

Sie errötete ein bisschen.

»Ich würde gerne«, sagte sie mit gesenktem Blick, »aber zuerst muss ich zu Frau ...« (Den Namen habe ich vergessen.)

»Oh! Wissen Sie, ich habe alle Zeit der Welt. Will heißen zwölf Tage.«

Das brachte sie zum Lachen. Ein gutes Zeichen, dachte ich.

Wir plauderten noch mindestens eine Stunde, bevor die besagte Frau kam. Ich musste vom Krieg erzählen, obwohl ich alles dafür getan hätte, um an etwas anderes zu denken. Ich übertrieb natürlich, erzählte verwegene Geschichten, die ich nie erlebt hatte. Wenn ich diesem Mädchen vom Dreck und der ganzen Scheiße in den Weiten Russlands erzählt hätte, hätte sie das wahrscheinlich gelangweilt. Und dann hatte ich auch Angst, unsere Leiden zu treffend in Worte zu fassen. Ich hatte Angst, dass das Mädchen durch meine Schilderung und durch mich selbst den Geruch von Schlamm und Blut wahrnehmen könnte. Ich hatte Angst, sie könnte durch mich hindurch den ungeheuren grauen Horizont erahnen, der noch in meinem Blick lag. Ich hatte Angst, sie könnte entsetzt und angewidert sein und es mir übel nehmen. Ich erfand und fantasierte aus dem Stand Heldentaten, wie man sie in amerikanischen Filmen sehen konnte. So gelang es mir, ihr

staunende ›oh‹s und lautes Gelächter zu entlocken. Indem ich sie bei Laune hielt, konnte unser Duett, an das ich mich so klammerte, andauern.

Endlich kam Frau ... Zuerst sah sie uns streng an. Paula – das war ihr Vorname – stellte mich als einen Freund der Neubachs vor. »Eigentlich war ich ein Kamerad von Ernst Neubach, Madame; er hatte mich gebeten, seine Eltern zu besuchen.«

»Ich verstehe, junger Mann; kommen Sie zu mir herein, da können Sie besser warten. Die armen Neubachs zeigen sich unglaublich tapfer. Der Verlust ihrer beiden Söhne innerhalb von zehn Tagen, das ist einfach zu grauenvoll! Mein Gott! Wenn nur dieser Krieg zu Ende ist, bevor einem der meinen etwas zustößt.«

Also wussten es die Neubachs! Sie wussten nicht nur, dass Ernst getötet worden war, sondern hatten noch einen weiteren Sohn verloren! ... Ich hatte nicht gewusst, dass Ernst einen Bruder hatte. Auf einen Schlag kam mir alles wieder in Erinnerung: Ernst, der Don, der Tatra ... Wie ich auf ihn einschrie ... ›Ernst! Ich rette dich, du sollst nicht weinen, Ernst!‹ Nur der Anblick von Paula riss mich aus diesen grauenhaften Erinnerungen. Ich durfte nicht zurückdenken. Nein, Paula war hier, lächelnd! Ich musste vergessen ... Doch wie schwer war das!

»Sie bleiben bei mir oder bei den Neubachs – wie Sie möchten, werter Herr«, sagte die liebenswerte Dame zu dem siebzehnjährigen ›werten Herren‹.

»Wie ist Ernst gestorben?«, fragte sie.

»Entschuldigen Sie, ich möchte nicht darüber sprechen«, sagte ich und senkte den Kopf.

Aber es brachte mir nichts, den Kopf zu senken: Mein Blick fiel auf meine Stiefel, die die Erde auf dem Grab Ernst Neubachs festgetreten hatten. Alles erinnerte mich an das Drama, alles, außer Paula und ihr Lächeln.

»Denken Sie sich etwas aus über das Ende Ihres unglücklichen Kameraden«, sagte die rechtschaffene Frau. »Erzählen Sie den armen Eltern nicht das ganze Grauen, das ich aus Ihrem Schweigen errate.«

»Verlassen Sie sich auf mich, Madame, ich habe inzwischen gelernt mir etwas auszudenken.«

Frau ... wechselte schnell das Thema, das offensichtlich zu heikel war, und brachte Paula und mir eine große Schale Kakao. Dann sagte sie etwas zu Paula, die der kleinen Frau ... bei den Näharbeiten assistierte.

»Ich hoffe, du wirst unserem Freund Sajer Gesellschaft leisten und ihm die Prachtstraße ›Unter den Linden‹ und die Siegesallee zeigen, Paula. Der junge Mann braucht Zerstreuung. Das ist deine Aufgabe, Paula.«

Am liebsten wäre ich der guten Frau um den Hals gefallen!

»Aber wir müssen das ja fertig machen und ...«

»Papperlapapp, du zeigst ihm unsere Hauptstadt, nichts kann dringender sein.«

Mit dem Versprechen, zum Mittagessen zurück zu sein, brachen wir zu unserem Spaziergang auf. Ich ging an der Seite von Paula, stumm vor Entzücken. Von Zeit zu Zeit versuchte sie, im gleichen Takt wie ich zu gehen, sprich zu marschieren. Sie machte den Paradeschritt nach, wahrscheinlich, um sich über mich lustig zu machen, aber nichts konnte mein Glück trüben. Ich lachte nur, ohne viel zu reden. In einer kleinen, rot gestrichenen Bude verkaufte man gebratenen Fisch.

Mir kam die Idee, Paula einen zu spendieren. Wichtige Dinge wie Nahrung lagen mir einfach näher als die feinen, zierlichen Blumensträuße, die feilgeboten wurden. Paula folgte mir, immerzu liebreizend und lächelnd. Der Verkäufer war schon dabei zwei Portionen auf zwei Stück Graubrot zurechtzumachen, das wahrscheinlich mit irgendeinem Butterersatz beschmiert war, als er unsere Brotmarken verlangte.

»Marken? Ich habe keine Marken … ich bin Urlauber.«

»Alle Familien von Urlaubern können beim Bürgermeister für die Dauer von deren Aufenthalt Marken abholen. Ich kenne die Tricks, es gibt sogar welche, die holen sich die für die Toten ab«, sagte die derbe Person, die von unserer Freude nicht angesteckt worden war.

Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich den Fisch einfach ohne diese beschissene Stulle gefuttert, aber vor einem jungen Mädchen!

»Ich bin auf der Durchreise«, sagte ich lächelnd, in dem Versuch, die Zuneigung des Verkäufers zu gewinnen.

Es war nichts zu machen. Paula lachte diesmal aus vollem Halse. Ich merkte, dass ich albern wurde.

»Dir werde ich es noch zeigen, du Null«, fügte ich auf französisch hinzu.

Mein Gegenüber verstand nichts und stocherte wieder in seinem Ofen herum. Wir setzten unseren Ausflug ohne gebratenen Fisch fort.

Das Mittagessen bei Frau … war der Gipfel meines Glücks. Trotz der strengen Rationierung war es der rechtschaffenen Dame gelungen, ein höchst schmackhaftes Essen zuzubereiten. Ich weiß nicht, ob es ein Mangel an Anstand war oder ob es die paar Gläschen guten Likörs waren, die mir die Gastgeberin eingeschenkt hatte, doch als ich mich vom Tisch erhob, überkam mich ein ungewöhnlicher Übermut. Ich schmetterte aus voller Kehle Marschlieder, bei denen meine beiden Gefährtinnen überhaupt nicht mitsingen konnten. Dann, als mir mein Brüllen bewusst wurde, entschuldigte ich mich hastig und stimmte ein anderes, genauso schallendes Lied an. Die gute Frau schien belustigt, aber etwas unruhig zu sein. Paula bog sich vor Lachen und sah mich an, als wäre ich ein Clown. Frau … sah, dass ich betrunken war, und da sie um ihr Geschirr fürchtete, machte sie Paula den Vorschlag, mich an die frische Luft zu führen. Diese nahm mich also mit, etwas unglücklich darüber, mit einem Landser auszugehen, der zu den schlimmsten Dummheiten aufgelegt war.

Im Treppenhaus schlug meine Schüchternheit in ungeheure Dreistigkeit um. Ich fasste Paula um die Taille und begann, begleitet vom Ton meiner schweren, beschlagenen Stiefel, einen Tanz nachzuahmen. Meine Freundin zog die Augenbrauen hoch, riss sich unwirsch los und ließ so den Trunkenbold, in den ich mich verwandelt hatte, straucheln.

»Benehmen Sie sich, oder ich gehe nicht mit Ihnen!«, stellte das junge Mädchen klar.

Mit einem Schlag war ich nüchtern. Allein die Tatsache, dass Paulas Lächeln verschwunden war, bestürzte mich. Zwischen ihre strengen Blicke und die meinen, die vorübergehend von einem guten Essen verschleiert waren, schien sich ein

Nebel zu legen. Ein Nebel wie der, der eines Tages über den Don geglitten war. Plötzlich kam es mir so vor, als wäre ich wieder in einem Schützenloch und würde im Traum auf das zurückblicken, was für ein paar Stunden einen Lichtblick meiner Jugend dargestellt hatte. Ein gewaltiger Schauer durchlief mich: Durch meine Dummheit hatte ich Paula vielleicht innerhalb von ein paar Sekunden verloren.

»Paula!«, rief ich verzweifelt.

Ich stand wie angewurzelt auf den Stufen, Paula hatte das Ende der Treppe erreicht und stand schon in dem sonnendurchfluteten Türrahmen.

»Schon gut, kommen Sie«, sagte sie, immer noch zornig, »aber nehmen Sie sich zusammen.«

Benommen gesellte ich mich wieder zu meinem Glück, das nun jedoch ein wenig getrübt war.

»Was wollen Sie sich ansehen?«

»Ich weiß nicht, Paula, was Sie wollen.«

»Aber ich weiß doch nicht, was Sie sehen möchten.«

Panik machte sich in mir breit. Paula war offensichtlich davon genervt, einen besoffenen Landser am Rockzipfel zu haben. Ich sollte Offizier werden, dachte ich in meiner Aufregung. Paula forderte mich dazu auf eine Entscheidung über etwas zu fällen, das mir unbekannt war. In meinem Kopf verschmolzen die Erinnerung an den Befehlston von Unteroffizieren mit Paulas irritierter Stimme, die mich aufforderte etwas zu tun, das mir niemals gelingen konnte. »Klemmen Sie sich hinter das Lenkrad des Tatra, Soldat! Nun entscheiden Sie sich! Wohin wollen Sie fahren? Kupplung – und geben Sie acht auf die Kette! Sie haben ihre Uniform eingesaut, sehen Sie sich das an! Sie müssen schon aufpassen! Kupplung! … Entscheiden Sie sich …« »Jawohl, Herr Leutnant! Jawohl, Paula, in Ordnung!«

Plötzlich rüttelte Sie mich am Arm und riss mich aus meiner Lethargie. Ich hob meinen Blick, der offenbar so trostlos war, dass sich ihre Lippen zu einem Kreis verformten wie zu einem erstaunten »Oh!«.

»Gehen wir einfach bis zu dem Platz«, sagte sie, »wir können uns dort entscheiden, kommen Sie.«

Sie fasste mich am Arm. Ich ließ mich führen, obwohl ich wusste, dass, sollte uns ein Offizier oder die Feldgendarmerie begegnen, mein Urlaub in einem Arbeitslager enden würde, zur Strafe dafür, dass ich ein Mädchen mitten auf der Straße unterhaken ließ. Dennoch machte ich Paula etwas später darauf aufmerksam.

»Ach! Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte sie. »Ich bin ja nicht betrunken, ich sehe die schon von Weitem kommen.«

Da ich fast stumm blieb, ergriff Paula letztendlich die Initiative und schleppte mich an tausend Orte, an denen ich vorüberlief ohne sie wahrzunehmen. Es gelang mir nicht mich von dem Gefühl zu befreien, dass sie hier nur ihre Pflicht erfüllte. Dabei wünschte ich mir, dass sie so gerne mit mir zusammen wäre, wie ich mit ihr. Doch das war unmöglich. Es gab für Paula nicht den geringsten Grund, mir gegenüber entgegenkommend zu sein. Es gab keinen Grund, da es mir an Haltung fehlte und ich auf der sauberen, geordneten Straße ganz linkisch dahinschlich. Es gab keinen Grund für sie, ihre Geduld an einen armen, dum-

men Landser zu verschwenden, nur weil der sich monatelang durch Schnee und Entsetzen gequält hatte. Zufriedene Menschen haben keine Ahnung davon, wie jemand, der das Glück nicht gewohnt ist, aus vollem Hals brüllen möchte, wenn er sich ein bisschen freut. Es war an mir, zu verstehen; an mir, mich der Stimmung der zufriedenen Leute anzupassen; an mir, niemanden zu schockieren, ein süßes Lächeln beizubehalten, weder zu breit noch zu verkrampft. Gefahr laufend, für einen Fanatiker oder sehr unfreundlich gehalten zu werden – wie ich es nach dem Krieg in Frankreich so oft erlebt habe – war es an mir, mich anzustrengen, an mir, zu improvisieren, an mir, den Leuten nicht auf die Nerven zu gehen mit meinen uninteressanten Geschichten über den Krieg. Oft hätte ich Lust gehabt, diejenigen zu erschlagen, die mir auch noch vorwarfen zu lügen. Es ist so einfach zu töten, vor allem, wenn man selbst nicht mehr sehr am Leben hängt. Es war an mir, diesem Trottel von Landser, leben zu lernen, wenn ich schon nicht hatte sterben können. Und du Paula, warum erinnerst du mich an diesen Fleck auf meinem Hemd? Warum kann ein einziger Fleck dein Lachen auslöschen? Warum möchte ich immer noch lächeln, ich, der ich ein ganzes Meer von widerlichem Schmutz gesehen habe. Heute Abend würden wir vielleicht lachen, die Neubachs, Paula und ich. Paula, ich werde versuchen zu lachen wie du.

Paula verließ mich gegen fünf Uhr in der Nähe der Oderbrücke. Sie gab mir noch zahlreiche Hinweise, wie ich den Weg zur Killeringstraße finden würde. Sie schüttelte mir lange die Hand und zeigte ein mitleidiges Lächeln. Ich lächelte zurück, als ob ich glücklich wäre.

»Ich komme heute abend kurz bei Neubachs vorbei«, sagte sie. »Auf alle Fälle sehen wir uns morgen. Auf Wiedersehen.«

»Gute Nacht, Paula.«

Am Abend besuchte ich die Neubachs. In den Gesichtszügen von Frau Neubach erkannte ich diejenigen von Ernst wieder. Diese armen Leute hielten sich nicht lange damit auf, über das zweifache Unglück zu sprechen, das innerhalb von zehn Tagen all ihre Hoffnungen zerstört hatte. Das Europa von morgen hatte für sie seinen Sinn verloren, nun, da diejenigen, die es hätten kennenlernen sollen, nicht mehr da waren. Trotz der unüberwindbaren Trauer, die sie nicht verbergen konnten, zeigten sich Herr und Frau Neubach aber heldenhaft und versuchten mein Kommen zu feiern. Die nette Dame, die mich am Mittag so freudig abgefüllt hatte, gesellte sich zu uns. Gegen elf Uhr kam auch Paula im Zuge eines dienstlichen Rundgangs bei uns vorbei. Unsere Blicke trafen sich, und Paula machte sich einen Spaß daraus, von unserem Streit am Nachmittag zu erzählen.

»Wissen Sie, ich musste unserem Urlauber hier heute Nachmittag eine Strafpredigt halten. Er tanzte und hüpfte mitten auf der Straße herum.«

Ich beobachtete den Ausdruck auf ihren Gesichtern, nicht wissend ob ich angeschrien werden würde oder ob alle lachen würden. Zum Glück hatte ich nur mit den Gästen mitzulachen.

»Das ist nicht nett, Paula«, sagte diese liebe, diese sanfte, diese perfekte freundliche Dame aus dem dritten Stock. »Du musst dich entschuldigen.«

Unter Lachen umrundete Paula, die rot wurde und lächelte, den ganzen Tisch und gab mir einen Kuss auf die sorgenvolle Stirn. Wie ein zum Tode Verurteilter auf

dem elektrischen Stuhl saß ich da und empfing die Lippen des jungen Mädchens wie Maria die Verkündigung. Ohne mich nur im geringsten zu rühren spürte ich, wie ich errötete. Angesichts meiner Ergriffenheit riefen sämtliche Anwesenden: »Alles vergeben!«

Schon verabschiedete sich Paula fröhlich von allen und verschwand in der Tür.

Paula! Paula! Ich wollte … Ich wollte … Ich wollte – ich weiß nicht was. Ich blieb wie angewurzelt und völlig erstarrt auf meinem Stuhl sitzen und schenkte dem wieder aufgenommenen Gespräch nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit.

Man stellte mir Fragen über meine Eltern und über mein bisheriges Leben – Gott sei Dank nicht über den Krieg! Ich antwortete ausweichend. Paulas Kuss versengte mir immer noch die Stirn, wie die heiße Hülse eines Pakgeschosses. Mein Gott, Paula! Ich hätte mit ihr auf Patrouille gehen sollen, verdammte Scheiße! Man hat nicht täglich die Gelegenheit, mit einem jungen Mädchen auf Patrouille zu gehen, anstatt mit fünf oder sechs Landsern. Verdammte Scheiße! War ich dumm!

Ich hätte sicher eine Entschuldigung gefunden, um den Tisch zu verlassen, doch es war zu spät. Ich musste Geduld haben mit diesen tapferen Leuten. Nach einer halben Stunde, als schon alle ans Schlafengehen dachten, boten mir die Neubachs das Zimmer ihres Sohnes an. Ich erging mich in Dankesworten und Entschuldigungen, und erklärte, dass ich aus dienstlichen Gründen zu meiner Urlauberunterkunft zurück müsste. In Wahrheit konnte ich den Gedanken nicht ertragen, in dem Bett meines verstorbenen Kameraden zu schlafen. Und außerdem wollte ich laufen. Unbewusst hegte ich die Hoffnung, Paula auf der Straße noch zu begegnen.

Die Neubachs, die an militärische Vorschriften gewohnt waren, beharrten nicht darauf. Nun war ich wieder auf der Straße und pfiff vergnügt, überwältigt von einem plötzlichen Glücksgefühl. Ich hatte mir den Weg erklären lassen, und fand ohne Schwierigkeiten zu dem großen Gebäude zurück, in dem sich das Soldatenheim befand. Ich hatte jedoch nicht das Glück, Paula zu begegnen. Ich durchquerte die Anmeldestelle, in der zwei Zivilisten mit zwei Soldaten Karten spielten, darunter der Feldwebel, der meine Meldung entgegengenommen hatte.

»He, Sie da!«, rief er.

Instinktiv drehte ich mich um und stand stramm.

»Sie sind doch der Gefreite Sajer?«

»Jawohl, Herr Feldwebel!«

»Schön, ich habe eine gute Nachricht für Sie. Jemand von Ihren Eltern kommt Sie hier in zwei Tagen besuchen. Ich habe eine Sonderbewilligung für ein Mitglied Ihrer Familie erhalten.«

Ich machte große Augen.

»Tausend Dank, Herr Feldwebel, ich bin sehr froh.«

»Das sieht man, mein Junge, und du kommst ziemlich spät!«

Ich schlug die Hacken zusammen und machte eine halbe Drehung, während das Quartett sich über mich lustig machte.

»Wir haben wohl einen kleinen Ausflug ins Hotel Fantasio gemacht, was?«

Das musste ein Bordell sein. Ich verbrachte eine unruhige Nacht, in der ich immerfort an Paula denken musste.

Es vergingen zwei Tage voll Vergnügen und Wonne. Keinen Augenblick mehr wich ich Paula von den Fersen. Ich nahm das Mittagessen bei Frau … ein und das Abendessen bei Herrn und Frau Neubach. Frau … war eine schlaue Füchsin und hatte meine überschwänglichen Gefühle für Paula bemerkt, die sie beunruhigten. Mehrmals versuchte sie mich darauf hinzuweisen, dass der Krieg noch nicht zu Ende war, und dass es nicht richtig sei mich zu verlieben. Eines Tages würde alles gut werden, und dann könnte ich all meinen Gefühlen nach Lust und Laune freien Lauf lassen, aber im Moment … Es erschien ihr wohl zu voreilig.

Meiner jugendlichen Meinung nach konnte der Krieg nichts gegen die Liebe ausrichten, die ich diesem jungen Mädchen entgegenbrachte, und es war keine Option sie zu zügeln. Die einzigen Schranken, die sie kannte, waren die meiner Urlaubsfrist, gegen die ich unglücklicherweise nichts tun konnte.

Da mich nun jemand von zu Hause besuchen kommen würde, so konnte ich mich nicht von dem Soldatenheim entfernen, wo ich die Nächte verbrachte. Das nervte mich ein bisschen, da ich wertvolle Zeit verlor, die ich in Paulas Gesellschaft hätte verbringen können. An dem Tag, an dem ich Besuch bekommen sollte, machte ich von morgens an mindestens fünf Abstecher zum Empfangsbüro, um mich zu erkundigen, ob die, auf die ich wartete, schon angekommen seien. Endlich, mitten am Nachmittag, gab mir der freundliche Feldwebel Antwort, noch bevor ich ihm die Frage gestellt hatte.

»Sie werden in ihrem Schlafsaal erwartet, Sajer.«

»Oh!«, rief ich, als hätte ich das überhaupt nicht erwartet. »Danke, Herr Feldwebel.«

Ich kletterte die Stiegen hinauf und stieß die Tür zu der großen Stube auf, in der ich schon ein paar Nächte verbracht hatte. Durch den Gang zwischen den beiden Bettreihen sah ich gleich einen Herrn in einem graublauen Regenmantel: meinen Vater.

Er erkannte mich nicht sofort. Zwei oder drei Soldaten schnarchten vollständig angezogen in ihren Betten und erholten sich von den Anstrengungen der Nacht oder vom Krieg. Mit entschlossenem Schritt ging ich auf meinen Vater zu, vor dem es mir bis heute nie an Respekt gefehlt hat.

»Guten Tag, Papa«, sagte ich ganz schlicht.

»Du siehst wie ein Mann aus«, erwiderte er in seiner ewigen Schüchternheit. »Wie geht es dir? Oft hast du uns nicht geschrieben. Deine Mutter war sehr besorgt seit deiner Abreise.«

Ich hörte zu, wie immer, wenn mein Vater sprach. Ich spürte, dass er sich hier, im Herzen Deutschlands, unwohl fühlte, in diesem Schlafsaal, wo alles nach der unerbittlichen deutschen Militärdisziplin roch.

»Möchtest du, dass wir hinausgehen, Papa?«

»Ja, wenn du möchtest. Ach! Ich habe dir ja eigentlich ein kleines Päckchen mitgebracht, das deine Mutter und mich bei der Zusammenstellung viel Mühe

gekostet hat. Die Deutschen«, sagte er ganz leise, als würde er von irgendwelchen Kannibalen sprechen, »haben es unten behalten.«

Mein Vater konnte – obwohl er eine Deutsche geheiratet hatte – alles, was aus diesem Land kam, nur schwer ertragen. Er war in dem alten Groll aus der Zeit von 1914 bis 1918 sowie seiner Kriegsgefangenschaft – über die er sich wohl nicht wirklich hatte beschweren können – verhaftet geblieben. Außerdem hinderte ihn die Tatsache, dass man einen seiner Söhne in die Deutsche Wehrmacht gesteckt hatte, daran, in Ruhe den Londoner Rundfunk zu hören.

Unten verlangte ich von dem Feldwebel mein Paket.

Er gab es mir und sagte in beinahe fehlerfreiem Französisch zu meinem Vater: »Ich muss um Entschuldigung bitten, Monsieur, aber es ist den Insassen des Schlafsaals verboten, ihn in einen Speisesaal zu verwandeln. Hier haben Sie Ihre Leckerbissen zurück.«

»Vielen Dank, Monsieur«, sagte mein Vater verschüchtert.

Während ich durch die Straßen ging und mich mit ihm unterhielt, machte ich eine Bestandsaufnahme meiner Geschenke. Ich durchwühlte die Pappschachtel. Unter einer Tafel Schokolade und einem Päckchen trockenen Gebäcks stieß ich – welch ein Glück!– auf ein Paar Socken, die meine Großmutter väterlicherseits gestrickt hatte.

»Das wird mir eine große Hilfe sein«, sagte ich.

»Ich dachte, du würdest dich mehr über die Zigaretten oder die Schokolade freuen. Aber eigentlich habt ihr von all dem ja genug«, meinte mein Vater, der an seiner Meinung festhielt und überzeugt davon war, dass wir uns von morgens bis abends die Bäuche vollschlugen. »Die Deutschen nehmen uns alles.«

»Es passt schon«, erwiderte ich dummerweise, da ich gelernt hatte den heutigen Tag zu genießen und den gestrigen ruhen zu lassen.

»Nun, um so besser für dich, aber bei uns, musst du wissen, ist das nicht so. Deine Mutter muss sich sehr plagen, um die Mahlzeiten zusammen zu bringen. Das ist kein Spaß.«

Ich wusste nicht so recht was ich antworten sollte. Einen Moment lang überlegte ich das Päckchen zurückzugeben.

»Nun denn, hoffen wir, dass alles schnell zu Ende ist. Die Deutschen stehen schlecht da, hier Amerikaner … dort Amerikaner … der Londoner Rundfunk hat gesagt … in Italien haben die Alliierten …«

Was ich nicht alles erfuhr! Wir begegneten einem singenden Trupp von der Kriegsmarine. Vorschriftsgemäß erhob ich meinen rechten Arm zu einem ausgedehnten Gruß an die Gruppe. Mein Vater sah mich an, als wäre ich der leibhaftige Feind. Für ihn war Frankreich in ein solches Chaos versunken, dass ich Mühe hatte ihn aufzumuntern.

So hörte ich ihn vierundzwanzig Stunden lang vom gebeutelten Frankreich reden. Und er schilderte es mir in einer Weise, als ob ich ein kanadischer oder englischer Soldat gewesen wäre. Er brachte mich damit in eine prekäre Situation, und ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Immerzu folgsam, begnügte ich mich mit Antworten wie »Ja, Papa«, »Gewiss, Papa«. Doch hätte ich gerne von etwas

anderem gesprochen, vor allem von dem, was ich erlebt hatte. Ich hätte ihm sehr gerne gesagt, dass ich Paula liebte. Doch ich hatte Angst, dass er es nicht verstehen würde und gleichzeitig auch, dass er mich vielleicht anschnauzen könnte.

Am nächsten Tag begleitete ich meinen Vater, der ganz bekümmert war, zum Bahnhof. Ich war so dumm und nahm militärische Haltung an, um ihn ein letztes Mal zu grüßen. Ich glaube nicht, dass er dem etwas abgewinnen konnte. So sah ich meinen Vater an einem heißen Juniabend mit besorgtem Blick für die nächsten zwei Jahre entschwinden. Zwei Jahre wie ein Jahrhundert! Zwei folgenschwere Jahre, die einen großen Teil meines Lebens bestimmen sollten.

Meine erste Sorge war es, zu den Neubachs zu eilen. Ich entschuldigte mich, dass ich ihnen meinen Vater nicht vorgestellt hatte, und erklärte, dass wir nur sehr wenig Zeit gehabt hatten. Die Neubachs hatten vollstes Verständnis und nahmen es mir nicht übel. Ich sah so ungeduldig aus, dass mich Frau Neubach über Paula ins Bild setzte. Mit Enttäuschung vernahm ich, dass sie erst am nächsten Mittag kommen würde. Das war zu dumm. Zu den verlorenen vierundzwanzig Stunden also noch eine Nacht und ein Vormittag. Bei den sieben oder acht Tagen, die ich noch hatte, zählte das wirklich viel. Lustlos aß ich bei Herrn und Frau Neubach zu Abend, welche mein Schweigen respektierten. Dann verließ ich sie und ging hinunter auf die Straße, entschlossen, auf der Suche nach meiner jungen Liebe die ganze Stadt zu durchstreifen. Das tat ich auch, bis die Sirenen die Glocken der Kirchtürme ablösten, welche elf Uhr hätten läuten sollen. Über der Stadt erhob sich ein langanhaltendes Getöse. Man verdunkelte die Straßen und es verschwanden die letzten Lichter. Schon rissen sich die wahrscheinlich in Tempelhof gestarteten Nachtjäger vom Boden los, der genauso dunkel war wie der Himmel, und flogen mit lautem Motorengeheul knapp über die Dächer hinweg. Ihre Abgase malten für kurze Zeit einen rosa Schimmer in die Finsternis. Die Ordnungspolizei fuhr auf Motorrädern mit äußerst schwacher Beleuchtung durch die Straßen und legte den wenigen Fußgängern nahe, die Schutzräume aufzusuchen. Bis jetzt war jedoch alles ruhig, und ich hatte noch genug Zeit dazu. Die Kellergeschosse der Gebäude standen ja allen zur Verfügung. Nur den einen Gedanken an Paula im Kopf, stapfte ich also immer noch über den Asphalt, als das dumpfe Dröhnen der feindlichen Bomber näher kam.

Ich wusste, dass die Luftschutztrupps mit den ersten Bomben auftauchen würden und ich dann vielleicht Paula würde entdecken können. Ich drückte mich in die Ecke einer Hauseinfahrt, die gegenüber eines schmalen Eingangs lag, welcher zum Luftschutzkeller eines gedrungenen Hauses führte. So hatte ich freie Sicht über eine Art Kanal hinweg, wo sich ein weitläufiger, von leichtem Dunst benetzter Horizont eröffnete. Ein leuchtendes Band im Nordosten loderte auf wie eine unwirkliche Feuersbrunst. Die Apokalypse war offensichtlich den großen Spandauer Fabriken vorbehalten. Am ganzen Himmel zerbarsten tausende kleine, helle Punkte, als seien sie bei einem weit entfernten Feuerwerk in die Luft geschossen worden. Die zahlreichen Luftabwehrgeschütze, von denen sogar manche auf den Terrassen der Wohnhäuser aufgestellt waren, setzten dem näherkommenden Feuerteppich eine dichte Wand von todbringenden Splittern entgegen. Hier und da leuchteten große Flecken auf und zogen sich bis zum Boden herunter, ein Zeichen dafür, dass ein weiterer Viermotorer

zerstört worden war. Ein Hämmern von unglaublicher Wucht ließ die schwere, steinerne Einfassung erbeben, gegen die ich mich lehnte. Zwischen Finsternis und hellen Blitzen hindurch suchten meine Augen die Straße und den Kai ab, auf dem einige Nachzügler zu den Luftschutzkellern rannten. Dann erhob sich ein sinfonisches Orchester aus berstenden Fensterscheiben, während gleichzeitig in einem Kilometer Entfernung ein Berliner Viertel von einem Bombenteppich hinweggefegt wurde. Die Druckwelle jagte einen Sturm über den Kanal, in dem sich das Wasser bedrohlich auftürmte.

Um mich herum fielen tausend Trümmer herunter. Eine unüberwindbare Angst ließ mich die Straße, die ich eigentlich noch nicht verlassen wollte, in Richtung Luftschutzkeller überqueren. Unter meinen Füßen zitterte das Pflaster wie ein schlecht befestigtes Blechteil an der Motorhaube eines schweren, fahrenden Lastwagens. Im Handumdrehen befand ich mich inmitten einer verängstigt dreinblickenden Menschenmenge. Die Luft war unerträglich. Ein mächtiges, unaufhörliches Grollen, das ebenso sehr von unten wie von oben zu kommen schien, ließ den Putz des Gewölbes abbröckeln. Die Menschen suchten mit den Blicken ein wenig Zuversicht in den Gesichtern der anderen, die genauso angespannt waren wie ihre eigenen. Ahnungslose Kinder stellten einfältige Fragen. »Was macht da so, Mama?« Die verlegene Mutter tätschelte mit zitternden Fingern das blonde Köpfchen. Diejenigen, welche das Glück hatten an etwas zu glauben, beteten. Ich lehnte an einem dicken Metallrohr, welches die Erschütterungen der Umgebung ziemlich direkt auf mich übertrug. Das Grollen schwoll an und presste die Luft aus unseren Lungen. Angstschreie ertönten. Ein infernalisches, nicht enden wollendes Getöse drang mit Wucht in den Schutzraum und übertönte alle Klagen und Rufe. Die Kerzen flackerten und erloschen. Die aufsteigenden Schreie der verängstigten Menge hörten sich an, als kämen sie aus der Hölle. Dann wurde das elektrische Licht wieder angeschaltet. Der gesamte Luftschutzkeller schien begraben. Von draußen kam dicker, undurchdringlicher Staub und strömte in unseren Unterschlupf.

»Tür zu!«, hörte man Männerstimmen schreien.

Sie wurde zugeschlagen, und wir hatten das Gefühl, in einem Massengrab zu sitzen. Einige Frauen bekamen einen Nervenzusammenbruch und fuchtelten schreiend herum. Fünf- oder sechsmal erbebte der Keller und wurde mit einer unbeschreiblichen Gewalt durchgeschüttelt. Die verängstigten Menschen, ich selbst eingeschlossen, hatten sich alle aneinander gedrängt, trotz des fürchterlichen Gefühls, bei der dürftigen Luftzufuhr ersticken zu müssen. Eine Stunde nachdem ich hereingekommen war hatte sich das Unwetter gelegt, und ich verließ den ungesunden Unterschlupf wieder, um im Schein der Feuer eine dantische Kulisse zu erblicken. Auf dem Wasser des erleuchteten Kanals spiegelten sich etwa zehn Brände, die alles vernichteten, was die Uferpromenade gerade eben noch ausgemacht hatte. Was von der hübschen, von weiß gestrichenen Bürgersteigen gesäumten Straße übrig geblieben war, lag zwischen zwei klaffenden Erdspalten in unregelmäßigen Trümmern herum. Man sah Schutthaufen und Bombentrichter, so weit das Auge reichte. Dicker, beißender Rauch trug ein Sternbild aus Funken davon, das sich am nächtlichen Sommerhimmel verlor. Überall rannten Leute, und wie in Magdeburg wurde ich sofort für die Aufräumarbeiten eingespannt.

Als die anstrengende Nacht und ein Großteil des Vormittags vorbei waren, fand ich endlich Paula, die genauso todmüde war wie ich. Die Freude, die sie mir bereitete, indem sie erklärte, sie hätte Angst um mich gehabt während des Bombenangriffes, verjagte auf einen Schlag alle Erinnerungen an die beschwerliche Nacht.

»Ich habe auch an dich gedacht, Paula, ich habe dich die ganze Nacht gesucht.«

»Wirklich?«, sagte sie mit kleiner Stimme, die mir zeigte, dass auch sie Gefühle für mich hatte.

Ich fühlte mich in Emotionen dahinschmelzen. Lange ruhte mein Blick auf dem jungen Mädchen. Das törichte Verlangen, sie in die Arme zu nehmen, ließ mich sicherlich erröten. Sie brach das Schweigen: »Ich bin todmüde«, sagte sie. »Gehen wir ins Grüne nach Tempelhof, das wird uns entspannen.«

»Ich glaube, das ist eine gute Idee Paula; lass uns dorthin gehen.«

›Alles was du willst Paula, alles was du willst!‹

In Begleitung meiner ersten Liebe fuhr ich in einem lustigen Motorrad-Taxi in Richtung des sandigen Landstrichs, welcher das weite tempelhofer Gelände für den militärischen und zivilen Flugverkehr umgab. Wir verließen die Autobahn, um zu einem kleinen Plateau hinaufzusteigen, das mit einer Art Flechte bedeckt war, und ließen uns dort genussvoll nieder. Wir waren alle beide total erledigt. Es war ein wunderschöner Tag. In etwa zwei Kilometern Entfernung durchzogen die zahlreichen Startbahnen von Tempelhof die Landschaft. Von Zeit zu Zeit hob ein Focke-Wulf-Übungsflugzeug ab und stieg mit beängstigender Geschwindigkeit steil in den blauen Himmel hinauf. Paula, die auf dem Rücken lag, die Augen halb geschlossen, schien kurz davor einzuschlafen. Auf einen Ellenbogen gestützt, betrachtete ich sie von oben bis unten, als ob der Rest der Welt nie existiert hätte.

Tausend verliebte Redensarten schossen mir durch den Kopf. Tausend Dinge, die ich Paula sagen musste. Tausend Dinge! … Aber nicht das kleinste Wort brachte ich heraus. Und doch musste ich, musste ich es ihr heute sagen! Ich musste diesen perfekten Moment ausnutzen, musste es ihr gegenüber zumindest andeuten. Wie idiotisch es war, so schüchtern zu sein! Die Zeit verging; vielleicht schwieg Paula, gerade weil sie mir die Gelegenheit geben wollte zu sprechen. Die Zeit verstrich, vor allem die meines Urlaubs, doch trotz all dieser Gründe machte mich die Liebe zu Paula stumm. Sie murmelte: »Die Sonne ist richtig heiß.«

Ich stammelte irgendwelche Albernheiten. Endlich, in einem plötzlichen Anflug von Mut, schob ich meine Hand näher zu der des jungen Mädchens. Ich spürte ihre Fingerspitzen und zögerte kurz angesichts der süßen Berührung. Dann, indem ich all meinen Mut zusammennahm bis mir der Atem stockte, nahm ich ihre ganze Hand in meine. Leidenschaftlich drückte ich sie, und Paula entzog sie mir nicht.

Nachdem mich die Überwindung meiner Schüchternheit so viel Anstrengung gekostet hatte wie die Überquerung eines Minenfeldes, blieb ich nun einen Moment auf dem Rücken liegen, um neue Kräfte zu sammeln. Selig vor Glück verweilte ich so, die Augen auf den Himmel gerichtet, unerreichbar für den Rest der Welt.

Paula wandte mir mit geschlossenen Augen ihr Gesicht zu. Sie drückte meine Hand. Ich dachte ich würde ohnmächtig werden. In dem Gefühlssturm, der mich

ergriffen hatte, glaubte ich geraunt zu haben: »Ich liebe dich …« Doch schnell hatte ich mich wieder gefangen und war mir nicht sicher, ob ich das wirklich gesagt hatte oder nicht. Paula rührte sich nicht. Ich hatte wohl geträumt.

Etwas ließ uns jedoch den Kopf heben. Ein weiteres Mal eroberten die Sirenen vom Flugplatz bis zu dem nahen Berliner Vorort mit ihrem unheilverkündenden Geheul die Atmosphäre. Wir sahen uns verdutzt an.

»Was? Schon wieder ein Alarm?«

Das schien wenig wahrscheinlich. Zu jener Zeit waren die feindlichen Tagesangriffe zumindest in dieser Region noch sehr selten. Doch ein Irrtum war ausgeschlossen: Das war das Signal für einen Angriff. Bald waren wir überzeugt davon, denn auf den Rollbahnen fuhren überall die Flugzeuge los und beschleunigten.

»Paula, die Jäger starten. Das ist ein Angriff!«

»Ja, du hast recht. Schau mal dorthin, es sieht aus als würden die Leute zu dem betonierten Schutzraum rennen.«

Es bestand kein Zweifel mehr.

»Wir müssen in den Schutzkeller, Paula.«

»Ach! Hier riskieren wir nichts, wir sind im Freien. Sie werden wieder mal Berlin bombardieren.«

»Stimmt, eigentlich hast du recht. Wir sind hier genauso gut aufgehoben wie in einem stickigen Keller.«

Über uns zogen mit Geheul die deutschen Jagdflugzeuge hinweg.

»Zehn, zwölf, dreizehn, vierzehn«, schrie Paula und winkte den Focke-Wulfs, die die Luft durchschnitten und dicht über unsere Köpfe hinwegflogen. »Hurra! Es leben unsere Flieger!«

»Auf geht's!«, schrie ich meinerseits, um mich der Stimmung anzuschließen.

»Auf geht's!«, wiederholte Paula. »Diesmal werden sie sie sehen; das ist anders als bei Nacht. Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig … wie viele das sind! Hurra!«

Etwa dreißig Jagdflugzeuge waren gestartet und zogen in den Himmel hinauf. Ihre Taktik bestand darin, so weit wie möglich aufzusteigen, um dann im Sturzflug von oben auf die Bomber herunterzustoßen. Dafür hatte die Luftwaffe die herausragenden Focke-Wulf-190 und 195 entwickelt, die so mühelos steil aufsteigen konnten. Von fern drang der Lärm der Flak heran.

»Womöglich kommen sie gar nicht bis über Berlin.«

»Hoffen wir es, Paula.«

Ich selbst dachte schon nicht mehr an den vermaledeiten Angriff, der mich dazu veranlasst hatte, die Hand meiner Geliebten loszulassen und machte mich, indem ich mich nicht weiter um die Jagdflieger kümmerte, für meinen zweiten Vorstoß bereit. Ich war schon ziemlich nah an Paula herangerückt, als über das Geraune der nahen Stadt hinweg das ungeheure Getöse der feindlichen Bomber anschwoll.

»Oh! Guck mal, Gie«, sagte sie und sprach meinen Vornamen so falsch aus wie immer, »die kommen von da vorne, schau!«

Mit ihrer zarten Hand zeigte sie auf eine riesige Ansammlung schwarzer Punkte, die an dem azurblauen Himmel immer größer wurden.

»Wie hoch die fliegen!«, rief sie. »Schau mal! Da drüben sind noch welche.«

Diesmal hielt ich inne, den Blick auf diese doppelte Erscheinung gerichtet, die sich auf die Stadt und auf uns zu bewegte.

»Mein Gott, wie viele das sind!«

Der Lärm schwoll weiter und weiter an.

»Ja, es sind Hunderte.«

»Man kann sie nicht zählen«, sagte Paula unbedarft. »Sie sind zu weit weg.«

Ich bekam langsam Angst, Angst um uns, um sie, um unser Glück.

»Wir müssen abhauen, Paula, das kann sehr gefährlich werden.«

»Ach nein«, meinte sie gelassen, »was soll uns hier schon passieren?«

»Wir könnten weggepustet werden. Wir müssen in Deckung gehen Paula.«

Ich versuchte, sie hochzuziehen.

»Schau mal!«, rief sie, immer noch fasziniert von der sichtlich zunehmenden Gefahr. »Sie kommen wirklich zu uns. Schau, sie ziehen weiße Streifen hinter sich her. Das ist seltsam.«

Jetzt war die Flak in Aktion getreten. Mehrere tausend Rohre spuckten von allen Seiten ihren Stahl auf die Angreifer.

»Komm schnell«, sagte ich zu Paula und packte ihre Hand, »wir müssen in Deckung gehen, glaub mir.«

Die Bunker des Flugplatzes waren viel zu weit entfernt, als dass wir sie jetzt noch hätten erreichen können. Ich rannte los und zog Paula in Richtung einer Senke in der Nähe eines Wäldchens.

»Wo sind unsere Jagdflieger?«, schrie Paula außer Atem.

»Vielleicht sind sie geflohen in Anbetracht dieser Masse an Gegnern.«

»Oh! Das ist nicht gut, was du da sagst: Die deutschen Soldaten laufen niemals vor einer Gefahr davon.«

»Aber was sollen sie denn machen Paula? Die anderen sind mindestens zu tausend!«

»Du hast nicht das Recht so etwas über unsere mutigen Flieger zu sagen.«

»Entschuldige Paula, das stimmt; es würde mich wundern, wenn sie geflohen sind.«

Der Sturm brach erneut über die gemarterte Hauptstadt herein. Deutsche Soldaten laufen niemals davon. Ich war vom Don nach Charkow marschiert und wusste es besser. Zu seiner Entlastung konnte man immerhin anführen, dass der deutsche Soldat oft allein gegen dreißig Gegner kämpfen musste, wie in Russland zum Beispiel. Von der Senke aus, in die ich Paula gezwungen hatte abzutauchen, konnte ich zusehen, wie die Lawine ein Drittel des Flugplatzes und neunzig Prozent von Tempelhof verwüstete.

Die Zahl der Bomber war am Tag immer größer als in der Nacht. An diesem Tag griffen elfhundert U.S.-amerikanische Flugzeuge Berlin und seine Umgebung an. Ihnen standen ungefähr sechzig Jagdflugzeuge gegenüber. Die Amerikaner

erlitten schwere Verluste durch die Jäger, genauso wie durch die Flak. Bestimmt wurden etwa hundert feindliche Flugzeuge abgeschossen. Nicht ein deutsches Flugzeug kam davon. Die Piloten waren nicht davongelaufen.

Ganz deutlich sah ich die von einem Pfeifen begleiteten Verbünde in siebenhundert oder achthundert Metern Entfernung auf Tempelhof und auf die Bahnen des Fluggeländes niedergehen. Ich sah, wie das flache Land unter dem gigantischen Trommelfeuer erbebte. Ich sah, wie die Erde barst, sich Häuser in Luft auflösten und die Benzinvorräte des Flugplatzes in Flammen aufgingen, welche den Boden in einem Umkreis von Hunderten von Metern versengten. Ich sah einen Stadtteil mit etwa hundertfünzigtausend Einwohnern in einer undurchdringlichen Rauchschwade verschwinden. Ich sah, die Augen wegen des Erdbebens unwillkürlich aufgerissen, wie sich Bäume in Bündeln von zehn auf einmal mit einem grauenhaften Krachen aus dem Boden hoben. Ich hörte, wie die Motoren von bedrängten Flugzeugen mit aller Kraft aufröhrten, sah ihre Sprünge, ihre Explosionen, ihren Fall. Unter anderem sah ich, wie eine Focke-Wulf ihren Ersatztank abwarf, welcher fünf oder sechs Meter von unserem Unterschlupf entfernt herunterfiel und uns mit Benzin bespritzte, bevor er auf die Autobahn stürzte. Ich spürte auf meinem Gesicht den Gluthauch der Explosionen. Ich sah auch das Entsetzen in Paulas Augen. Sie hatte sich an mich gepresst. Glühende Brocken pfiffen durch die Luft und zwangen uns flach auf den Boden.

Aneinandergeschmiegt wie zwei verängstigte Kinder, sahen wir der Katastrophe hilflos zu. Die Flugzeuge waren schon längst verschwunden, als noch immer die Explosionen der von Zeitzündern gesteuerten Bomben Tempelhof verwüsteten. Allein bei diesem Angriff wurden zweiundzwanzigtausend Tote gezählt. Berlin selbst war auch mit Bomben belegt worden, und die Rettungsdienststellen waren komplett überfüllt. Der Schutt der letzten Nacht blockierte immer noch die Straßen. Spandau brannte lichterloh. Noch fünfzehn Stunden später gingen im südöstlichen Stadtteil die Zeitzünder-Bomben hoch. Tempelhof schrie vor Schmerz.

Als wir uns verstört aus der Senke erhoben, krallte sich Paula, deren Nerven von der Anstrengung des Vortages und dieser abermaligen Zerreißprobe blank lagen, an meinem Arm fest und konnte nicht mehr aufhören zu zittern.

»Gie«, sagte sie, »ich fühle mich schlecht. Ich bin ganz dreckig, sieh dir das an.«

Sie schien den Verstand verloren zu haben. Ihr Kopf fiel wieder auf meine Schulter.

Fast ohne darüber nachzudenken, küsste ich sie zaghaft auf die Stirn. Paula, die völlig neben sich stand, ließ es geschehen.

Die Bedenken, die ich zu Beginn unseres Ausfluges gehabt hatte, waren verflogen. So hatte ich nun gar keine Hemmungen mehr, meine Freundin zu küssen. Meine Liebe schien das Stadium des kindlichen Geschäkers überschritten zu haben. Ich küsste Paulas Haar, so wie ich einen verschreckten Buben getröstet hätte. Durch Paula hindurch sah ich den Jungen aus Magdeburg wieder, der von Schluchzern geschüttelt wurde. Ich dachte auch an Ernst, ich dachte an all die Tränen, an all die Ängste. Ich versuchte ein bisschen Mitleid zu empfinden und zu zeigen. Mein Glück war mit zuviel Leid vermischt, als dass ich mich einfach

darauf hätte einlassen und alles andere vergessen können. Meine Liebe zu Paula hatte inmitten dieses andauernden Chaos etwas Irreales. Niemals würde ich das Glück auskosten können, solange um mich herum Kinder heulten, im Staub der einstürzenden Häuser, weil sie keine Luft mehr bekamen. Nichts hatte Bestand, nichts schien diesen schönen Frühlingstag überdauern zu können, außer vielleicht meine Liebe zu Paula, die ich nicht auszudrücken wusste.

Drei Viertel des Himmels waren vom Rauch der tausend Brände bedeckt, die Tempelhof, Berlin und die Überreste der Autobahn vernichteten. Mein Blick glitt über Paulas blonde Haare hinweg zu der verwüsteten Landschaft.

Wieder ließen wir uns ins Gras fallen. Mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können, um sie zu trösten. Als wir kurz verschnauft hatten, gingen wir langsam zur Autobahn hinunter. Dort fuhren Lastwagen voller Leute nach Tempelhof, um dort zu helfen. Ohne dass wir ein Zeichen gegeben hätten, hielten sie bei uns an.

»Steigt auf ihr Jungspunde! Da drüben wird man euch brauchen!«

Wir sahen einander an.

»Ja, natürlich, wir kommen.«

»Komm, Paula, ich helfe dir hinauf.«

Die Lastwagen sammelten alle Leute ein, die ihnen über den Weg liefen. Einen Teil der Stadt überließ man sich selbst, um wenigstens den Rest retten zu können. Stundenlang schufteten wir ohne Pause, um Verletzte herauszuziehen. Die ganze Hitlerjugend einer benachbarten Kaserne nahm bereitwillig die gefährlichsten Bergungen in Angriff. Einige bezahlten diese große Selbstlosigkeit mit ihrem Leben und verschwanden zwischen glühenden Holzbalken.

Spät Nachts gelang es Paula und mir, in einer zu drei Vierteln zerstörten Wohnung Unterschlupf zu finden. Mit vor Müdigkeit schwirrendem Kopf ließen wir uns auf ein Bett fallen. Beide waren wir zu Tode erschöpft, hatten die Augen in der Dunkelheit des Zimmers weit aufgerissen und sprachen kein Wort. Tausende leuchtender Falter schienen vor uns auf und ab tanzten und mehr als eine Illusion zu sein. Das Leuchten der Brände spiegelte sich auf meiner überreizten Netzhaut und hielt meinen Geist weiter wach. Paula spielte mit ihrer wunden Hand an einem der Knöpfe meines verstaubten Hemdes herum.

»Glaubst du, dass wir hier schlafen dürfen?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, aber ...«

»Wenn uns hier jemand sieht, bekommen wir Ärger.«

Woran dachte Paula?

»Das ist mir völlig egal, ich bin zu müde.«

Paula leckte an einem ihrer schmerzenden Finger und erwiderte nichts. Zu allem entschlossen, schob ich meinen Arm unter den Kopf meiner Freundin, und ohne zu zögern küsste ich sie, dass mir der Atem wegblieb. Ihre Hände, wund von den Aufräumarbeiten, griffen in meine Haare und blieben dort. Wir versuchten das nachzuholen, was uns das Schicksal am Nachmittag verwehrt hatte, doch schnell überwältigte uns die Müdigkeit und wir versanken beide in einen tiefen Schlaf.

Den nächsten Tag waren wir wieder mit den Aufräumarbeiten beschäftigt, die noch eine Woche andauerten. Am Abend wurden wir jedoch von anderen Freiwilligen abgelöst. Das hatte den Zweck, dass die Leute ihre Beschäftigungen wieder aufnehmen konnten. Glücklicherweise konnte ich dem obligatorischen Räumkommando entgehen. Ohne eigentliche Beschäftigung hätte ich sonst bleiben und die Ruinen Tempelhofs aufsammeln müssen.

Zwei weitere Tage vergingen. Zwei Tage, an denen ich Paula nicht von der Seite wich. Ich hatte das elterliche Päckchen beiseite gelegt, und so förderte ich jeden Tag Schokolade und Zigaretten zu Tage, die wir zwischen unseren Gefühlsausbrüchen genossen. Die Hauptstadt leckte sich die Wunden und beerdigte ihre Toten in langen Trauerkolonnen, die durch die Straßen zogen. Schon nahm die tragische Metropole lächelnd wieder ihren geschäftigen Rhythmus auf.

Es blieben mir nur noch fünf Urlaubstage, und es packte mich die Angst vor der bevorstehenden Abreise. Auch Paula fürchtete sich vor diesem Augenblick und bemühte sich, mich mit ihrer Liebenswürdigkeit von dem Gedanken abzulenken. Diese letzten Tage wurden zum Glück von keinem weiteren Luftangriff gestört. Das Haus der Neubachs hatte keine Fensterscheiben mehr und ein Teil des Daches musste neu gedeckt werden. Drei Bomben waren in hundertfünfzig Metern Entfernung auf den Platz gefallen, dessen Erscheinungsbild nun ein bisschen an das der Straßen von Minsk erinnerte.

Paulas Mutter, die ich nun kannte, begann sich darüber zu wundern, dass ihre Tochter mir nicht mehr von den Fersen wich. Abgesehen von den Nachmittagen fanden wir jeden Abend eine günstige Gelegenheit, um einen Spaziergang zu machen. Die gute Frau, die sich über die beeinträchtigte Jugendzeit dieser Generation im Klaren war, war nachsichtig, und fand sich wohl oder übel mit unseren Ausflügen ab. Paula, die über mehr Geld verfügte als ich, spendierte mir eines Abends einen Kinobesuch. Ich sah mit ihr einen sehr guten Film mit dem Titel ›Immensee‹, worin auch ein Gedicht über Seerosen zitiert wurde.

In Gesellschaft meiner reizenden Gefährtin lebte ich so vor mich hin, bis zu dem Tag, an dem ich alles für meine Abreise um sieben Uhr vom Schlesischen Bahnhof fertig machen musste. Herr und Frau Neubach bereiteten mir einen rührenden Abschied und verstanden, dass ich die letzten Stunden meines Urlaubs mit der Frau verbringen wollte, die sie als meine Verlobte betrachteten. Frau Neubach bestand darauf, mir ein Hemd und einen dicken Pullover mitzugeben, die Ernst gehört hatten. Herr Neubach fügte Zigarren, Seife und zwei Konservendosen hinzu. Sie umarmten mich, und ich musste versprechen, sie bei meinem nächsten Urlaub wieder zu besuchen. Ich versprach ihnen, dass ich von Zeit zu Zeit von mir hören lassen würde, und bat sie auf Paula aufzupassen.

»Ich glaube, ihr habt euch sehr lieb, mein Junge«, sagte Frau Neubach, »oder?«

»Oh ja, Madame!«, brachte ich als einzige Antwort heraus.

So winkte ich also meinen Wohltätern und verabschiedete mich. Paula bekam sogar die Erlaubnis des Feldwebels, mich bis zum Schlafsaal zu begleiten, wo ich fertig packen sollte.

Angst schnürte mir die Kehle zu. Wie lange würde es dauern, bis ich meine kleine Paula wiedersähe? Wie lange ...? Indem wir unsere Beteuerungen wieder und wieder aufsagten, fassten wir letztendlich beide neuen Mut. Es gab eigentlich keinen Grund zur Beunruhigung: In drei oder vier Monaten würde ich sicher

wieder Urlaub bekommen, und Paula, meine Geliebte, würde mich erwarten, das versicherte sie mir. Sie hatte mir versprochen jeden Tag zu schreiben. Sie hatte mir versprochen, dass sie mir bald gehören würde und dass wir heiraten würden. Ihre heißen Lippen hatten es mir tausendmal zugeflüstert, während sie die meinen berührten. Paula, Liebste, der Krieg geht bald zu Ende. Es wäre unmöglich, noch einmal einen so schrecklichen Winter wie den vergangenen durchzustehen. Das Maß war eindeutig voll, und die verdrossene Menschheit würde gewiss aufhören zu kämpfen, das spürten wir.

Wir erreichten den Schlesischen Bahnhof, dessen Bahnsteig aufgrund der Zerstörung für die nach Osten abgehenden Züge einen Kilometer hinaus verlegt worden war. Paula schritt voran, trotz ihrer Ergriffenheit lächelnd. Sie trug ein kleines Paket, das sie mir erst bei der Abfahrt überreichen wollte. Spruchbänder zu Ehren der im Osten kämpfenden Soldaten erstreckten sich als Girlanden über den ganzen Bahnsteig. Wir blieben vor dem ersten Waggon Richtung Posen stehen. Ich lud meinen bauchigen Sack auf den Waggon und stieg wieder herunter zu Paula. Einen Augenblick sah ich ihr trauriges Gesicht. Nein, das sollte nicht sein, wir sollten nicht traurig sein. Ich liebe dich so sehr, Paula. Lange Zeit hielt ich ihre kleinen Hände, ohne zu wissen was ich noch sagen sollte. Ein irrsinniges Verlangen, sie in meine Arme zu schließen, quälte mich. Doch das war in der Öffentlichkeit verboten. Es liefen Menschen vorbei, die sich laut unterhielten. Das Klappern der eisenbeschlagenen Stiefel von den Jungen, die sich in der gleichen Lage befanden wie ich, dröhnte über den betonierten Bahnsteig. Den Blick auf Paulas Augen geheftet, blieb ich gleichgültig gegenüber dem Schmerz der anderen.

Die Stunde der Abfahrt kam näher. Ein lang anhaltendes Frösteln durchlief mich und ließ meine Hände zittern. Ein Wärter mit roter Schirmmütze und Megaphon ging den Bahnsteig entlang und zählte die Stationen unseres Zuges auf: Posen, Warschau, Lublin, Lemberg und Russland. Diese Worte vernichteten mein Glücksgefühl. Ich fürchtete den Pfiff, der unserem letzten Augenblick ein Ende setzen würde.

»Paula …«

Der Wärter sprach immer noch von Dingen in weiter Ferne …

»Paula, … was wäre mein Urlaub ohne dich gewesen?«

»Auf Wiedersehen, mein Lieber«, hauchte Paula und weinte.

»Nein, Paula, Liebste, nicht, nicht hier, bitte, du weißt doch, ich komme bald wieder.«

»Ich weiß, mein Lieber. Auf bald, Gie.«

Drüben, auf der anderen Seite der Gleise, marschierte eine Kompanie vorbei und sang glücklich: »Erika, wir lieben Dich, / Erika, wir lieben Dich, / Darum kommen wir zurück, / Niemals vergessen wir Dich.«

»Siehst du Paula, sie sagen es selbst. Hör zu.«

Und ich … das Lied hat mich verwirrt … aber ich werde nur zu dir zurückkehren Paula, wahrscheinlich ist es das, was das Lied meint. Dann wurde das Glück vom Signal der Pfeife vertrieben. Überall hörte man Abschiedsgrüße. Verzweifelt drückte ich Paula an mich und küsste sie lange.

Einsteigen! Los los! Reisende Einsteigen! Achtung! Passagiere einsteigen! Achtung! Achtung!

»Ich liebe dich, Paula. Bis bald! Du musst nicht traurig sein, schau, was für schönes Wetter wir haben, wir beide dürfen nicht traurig sein.«

Paula war untröstlich. Ich merkte, dass ich gleich selbst zu weinen anfangen würde. Ein letztes Mal küsste ich sie. Die Puffer der Waggons prallten aufeinander – Zeit zum Aufbruch. Hastig sprang ich auf das Trittbrett. Paula hielt immer noch meine Hand. Der Zug setzte sich in Bewegung, viele Leute weinten auf dem Bahnsteig. Die Soldaten, die sich halb aus den Fenstern gelehnt hatten, drückten noch einmal jemandem die Hand, küssten zum letzten Mal ein kleines Kind. Paula lief neben dem Zug her, der langsam Fahrt aufnahm. Schließlich musste sie ablassen.

Auf bald, meine Liebste.

Es war ein schöner Tag, und es sah fast so aus als würde ich zu einer Landpartie aufbrechen. Ich blieb noch lange auf dem Trittbrett stehen, um zuzusehen, wie die Silhouette meiner Freundin immer kleiner und kleiner wurde und auf immer verschwand. Ich komme sicher bald zurück, liebste Paula. Wir werden heiraten. Ich schwöre es dir.

Ich bin nie zurückgekommen. Weder habe ich jemals Paula wiedergesehen, noch Berlin, noch die Killeringstraße, noch Herrn und Frau Neubach …

Entschuldige, Paula … Der Krieg hat es mir unmöglich gemacht meinen Schwur einzulösen, und der Frieden hat ihm alle Glaubhaftigkeit genommen. In Frankreich wurde ich mir dessen deutlich bewusst. Vergib mir, Paula, es ist nicht ganz allein meine Schuld. Meine Liebste, du hast genau wie ich das Elend des Krieges erlebt, du hast Angst und Schrecken kennengelernt, und vielleicht – ich wünsche es mir von ganzem Herzen – bist du verschont worden. Das allein zählt, Paula. Nur so können wir uns erinnern, weißt du noch … Der Krieg hat Berlin und Deutschland, die Killeringstraße und vielleicht auch die Neubachs dem Erdboden gleichgemacht, aber nicht Dich, Paula, nein, das wäre zu schrecklich … nein, nicht Dich … Das darf nicht sein. Ich habe nichts vergessen: Ich muss nur die Augen schließen, um unsere wunderbaren Augenblicke wieder aufleben zu lassen. Ich höre den Klang deiner Stimme … Ich rieche den Duft deiner Haut … Ich spüre immer noch das Gewicht deiner Hand in der meinen …

Fünftes Kapitel. Ausbildung für eine Elitetruppe

»Auf, marsch! Marsch!«

An Bord des überfüllten Zuges blieb ich auf dem Gang stehen und öffnete schnell das kleine Kästchen, das mir Paula bei der Abfahrt überreicht hatte. Darin fand ich die beiden Zigarettenschachteln wieder, die ich ihr geschenkt hatte. Die Schachteln waren in dem Päckchen gewesen, das mir mein Vater mitgebracht hatte. Da er nicht rauchte, hatte er sie mir die letzten zehn Jahre aufgehoben. In einem reizenden Brief, der dem winzigen Paket beilag, erklärte mir Paula, dass mir diese Zigaretten in den Momenten der Entbehrung helfen sollten, die ich vielleicht erleben würde. Ein Foto meiner Geliebten lag dem Ganzen bei. Ich las den Brief mindestens zehn Mal, bevor ich ihn zusammen mit dem Foto andächtig in meinem Soldbuch verbarg.

Der Zug schwankte hin und her, und ein jeder hatte sich in seine eigene Schwermut geflüchtet. Ich suchte am Fensterrand eine feste Fläche, um sofort einen Brief an Paula zu beginnen. Ein fetter Blödmann von den Gebirgsjägern konnte es nicht lassen mich anzusprechen: »Na, junger Mann, Urlaub zu Ende? Ist immer viel zu kurz der Urlaub, was? Für mich ist er auch zu Ende, und jetzt wieder auf zum Tack-tack-tack!«

Ich sah ihn an, ohne zu antworten. Er ging mir auf die Nerven.

»Und bei diesem schönen Wetter kracht's bestimmt ordentlich da drüben. Ich erinnere mich noch an vorigen Sommer! … Stell dir vor, eines Tages …«

»Entschuldige, Kamerad, ich muss schreiben.«

»Ah, ein Mädchen, was? Ach ja! Immer diese Mädchen. Ach! Ach! Ach! Lass mal gut sein, mein Lieber …«

Am liebsten hätte ich ihm mein Seitengewehr in den Wanst gerammt.

»Mädchen gibt's überall! Ach ja …, Nimm Österreich zum Beispiel, also da …«

Wütend drehte ich ihm den Rücken zu. Vergeblich versuchte ich zu schreiben, doch ich fühlte mich von dem allgemeinen Trubel bedrängt. Ich verschob mein Vorhaben auf später … Die Stirn ans Fenster gepresst starrte ich lange Zeit auf die Landschaft, die vor meinen Augen vorbeizog, ohne dass ich sie sah. Im Waggon entspannen sich Unterhaltungen, untermalt von Gelächter. Einige versuchten Witze zu machen, um die Wirklichkeit zu vergessen. Diese grauenvolle Wirklichkeit der Front, die von Murmansk bis zum Asowschen Meer reichte. Die finstere Wirklichkeit, die zwei Millionen Männern den Kopf kostete. Der Zug fuhr langsam und hielt überall. An jedem Bahnhof stiegen Zivilisten und Soldaten ein und aus. In der Hauptsache waren es jedoch Soldaten auf dem Weg nach Osten, die den Zug in Beschlag nahmen. In der Nacht kamen wir in Posen an. Ich rannte zur Frontleitstelle, wo ich meinen Urlaubsschein abstempeln lassen musste, der um Mitternacht ablief. Dann wollte ich zu dem Schlafsaal gehen, in

dem ich auf der Herreise fast die ganze Nacht verbracht hatte. Das Gedränge vor dem Büro der Feldgendarmerie hielt mich davon ab, an das Mädchen zu denken, das ich als meine Verlobte betrachtete. Alles ging viel schneller als bei der Hinreise. Die Landser standen in Zweierreihen Schlange, rückten mit kleinen Schritten nach und schienen von einer teuflischen Maschine verschlungen zu werden, die mit einem gigantischen Appetit gesegnet war. Innerhalb von zehn Minuten war mein abgelaufener Urlaubsschein geprüft, gestempelt und registriert. Dann wurde ich dem Zug Nummer 50 nach Korosten zugewiesen.

»Ah, gut«, sagte ich überrascht zu den Gendarmen, »Und wann fährt der los?«

»In eineinhalb Stunden! Sie haben noch Zeit.«

Eineinhalb Stunden, dachte ich, dann würden wir aber die Nacht über unterwegs sein. Ich folgte also einem Trupp Landser, die einen mit Brettern überdachten Gang entlang in Richtung des Zuges gingen.

Dieser war unendlich lang. Er bestand aus Personen- und Güterwaggons, in die möglichst viele Soldaten hineingepfercht werden sollten.

Auf der Suche nach einem Platz, an dem ich mich einigermaßen bequem einrichten konnte, kämpfte ich mich durch ein unbeschreibliches Gewühl vorwärts. Ich entdeckte am Ende des Zuges einen mit Stroh ausgelegten Waggon und folgte den Ratschlägen meines Vaters, nach denen die letzten Waggons bei einer Entgleisung am ehesten auf den Schienen bleiben würden. Ich bahnte mir zwischen fünf Paaren vor der Tür baumelnder Soldatenbeine hindurch den Weg nach drinnen.

»Auf gehts, Kerlchen!«, schrien die Landser. »Auf ins Paradies!«

»Na mein Kleiner, kommst du mit uns, auf die Ruskis schießen?«

»Du willst wohl sagen, dass ich dorthin zurückkehre, Kamerad.«

»Jesus, du musst ja beim erstenmal noch in den Windeln gewesen sein!«

Trotz allem fand man also noch Anlässe zu lachen. Inmitten der grünen Schar, die vor meinen Augen vorbeizog, sah ich plötzlich den Stöpsel Lensen.

»Lensen«, schrie ich. »Hierher!«

»Verdammt noch mal!«, rief Lensen und stieg über die Vollidioten hinweg, die die Tür blockierten, »Du bist nicht desertiert?«

»Du auch nicht!«, sagte ich. »Du gehst ja auch zurück.«

»Das ist etwas anderes, ich bin Preuße. Ich habe nichts gemein mit den Schwarzhaarigen auf der anderen Seite Berlins.«

»Gut gekontert!«, grölten die Kerle vor der Tür heiter.

Lensen hatte gut Lachen! Immerhin war er nicht zimperlich.

»Sieh mal einer an«, rief Lensen immer noch im selben Tonfall, »da ist ja noch einer!«

»Wo denn?«

»Da drüben, der Große, der sich für einen Muskelprotz hält.«

Meine Güte, Halls!

Mit einem Satz sprang ich von dem Waggon herunter. »Weggegangen, Platz gefangen«, krakeelte jemand.

»He, Halls«, schrie ich freudig und lief auf ihn zu. Sofort wurde Halls' große Visage lebendig.

»Ha ha! Großer Gott, Sajer, ich dachte nicht, dass ich dich in diesem Gewühl wiederfinden würde.«

»Es war Lensen, der dich entdeckt hat.«

»Ach so, der ist auch da?«

Wir gingen zum Waggon zurück.

»Zu spät Kinder, wir sind voll besetzt!«

»Das denkst du!«, brüllte Halls und schnappte sich den Latschen eines der Landser, sodass dieser mit dem Arsch auf dem Bahnsteig landete. Alles bog sich vor Lachen. Mit einem Satz waren wir drin.

»Also gut, das reicht«, meinte der Bursche, der heruntergefallen war und rieb sich die Pobacken. »Wenn das so weiter geht, stehen wir hier bald wie die Sardinen in der Dose und es gibt keinen Platz mehr zum Schnarchen.«

»Sag mal, du Penner«, rief Halls und musterte mich, »vierzehn Tage lang habe ich auf dich gewartet.«

»Mein armer Alter, aber wenn ich dir erzählt habe, was passiert ist, wirst du aufhören mich zu beschimpfen.«

»Na gut, rechtfertige dich. Dir ist klar, dass ich das meinen Eltern erklären musste.«

Nun berichtete ich meinem großen Kameraden von meinem Missgeschick.

»Ach du große Scheiße!«, rief Halls. »Das ist der verpfuschteste aller verpfuschten Urlaube! Wenn du auf mich gehört hättest, dann wären wir zusammen nach Dortmund gefahren. Wir hatten da zwar auch dauernd Alarm, aber die Flugzeuge sind nur vorbeigeflogen. Du armes Schwein! Das war wirklich Pech.«

»Ach lass mal«, meinte ich melancholisch.

Im Grunde genommen bedauerte ich nichts. Wenn ich Halls gefolgt wäre, hätte ich niemals Paula kennengelernt. Und Paula ließ mich das in Flammen stehende Tempelhof vergessen.

»Ich kann verstehen, dass du so eine Schnute ziehst«, sagte Halls mitfühlend.

Ich hatte wenig Lust zu reden, Halls bemerkte es und ließ mich in Ruhe. Wie die Tiere wälzten wir uns in dem Stroh und versuchten zu schlafen. Der Zug fuhr und fuhr, und mit jedem Klappern der Räder auf den Schienenschwellen schien sich der Abgrund, der sich zwischen mir und Paula auftat, zu vergrößern. Wir fuhren durch Dörfer und Städte, durch Wälder, die so dunkel waren wie die Nacht selbst, durch endlose Weiten. Der Zug fuhr unermüdlich und unaufhaltsam. Er fuhr noch immer, als bereits der Tag anbrach. Drei Stunden später durchquerten wir die Pinsker Sümpfe im polnischen Flachland. Er fuhr parallel zu den armseligen, vom Krieg gezeichneten Straßen, die von der Trauer und dem Schweiß der Streitkräfte getränkt waren, die hier durchmarschierten. Unter einem breiten Himmel, welcher dort oben seinen Sommer festzuhalten schien, ohne der Erde etwas davon zu gönnen, fuhr er dahin. Mehrmals war ich eingeschlafen, und bei jedem Aufwachen hörte ich wieder die Melodie der Räder mit ihren zwei Noten, klong, klong … klong, klong.

Endlich wurde der Zug, der das Ende der Welt erreicht zu haben schien, langsamer und hielt an. Die Lokomotive füllte bei einer winzigen Eisenbahnstation ihre Wasser- und Kohlenvorräte wieder auf. Wir waren alle auf den Bahndamm gesprungen, welcher aus Gott weiß was zu bestehen schien, und in einer Reihe von etwa hundert Männern verrichteten wir unsere Notdurft. Wie auf allen Truppentransporten aus Deutschland zu dieser Zeit, hatten die Männer auf der Durchreise keinen Anspruch auf etwas zu essen. Vor Korosten bekamen wir keine Nahrung. Zum Glück hatte fast jeder Vorräte von zuhause dabei. Darauf zählten die Heerführer wahrscheinlich.

Der Zug war wieder losgefahren und Halls hatte mehrmals versucht das Gespräch zu eröffnen. Da er merkte, dass er mir alles aus der Nase ziehen musste, verschob er es immer wieder auf später. Ich hätte ihm sehr gerne meine Geschichte mit Paula anvertraut, aber ich hatte Angst, er könnte sich darüber lustig machen.

Mit der hereinbrechenden Nacht erreichten wir Korosten. Wir wurden aufgefordert, von dem Waggon herunterzusteigen und uns vor einer Feldküche anzustellen, wo wir einen wahrhaft abscheulichen Brei bekamen. Ich hatte mich weit von der ausgezeichneten Küche von Frau … entfernt. Nun spülten alle ihr Essgeschirr ab und tranken von den Wasservorräten der Lokomotive.

Dann stiegen wir auf einen russischen Zug, der auch nicht bequemer war als der aus Posen. Und weiter ging es – noch eine Ewigkeit lang. Die Züge in Richtung Front hatten Tag und Nacht Vorrang und überfuhren die Haltestellen. In weniger als drei Tagen waren wir praktisch schon im Operationsgebiet. Während sich im Süden, wo harte Kämpfe stattfanden, der Frontverlauf verschoben hatte, schien sich in unserem Abschnitt bei Krementschuk kaum etwas geändert zu haben. Die ermüdende Eisenbahnfahrt endete in Romny, dem Ort, in dem wir bei der Abreise solche Schwierigkeiten gehabt hatten. Nachdem wir aus dem Zug ausgestiegen waren, wurden wir in Herden zur Kantine getrieben, wo man uns zu futtern gab wie aufgeregten Schafen vor der Schlachtbank. Dann wählten die Feldgendarmen mit solcher Eile die Gruppen für jede Einheit aus, dass uns keine Zeit zum Nachdenken blieb. Es war sehr heiß, und wir hätten gerne ein kleines Nickerchen gemacht. Ein Haufen Russen, die nichts zu tun hatten, sah bei der Auswahl zu, ganz so, als ob sie dem Aufbau eines Rummelplatzes beiwohnen würden. Nachdem unsere Abteilung für die Division Großdeutschland zusammengestellt worden war, folgten wir auf Befehl des Unteroffiziers einem Beiwagenkrad, das uns aus der Stadt herausführte. Statt im ersten Gang zu bleiben oder wenigstens langsam zu fahren, zwang uns dieser Idiot zum Laufschritt. In der Hitze und vollgepackt wie wir waren, kamen wir halb erstickt am Stadtrand an. Hier stieg der Stabsfeldwebel aus dem Beiwagen, rief die Unteroffiziere zu sich, welchen er die Marschbefehle gab, und teilte unsere Truppe auf. So zogen wir in kleinen Gruppen von vierzig oder fünfzig Mann im Gleichschritt los in Richtung unseres neuen Lagers, um uns wieder an die Arbeit zu machen.

Da die Burschen, die uns kommandierten, genau wie wir aus dem Urlaub kamen und sich nicht gerade darauf freuten, wieder unter Beschuss genommen zu werden, machten wir auf dem Weg zum Lager F der Division Großdeutschland, das etwa fünfunddreißig Kilometer von Romny, zweihundertfünfzig Kilometer

von Bjelgorod und genau wie Aktyrkha mitten in der freien Natur lag, zahlreiche Rastpausen.

In diesem Ausbildungslager für Elitetruppen – jede Division, die einen Namen trug, wurde als Elitetruppe betrachtet – schwitzten wir Blut und Wasser. Entweder man landete nach sieben Tagen sinnloser Kraftanstrengungen im Lazarett, oder man wurde endgültig in die Division aufgenommen und konnte in den Krieg ziehen, der noch schlimmer war.

Wir zogen durch ein symbolträchtiges Eingangsportal, das in die Bäume des Waldes geschnitten worden war, welcher im Nordosten immer dichter wurde. Im Takt marschierend, wie es uns unsere Unteroffiziere gelehrt hatten, und aus vollem Halse »Die Wolken ziehen« singend, lasen wir die Parole, die in dicken, schwarzen Buchstaben auf weißem Grund die Vorderseite des eindrucksvollen Portals schmückte: ›Wir sind geboren, um zu sterben.‹

Ich kenne niemanden, der nicht schlucken müsste, wenn er dieses Portal durchschreiten sollte. Etwas weiter war ein zweites Spruchband angebracht, mit den Worten: ›Ich diene.‹

Nachdem wir in tadelloser Ordnung die rechte Seite des offenen Platzes erreicht hatten, ließen die Unteroffiziere halten. Ein riesenhafter Hauptmann, flankiert von zwei Feldwebeln, näherte sich unserer Gruppe.

»Stillgestanden!«, brüllte unser Gruppenführer.

Der Koloss – der Hauptmann – grüßte mit einer langsamen, aber bestimmten Geste. Dann trat er an uns heran und ging an der Gruppe entlang, während er jeden von uns von oben bis unten ansah. Er überragte alle um einen Kopf. Sogar Halls konnte mit dieser imponierenden Erscheinung nicht mithalten. Nachdem er uns unter seinem unerbittlichen Blick hatte erstarren lassen, trat der Hauptmann zurück und ging wieder zu den beiden Feldwebeln, die dastanden wie die Salzsäulen.

»Guten Tag, meine Herren!« Seine Worte klangen, als ob Holzpflöcke in die Erde geschlagen würden. »An euren Gesichtern sehe ich«, sagte er, »dass ihr einen ausgezeichneten Urlaub verbracht habt. Das freut mich für euch.« Sogar die Vögel schienen angesichts dieses gebieterischen Tons zu verstummen. »Morgen aber habt ihr an die Aufgabe zu denken, die uns alle betrifft.«

Eine eingestaubte Kompanie marschierte von draußen heran. Auf ein Zeichen ihres Führers hielt sie unter dem Portal, um die Ansprache des Hauptmanns nicht zu unterbrechen.

»Ab morgen beginnt die umfangreiche Ausbildung, die aus euch die besten Kampfsoldaten der Welt machen wird. Feldwebel«, sagte er noch lauter, »morgen für die neue Abteilung Wecken bei Sonnenaufgang.«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Guten Abend, meine Herren.«

Er drehte auf dem Absatz um, änderte dann aber seine Meinung. Mit einer kleinen Bewegung seines Daumens hieß er die eingestaubte Kompanie, die noch immer wartete, herantreten. Als die Kerle mit nacktem Oberkörper und

grau von Staub auf unserer Höhe angelangt waren, ließ er sie mit einer weiteren knappen Geste anhalten.

»Hier sind eure neuen Freunde«, sprach er, sowohl an die einen als auch an die anderen gerichtet. »Begrüßt euch bitte.«

Dreihundert Männer mit vor Müdigkeit ausgehöhlten Gesichtern machten eine Vierteldrehung und begrüßten uns mit dem Ruf: »Willkommen, Kameraden!«

Wir präsentierten das Gewehr, der Hauptmann machte eine zufriedene Bewegung mit dem Kopf und ging davon. Kaum war er losgegangen, jagten uns die beiden Feldwebel, die ihn begleitet hatten, zum Barackenlager als hätten sie plötzlich einen Wutanfall bekommen.

»Vier Minuten, um euch einzurichten«, brüllten sie.

Wir vergaßen die Strapazen des Marsches und standen am Fuß der Stockbetten erneut stramm. Unsere verängstigten Unteroffiziere führten vor den Augen der beiden Lagerfeldwebel den Appell durch. Diese klärten uns nun über Ordnung, Sauberkeit und Disziplin auf, die sie künftig von uns erwarteten. Dann gaben sie uns den Rat schlafen zu gehen, obwohl es noch sehr früh war, da wir am nächsten Tag all unsere Kräfte brauchen würden. Wir wussten, dass bei solchen Ansprachen in der deutschen Armee die Ankündigungen von der Realität oft noch übertroffen wurden. Das Wort Müdigkeit hat heute nichts mehr mit der Müdigkeit gemein, die ich im Krieg kennengelernt habe. Diese konnte einen gut gebauten Kerl – siebzig Kilo schwer – so aufzehren, dass er innerhalb weniger Tage zu fünfundfünfzig Kilo zusammenschrumpfte. Als die beiden Werwölfe die Tür hinter sich zugeknallt hatten und verschwunden waren, sahen wir uns perplex an.

»Hier scheint es nichts zum Lachen zu geben«, meinte Halls, der das untere Bett hatte.

»Darauf kannst du Gift nehmen! Hast du den Hauptmann gesehen?«

»Ich habe nur ihn angesehen«, erwiderte er, »und ich sehe den Tag schon kommen, wo er mir in den Arsch treten wird.«

Draußen brach eine Abteilung im dunklen Kampfanzug wahrscheinlich zu einer Nachtübung auf.

»Entschuldige, Halls, ich muss jemandem schreiben. Ich will die Zeit nutzen, solange es noch nicht dunkel ist.«

Der Feldwebel hatte klargestellt, dass es uns ohne einen Anlass verboten sei, nach dem Zapfenstreich noch Kerzen zu benutzen.

»Lass dich nicht aufhalten«, erwiderte Halls »Ich überlass dich deinen Angelegenheiten.«

Ich holte schnell das Stück Papier heraus, das ich schon während der ganzen Fahrt nicht zu beschreiben vermocht hatte, und begann fieberhaft einen Brief an Paula.

»Meine teure Geliebte …«

Ich erzählte Paula von der Reise und unserer Ankunft im Lager F.

»Alles geht gut, Paula, und ich denke nur an dich. Hier ist alles ruhig.«

»Ich habe keine unserer gemeinsamen Stunden vergessen und ich brenne vor Ungeduld, dich wiederzusehen.«

»Ich liebe dich so sehr.«

Die Sonne beschien kaum die Wipfel der Bäume, da flog die Tür gegen die Wand des Schlafsaals, als stünden die Sowjets davor. Ein Feldwebel pfiff so schrill auf einer Trillerpfeife, dass wir hochfuhren.

»Dreißig Sekunden, um zu den Waschbecken zu laufen!«, brüllte er, »Dann alle ausgezogen vor der Baracke zum Training!«

Hundertfünfzig Kerle stürzten splitterfasernackt zu den Wassertrögen, die auf der anderen Seite des Gebäudes standen. Ein Stück weiter robbten Soldaten auf Befehl eines anderen Wachhundes über den Boden.

Im Handumdrehen waren wir gewaschen und standen in Reih und Glied vor dem Gebäude. Zum Glück hatten wir Anfang Juli und nicht unter Kälte zu leiden. Der Feldwebel wählte nun einen von uns aus und befahl ihm, uns eine Gymnastikübung ausführen zu lassen, bis er zurückkam. Die Übung bestand darin, die Arme in verschiedene Richtungen zu schleudern, die eigenen Fußspitzen zu berühren, dann rechts und links soweit mit den Händen zur Erde zu kommen wie es ging und wieder von vorne anzufangen.

»Los«, kommandierte er, bevor er sich entfernte, »und hütet euch aufzuhören!«

Einige lange Minuten, vielleicht fünfzehn, wirbelten wir also mit den Armen in der Luft.

Als der Feldwebel zurückkam und uns befahl aufzuhören, drehte sich uns alles im Kopf.

»Ihr habt fünfundvierzig Sekunden, um in Felduniform genau hier wieder anzutreten. Weggetreten!«

Und fünfundvierzig Sekunden später sah man aufgereiht vor dem Fahnenmast hundertfünfzig Stahlhelme, unter denen sich Jungen befanden, deren Puls raste wie verrückt. Nun machten wir Bekanntschaft mit Herrn Hauptmann Fink und seinen gefürchteten Ausbildungsmethoden. Er kam in Reithosen aus Schafsleder und mit der Gerte unter dem Arm.

»Stillgestanden!«, kommandierte der Feldwebel.

Der Hauptmann blieb in geziemender Entfernung stehen, machte langsam kehrt und grüßte die Fahne. Uns wurde befohlen das Gewehr zu präsentieren.

»Rührt euch!«, sagte der Riese ruhig, indem er sich uns zuwandte.

»Feldwebel, Sie werden mich heute nur begleiten. Um der neuen Abteilung die Ehre zu erweisen, werde ich die Übung heute selbst leiten.«

Er veränderte leicht seine Haltung, blickte kurz auf den Boden, der schon im Sonnenlicht lag, dann riss er den Kopf hoch und brüllte: »Stillgestanden!«

Im Bruchteil einer Sekunde vollzogen wir den Befehl.

»Sehr gut«, sagte er scheinheilig und ging lässig auf die erste Reihe zu. »Meine Herren, ich habe den Eindruck ihr habt euch etwas hastig für die Infanterie entschieden. Es ist euch vielleicht nicht klar, dass die ausgebildete Infanterie hier nichts mit dem gemeinsam hat, was ihr in den Hilfsdiensten kennengelernt habt, aus denen ihr freiwillig ausgetreten seid. Keiner von euch scheint dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Ich hoffe, ich irre mich, und ihr beweist mir das Gegenteil. Ich hoffe, ihr zwingt mich nicht, euch in ein Strafbataillon zu versetzen, um

euch beizubringen, dass ihr euch in eurer Selbsteinschätzung getäuscht habt.« Wir lauschten beeindruckt, die Köpfe wie leergefegt.

»Die Aufgabe, die euch allen früher oder später gestellt werden wird, verlangt sicherlich mehr, als ihr euch vorgestellt habt. Es geht nicht mehr einfach darum, mit einer Waffe umgehen zu können und eine gute Haltung zu haben. Ihr braucht sehr, sehr viel Mut, Schneid, Ausdauer, Widerstandskraft und die Fähigkeit jede Situation zu überstehen. Wir von der Division Großdeutschland haben die Ehre im Wehrmachtsbericht genannt zu werden, der im ganzen Reich erscheint, und das ist etwas, was nicht jedem zuteil wird. Um dem gerecht zu werden, brauchen wir Männer und nicht Waschlappen wie euch. Ich warne euch, hier ist alles hart, nichts wird entschuldigt und jeder benötigt dementsprechende Reflexe.«

Wir wussten nicht mehr, was für ein Gesicht wir machen sollten.

»Stillgestanden!«, fuhr er fort. »Hinlegen! Auf den Boden!«

Ohne dass wir eine Sekunde überlegt hätten, lagen wir alle auf der sandigen Erde. Und dann kam Hauptmann Fink wie ein Spaziergänger an einem Strand heran und marschierte über den menschlichen Boden. Er setzte in aller Gemütsruhe seine kleine Ansprache fort, während seine Stiefel, die mindestens seine hundertzwanzig Kilogramm trugen, die vor Schreck erstarrten Leiber unserer Einheit durchwalkten. Die Absätze des Hauptmanns wurden gezielt auf einen Rücken gesetzt, auf eine Pobacke, einen Stahlhelm, eine Hand – und keiner muckte auf.

»Heute werde ich euch auf einem kleinen Spaziergang begleiten«, fuhr er so fort, »und ich werde ein Urteil über eure Fähigkeiten fällen.«

Dann ließ er uns eine Gruppe zu hundert Mann und eine weitere zu fünfzig Mann bilden.

»Die Herren werden heute das Privileg haben«, sagte er, indem er sich an die Fünfzigergruppe wandte, zu der weder Halls noch ich gehörten, »die Verwundeten zu spielen. Morgen wird es dann eure Aufgabe sein, euch um eure Kameraden zu kümmern. Die Verwundeten – hinlegen!«, kommandierte er. Dann drehte er sich zu uns: »In Zweiergruppen die Verwundeten aufnehmen.«

Halls und ich hoben einen zusammengekrümmten Burschen von mindestens achtzig Kilogramm auf unseren Händen wie auf einem kleinen Sitz hoch. Dann leitete uns Hauptmann Fink zum Ausgang. Wir marschierten auf diese Weise bis zu einem hügeligen Gelände, das einen Kilometer entfernt zu sein schien. Langsam taten uns die Arme weh unter dem Kameraden, der sich allmählich an seine Rolle gewöhnte. Als wir oben auf der Bergkuppe angelangt waren, sollten wir auf der anderen Seite wieder hinuntersteigen. Unsere Stiefel knirschten auf dem steilen Abstieg. Wann würde dieses kleine Spiel zu Ende sein, fragten wir uns. Es war nun heiß geworden, und wir trieften vor Schweiß unter unseren Uniformen. Ein paar erschöpfte Männer lockerten den Griff und ließen eine Sekunde lang den angeblichen Verwundeten fallen. Jedes Mal ließ Fink dann, unterstützt von seinem Feldwebel, die schwächelnde Gruppe aus der Reihe heraustreten, und teilte sie zu einer noch härteren Arbeit ein: Jeder trug von da an allein einen Mann auf seinem Rücken. Am Fuß des Hügels glaubte ich, dass ich jetzt damit an der Reihe wäre.

»Ich kann nicht mehr, Halls, meine Handgelenke schmerzen, ich muss loslassen«, stöhnte ich.

»Bist du verrückt, du musst durchhalten. Oder willst du ganz allein einen tragen?«

»Ich weiß, Halls, aber ich bin nicht stark genug«, stieß ich mit verkrampftem Gesicht hervor.

»Los, vorwärts«, kommandierte der Hauptmann weiter. »Los, los.«

Halls umklammerte meine Handgelenke mit seinen kräftigen Händen, um zu verhindern, dass ich losließ. Hinter uns stolperten diejenigen Soldaten atemlos über den steinigen Boden, die zusätzlich zu der ganzen Ausrüstung noch einen Kameraden alleine schleppten.

Der Feldwebel versuchte sie mit Schimpftiraden anzutreiben. Selbst Halls, der viel stärker war als ich, biss die Zähne zusammen, und durch jedes Fältchen in seinem Gesicht liefen Schweißbäche.

»Tut mir leid, Jungs«, raunte der Typ, den wir trugen, »ich würde wirklich gerne selbst laufen.«

Trotz unserer Schwierigkeiten erreichten wir einen weiteren bewaldeten Hügel, den wir unter unerträglicher Anstrengung hinaufklettern mussten. Weit hinter uns taumelten kläglich die Unglücklichen, die ihre Last allein trugen, immer verfolgt vom Feldwebel. Nach jedem Schritt glaubten wir, dass wir endlich den Befehl zum Anhalten bekommen würden, doch jedem Schritt folgte ein weiterer, noch qualvollerer. Aus meinen Händen, die unter dem Gewicht zerquetscht wurden, war das Blut gewichen.

»Ich kann nicht mehr, lass mich los Halls, lass mich los.«

Halls antwortete nicht und biss die Zähne zusammen. Der Schmerz war unerträglich geworden, und ich hatte den Griff, den Halls alleine aufrecht erhielt und mich dabei entsetzliche Qualen erleiden ließ, gelockert. Überall konnten Paare nicht mehr aneinander festhalten und brachen zusammen. Hauptmann Fink teilte sie in Zweiergruppen ein. Und dann waren wir dran.

Ich schüttelte meine Hände, aus denen das Blut gewichen war, und stieß einen langgezogenen Schmerzenslaut aus. Der monströse Schatten des Hauptmanns holte mich ein, und ich musste mir einen Burschen auf meine schmächtigen Schultern laden, der schwerer war als ich selbst. Immerhin hatte die Gewichtsverlagerung die Situation etwas verbessert: Mit dröhnendem Kopf nahm ich den langsamen Marsch wieder auf.

Fast eine Stunde dauerte unser Martyrium noch, bis wir alle kurz davor waren ohnmächtig zu werden. Bis zu unseren äußersten Kraftreserven ging es, die Hauptmann Fink immer noch ein bisschen größer einschätzte. Dann beschloss er endlich, uns für eine neue Übung zu unterbrechen.

»Da ihr mir sehr erschöpft vorkommt, schlage ich euch eine längere Übung vor, bei der ihr Euch hinlegen könnt. Stellt euch vor«, sagte er dichterisch, »dass sich dort hinter diesem kleinen Berg (etwa einen Kilometer entfernt) ein bolschewistisches Widerstandsnest eingerichtet hat. Stellt euch weiter vor«, fuhr er in jovialstem Ton fort, »dass wir gute Gründe haben, es zu erobern, und stellt euch auch vor, dass die Bolschewiken, wenn ihr aufrecht dorthin geht, dafür sorgen

werden, dass ihr euch hinlegt. Ihr werdet euch also flach wie die Flundern machen, und ihr werdet bis da hinten robben. Ich selbst gehe voraus, und ich schieße auf alles, was ich sehe. Verstanden?«

Wir sahen ihn verdutzt an.

Schon hatte sich der große Hauptmann auf den Weg gemacht und die Pistole gezogen, die er an seinem Gürtel trug. Die Zeit, die er benötigte, um den Hügel zu erreichen, war in den ganzen drei Ausbildungswochen einer der seltenen Momente, in denen wir ein wenig verschnaufen konnten. Während wir den Hauptmann, der dabei war seine Position einzunehmen, nicht aus den Augen ließen, geisterte uns ein hartnäckiger Gedanke durchs Hirn. Hatten wir richtig gehört? Auf ein Kommando des Feldwebels warfen wir uns flach auf den Boden und der mühsame Aufstieg begann. Der Feldwebel rannte los, um den Hauptmann einzuholen. Stück für Stück schoben wir uns den steinigen Abhang hinauf, Halls mühte sich zu meiner Linken ab. Nun, da wir am Boden lagen, kam uns der Punkt, den wir erreichen sollten, noch weiter entfernt vor. Als wir etwa vier Fünftel der Strecke zurückgelegt hatten, tauchte – noch ganz klein – die Gestalt des Hauptmanns auf. Und schon begann er zu schießen. Wir wussten nicht wie uns geschah und zögerten einen Moment, bevor wir weitermachten. Doch von fern rief uns die Pfeife des Feldwebels immer wieder in Erinnerung, dass wir robben mussten. Der Hauptmann hatte bestimmt Befehl erhalten, seine Truppe nicht zu übel zuzurichten, ansonsten hätte er, glaube ich, nicht gezögert ernsthaft genau zu zielen.

Die Kugeln aus seiner Pistole pfiffen über uns hinweg, bis wir den angegebenen Punkt erreicht hatten. Dieses kleine Spiel war, man ahnt es schon, nicht ohne Gefahren. Im Verlauf unserer etwas über zwanzig Ausbildungstage beerdigten wir zu den Klängen des »Ich hatt' einen Kameraden« vier unserer Gefährten, Opfer sogenannter Ausbildungsunfälle. Außerdem gab es an die zwanzig Verletzte, die sich entweder bei der Überwindung eines Stacheldrahtverhaues große, sich entzündende Schürfwunden zugezogen oder eine Kugel oder einen Splitter im Körper hatten, oder denen sogar ein Körperteil von den Ketten eines Übungspanzers zerquetscht worden war. Wir belebten außerdem in letzter Sekunde zwei Ertrunkene wieder, Opfer einer Wasserüberquerung auf gekreuzten Brettern, aus dem nur notdürftig schwimmenden Holz einer alten Eisenbahnschwelle. Selbstverständlich unternahmen wir auch endlose Märsche. An einem Tag mussten wir sogar das Ufer eines großen Teiches entlangmarschieren, und zwar im Wasser; eine andere schussbereite Abteilung feuerte stundenlang auf das Ufer und zwang uns so, bis zum Kinn im Wasser zu waten. Ich berichte gerne, dass bei diesem Spielchen niemand ernsthaft den Kopf hängen ließ. Auf einem sorgfältig vorbereiteten Gelände ließ man uns das Werfen von Handgranaten zum Angriff und zur Verteidigung üben. Ferner gab es Bajonettübungen und Gleichgewichtsübungen, bei denen jeder fünfte auf die Fresse fiel, und Übungen zum Ausharren in einer bestimmten Position, welche schrecklich lange dauerten. Beispielsweise wurden wir eines Tages in ein stillgelegtes Kanalrohr gesteckt, das wohl der Gasversorgung einiger großer Städte gedient hatte. Es beschrieb zwei Kurven, und die Jungs, die in der Mitte waren, lernten die Qualen der Platzangst

kennen. Darüber hinaus gab es noch tausend andere Prüfungen. Man muss außerdem die berüchtigte zeitliche Ausdehnung der Übungen berücksichtigen, die mit einer Dauer von sechsunddreißig Stunden beinahe endlos wirkten. Nur dreimal wurden sie unterbrochen von einer halben Stunde, in der wir den Inhalt unseres Essgeschirrs herunterschlingen und uns sauber und ordentlich in Reih und Glied aufstellen durften. Am Ende dieser sechsunddreißig Stunden wurden uns acht Stunden Pause genehmigt. Dann begannen weitere sechsunddreißig Stunden, und alles ging wieder von vorne los. Manchmal riss uns auch ein falscher Alarm aus dem bleiernen Schlaf und wir mussten uns in Rekordzeit und in voller Montur im Hof aufstellen, um dann wieder in unsere unbequemen Betten zurückgeschickt zu werden. Während der ersten Tage war es die Hölle. Niemand durfte sprechen. Immer wieder brach einer vor Erschöpfung zusammen, was der Einheit eine zusätzliche Last aufbürdete, da sie den Geschwächten mit heftigen Ohrfeigen, oder indem sie ihn mit Wasser abspritzte, wieder auf die Beine stellen musste.

Manchmal kam ein Kamerad, am Rande seiner Kräfte, nur gestützt von zwei anderen im Lager an. Grundsätzlich mussten wir fünfhundert Meter vor dem Lager die korrekte Marschordnung aufnehmen und dann im Gleichschritt – singend, so als kämen wir von einem gemütlichen Spaziergang zurück – einziehen. An einem Abend war es uns trotz der Beschimpfungen, trotz der Angst vor dem Strafbunker, nicht mehr möglich, die Haltung an den Tag zu legen, die der Feldwebel forderte. Dem Wütenden blieb nichts anderes übrig, als eine lange Reihe schläfriger Kerle vor die Fahne zu zerren, und uns dann in unsere Baracken zu jagen, wo wir uns in voller Montur, mit trockenem Mund und schmerzdurchflutetem Kopf hinlegten. Aber im Lager F gab es kein Erbarmen. Hauptmann Fink ging bis zum Äußersten. Bis das Zahnfleisch von selbst blutete, bis es einem vor Müdigkeit in der Nase biss und das Gesicht aushöhlte. Bis einen das Ziehen im Kopf die Blasen an den Füßen vergessen ließ, die den nächsten Tag zum Martyrium machten. Es hätte nichts genützt, um Gnade zu flehen! Die einzige Antwort wäre gewesen: »Auf, marsch, marsch!«

Der verdammte russische Sommer, der beinahe ohne Frühling auf den Winter folgt, kam mit brütender Hitze. Es gab Gewitter, die mit solchen Sturzbächen einhergingen, dass man fast ertrinken musste. Unsere schwachen Schultern wurden im Regen aufgescheuert von den Gurten und Riemen, besonders an der empfindlichen Stelle, an der das Gewehr getragen wurde. Es gab Schläge, und für viele die Peitsche. Die Essnäpfe waren nur halb gefüllt mit irgendeinem geschmacklosen Fraß. Es gab die Angst es nicht zu schaffen, und es gab das Strafbataillon. Es gab die Besessenheit es zu schaffen und irgendwann ein gefallener Held zu sein. Da gab es Menschen, denen jeder Gedanke abhanden gekommen war, und die scheuen Blicke der Kameraden, welche nur noch den Boden sahen, auf dem sie sich schinden sollten. Es gab auch zwei Briefe von Paula, die ich mit meinen schweren, müden Augen nicht wirklich erfassen konnte. Und dann die Gewissensbisse, die an mir nagten, weil es mir nicht gelungen war die Kraft zu finden, innerhalb meiner acht Stunden Pause zu antworten.

Dreitausend Kilometer weiter westlich, so hieß es, beklagten sich die Leute, weil in den Pariser Kneipen zeitweise kein Alkohol ausgeschenkt wurde und – wehe mir! – fünf Jahre später musste ich darüber lachen. Die Menschen, die diese

Abstinenz ertragen hatten, gingen daraufhin eines Abends im Schloss von Vincennes auf mich los und luden ihren Frust bei mir ab.

Die Deutschen haben während dieses gesamten Krieges einen großen Fehler begangen. Und zwar den, ihren Soldaten ein Leben zu bescheren, das schlimmer war als das eines Gefangenen.

Eines Tages übten wir Verteidigung und Gegenangriff bei der Panzerabwehr. Da man uns bereits beigebracht hatte uns in einer Rekordzeit einzugraben, bereitete es uns keine Schwierigkeiten in dem lockeren Boden einen hundertfünfzig Meter langen, vierzig bis fünfzig Zentimeter breiten und einen Meter tiefen Graben auszuheben. Auf den entsprechenden Befehl hin stiegen wir dann in einer engen Reihe in den Graben hinein, mit der Anweisung, ihn unter keinen Umständen zu verlassen. Dann fuhren vier- oder fünfmal im rechten Winkel auf unser Bauwerk zu und überquerten es mit verschiedenen Geschwindigkeiten. Selbstverständlich sanken die Fahrzeuge unter ihrem eigenen Gewicht zehn bis fünfzehn Zentimeter in die krümelige Erde ein. Als ihre riesigen Laufketten nur wenige Zentimeter von unseren Köpfen entfernt den Rand des Grabens durchpflügten, konnte keiner von uns einen Schrei des Entsetzens unterdrücken. Noch heute fasziniert mich der Anblick der Ketten eines harmlosen Traktors aufgrund der Erinnerung an dieses beängstigende Erlebnis. Wir wurden auch in der Handhabung der gefürchteten Panzerfaust sowie im Angriff auf Panzer mit Haftminen ausgebildet. Dabei genügte es, sich in einem Loch verborgen zu halten und darauf zu warten, dass der Panzer nahe genug herankam, um dann der Form halber einen entschärften Sprengkörper zwischen Wanne und Turm anzubringen. Auch wenn der Panzer schon vor uns auftauchte, mussten wir so lange in dem Loch bleiben, bis er nur noch fünf Meter entfernt war. Dann musste man sich in verzweifelter Hast auf diese furchteinflößende Maschine stürzen, den rechten Schlepphaken erwischen, sich auf die Haube hochschwingen, die Mine an der Verbindung zwischen Wanne und Turm anbringen und sich dann mit einer meisterhaften Rolle rechts vom Panzer fallen lassen. Mir blieb es Gott sei Dank erspart, einen Panzer von vorne mit einer Mine anzugehen. Aber Lensen, der zum Teil deshalb erst zum Obergefreiten und dann zum Unteroffizier ernannt wurde, lieferte uns eine Demonstration, die ihm bis heute in keinem Actionfilm jemand nachmachen kann. Diese Selbstsicherheit bescherte ihm allerdings eineinhalb Jahre später ein abscheuliches Ende.

Für diejenigen, die noch irgendeine Anwandlung von Individualismus oder Ungehorsam zeigten, gab es auf dem Hof eine Art Hütte, die einfach nur aus einem Dach bestand, das von dicken Pfosten gestützt wurde. Man hatte dort leere Kisten hineingestellt, die als Sitzbänke dienten. Dieser Strafhütte gaben wir unter uns den Namen ›Hundehütte‹. Ich selbst habe keinen Bestraften darin gesehen, aber ich erfuhr trotzdem, worin die Strafe bestand. Es war jedenfalls nicht zu vergleichen mit den Zellen in Frankreich, in denen ein Gefangener den ganzen Tag nach herzenslust auf einem Strohsack vor sich hin schnarchen kann. Die Bestraften hier mussten ihre Tage genauso wie die anderen verbringen, nur dass man sie nach den sechsunddreißig Stunden Übung in die ›Hundehütte‹ brachte. Die Handgelenke wurden ihnen hinter dem Rücken an einem Querbalken festgekettet, und sie mussten ihre acht Stunden Pause mit dem Arsch

auf einer Kiste verbringen. Das Abendessen wurde ihnen auf einem großen Teller serviert, den sie wie Hunde ablecken mussten, da ihre Hände gefesselt waren. Es sei so viel gesagt, dass diese Unglücklichen, die ohnehin schon fast vor Müdigkeit zusammenbrachen und denen man die unbedingt notwendige Erholung verweigerte, nach zwei oder drei Nächten in dieser Hütte letztendlich in eine Art Koma versanken, das ihren Qualen ein Ende bereitete. Dann kamen sie ins Lazarett. Auch eine andere schreckliche Geschichte machte im Lager die Runde. Sie handelte von jemandem namens Knutke, der sich aufgelehnt hatte. Sechsmal hatte er angeblich seine Pause in der Hütte verbracht und sich – selbst unter Schlägen – geweigert bei der Ausbildung der Einheit mitzumachen. Eines Tages hatte man den Halbtoten unter einen Baum geschleppt, wo er erschossen wurde. »Die Hütte führt zu sowas«, sagten alle. »Deshalb muss man die Hütte meiden.« Und trotz der Klagen marschierten wir alle weiter.

Das Erstaunlichste war, dass wir bis zu diesem Zeitpunkt überzeugt davon waren, dass wir die Mädchen für alles wären und niemals wirklich gute Soldaten sein würden. Trotz unserer unmöglichen Lebensbedingungen versuchten wir unser Bestes zu geben. Doch der Herr Hauptmann Fink hatte eine Vorstellung vom Besten, die einen an die Schwelle des Todes bringen konnte.

Etwa Mitte Juli, nur ein paar Tage vor der Schlacht um Bjelgorod, bestätigte uns der Hauptmann, der den Befehl über das Lager F führte, als Infanteristen. Im Rahmen einer Zeremonie unter freiem Himmel mussten wir einen Eid auf den Führer ablegen. Die Kompanie war vor einer mit Flaggen geschmückten Holztribüne angetreten, auf der die Offiziere des Lagers standen. Einer nach dem anderen mussten wir aus der Reihe hervortreten, im Stechschritt entlang der Tribüne marschieren, uns ihr mit einer Vierteldrehung zuwenden und auf sie zu gehen. Bei der vorschriftsmäßigen Entfernung angelangt, will heißen sieben oder acht Meter, mussten wir wieder strammstehen und mit lauter und deutlicher Stimme verkünden: »Ich schwöre, dem Führer und Deutschland zu dienen bis zum Sieg oder zum Tod.«

Dann mussten wir uns mit einer Vierteldrehung nach links bei denen einreihen, die den Eid geleistet hatten und die sich ganz ergriffen darauf vorbereiteten, wie die Kreuzritter vor Jerusalem die Bolschewiken zu bekehren.

Für mich, der ich nur ein halber Deutscher war, hatte die Zeremonie noch eine größere Bedeutung. Trotz der Prüfungen, die uns auferlegt worden waren, fühlte ich mich in meiner Eitelkeit geschmeichelt, da ich wie die anderen als Deutscher bestätigt und nun wirklich für würdig befunden worden war eine Waffe zu tragen.

Anschließend – o Wunder! – ließ Fink an alle einen Becher recht guten Weines austeilen. Der gefürchtete Hauptmann erhob nun unter Sieg-Heil-Rufen das Glas mit uns. Dann ging er durch unsere Reihen, schüttelte uns die Hand, dankte uns und verkündete, er sei auch mit sich selbst zufrieden: Er schicke der Division gute Soldaten. Ich weiß nicht, ob wir wirklich gute Soldaten waren, aber auf jeden Fall hatten wir einiges durchgemacht. Wir hatten alle viele Kilogramm abgenommen, was sich an unseren ausgehöhlten Wangen und den eingesunkenen Augen zeigte. Aber auch das war einkalkuliert: Bevor wir das Lager verließen, wurden uns zwei komplett freie Tage zugestanden, die wir voll ausnutzten. Es ist kaum zu glauben,

aber als wir das Lager verließen, empfand jeder von uns im Innersten eine gewisse Bewunderung für den Herrn Hauptmann. Alle träumten im Grunde genommen davon, eines Tages ein Offizier vom selben Kaliber zu werden.

Sechstes Kapitel. Und das war Bjelgorod

An einem heißen Sommerabend des Jahres 1943 kamen wir wieder in unmittelbare Nähe der Front. Bjelgorod war vor kurzem wieder den Roten in die Hände gefallen, welche ihre Vorposten am Rande der Stadt seitdem bis in unsere eigenen Stellungen vorgeschoben hatten. Noch herrschte fast an der gesamten Front Ruhe, von Charkow über Bjelgorod bis Kursk. Die Russen schöpften neuen Atem nach einem ermüdenden Vormarsch, welcher erst ein Ende fand, als wir uns notgedrungen aus dem Dreieck Bjelgorod–Woronesch–Charkow zurückgezogen hatten, und trugen ihre unzähligen Toten zusammen, bevor sie im September erneut unsere Stellungen durchstießen. Charkow befand sich in Folge der blutigen Schlacht von Slaviansk noch in unserer Hand, und der Durchbruch der Front ganz im Süden war endlich mit Hilfe eines enormen Truppeneinsatzes irgendwo bei Krementschuk und dem Asowschen Meer zum Stehen gebracht worden.

Die Sowjets hatten sich wieder aufgerappelt und die rumänischen und deutschen Truppen dazu gezwungen, sich aus der Kalmückensteppe und dem Kaukasus zurückzuziehen. Zwar hatten sie uns bis über den Donez zurückgeworfen, aber sie waren noch nicht Herr der Lage, und ihre unglaublichen Anstrengungen wurden oft genug von beeindruckenden Gegenangriffen zerrieben. In die Geschichte dieser Gegenangriffe seitens der Armee des deutschen Reichs gehört auch der von Bjelgorod, welcher auf diejenigen von Charkow und Stalino folgte. Sechzigtausend Landser beteiligten sich an der Schlacht von Bjelgorod. Ich war einer von Ihnen. Achtzehntausend von der Division Hitlerjugend waren extra von ihren Kasernen aus Schlesien gekommen, um in diesem ungleichen Kampf die Feuertaufe zu erhalten, in dem ein Drittel von ihnen abgeschlachtet wurde. Ich erinnere mich, wie sie in Kolonnen ankamen, schneidig und zu allem bereit. Einige Einheiten trugen Wimpel zur Schau, auf denen, mit goldenen Buchstaben gestickt, die Aufschrift ›Die jungen Löwen‹ oder auch ›Die Welt gehört uns‹ zu lesen war.

Tagelang trafen immer neue Truppen ein. Wir sahen Einheiten von Maschinengewehrschützen, Infanterieregimenter, welche sich einen Brustharnisch aus schweren Patronentaschen voller Granaten angelegt hatten, und Motorisierte mit ihren schweren Gespannen ankommen. Die Ebene wimmelte von Soldaten, und drei oder vier Tage lang kamen immer mehr, immer mehr …

Dann trat Ruhe ein. Die Regimenter, die Einheiten, die Kompanien wurden an festgelegte Punkte geführt, wo wir in unseren Stellungen bewaffnete Nachtwachen einrichteten. Wieder einmal erzähle ich so, als hätten wir über den kommenden Angriff Bescheid gewusst. Tatsächlich sahen wir bei all diesen Vorbereitungen zu, als würde es sich nur um die übliche, tägliche Betriebsamkeit an der Front handeln.

Meine Kameraden und ich wurden, wie schon früher, wieder für zehntausend Arbeiten eingesetzt, welche uns ein bisschen an die Zeit bei der Rollbahn erin-

nerten. Es herrschte eine unerträgliche Hitze, und das gelbe, verdorrte Steppengras konnte die Staubwolken, die schon durch die kleinste Bewegung verursacht wurden, nicht halten.

Am Abend versammelten wir uns um die großen Lagerfeuer, um uns zu beraten oder zu singen. Die Front befand sich ungefähr in fünfundzwanzig Kilometern Entfernung, und niemand verbot uns Feuer zu entzünden. In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit für einen lebhaften Briefwechsel mit meiner kleinen Paula, die ich längst noch nicht vergessen hatte.

Dann kam eines Nachmittags der große Aufmarsch für unsere Gruppe. Wir bekamen hundertzwanzig Patronen für das Gewehr und vier Handgranaten. Zusammen mit acht anderen Kameraden und einem Unteroffizier bildeten wir einen Stoß- und Sicherungstrupp. Halls und ich taten alles, um zusammen zu bleiben. Er war inzwischen zum Maschinengewehrschützen ernannt worden; somit bestand unsere Gruppe aus zwei Spandau, drei Gewehrschützen, darunter ich, zwei Grenadieren, ausgerüstet mit Maschinenpistolen und einem großen Packen Granaten, und einem Unteroffizier. Leise und äußerst vorsichtig wurden wir zu einem der zahllosen Unterstände bei einem großen Bauernhof in unmittelbarer Nähe der Front geleitet. Eine Panzerabteilung der Division Großdeutschland war ebenfalls hier. Bestens getarnt unter echtem oder künstlichem Blattwerk, harrten die mächtigen Kettenfahrzeuge vom Typ Tiger und die schweren Panzerhaubitzen dort aus. Wir gingen an einem Tisch vorbei, der in der Nähe des Gebäudes aufgestellt worden war, und an dem ein Schreiber in Uniform unsere Erkennungsnummern in ein großes Register eintrug. An einem anderen Tisch studierte ein Oberleutnant der Kavallerie eine Karte, umgeben von seinen Panzeroffizieren und ein paar Unteroffizieren in Habachtstellung. Den exakten Angaben des Zettels folgend, auf dem uns der Weg aufgezeichnet worden war, entfernten wir uns wieder vom Hof. Am Rande eines Wäldchens erkannte ich sofort die breiten Verbindungsschneisen wieder, die zu den Gräben der vordersten Linien führten. Wahrscheinlich hatte jeder von uns den gleichen Gedanken: Diesmal sind wir dabei! Überall nahmen Gruppen ihre Stellungen ein.

Wir bildeten die 5. Kompanie. Schräg rechts von uns führte uns ein Laufgraben ins Unterholz. Die Jungs von den Pionieren mussten sich sehr abgemüht haben, um einen Graben inmitten all dieser Wurzeln freizulegen. Ständig kamen wir an Einheiten vorbei, die in irgendwelchen Hütten untergebracht waren, welche sie auszubessern versuchten. Es war fast sechs Uhr Abends, und die drückende Hitze des Nachmittags begann abzuklingen.

Wir folgten dem Graben, der aus dem Wald herausführte und sich einen kleinen Hügel hinaufschlängelte, auf dessen Gipfel sich ein weiterer Hochwald erhob. Ein Offizier, der über einer Karte brütete, zeigte uns den Weg. Wir bogen nach links ab und befanden uns wieder unter der Decke des Waldes. Die Schwüle war hier noch schlimmer als auf freiem Gelände. Überall drängelten sich schwitzende Männer auf der Suche nach ihren jeweiligen Stellungen vorbei. Schließlich erreichten wir einen großen, halboffenen Unterstand, in dem es von jungen Soldaten der Hitlerjugend wimmelte.

»Halt!«, kommandierte der Unteroffizier, der uns anführte. »Verteilt euch hier, ihr könnt eure Posten einnehmen, wenn ihr den Befehl erhaltet. Euer Feldwebel wird euch eure Aufgabe erklären.«

Er grüßte und ließ uns mit den Hitlerjungen allein. Diese saßen dicht aneinandergedrängt auf dem Boden oder in der Hocke und unterhielten sich munter. Ich ging zu Halls, der sein MG-42 abgestellt hatte und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

»Verdammte Scheiße«, fluchte er. »Meine Mauser war nicht so schlimm, aber dieses Drecksding da macht sich ganz schön schwer.«

»Ich bleibe bei dir, Halls, wir gehören zur selben Gruppe.«

Wir hielten unsere linken Hände nebeneinander, die beide mit demselben Stempelaufdruck ›5. K. 8‹ versehen waren.

»Was soll das heißen?«, fragte Olensheim, der herangekommen war.

»Die Gruppennummer, Gefreiter«, scherzte Halls. »Wenn du nicht in der achten bist, kennen wir dich nicht.«

Beunruhigt sah Olensheim auf seine Hand.

»Nummer 11, große Scheiße – kannst Du den militärischen Geheimcode entschlüsseln?«

»Ich nicht«, meinte Halls in demselben scherzhaften Ton, »aber frag doch den Obergefreiten Lensen, der müsste auf dem Laufenden sein.«

»Wir gehen zu einem Picknick«, feixte Lensen, der sich jedoch ziemlich darüber ärgerte, dass er trotz seines Grades nicht an den Geheimnissen der Götter teilhaben durfte.

Einer von den Hitlerjungen, der aussah wie ein Mädchen (wie ein hübsches Mädchen wohlgemerkt), kam auf uns zu.

»Sind die Russen fair im Kampf?«, fragte er wie ein Fußballer, der sich über die gegnerische Mannschaft erkundigt.

»Absolut!«, erwiderte Halls im Tonfall einer alten Dame beim Kaffeekränzchen.

»Ich frage euch, weil ich den Eindruck habe, dass ihr erfahrene Soldaten seid«, sagte er, obwohl wir sicher im gleichen Alter waren.

»Ein guter Rat, junger Mann«, sagte Lensen, auf dass sein kleiner Dienstgrad doch zu etwas gut sei, »schießt auf alles, was nach einem Russen aussieht, ohne nachzudenken. Die Russen sind die größten Schweine, die die Menschheit je gesehen hat.«

»Dann werden die Russen angreifen?«, fragte Olensheim schreckensbleich.

»Wir werden zuerst angreifen«, antwortete der hübsche Junge, ohne dass es ihm gelang seinem Madonnengesicht Härte zu verleihen.

Er ging zu seinen Kameraden zurück.

»Ob uns vielleicht sogar jemand Bescheid sagen wird?«, fragte Lensen laut, in der Hoffnung, dass es der Feldwebel hören würde.

»Halt doch die Schnauze«, schleuderte uns ein wirklich alter Hase entgegen, der sich der Länge nach ausgestreckt hatte, »du wirst noch früh genug erfahren, in welcher Ecke du verreckst.«

»Hey!«, heulten die Hitlerjungen, die am nächsten standen, im Chor. »Welcher Hosenscheißer sagt hier sowas?«

»Schnauze ihr Pisser«, antwortete der altgediente Soldat, ein robuster Kerl von etwa dreißig Jahren, der schon ein paar Jahre Krieg hinter sich zu haben schien. »Beim ersten Kratzer fangt ihr zu heulen an.«

Einer der ›jungen Löwen‹ erhob sich und ging auf den Alten zu. »Mein Herr«, sagte er in dem selbstsicheren Tonfall, den Medizin- oder Jurastudenten manchmal an den Tag legen: »Erklären Sie mir bitte dieses defätistische Gebaren, das die Moral der gesamten Truppe untergräbt.«

»Lass mich pennen«, brummte der andere, der von diesem Wortschwall nicht beeindruckt zu sein schien.

»Ich frage Sie noch einmal«, insistierte der Junge.

»Ich denke, dass ihr Pisser seid, und dass ihr schon aufwachen werdet, wenn ihr mal einen Schlag abbekommen habt.«

Ein anderer Bursche von der Hitlerjugend schnellte hoch wie eine Rakete. Sein Gesicht war ausdruckslos und hart, in seinen stählern grauen Augen stand wilde Entschlossenheit. Ich dachte, er würde sich auf den Alten stürzen, der wegschaute.

»Sie glauben wohl, dass wir gerade die Rockschöße unserer Mütter losgelassen haben«, rief er mit einer Stimme, die seinem Blick um nichts nachstand. »Wir wurden in den Ausbildungslagern mindestens genauso abgehärtet wie ihr. Wir wurden allen Härtetests unterzogen. Rümmer«, fuhr er fort und wandte sich an einen Kameraden, »schlag mir ins Gesicht.«

Mit einem Satz war Rümmer auf den Beinen. Seine harte Faust traf auf den Mund seines Kameraden. Dieser schwankte ein wenig infolge des Schlags und baute sich nun vor dem Alten auf, welcher sich entschlossen hatte hinzusehen. Zwei dünne Rinnsale hellen Blutes flossen dem ›jungen Löwen‹ vom Mund über das Kinn.

»Die Pisser können genausoviel wegstecken wie ihr bourgeoisen Hosenscheißer.«

»Schon gut«, meinte der Alte, der nicht bereit war sich zu schlagen, bevor es an der Zeit war. »Ihr seid Helden.«

Er drehte sich um und versuchte einzudösen.

»Anstatt euch anzuschreien«, warf der Feldwebel unserer Gruppe ein, »solltet ihr lieber eurer Familie schreiben: Die Post wird gleich abgeholt.«

»Das stimmt allerdings«, meinte Halls. »Ich werde einen Brief an meine Eltern schreiben.«

Ich selbst hatte seit Tagen einen Brief an Paula bei mir, den fertigzustellen ich nicht geschafft hatte. Ich fügte noch ein paar Zärtlichkeiten hinzu und verschloss den Umschlag. Wenn man Schiss hat, denkt man zuallererst immer an seine Mutter, und ich bekam an diesem Vorabend des Angriffs mit einem Mal mächtig Schiss, was mir nun immer mehr klar wurde. Also entschloss ich mich, ein paar Zeilen an meine Familie in der Ferne zu schreiben, besonders an meine Mutter, der ich meine Seelenqual anvertrauen wollte. Schriftlich fiel mir das leichter. Von Angesicht zu Angesicht schämte ich mich immer, meinen Eltern selbst die kleinsten kindischen Fehler zu gestehen. Ich habe ihnen oft vorgehalten, dass

sie mir das nie beigebracht haben. An jenem Tag traute ich mich, es schriftlich auszudrücken.

Liebe Eltern, liebste Mutter,

ich weiß, dass Ihr mir etwas böse seid, weil ich mich nicht öfter melde. Ich habe Papa schon erklärt, dass uns das betriebsame Leben, das wir hier führen, nur wenig Zeit zum Schreiben lässt. (Ich log, denn seit meiner Rückkehr aus dem Urlaub hatte ich mindestens zwanzig Briefe an Paula geschrieben und einen an meine Familie.)

Ich hoffe, Ihr werdet mir verzeihen, wenn ich Euch heute meine Tätigkeiten beschreibe. Ich hätte auch auf Deutsch schreiben können, Mama, denn ich mache wirklich Fortschritte in dieser Sprache, aber weißt Du, für mich ist es eine kleine Erholung auf Französisch zu denken. Hier geht alles gut, wir haben die Ausbildung beendet, und ich bin jetzt ein richtiger Soldat. Ich wünschte, du könntest Russland sehen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie riesig es ist. Wenn ich an die Kornfelder in der Umgebung von Paris denke, kommen sie mir vor wie ein kleiner Garten, verglichen mit dem, was wir durchquert haben. Es ist so heiß, wie es im Winter kalt war. Ich hoffe, wir müssen hier keinen weiteren mehr aushalten. Du kannst Dir nicht vorstellen, was wir durchgemacht haben. Heute sind wir bis zur Front vorgedrungen. Alles ist ruhig, und ich glaube, wir sollten einfach die Kameraden ablösen. Halls ist noch immer mein bester Freund. Mit ihm habe ich eine schöne Zeit. Du würdest dich freuen, ihn im nächsten Urlaub kennenzulernen, es sei denn, der Krieg ist dann schon zu Ende. Alle glauben, dass er zu Ende gehen wird. Es ist unmöglich, dass wir noch so einen Winter wie den vergangenen überstehen. Ich hoffe, dass meine Brüder und meine Schwester wohlauf sind und dass mein kleiner Bruder ordentlich mit meinen Sachen umgeht. Ich freue mich darauf, sie eines Tages wiederzusehen. Papa hat mir erzählt, dass Euer Leben ziemlich hart ist. Ich hoffe, dass sich das in der Zwischenzeit gelegt hat und dass es Euch an nichts fehlt. Spart Euch nichts mehr ab, um mir ein Päckchen zu schicken, hier geht es ganz gut. Liebe Mama, ich werde dir vielleicht etwas Wunderbares erzählen, das ich in Berlin erlebt habe. Ich werde darauf zurückkommen.

Ich schicke euch meine zärtlichsten Grüße, und ich umarme Euch alle.

Ich klebte den rosafarbenen Brief zu und steckte ihn zusammen mit dem an Paula in die Tasche des Postmeisters. Halls, Olensheim, Lensen und Kraus folgten meinem Beispiel.

An diesem Sommerabend des Jahres 1943 war tatsächlich alles ruhig. In der Nacht würde es natürlich Scharmützel zwischen den Spähtrupps geben, aber nicht mehr. Das war der Krieg!

Einige von uns wurden beauftragt, die Verantwortung für die Suppe zu übernehmen, welche wir verspätet zu uns nahmen. Es war uns verboten, die paar Konservendosen anzutasten, die wir bekommen hatten und die unseren Notvorrat darstellten.

Die Dämmerung begann über uns hereinzubrechen, als der Feldwebel, der für unsere Einheit zuständig war, Zeichen gab, dass wir näher kommen sollten. Schnell bildeten wir einen Kreis von Zuhörern um ihn. Dann teilte uns der Feldwebel mit, was wir zu tun hatten. Auf einer Karte der Umgebung, die im Maßstab kaum verkleinert war, zeigte er uns einige Stellen, die wir unter größter Vorsicht erreichen sollten, sobald wir den Befehl erhielten. Wir sollten dort in Feuerstellung gehen und der Infanterie Deckung geben, die kurz darauf zu uns aufschließen und an uns vorüberziehen würde. Dann war da noch die Rede von Treffpunkten und anderen Einzelheiten, welche ich nur teilweise verstand. Schließlich gab er uns den Rat, uns auszuruhen, da wir erst mitten in der Nacht von ihm zusammengetrommelt werden würden.

Wir standen da und sahen einander an. Diesmal wussten wir Bescheid. Wir würden den tatsächlich an einem Angriff teilnehmen. Eine dumpfe Vorahnung überkam uns und grub sich in unsere Gesichter. Der warme Sommerabend ging mit der Gewissheit einher, dass einige von uns bald sterben würden. Sogar eine siegreiche Armee hat ihre Toten und Verwundeten; der Führer selbst hatte das gesagt. In Wahrheit konnte sich keiner sein eigenes Ende vorstellen. Sicher, es würde Todesopfer geben, aber dann würde ich sie begraben. Trotz der Gefahr konnte sich niemand ernsthaft ausdenken, wie er tödlich getroffen zu Boden ging. Ja, das war Millionen von Anderen geschehen, aber mir würde das nicht passieren. Und trotz der Angst und der Zweifel klammerte sich jeder an diese Vision der Unvergänglichkeit. Sogar die Hitlerjungen, die immerhin seit Jahren ihren Opfergeist gepflegt hatten, schafften es nicht ihrem Ende in wenigen Stunden bewusst ins Auge zu blicken. Es konnte einfach nicht wahr sein! Man konnte sich für eine Idee begeistern, man war gerne bereit etwas zur riskieren, aber man war nicht imstande das Schlimmste in Betracht zu ziehen. Sonst wäre man davongelaufen, wäre gelaufen was die Beine hergaben – und selbst die Gewissheit, dass man eingeholt werden würde, hätte einen nicht daran hindern können weiterzurennen. Solcher Art waren die fürchterlichen Kopfschmerzen, von denen die Deutsche Armee geschüttelt wurde, als die Russen die rumänischen, polnischen und litauischen Grenzen durchbrachen und Richtung Preußen stürmten. Aus ebendieser Gewissheit und schrecklichen Angst heraus setzten sich tausende Männer bis zum Letzten zur Wehr, die nichts anderes tun konnten, als gezwungenermaßen zu akzeptieren, dass sie sterben mussten, für Deutschland, für Europa, für ihre Familie, für so viele unerfüllbare Hoffnungen, und vielleicht sogar für den Führer. All dem sahen sie ins Auge, am Ende ihrer Kräfte, als eine Flucht keinen Ausweg mehr für sie darstellte, wo nicht einmal auf eine Gefangennahme zu hoffen war und man sich darauf einlassen musste einer gegen hundert zu kämpfen, ohne eine andere Aussicht als den Tod.

Und die Nacht kam. Eine laue Sommernacht, wie sie jeder schon erlebt hat. Eine wohltuende Nacht, die nach dem brütend heißen Tag ein bisschen Frische brachte. In den Ländern, in denen der Krieg nicht wütete, mussten es sich die Leute gerade vor ihrer Haustür bequem machen und mit ein paar guten Freunden die schöne Jahreszeit genießen. Als ich noch ganz klein war, mochte ich es, mit meinen Eltern vor dem Schlafengehen ein paar Schritte zu gehen. Mein Vater behauptete, man dürfe diese Sommerabende niemals vergehen lassen, ohne sie

voll ausgekostet zu haben, bis einem der Schlaf schwer auf den Lidern lastet. Halls riss mich aus meinen Gedanken.

»Sajer, alter Junge, gleich werden wir die Köpfe einziehen müssen. Es wäre doch zu blöd, ausgerechnet kurz vor Ende des Krieges abgemurkst zu werden.« (Wir waren alle überzeugt, dass der Krieg vor dem Winter zu Ende gehen würde.)

»Ja«, antwortete ich ihm, »das wäre zu dumm.«

Uns allen geisterten so viele Überlegungen durch den Kopf, dass wenig Raum für Gespräche blieb. Jeder stellte sich die entscheidende Frage: »Wie kann ich davonkommen?«

Hinten in dem überdachten Unterstand spielte ein ›junger Löwe‹ gedämpft auf seiner Mundharmonika. Die melancholischen Stimmen seiner Kameraden summten das Lied leise mit. Doch ein Knallen schreckte uns auf.

»Es ist soweit!«, dachten wir.

Es handelte sich aber nur um den Zusammenstoß einiger Spähtrupps. Leuchtraketen gingen hoch und Granaten explodierten.

Dann war wieder alles ruhig.

Lensen war zu uns gekommen.

»Die sowjetischen Linien sind etwa vierhundert Meter entfernt«, sagte er. »Ich habe es vom Feldwebel erfahren. Stellt euch vor: das ist gleich nebenan!«

»Das hat nichts zu sagen«, meinte der altgediente Soldat von vorhin. »Bei Smolensk waren die Löcher der Iwans nur einen Granatenwurf entfernt. Wir können ruhig schlafen.«

Niemand antwortete ihm.

»Ich führe die Gruppe 6«, fuhr Lensen fort. »Ich muss den Iwans direkt vor der Nase rumlaufen, um sie niederzuhalten, bis der Angriffssturm losgeht, stellt euch das vor!«

»Das ist bei uns genauso«, sagte der Unteroffizier, der uns anführen musste. »So wie ich das verstanden habe, müssen wir uns in der Verlängerung ihrer Stellungen positionieren.«

Wir hörten alle aufmerksam zu, in der Hoffnung, dass unsere Aufgabe nicht zu viel Risiko mit sich brachte.

»Aber die russischen Späher sehen uns doch kommen«, rief ein junger Kerl mit dem Namen Lindberg bestürzt. »Das ist Wahnsinn!«

»Das wird das Schwierigste sein, klar. Hoffen wir, dass die Nacht finster bleibt. Außerdem haben wir den Befehl, nicht vor dem Angriff zu schießen. Wir sollen geräuschlos unsere Stellungen beziehen.«

»Ihr habt noch die Minen vergessen«, meinte der Veteran, der gar nicht schlief.

»Das Gelände ist von Strafbataillons soweit wie möglich entmint worden«, antwortete unser Unteroffizier.

»Soweit wie möglich«, spottete der andere, »das ist gut! Seid trotzdem auf der Hut; wenn ihr einen Draht vor eurer Nase habt, versucht nicht daran zu ziehen.«

»Wenn du uns weiter auf den Wecker gehst«, schleuderte ihm Lensen drohend entgegen, »bringe ich dich bis zum Angriff zum Schweigen.«

Er hielt ihm seine gedrungene Faust unter die Nase. Der alte Soldat grinste und hielt den Mund.

»Aber wenn wir plötzlich auf den Iwan stoßen«, fragte der Grenadier Kraus, »müssen wir doch von unseren Waffen Gebrauch machen?«

»Ja, im äußersten Notfall«, antwortete der Unteroffizier, »aber eigentlich sollen wir sie erwischen, bevor sie uns gesehen haben, und sie lautlos niedermachen.«

Lautlos! Was wollte er damit sagen?

»Mit dem Kolben oder dem Spaten?«, fragte Halls mit besorgtem Blick.

»Mit dem Spaten, dem Bajonett oder etwas anderem. Wir müssen uns durchschlagen, sollten uns aber hüten Alarm auszulösen.«

»Wir werden sie gefangennehmen«, flüsterte der kleine Lindberg.

»Du bist wohl wahnsinnig«, fuhr ihn der Unteroffizier an, »ein Stoßtrupp kann sich unterwegs nicht mit Gefangenen belasten. Was sollten wir denn mit ihnen machen?«

»Verdammte Scheiße«, murrte Halls. »müssen wir sie umlegen?«

»Hast du Schiss?«, meinte Lensen.

»Ach Quatsch!«, erwiderte Halls, um zu beweisen, dass er ein Mann war, doch sein Gesicht war kreidebleich.

Mein Blick streifte einen Moment lang den zusammengeklappten Spaten, den mein großer Freund an der Seite hängen hatte. Ein Hauptmann und seine Begleitung zwangen uns aufzustehen und ihnen den Weg freizumachen.

»Wo sind wir denn eigentlich?«, fragte der kleine Lindberg naiv.

»In Russland«, blödelte der Alte.

Niemand brachte für diesen Scherz ein Lächeln auf, aber der Unteroffizier bemühte sich unsere Position zu bestimmen. Wir befanden uns vier Kilometer nordwestlich von Bjelgorod.

»Ich will versuchen, etwas zu schlafen«, stammelte Halls, den all diese Vorbereitungen aufgewühlt hatten.

Ohne unsere Decken auszupacken, streckten wir uns Seite an Seite aus. Ein beinahe unsichtbarer Glanz schimmerte auf dem Stahl der Spandau, die Halls seitlich des Grabens aufgestellt hatte. In voller Montur konnten wir stundenlang keinen Schlaf finden. Es waren nicht die Unannehmlichkeiten einer Nacht unter freiem Himmel, die uns vom Schlafen abhielten – wir hatten da ganz andere erlebt –, sondern die Sorge über das, was uns erwartete.

»Ach was! Ich werde genug Zeit zum Schlafen haben, wenn ich tot bin«, sagte in voller Lautstärke der Grenadier Kraus. Er stand auf und pisste an die gegenüberliegende Wand.

Tausend Gedanken schwirrten noch lange durch meinen Kopf. Schließlich gelang es mir doch einzuschlafen und so etwa drei Stunden zu dösen, bis zu dem Moment, als ich von dem fernen Geräusch eines Motors schlagartig geweckt wurde. Im selben Augenblick weckte ich Halls und Grumpers, den anderen Grenadier, der fast unter meiner Achselhöhle schlief.

»Was ist los?«, stöhnte er, das Gesicht schweißbedeckt, genau wie meines.

»Ich weiß nicht. Ich dachte, man hätte uns gerufen.«

»Wie spät ist es?«, erkundigte sich Halls.

Ich warf einen Blick auf meine Schüleruhr.

»Zwei Uhr zwanzig.«

»Wann bricht der Tag an?«, fragte der kleine Lindberg, der kein Auge zugetan hatte.

»Wahrscheinlich sehr früh zu dieser Jahreszeit ...«, antwortete irgendwer.

Die Motorengeräusche zu unserer Seite waren immer noch zu hören.

»Wenn diese Trottel von den Motorisierten so weitermachen, werden sie noch die Russen wecken!«

Vergeblich versuchten wir wieder Schlaf zu finden. Eine halbe Stunde später gab es vor der überdachten Hütte ein Hin und Her. In der Dunkelheit konnten wir erahnen, wie sich die Jungs fertigmachten. Mit zusammengepressten Lippen versuchten wir alle zu verstehen, was zwanzig Meter entfernt in der Verlängerung unseres Grabens vor sich ging. Schließlich näherte sich ein Feldwebel im Tarnanzug.

»Gruppen 8 und 9?«, fragte er leise.

»Hier!«, antworteten die beiden Gruppenführer.

»In fünf Minuten verlassen Sie den Graben über Zugang C und nehmen ihre jeweiligen Positionen ein. Viel Glück!«

Sein Zeigefinger wies auf ein kleines, kaum sichtbares Schild, das tatsächlich den Buchstaben C trug. Auf einen Schlag stoppten all unsere Überlegungen, und unsere Gehirne standen wie unter Einwirkung einer Narkose vollkommen still. Alle griffen nach ihren Waffen und kontrollierten ihre Ausrüstung, vor allem den Sturmriemen des Helms, wie es uns der Hauptmann Fink beigebracht hatte. Mein großer Freund hatte sich das schwere MG auf die Schultern geladen. Der schmale Lindberg, der für Halls' Versorgung zuständig war, drückte sich nahe an den, dem er dienen sollte. Nur der Alte verhielt sich so, als ob er die Grundkenntnisse der Ausbildung vergessen hätte. Er war unser zweiter MG-Schütze, und er traf seine Vorbereitungen ohne große Hektik. Ein kleines, resigniertes Lächeln zog über seine Lippen. Der alte Hase wusste schon länger Bescheid als wir. Er lehnte das schwere MG gegen sein Bein und wartete auf den Befehl zum Abmarsch.

»Ich hoffe, du wirst keine Krepierer haben«, feixte er, indem er sich an seine Waffe wandte.

»Gruppe 8«, rief unser Unteroffizier, der wie von einem Stromstoß durchdrungen schien. »Vorwärts! Mir nach – und zwar lautlos!«

Wir machten unsere ersten Schritte auf das Schlachtfeld.

Ausgang C nehmend folgten wir im Gänsemarsch dem Graben, der zu den Vorposten führte. An der Spitze unser Unteroffizier, dahinter kamen der Grenadier Grumpers, etwa zweiundzwanzig Jahre, dann Halls, achtzehn Jahre, und sein zweiter Mann Lindberg, der den selben Namen trug wie ein gefeierter Held der Luftfahrt, und sich dem siebzehnten Lebensjahr näherte. Sodann wir drei Gewehrschützen: ein Tscheche mit einem unaussprechlichen Namen und von undefinierbarem Alter, ein neunzehn Jahre alter Sudetendeutscher, dessen Name

auf -a endete, und ich selbst. Hinter mir der Alte und sein zweiter Mann, ein weiterer, vor Angst schlotternder Junge. Grenadier Kraus, wahrscheinlich volljährig, bildete den Abschluss der Gruppe 8 von der 5. Kompanie dieses Regiments der Elitedivision Großdeutschland. Wohlgeordnet und präzise, wie im Lager F, in dem wir so sehr hatten schwitzen müssen, rückten wir vor.

Undefinierbare Geräusche aus den russischen oder deutschen Linien drangen an unsere gespitzten Ohren. Wir kamen durch Gräben voller Infanteristen, die unter dem schönen Himmel der lauen Sommernacht pennten. Dann schwangen wir uns hinter unserem Unteroffizier aus dem Graben heraus und tauchten mitten ins Gehölz. Der kleine Lindberg, der wie ein Packesel beladen war, rutschte auf dem Erdwall aus, und die Magazine für die Spandau, die er mit sich trug, schlugen gegeneinander. Der Unteroffizier zog ihn an seinem Lederkoppel hoch und half ihm hinaufzuklettern. Dann gab er ihm einen Tritt ans Schienbein und erdolchte ihn mit seinen Blicken. Noch immer im Gänsemarsch, erreichten wir den Saum des Waldes. Als der Unteroffizier an der Spitze abrupt anhielt, krachten wir mehr oder weniger ineinander.

»Es ist finster wie im Arsch des Propheten«, brummte mir der Alte ins Ohr.

Ich hatte den Eindruck, dass unser Führer, nachdem er uns das Zeichen zum Anhalten gegeben hatte, nun vorauslief. Wir blieben einen Moment lang dort, niedergekauert, und warteten auf den Marschbefehl. Trotz unseres Bemühens leise zu sein, konnten wir nicht verhindern, dass es bei dem ganzen Schrott, den wir mitschleppten, immer wieder Zusammenstöße gab.

Der Unteroffizier kam zurück, und wir marschierten noch ein wenig weiter nach vorne. Am Rand des Waldes saßen Späher in Schützenlöchern, still wie die Reptilien.

Wir ließen uns in die Mulde ihres kurzen Laufgrabens fallen. »Flach auf den Bauch«, flüsterte der Sudetendeutsche, der in der Regel vor mir ging. »Sags weiter.«

Einer nach dem Anderen ließen wir die letzten deutschen Stellungen hinter uns, indem wir über die warme Erde dieses Niemandslandes krochen. Den Blick auf die genagelten Sohlen des Sudetendeutschen geheftet, bemühte ich mich, das, was ich von meinem Kameraden erkennen konnte, nicht aus den Augen zu verlieren. Hin und wieder, wenn die vorderen Kameraden eine Unebenheit überqueren mussten, zeichneten sich vor mir die schwarzen Umrisse eines Kriechenden ab. In einem anderen Moment hielten die Sohlen desjenigen, der mir vorauskroch, zwanzig Zentimeter vor meiner Nase an. Dann packte mich eine grauenvolle Angst: Vielleicht hatte der Sudetendeutsche ja die Verbindung zu dem Kameraden vor ihm verloren! Eine Minute später setzte sich alles wieder in Bewegung, und das Vertrauen, das ich der Gruppe instinktiv entgegenbrachte, lockerte den Knoten in meiner Brust.

In solchen Momenten fühlt selbst ein Mann von besonnenem Naturell, wie plötzlich sein Kopf leer wird und nichts mehr zählt als der trockene und knarzende Waldboden, den es mit dem eigenen Bauch plattzudrücken gilt, ohne Lärm zu machen. Man entwickelt eine unerhörte und ungeahnte Sinnesschärfe. Die Anspannung ist so groß, dass sie sogar den Herzschlag in der Brust dämpft.

Langsam, Stück für Stück, schoben wir uns mit größter Vorsicht über die verdammte russische Erde, auf der wir alle schon so viel herumgestapft waren, vorwärts durch die Stille, welche nur zeitweise von fernen Geräuschen gestört wurde.

Wir mussten eine kleine, helle Sandfläche umrunden, um uns nicht zu verraten. Zu diesem Zweck waren wir genötigt, mit unseren Körpern eine Reihe von Brombeersträuchern niederzudrücken, die wir zunächst für die ersten feindlichen Drahtverhaue gehalten hatten. Dann gelangten wir in der Dunkelheit zu einer bemoosten Senke, wo wir einen Augenblick Halt machten. Unser Unteroffizier, der unleugbar Orientierungssinn besaß, rechnete und rechnete in Gedanken alles durch, und versuchte die Lage zu erfassen. Ein schrecklicher Gestank stieg von der sandigen Kuhle auf. Als wir weiterkrochen, bemerkte ich zu meinem großen Erstauen rechts von mir, in zwei Metern Entfernung, zwei reglose Männer. Mit einem Handzeichen wies ich den kaum noch sichtbaren Alten, welcher mir folgte, darauf hin. Er antwortete mir bloß, indem er sich die Nase zuhielt. Mit Entsetzen realisierte ich, dass wir an zwei Leichen vorbeigekommen waren, die hier in aller Seelenruhe verfaulten, während sie auf das Massengrab warteten.

Es kam mir vor, als würden wir bis nach China kriechen. Etwa eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch erreichten wir den russischen Stacheldraht. Mit pochenden Herzen legten unsere Kameraden an der Spitze einen kleinen Durchschlupf durch die Maschen frei. Bei jedem Zwicken der Zange stellten wir uns darauf ein, den Boden in einer Minenexplosion in die Luft fliegen zu sehen. Der Schweiß rann uns über die Gesichter, die wir mit Ruß aus den Töpfen der Feldküche geschwärzt hatten. Ich weiß nicht, wie ich die extreme Anspannung begreiflich machen kann, die uns innerhalb weniger Minuten sicher um einige Jahre altern ließ, während wir uns mit fünfzehn Metern pro Stunde durch das Gewirr des sowjetischen Stacheldrahts vorschoben.

Als alle durch waren, hielten wir, unwillkürlich zitternd, einige Augenblicke Seite an Seite inne. Die Geräusche der roten Vorposten drangen recht deutlich zu uns herüber. Unsere starren Blicke trafen sich einvernehmlich: Wir hatten bereits gelernt, uns ohne Worte zu verständigen. Wir krochen noch zwanzig Meter weiter und kamen dabei durch niedriges Dickicht und hohes Gras. Wir hörten Menschen reden. Es bestand kein Zweifel: Dort, eine Armeslänge entfernt, waren die vordersten Linien der Russen.

Dann tauchte vor unseren ungläubigen Augen plötzlich eine verschwommene Gestalt auf. In einer Entfernung von etwa fünfzehn Metern zeichnete sich ein sowjetischer Wachposten ab, der sich über ein Loch beugte, in dem wohl einer seiner Landsleute saß. Wir hatten den Atem angehalten und alle hoben langsam und unter größter Vorsicht den Arm mit der Waffe hoch. Wir warfen einen Blick auf unseren Chef, der wie versteinert aussah. Der Russe ging sorglos in unsere Richtung, und wir starrten mit unbeschreiblicher Intensität auf das Geschehen.

Dieser Leichtsinnige drehte sich auf seinen kurzen Stiefeln um und watschelte zu seinem Kameraden zurück. In dem Augenblick zog unser Unteroffizier aus seinem Gürtel ein Messer, dessen helle Klinge für den Bruchteil einer Sekunde aufblitzte. Langsam stieß er das Messer vor Grumpers' Nase in den Boden und deutete mit dem Finger auf den Russen.

Unser Grenadier rollte mit den Augen, die er unglaublich weit aufgerissen hatte. Sein entsetzter Blick ging von dem Russen über das Messer hin zum Unteroffizier. Dieser ermunterte ihn mit einer Geste, und die zitternde Hand des Landsers umklammerte den Griff des Messers. Er warf einen letzten flehenden Blick auf unsere sprachlose Gruppe und begann sich vorzuschieben. Wir wurden von einer Panik ergriffen, die uns zwang, die Zähne zusammenzubeißen, um nicht loszuschreien. Mit den Augen folgten wir dem Umriss unseres Kameraden, der in der Dunkelheit verschwamm.

Der Russe plauderte weiter, als wäre der Krieg tausend Kilometer entfernt von hier. Dann ging er erneut ein paar Schritte. Von weiter hinten waren weitere Stimmen zu hören.

Ein paar endlos lange Sekunden verstrichen, in denen wir alle unsere eigene Existenz vergaßen. Der patrouillierende Russe lenkte seine Schritte in Richtung des Gestrüpps, in dem sich Grumpers verbergen musste. Dann ging er zurück wie er gekommen war, doch hinter ihm richtete sich eine Gestalt auf. Grumpers überwand mit einem Satz die drei oder vier Meter, die ihn noch von dem Rotarmisten trennten. Dieser machte jedoch eine schnelle Drehung. Es folgten heisere Schreie und ein Handgemenge. Aus dem ein Stück entfernt liegenden Schützenloch drangen die Rufe weiterer Russen. Dann sahen wir ganz deutlich die Silhouette unseres Grenadiers zu Boden sinken.

Grumpers schrie verzweifelt: »Helft mir, Kameraden!«

Der Russe machte einen Satz zur Seite und die Schüsse aus seiner Maschinenpistole zogen leuchtende Streifen durch die Nacht. Zu meiner Linken unterbrach noch ein weiteres Rattern die Stille. Die Kugeln von Kraus' Maschinenpistole verfolgten den brüllenden Russen bis zu einem Erdhügel vor einem Schützenloch, wo er schließlich zusammenbrach.

Aus dem Loch kamen Schreie: »Germanski! Germanski!«

Mit einem Sprung, den man ihm nie zugetraut hätte, schnellte der Alte nach vorne, während im selben Moment eine Handgranate seine rechte Faust verließ. Das Geschoss verlor sich für zwei bis drei Sekunden in der Nacht. Dann wurde das Loch, aus dem die Schreie gekommen waren, von einem weißen Blitz erhellt, und für einen Moment lang war alles still.

Im gestreckten Galopp zogen wir uns parallel zum Drahtverhau zurück, während auf der russischen Seite ein Tumult losbrach. Das Risiko in Kauf nehmend, durch eine Mine oder einen russischen Schützen unser Ende zu finden, hechteten wir hinter eine Bodenwelle. Keuchend und angsterfüllt tauchten wir ab und nahmen eine Verteidigungsstellung im Gestrüpp ein.

»Idioten!«, knirschte der Unteroffizier in Richtung von Kraus und dem Alten. »Ich habe keinen Befehl zum Schießen gegeben! Jetzt kommen wir hier nicht mehr raus.«

Er hatte die Hosen genauso voll wie wir.

»Aber sie hatten uns entdeckt, Herr Unteroffizier«, antwortete Kraus, »der arme Grumpers ist gescheitert.«

In diesem Augenblick wurde der Ort von einem Dutzend Leuchtraketen erhellt, so als wäre es mitten am Tag. Russische Geschosse pfiffen von allen Seiten durch die Luft. Der Ivan warf auf gut Glück Granaten um sich, genau so, wie wir es auch gemacht hätten.

»Wir sind erledigt«, heulte der kleine Lindberg.

»Schnell, eine Schaufel«, drängte der Sudetendeutsche, »wir müssen uns eingraben, sonst werden sie uns fertigmachen.«

»Keiner rührt sich, ihr Hosenscheißer, ihr verdammten!«, schrie der Alte bestimmend.

In unserer Verzweiflung gehorchten wir einfach dem Alten, dessen Stimme auf uns mehr Autorität ausstrahlte als die des Unteroffiziers. Alle versuchten möglichst keinen Zeh zu rühren. Eine Leuchtrakete explodierte genau über uns. Wer die Nase nicht in das ukrainische Erdreich versenkt hatte, konnte nun mit Schrecken die gesamte Umgebung überblicken. Dort drüben die Leiche Grumpers' und die des Russen, dahinter fünf oder sechs Schützenlöcher, die einer Infanteriestellung in V-Form vorgelagert waren. Einige Raketen erhellten sogar den Waldrand, von dem aus wir losgekrochen waren. Zu unserem großen Glück war ein Teil der Bodenwelle, hinter die wir uns zurückgezogen hatten, von den vor uns liegenden sowjetischen Infanteristen nicht einsehbar. Dagegen konnten wir von den hinteren Stellungen, die wir im Schein der Leuchtraketen flüchtig hatten erkennen können, durchaus gesehen werden.

Nun eröffneten die Russen das Feuer mit einem ihrer wirkungsvollen Granatwerfer.

»Großer Gott!«, keuchte der Alte, »wenn sie den einsetzen, werden wir wahrscheinlich dran glauben müssen.«

»Wir müssen uns eingraben«, winselte Lindberg.

»Halts Maul! Grab mit dem Bauch, aber rühr dich nicht! Wenn wir uns nicht bewegen, halten sie uns für morsches Holz.«

Mit einem dumpfen Knall schlug vier Meter vor uns etwas auf der anderen Seite der Bodenwelle ein. Es folgte ein Blitzstrahl, der Kamm der Erhebung wurde fortgerissen und die Erde regnete auf uns herab.

Die Russen schossen nun keine Leuchtraketen mehr, und die letzten noch über uns schwebenden verblassten. Wie gewohnt brüllten die sowjetischen Infanteristen Verwünschungen herüber.

Eine zweite Granate explodierte ganz nahe zu unserer Linken. Aus dem Knall der Explosion konnten wir das Zischen der Splitter heraushören. Neben dem Alten stöhnte einer auf.

»Nicht schreien! Nicht schreien! Reiß dich zusammen!«, knirschte der Veteran zwischen zusammengepressten Zähnen. »Sonst sind wir geliefert!«

Er wandte sich an den Jungen, der sein Helfer für das MG war. Dieser krallte sich mit den Fingern in die Wange und seine Hände zitterten. Sein gesamtes Gesicht war von Schmerz verzerrt.

»Nicht schreien!«, fuhr der Alte fort, der den kleinen Kerl am Unterarm gefasst hatte. »Nur Mut!«

Es regnete weiter Granaten. Der Junge biss sich in seine Fäuste und ein Tränenmeer glitzerte in seinen Augen. Er schnaufte.

»Sei still!«, beharrte der Alte. Die Raketen verloschen und alles versank wieder in undurchdringlicher Schwärze.

Etwas weiter nördlich war offenbar eine andere Gruppe entdeckt worden. Da schossen sie um die Wette. Wir hatten eine kurze Verschnaufpause. Dann erhoben sich vor uns verschiedenste Geräusche. Indem wir die Augen zusammenkniffen konnten wir schließlich einige Männer ausmachen, die parallel zu unserer Stellung vorrückten. Der kalte Schweiß lief uns den Rücken hinunter. Zehn Zentimeter von meiner Nase entfernt hielt der Alte in seiner Faust eine große, noch nicht entsicherte Granate. Ein weiteres Mal erstarrten wir zu Stein. Die Gestalten gingen gebückt bis zum Stacheldraht vor, dann kehrten sie um.

Wir atmeten wieder auf. Der verwundete Junge hatte sein Gesicht in die Erde gepresst und bemühte sich, sein Schluchzen so gut wie möglich zu unterdrücken.

»Die haben genausoviel Schiss wie wir«, brummte der Alte. »Sie haben den Befehl nachzusehen, was los ist, gehen ein paar Schritte und kehren schleunigst zurück, um zu sagen, dass sie nichts gesehen haben.«

»Der Tag bricht an«, flüsterte der Unteroffizier. »Ich glaube wir können hier bleiben, die Stellung ist gut.«

»Nein, Herr Unteroffizier, wir sollten uns besser aufteilen.«

»Kann sein, vielleicht. Du«, sagte er und zeigte auf Halls, »beziehst Stellung kurz hinter dem Stacheldraht, zwanzig Meter von hier, dort ist ein Loch.«

Halls und Lindberg schlängelten sich davon.

»Was hast du?«, fragte der Alte und fasste den verwundeten Jungen bei der Schulter.

Der Junge hob sein Gesicht, das mit einem Gemisch von Erde und Tränen verschmiert war.

»Ich kann mich nicht bewegen«, stöhnte er, »Es tut wahnsinnig weh, da an der Hüfte.«

»Ein Splitter. Rühr dich nicht, die Unseren werden kommen und dich verarzten.«

»Ja«, sagte der kleine Kerl und versenkte seine Nase wieder in die Erde.

»In einer Viertelstunde wird unsere Angriffsspitze da sein«, murmelte der Unteroffizier immer wieder, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, »wenn alles gutgeht.«

Die Morgenröte stieg empor und färbte den Horizont. Wir konnten nun nichts mehr machen. Unruhig warteten wir ab.

»Wird die Artillerie den Angriff vorbereiten?«, fragte Kraus.

»Zum Glück nicht«, meinte der Alte, »wir bekämen genauso eins aufs Dach wie die Iwans.«

»Nein«, stellte auch der Unteroffizier klar. »Die erste Welle muss überraschend in die russischen Stellungen einbrechen. Wir sind hier, um die feindliche Verteidigung auszuschalten.«

»Aber unsere Kameraden könnten uns doch für Russen halten und uns erledigen«, sorgte sich der Sudetendeutsche.

»Das Risiko müssen wir eingehen«, flachste der Alte.

Das Stimmengelärm der Roten drang so deutlich zu uns, als wären wir in ihrem eigenen Graben.

»Die scheinen wenigstens nicht misstrauisch zu sein«, stellte der Tscheche fest.

»Warum sich Sorgen machen, wenn man in einer Stunde schon tot sein wird?«, dachte der Alte laut nach.

Es wurde rasch hell. Noch war alles grau, aber man konnte zumindest einen Teil der russischen Infanteriestellung erkennen, die in V-Form angelegt war und direkt im Visier der Spandau unseres Veteranen lag. Weiter unten, etwas nach links, war ein unbeweglicher Fleck zu sehen: Halls, Lindberg und ihr MG.

»Hör zu, du Jungspund«, setzte der Alte an und schaute zu mir, »du wirst meinen zweiten Mann ersetzen. Komm auf meine linke Seite.«

»Verstanden«, antwortete ich und schlängelte mich durch.

Eine Sekunde später stieß ich mit der Nase an das metallene Magazin des MG.

Die russische Stellung zeichnete sich nun in einer Entfernung von hundert Metern klar ab. Von unserer Bodenwelle aus, die den Feind ein wenig überragte, sahen wir zwischendurch wie eine Fata Morgana das helle Rund eines Gesichts. Es kam mir nun seltsam vor, dass die Russen diese Erhebung nicht besetzt hatten. Doch um uns herum gab es fast überall Hügel, und die Russen konnten nicht alles in Beschlag nehmen. Wir beobachteten noch immer, als unser Anführer mit der Hand nach links hinten deutete.

»Seht mal!«, entfuhr es ihm, beinahe in voller Lautstärke.

Ganz vorsichtig drehten wir unsere Visagen in die angegebene Richtung. Kriechende Gestalten überwanden den russischen Schutzzaun. In der Ferne wimmelte es, so weit wir sehen konnten, am Boden von vorwärtsrobbenden Soldaten.

»Das sind die Unseren«, rief der Alte aus und zeigte ein flüchtiges Lächeln, »da sind sie!«

»Sobald sich was rührt in den Gräben vom Iwan, eröffnet ihr das Gegenfeuer«, fuhr der Anführer fort.

Ich begann in beunruhigender Weise zu zittern. Nicht so sehr aus Angst, sondern weil in dem Moment, da wir das Ziel unserer Mission erreichten, die ganze Anspannung und Nervosität, die ich bis jetzt beherrscht hatte, unkontrollierbar an meinem Körper zerrte. Ich versuchte meine Lage etwas zu ändern, da ich einen Krampf vermutete, aber es half nichts. Mit Mühe gelang es mir, den Verschluss der Waffe zu entriegeln und den ersten Gurt einzulegen, während der Alte den Deckel weit aufhielt. Er verschloss ihn auch nicht ganz, um das Klicken des Einrasters noch zu vermeiden.

Weiter links von uns hatte der Tanz schon begonnen; ein Tanz, der einen Saint-Saens hätte inspirieren können und der tagelang anhielt. Kurz darauf hatte ein Bursche in den von uns beobachteten deutschen Reihen das Pech an einem Draht zu ziehen, der mit einer Minenkette verbunden war. Sechs oder sieben gewaltige Explosionen erschütterten die Umgebung – die russischen Stellungen, die Lei-

chen von Grumpers und seinem Gegner, die Bodenwelle und unser Innerstes. Einen Augenblick lang dachten wir, dass sich die vorwärtsrobbende Masse, die wir erst vor einer Minute entdeckt hatten, in Luft aufgelöst hätte. Glücklicherweise verursacht aber der Krieg, so mörderisch er auch sein mag, oft noch mehr Lärm als Zerstörung. Und so erhoben sich überall die Hitlerjungen – denn sie waren es, die hier auf uns zugekrochen kamen – und versuchten durch den Stacheldraht-Verhau zu gelangen. Halls hatte das Feuer eröffnet. Der Alte knallte den Deckel zu und stemmte die Waffe gegen die Schulter.

»Feuer!«, brüllte der Unteroffizier. »Macht sie fertig.«

Die Russen rannten, um ihre Stellungen einzunehmen. Die 7,9er Patronen glitten durch meine Hände, während ihre Detonationen meine Trommelfelle vernichteten.

Nur mit Mühe konnte ich sehen, was los war. Die Spandau rüttelte und sprang auf ihren Stützen hin und her und schüttelte den Alten durch, der unaufhörlich seine Stellung korrigierte. Das durchdringende Gebell unserer Waffe war das zuletzt einsetzende Instrument im Orchester des Lärms, der mit einem Mal losgebrochen war.

Trotz der Erschütterungen und des Qualms konnten wir die verheerende Wirkung sehen, die unsere Geschosse in dem verzweifelten Haufen roter Soldaten, in dem Schützengraben rechts vor uns, anrichteten. Über dem allgemeinem Wahnsinn erhob sich nun langsam der Tag. Weit hinter uns spie die deutsche Artillerie aus allen Rohren und stampfte die hinteren feindlichen Linien ein. Die überraschten Russen versuchten sich verzweifelt zur Wehr zu setzen, aber überall drangen – als hätte die Nacht selbst sie hervorgebracht – ›junge Löwen‹ in ihre Stellungen ein und vernichteten Menschen und Material. Ein überwältigendes Getöse verschlang die Ebene, die unter Tausenden von Explosionen dröhnte.

In der Ferne, direkt vor einem ansehnlichen Städtchen, ging das Feuer der Haubitzen nieder. Fünfzig Meter breite Rauchspiralen wälzten sich zäh über den Boden und kündeten von ausgedehnten Bränden. Ich hatte einen zweiten Gurt in unsere Höllenmaschine eingelegt, und der Alte ließ weiter seine Kugeln auf die Lebenden und Toten regnen, die in den vordersten sowjetischen Stellungen zusammengezwängt waren. Trotz des unvorstellbaren Sturms drang der gewaltige Lärm von Panzern zu uns durch.

»Unsere Panzer!«, schrie der Tscheche und lachte diabolisch.

Halls verließ seine Stellung und rannte zu uns herüber, wobei er sich überschlug, sodass wir glaubten er sei getroffen. Er und Lindberg waren rechtzeitig ausgewichen, um einen deutschen Panzer vorbeizulassen, welcher direkt durch den Stacheldraht pflügte. Die Erde summte und schüttelte sich noch immer unter den Explosionen der Minen, die hier und da ein schweres Panzerfahrzeug zum Stillstand brachten oder einen Landser fünfzehn Meter durch die Luft fliegen ließen. Der Panzer fuhr, gefolgt von zwei anderen, an uns vorbei und stürzte sich auf die feindlichen Verteidigungsstellungen, die wir bereits einige Minuten lang mit Bomben eingedeckt hatten. Im Handumdrehen waren die Gräben überrollt, die beinahe bis zum Rand voll mit den Leibern roter Soldaten waren. Ein zweiter und ein dritter Panzer tauchten in den blutigen Brei und fuhren weiter, dabei in

den Gliedern ihrer Ketten die schrecklichen menschlichen Überreste mitführend. Unser Unteroffizier musste sich übergeben. Bald würden diese jungen Soldaten, die frischgebacken von den fröhlichen Übungen der Kasernen kamen, in der widerwärtigen Realität ankommen. Wir hörten einen Schrei des Entsetzens, unmittelbar gefolgt von einem solchen des Triumphs, und schon trampelte die Angriffswelle über die Eingeweide hinweg, um den Vormarsch weiterzuführen. Aus dem Wald hinter uns kamen immer mehr Panzer. Sie brachen im Sekundentakt durch die berstenden oder entwurzelten Bäume, bäumten sich auf und schoben sich durch die Infanteriekompanie, die schleunigst den Weg freimachen musste. Für die am Boden liegenden Verwundeten, die sich nicht mehr bewegen konnten, war es das Ende.

Die erste Phase des Angriffs sollte blitzartig durchgeführt werden und nichts durfte den Vormarsch der Panzer behindern. Der Chef einer Infanteriegruppe, die zu uns gestoßen war, unterhielt sich gerade mit dem unseren, als rechts neben unserer Stellung ein Panzer auftauchte. Sofort machten wir alle einen Satz zur Seite. Ein junger Infanterist sprang auf, rannte auf den Panzer zu und wollte ihn mit wilden Gesten an der Stellung vorbeilenken. Wie ein blindes Tier rollte das Ungeheuer jedoch weiter heran und drehte erst zwei Meter vor dem Hügel mit einem gewaltigen Kreischen der Ketten abrupt ab. In meiner Hast blieb ich mit den Beinen in der Spandau hängen und fiel der Länge nach auf die andere Seite der Erhebung. Die Maschine durchpflügte den Rand unserer Bodenwelle, und die furchteinflößenden Stahlglieder ihrer Ketten zogen in zwei Metern Entfernung vor meinen verstörten Augen vorbei.

Was weiter passierte? – Ich weiß es nicht mehr. Ich habe an diese schrecklichen Augenblicke nur vage Erinnerungen, die plötzlich und unzusammenhängend vor meinem inneren Auge auftauchen, neben kaum vorstellbaren Traumbildern, die aus einem Feuerwerk von Szenen hervorbrechen. Es ist schwer sich an Augenblicke zu erinnern, in denen man nichts bedacht, vorausgesehen oder verstanden hat. In solchen Momenten ist der Kopf unter dem stählernen Helm unglaublich leer, und die Augen nehmen nicht mehr wahr als die eines Tieres im Angesicht einer lebensbedrohlichen Gefahr. Man achtet nur noch auf die Nähe und Heftigkeit der Explosionen, man hört nur das Schreien der Wahnsinnigen, die man nachher – je nach Ausgang des Krieges – als Helden oder Mörder bezeichnen wird. Die Schreie der Verwundeten, die Schreie derer, die mit dem Tod ringen, der Sterbenden, die noch brüllen, während sie mit irrem Blick einen zermatschten Körperteil festhalten, die Schreie derer, die durch die Schlacht unter Schock stehen und die wie die Tiere blindlings und heulend davonlaufen. Es bleiben unvorstellbare, quälende Bilder zurück, die einen ständigen Brechreiz heraufbeschwören. Menschliche Eingeweide, über die Erde verteilt, von einem Sterbenden auf den anderen gespritzt. Brausend vor sich hinlodernde Fahrzeuge voller Einschüsse, zur Hälfte offen wie der aufgeschlitzte Bauch einer Kuh. Zersplitterte Bäume und gähnende Fensteröffnungen, aus denen die Staubwolken quellen und für immer davontragen, was einst der Stolz des Hauses war …

Und dann waren da die Rufe der Offiziere und Unteroffiziere, die sich in diesem Sturm abmühten ihre Einheiten und Kompanien zusammenzuhalten. So wurden auch wir zusammengerufen und durften, indem wir den Staubwolken folgten, die

unsere Panzer aufwirbelten, an dem Vormarsch teilnehmen, der uns bis an die nördlichen Ausläufer Bjelgorods führte. Alles wurde überrollt, alles wurde wieder vereinnahmt oder vernichtet. Vor den Panzern und den Panzergrenadieren zog sich die Flut der roten Soldaten ein weiteres Mal in ihre endlosen Lande zurück.

Es gab Tausende von Gefangenen. Die deutschfreundlichen übergaben unseren gleichgültigen Kämpfern sogleich schriftlich die Namen derer, die wir erschießen sollten. Es gab einen russischen Fahrzeugpark, in dem sich zwei- oder dreitausend feindliche Soldaten verschanzten, die sich entschlossen hatten uns aufzuhalten. Wir hatten die Spandau des Alten, in die ich weitere Gurte einlegte, sowie die von Halls. Wir hatten auch die der zerschlagenen und neu zusammengestellten Gruppe 10, welche lachend um sich schoss, aus Rache für ihre verlorenen Kameraden. Ein Regen von Pakgeschossen ging auf den Wagenpark nieder, und wir hörten das Geschrei der Sowjets, die es weder wagten sich zu bewegen, noch sich zu ergeben oder anzugreifen. Dann verschlang das Feuer die Szenerie, und die Hitze wurde so unerträglich, dass wir das Weite suchen mussten.

Gegen Mittag begannen die Sowjets sich zu wehren und ließen einen verheerenden Regen auf die Welle der ›jungen Löwen‹ niedergehen. Doch für diesmal konnte nichts die jungen Kämpfer aufhalten, und am Abend des zweiten Tages fiel das ausgebrannte Bjelgorod in die Hände der Überlebenden.

Ohne dass wir eine nennenswerte Ruhepause gehabt hätten, fuhren wir berauscht und dem Delirium nahe damit fort, den Keil, der von den deutschen Truppen in die Masse der sowjetischen Hauptfront getrieben worden war, nach den Seiten hin zu verbreitern. Laut unserem sogenannten Nachrichtendienst handelte es sich um eine gegnerische Front von hundertfünfzigtausend Mann. Tatsächlich waren es etwa vier- oder fünfhunderttausend Russen, die wir mit knapp sechzigtausend eingesetzten Landsern nur ein wenig ins Wanken brachten.

Am Abend des dritten Tages, nachdem wir in den durchgehenden Kämpfen nur ab und zu eine halbe Stunde Schlaf hatten finden können, rasten wir wie die Tollwütigen. Aus unserer Gruppe fehlten der Unteroffizier und der Tscheche, und während sie tot oder verwundet zwischen den Ruinen lagen, waren zwei versprengte Grenadiere zu uns gestoßen. Unsere Einheit bestand eigentlich aus drei Gruppen. Neben der Gruppe 11, in der Olensheim noch immer am Leben war, hatte sich die 17 uns angeschlossen. Das Ganze führte ein Leutnant an. Unsere Aufgabe war es, die Widerstandsnester zu dezimieren, die zwar schon von uns überflügelt worden waren, sich aber immer noch hartnäckig in einem zu Asche verkohlten Vorort verschanzten, der wie ich meine Deptroia hieß. Aber egal, für verbrannte Ruinen braucht es keinen Namen mehr.

Mit von Schweiß, Dreck und Staub verklebten Visagen rückten wir weiter vor, inmitten dieser apokalyptischen Landschaft, wo wir vor allem nach einem Plätzchen zum Schlafen suchten. Von hinten erreichte uns ununterbrochen der Widerhall der fortschreitenden Schlacht, der uns immer wieder die geschwächten Lungen zusammenpresste. Niemand sprach ein Wort. Nur bei einem »Halt!« oder einem »Achtung!« warfen wir uns auf die glühende Erde. Wenn das Feuer unserer automatischen Waffen erneut einige Versprengte niedergestreckt hatte, die von einem Schützenloch aus das Unmögliche versuchten, richteten wir unsere

zerschlagenen Glieder wieder auf. Manchmal kamen ein oder mehrere Gefangene mit erhobenen Händen aus ihrem Versteck hervor. Dann wiederholte sich jedes Mal die gleiche Tragödie. Kraus erschoss auf Befehl des Leutnants vier von ihnen, der Sudetendeutsche zwei, die Gruppe 17 neun. Der kleine Lindberg, der seit Beginn des Angriffs wahnsinnige Angst hatte und die ganze Zeit entweder vor Schreck heulte oder vor Erleichterung loslachte, lieh sich die Maschinenpistole von Kraus und trieb zwei Bolschewiken in einen Granattrichter. Die beiden schon etwas älteren Unglücklichen flehten bei dem Burschen immer wieder um Gnade. Lange hörte ich ihr klagendes »Pomotsch! Pomotsch!«. Aber der Bursche schoss, schoss in seiner unkontrollierbaren Wut immer wieder, bis die beiden armen Kerle tot waren.

Und dann gab es da das ›Brothaus‹, so benannt, weil wir hier nach dem Massaker einige armselige, ungesalzene Fladen bekamen, die wir mit dem Bestreben hinunterschlangen, das Beste aus dem zu machen, was der Krieg uns aufgezwungen hatte.

Wir waren überreizt, müde, körperlich am Ende, wahnsinnig, und nur unsere bis zum Äußersten gespannten Nerven ließen uns noch auf die ständigen Angriffskommandos reagieren. Erst auf dem Rückmarsch durften wir Gefangene machen. Auch waren wir uns darüber im Klaren, dass die Russen keine machten. Wir waren müde, aber wir wussten, dass wir nicht schlafen durften, solange sich noch ein lebender Bolschewik in der Gegend befand. Es hieß wir oder sie. So kam es, dass mein Kamerad Halls, der Alte und ich Granaten durch die Fenster des ›Brothauses‹ auf einige Russen warfen, die versucht hatten eine weiße Fahne zu schwenken.

Als wir schließlich gegen Ende unseres Vormarsches auf dem Boden eines Schlammlochs zusammensanken, sahen wir uns lange mit verblüfften, elendigen Blicken an, bevor einer auch nur einen Ton von sich geben konnte. Unsere Uniformen waren in Auflösung begriffen, durchlöchert und von einer solchen Staubschicht bedeckt, dass sie farblich mit dem Erdboden verschmolzen. Ein Geruch von Bränden lag in der immer noch surrenden Luft. Vier weitere von den Unseren waren noch gefallen, und wir schleppten fünf oder sechs Verwundete mit, darunter Olensheim. In einem durch eine Explosion entstandenen großen Krater versuchten etwa zwanzig zerschlagene Soldaten ihre Gedanken zu sortieren, aber unsere abgestumpften Blicke irrten weiter über die verbrannte Erde, leer und empfindungslos.

Zu dramatischen Fanfarenklängen verkündeten die Wehrmachtsberichte, dass die Offensive von Bjelgorod von Erfolg gekrönt gewesen sei und bedeute, dass der Vormarsch in den Osten wieder aufgenommen würde.

Am dritten oder vierten Abend waren wir, ohne es zu wissen, über Bjelgorod hinausgelangt. Die Angriffstruppen schöpften Atem, und in unendlichen Reihen schliefen die Infanteristen auf der weitläufigen, verwüsteten Steppe. Sehr bald wurden wir auf ein Fahrzeug geladen und zu einer weiteren Schlüsselposition gefahren. Ich hätte nicht erklären können, warum dieses zerstörte Dörfchen strategisch interessant war, aber ich glaubte begriffen zu haben, dass von diesem Ort aus, wie von einigen weiteren, die Offensive wieder aufgenommen werden

sollte. Quer durch die Obstgärten, welche sich weit über das relativ flache Land erstreckten, lagen Verteidigungsstellungen oder Angriffsschanzen. Ich spreche hier von Obstgärten, weil die niedrigen Bäumchen aussahen wie die bauchigen Apfelbäume, die man in der Normandie findet. Schmale Bäche oder Bewässerungskanäle waren von Weiden gesäumt. Die Landschaft war kultiviert und erinnerte mich an die Ecken Frankreichs, die ich gut kannte.

Wir richteten uns zwischen den armseligen, halbzerstörten Hütten des Dorfes ein und begannen unsere Stellungen herzurichten. Etwa dreißig russische Leichen, die ihr Blut auf dem Boden ihrer Heimat vergossen hatten, mussten wir aus dem Schutt herausziehen und einen über den anderen in einen kleinen Garten werfen, der bestimmt einmal bewirtschaftet worden war. Es war schwül. Eine unerbittliche Sonne zeichnete klare Schatten und schien erbarmungslos auf unsere ausgehöhlten Gesichter, sodass wir die Augen zusammenkneifen mussten. Dasselbe Licht fiel auf die Gesichter der toten Russen, deren starre Augen weit aufgerissen waren. Es war fürchterlich anzusehen.

»Das ist komisch«, meinte der Sudetendeutsche ruhig. »Es ist komisch, wie schnell der Bart sprießt, wenn man tot ist. Schaut«, fuhr er fort und drehte eine Leiche um, deren Hemd von sieben oder acht braunen Einschüssen durchlöchert war, »der hier hat sich wahrscheinlich gestern noch rasiert, bevor er sich verabschiedet hat, und jetzt schaut her, er hat einen Achttagebart.«

»Schaut doch mal den hier an«, kicherte ein anderer Bursche, der mit Hilfe eines Kameraden ein Mauerwerk durchwühlte das wahrscheinlich von einer großen Granate aufgerissen worden war.

An den Füßen zog er einen russischen Soldaten heraus, von dessen Kopf kaum etwas übrig war.

»Du solltest dich besser schnell rasieren, wenn du willst, dass man dich morgen noch erkennt, wenn du verreckst. Ihr geht mir auf die Nerven mit euren dämlichen Kommentaren. Man könnte meinen, das ist die erste Leiche, die ihr in eurem Leben gesehen habt.« Der Alte ließ sich auf einen Schutthaufen fallen und öffnete sein Essgeschirr.

Einer der Keller eignete sich vorzüglich als Verteidigungsposten. Mit unseren beiden MG-Schützen richteten wir uns darin ein. Wir machten das Kellerfenster frei, das beim Einsturz des Hauses verschüttet worden war, und weiteten es noch aus. Ein Stuka-Anflug zwang uns, unsere Architektenarbeit einen Moment lang zu unterbrechen. Nur ein kleines Stück weiter ließen sie einen Bombenhagel auf den Iwan niedergehen.

Halls hatte sich ein Loch in das Mauerwerk gebohrt und berechnete sein Schussfeld, Lindberg war geradezu aus dem Häuschen über den vorzüglichen Schutz, den die Stellung bot. Alles, was für uns irgendwie von Vorteil zu sein schien, erfüllte Halls' Helfer am MG mit einer sonderbaren Freude. Dagegen hatte er in den Gassen des nördlichen Vorortes von Bjelgorod, während der unerträglichen Detonationen der roten Artillerie, noch geflennt und sich die Hosen vollgeschissen und -gepisst. Drei Meter weiter installierten der Alte und ich in Ruhe die unbedingt notwendigen Stützbalken für das Kellerfenster, welches nicht so aussah, als würde es einer Erschütterung standhalten. Unsere Stahlhelme

schrappten immer wieder an der äußerst niedrigen Decke unseres Unterstandes entlang. Kraus räumte hinter uns mit zwei anderen Grenadieren den Kellerboden von Steinen und Unrat frei. Dabei fanden sie eine leere Flasche, die der eine von ihnen mit einer Geste zur Seite stellte, als würde er sie für die Weinlese aufheben.

Wie berichtet hatten wir unseren Unteroffizier verloren, und der Alte, der immerhin den Rang eines Obergefreiten hatte, war nun Gruppenführer. Dennoch unterstanden wir weiterhin dem Befehl eines fetten, dämlichen Stabsfeldwebels, der allerdings zwei Tage später fiel. Dieser Trottel inspizierte unsere Stellungen mit den Allüren eines höheren Offiziers und hieß uns dies ändern und jenes verbessern, ohne zu ahnen, dass er nur noch achtundvierzig Stunden Zeit haben würde, um sich aufzuspielen. Den ganzen Tag verbrachten wir mit Warten und sahen den verschwitzten Infanteriekompanien zu, die vorbeizogen. Dumpfe Einschläge, Geratter und verschiedene andere Geräusche ließen immer wieder die Luft erzittern.

In genau solchen Stunden wird alles noch qualvoller. Nach und nach kamen wir wieder zu uns, und wurden uns mit Schrecken bewusst, was wir alles erlebt hatten. Plötzlich registrierten wir mit Bestürzung die Abwesenheit des Unteroffiziers, Grumpers', des Tschechen und des verletzten Jungen, den wir seinem Schicksal überlassen hatten. Wir versuchten den russischen Graben zu vergessen, den wir unter MG-Feuer genommen hatten, ebenso die Panzer, die sich schwerfällig durch den menschlichen Fleischberg gruben, in dem sich noch Leben geregt hatte; wir versuchten Deptroia zu vergessen, die Bolschewiken, einer über den anderen hingeschlachtet, das Feuer der feindlichen Artillerie in den von ›Hitlerjungen‹ überfüllten Gassen … All die schrecklichen, nicht zu beschreibenden Bilder. Etwas Verstörendes drängte sich dabei in unseren Gedanken und ließ uns bis in die Haarspitzen erschauern. Mein ganzer Körper stellte sich taub, wenn diese Erinnerungen kamen, und ich war nahe an einer Persönlichkeitsspaltung. Ich wollte es einfach nicht glauben. Ich wusste, dass ich dazu nicht fähig war, nicht weil ich mich für besser hielt als die anderen, sondern weil ich mir sicher war, dass man als junger Mann, der wie jeder von uns ein normales Leben geführt hatte, all das nicht tun konnte. Nein, ich konnte es nicht glauben, es war unmöglich, einfach unmöglich! Dennoch mussten wir schon morgen damit weitermachen.

Neben der Treppe unterhielten sich die drei Grenadiere. Der Alte stand ganz allein am Kellerfenster, durch welches das Tageslicht hereinflutete, und machte eine Bestandsaufnahme seiner Taschen, indem er armseligen Tand auf einen flachen Stein häufte. Halls war still und hatte seine große Gestalt auf einer Art Bank zusammengekrümmt. Lindberg und der Sudetendeutsche schauten durch die Löcher, aber sie schienen mit ihrer Aufmerksamkeit bei etwas anderem als der Obstplantage zu sein, auf die sie starrten.

Ich ging zu Halls und ließ mich neben ihm nieder. Wir sahen uns eine Weile an, ohne dass wir auch nur ein Wort herausbrachten.

»Was haben wir hier verloren?«, stieß mein großer Freund schließlich hervor, dessen Züge seit Bialystok eine seltsame Härte bekommen hatten.

Ich begnügte mich mit einer ratlosen Geste.

»Ich hab versucht zu pennen, aber keine Chance«, redete er weiter.

»Stimmt, in dem Keller ist es genauso heiß wie draußen.«

»Gehn wir trotzdem raus.«

Wir machten draußen ein paar Schritte. Das Licht blendete uns.

»Vielleicht gibt es da drüben frisches Wasser«, teilte ich meinem Kameraden mit und zeigte auf die Plantage, durch die ein schmaler Bach floss.

»Pah, ich hab weder Hunger noch Durst«, erwiderte er zu meinem großen Erstaunen. Ich kannte den gigantischen Appetit meines Freundes.

»Bist du krank?«

»Nein, aber ich fühl mich zum Kotzen. Ich bin so müde – und die Burschen da drüben bauen mich auch nicht gerade auf«, sagte er und zeigte auf das Gärtchen, in dem die dreißig Iwans langsam in Verwesung übergingen.

»Immerhin können die uns keinen Ärger mehr machen«, sagte ich in einem Ton, der mich selbst überraschte.

»Die Unseren haben sie eingesammelt, noch bevor wir angekommen sind«, fuhr Halls fort. »Am Dorfeingang gibt es einen Haufen frisch umgegrabener Erde. Ich hab keine Ahnung, wie viele sie da reingestopft haben. Ist dir klar, wie viele Tote es unter uns schon gegeben hat?«

Es trat eine Pause ein.

»Wir werden bestimmt bald abgelöst, Halls.«

»Ja« sagte er, »das hoffe ich. Aber ganz schöne Schweine sind wir schon, dass wir die Iwans im Brothaus kalt gemacht haben.«

Halls wurde offensichtlich von den gleichen Beklemmungen geplagt wie ich.

»Es ist nicht nur das Brothaus«, antwortete ich.

Ich konnte noch spüren, wie die Munition durch meine Hände glitt. Ich sah noch einmal die Patronen vor mir, die in der Spandau verschwanden, das bläuliche, rauchende Metall des MG und die glühenden Funken, die bei jedem Schuss austraten und einem schmerzhaft in Hände und Gesicht stachen. Ich hörte noch die Schreie, die sich in das Getöse mischten: »Gnade! Pomotsch! Pomotsch!« Es ließ uns keine Ruhe mehr, drang unwiderruflich in unsere Köpfe und zeichnete uns für immer.

Es war noch hell, aber wir hatten keine Ahnung, wie spät es war. War es noch Vormittag? Oder Nachmittag? Im Grunde genommen war es egal, jeder fraß, was er kriegen konnte, schlief, wann er konnte, oder versuchte nachzudenken, sobald er Gelegenheit hatte seinen Helm abzunehmen. Es ist merkwürdig, aber der Helm hindert einen am Nachdenken …

Es war also noch heller Tag, als ein feindliches Sperrfeuer auf die Obstplantage und die Truppen regnete, die an uns vorbeimarschiert und ein Stückchen vor uns eine Pause eingelegt hatten. Wir waren zurück und hinunter in unseren Keller gestürmt, und starrten ängstlich die Decke an, die – je nach Entfernung der Detonationen – mal mehr, mal weniger auf uns herunterbröckelte.

»Wir müssen das alles abstützen«, bemerkte der Alte, »wenn wir hier eine blaue Bohne draufkriegen, fällt uns sicher alles auf den Schädel.«

Das Artilleriefeuer dauerte mindestens zwei Stunden. Einige sowjetische Geschosse schlugen ganz in der Nähe ein, aber eigentlich waren die vorderen Angriffslinien ihr Ziel. Die Geschütze der Wehrmacht antworteten, und die Artillerie bestimmte zwei Stunden lang das Geschehen. Die über unsere Ruine hinwegdröhnenden Geschosse unserer Haubitzen trugen ebenso dazu bei, dass uns die Decke herunterbröckelte, wie die sowjetischen Geschosse, die manchmal nur dreißig Meter von unseren Schießscharten entfernt einschlugen.

Solange das Bombardement andauerte, verharrten wir in einer extremen, erschöpfenden Anspannung. Einige versuchten sich an Vorhersagen, die schon in der nächsten Minute entkräftet wurden. Der Alte rauchte nervös und bat uns die Klappe zu halten. Kraus brummelte ganz allein in einer Ecke vor sich hin, vielleicht betete er.

Am Abend kam eine Einheit für den Gegenangriff bei uns vorbei. Dazu wurde zwischen den Ruinen eine Pak installiert. Ein Oberst inspizierte unser armseliges Loch und untersuchte die Holzbalken, die wir inzwischen aufgestellt hatten, damit das Dach nicht nachgeben konnte.

»Gute Arbeit«, stellte er fest.

Er ging durch unsere Gruppe, in der wir alle Haltung angenommen hatten, und bot jedem eine Zigarette an. Dann setzte er mit seiner Einheit – einem Teil der Division Großdeutschland – den Vormarsch fort.

Es kam die Nacht. Über die zersplitterten Silhouetten der noch übrig gebliebenen Obstbäume hinweg sahen wir den Horizont, der vom Feuer der Explosionen glühte. Die Schlacht ging weiter, und die extreme Spannung, die sie uns aufbürdete, wurde unerträglich. Einer nach dem anderen mussten wir hinaus, um in kurzen Abständen Wache zu schieben, keiner konnte in Ruhe schlafen. Noch vor Sonnenaufgang mussten wir antreten, und wir verließen unseren so gut eingerichteten Unterstand, um weiter in sowjetisches Gebiet vorzurücken.

Auf unserem Marsch begegnete uns ein grässlicher Anblick dahingeschlachteter ›Hitlerjungen‹, welche bei dem Bombardement gestern dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Mit jedem Schritt wurde uns auf grausame Weise vorgeführt, was uns Elenden vielleicht selbst noch blühen würde.

»Ist denn niemand da, der diese Sauerei verscharrt?«, empörte sich Halls. »Das ist eine Zumutung für die, die noch leben.«

In der Gruppe wurden sonderbare Lacher laut, als ob ein guter Witz gemacht worden wäre.

Wir durchquerten eine Ebene, in der die Granattrichter sich beinahe überlappten. Das Feuer musste hier so dicht niedergegangen sein, dass man sich kaum vorstellen mochte, wie jemand dort durchgekommen sein konnte. Dann kamen wir noch an einem Verbandsplatz vorbei, der hinter einem Erdwall unter freiem Himmel lag, und von dem ein Gebrüll aufstieg wie von Schweinen, die im Schlachthof überbrüht werden. Einige Anblicke verstörten uns nachhaltig. Ich fürchtete ohnmächtig zu werden. Lindberg heulte vor Grauen. Wir überquerten das Gelände, indem wir die Augen auf den Himmel richteten und an unsere Mütter dachten. Wie im Traum sahen wir schreiende junge Männer, denen beide Unterarme zerfetzt waren, und Verletzte mit Bauchwunden, die entsetzt und

verständnislos auf die rötlich schimmernden Stoffbahnen starrten, die man ihnen hastig über den Unterleib geworfen hatte und unter denen sich der Hügel ihrer Gedärme wölbte.

Unmittelbar danach durchquerten wir einen Kanal. Das frische Wasser ging uns bis an die Brust und war uns eine Wohltat. Das Gras auf der anderen Seite war von niedergestreckten Russen übersät. Ein sowjetischer Panzer, vom Feuer komplett verzogen und geschwärzt, war neben einem anderen Geschütz und dessen niedergewalzten Personal liegengeblieben. Links, im Nordosten, steigerte sich die Schlacht zum Inferno. Trotzdem hörten wir ein Klagen aus Richtung des russischen Geschützpanzers. Wir näherten uns einem blutverschmierten Mann, der an einem Anhängerrad lehnte und nach Luft schnappte. Einer von uns öffnete seine Feldflasche und hob den Kopf des Russen. Dieser starrte uns mit Augen an, die vor Angst und Erstaunen weit aufgerissen waren. Er schrie etwas, sein Kopf kippte nach hinten und schlug auf das Metall des Rades. Er war tot.

Wir gingen weiter durch eine Ansammlung von bewaldeten Hügeln, wo wir auf die ersten Fronttruppen trafen, die sich neu gruppierten und im Schatten verschnauften. Viele Soldaten trugen Verbände, die sich merkwürdig weiß von ihren vom Staub grauen Schädeln abhoben. Schnell wurden wir überprüft, umgruppiert, neu formiert, und in vorbestimmte Stellungen eingewiesen.

Dabei wurden die beiden Grenadiere, die zu uns gestoßen waren, von einer anderen Einheit zurückgefordert, während unsere Gruppe 8 durch zwei neue Versprengte ergänzt wurde. Zu unserem Unglück ernannte man den Stabsfeldwebel, von dem ich vorhin gesprochen habe, und dem nur noch vierundzwanzig Stunden vergönnt waren, zu unserem Gruppenführer. Man teilte uns rasch einer Panzergruppe zu, die uns auf den Hecks ihrer Fahrzeuge an den Rand eines Plateaus brachte, das sich bis in die Unendlichkeit ausdehnte.

Wir sprangen hinten von den noch fahrenden Panzern ab, um zu einer Infanteriegruppe zu hetzen, die in einem kaum sichtbaren, flachen Graben kauerte. Schon nahm uns die feindliche Artillerie mit einigen 50mm-Kalibern unter direkten Beschuss und machte uns augenblicklich klar, dass wir uns in vorderster Linie befanden. Die fünf Panzer drehten ab und verschwanden fünfzig Meter hinter uns im Gehölz.

Wir ließen uns neben die anderen Jungs fallen, die nicht gerade sehr glücklich dreinschauten. Das russische Feuer galt jedoch den Panzern und verlor sich mit ihnen im Unterholz. Unser fetter, dummer Stabsfeldwebel machte sich bereits Sorgen über die Nachteile dieser Stellung und diskutierte mit einem sehr jungen Leutnant. Kurz darauf gab der junge Offizier seinen Truppen ein Zeichen, auf welches hin sie gebückt in Richtung des Waldes rannten. Die Iwans, die die Stellung überwachen sollten, schickten ihnen noch fünf oder sechs Schüsse hinterher, wobei einer ziemlich nahe bei uns aufschlug.

Dann waren wir allein. Neun Kerle in einem Loch, direkt vor den sowjetischen Stellungen, die Sonne senkrecht im Nacken.

»Macht das Loch tiefer«, brüllte der Stabsfeldwebel, als ob er auf einem Truppenübungsplatz wäre.

Wir begannen also, mit unseren kurzen Spaten in der staubigen, ukrainischen Erde zu graben. Wir hatten kaum Zeit ein paar Worte zu wechseln. Die Sonne wirkte wie ein Schlag auf den Kopf und steigerte unsere Verdrossenheit.

»Letztendlich werden wir einfach vor Müdigkeit verrecken«, maulte Halls. »Ich kann nicht mehr.«

»Ich hab Kopfweh«, antwortete ich ihm mit einem Seufzer.

Unser Obertrottel kommandierte weiter herum und hörte dabei nicht auf, mit besorgtem Blick die kahle Ebene zu beobachten, die sich ausdehnte so weit das Auge reichte.

Kaum hatten wir unsere beiden Spandaus vorschriftsmäßig in Stellung gebracht, als uns das Brummen aus dem Unterholz brechender Panzer erzittern ließ. Ein weiteres Mal verließen an diesem schönen Nachmittag die deutschen Panzer ihre schattigen Lagerplätze und brachen auf in den Osten. Hinter ihnen geduckt zogen ganze Regimenter an uns vorrüber und verschwanden in einer undurchdringlichen Staubwolke. Fünf oder sechs Minuten später eröffnete die russische Artillerie ein Feuer, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Die Sonne verbarg sich vor unseren schreckgeweiteten Augen und es wurde finster um uns herum. Nur die roten Blitze, die sich in achtzig bis hundert Metern Entfernung abzeichneten, durchstachen pausenlos die staubige Gewitterwand. Die Erde bebte heftiger als je zuvor. Hinter uns entzündete sich überall das Unterholz. Wir schrien wie wahnsinnig aus wunden Kehlen. Nichts blieb wo es war. Erde, Eisen und Feuer wurden um uns herum durch die Luft gewirbelt. Kraus und einer von den Neuen wurden verschüttet, bevor sie überhaupt merkten, was los war. Ich verkroch mich am tiefsten Punkt unseres Loches und starrte verständnislos auf die Flut aus Erde, die sich vor unserem Unterschlupf auftürmte. Ich brüllte wie ein Besessener. Wir glaubten, das Ende der Welt sei gekommen. Halls flüchtete sich zu mir, sein schmutziger Kopf war neben meinem, wobei unsere Stahlhelme aneinanderschlugen wie zwei alte Blechtöpfe. Sein Gesicht war nicht mehr von dieser Welt.

»Das … ist … das Ende …«, japste er.

Seine Worte wurden von den Detonationen unterbrochen, die uns den Atem nahmen. Gelähmt vor Angst konnte ich nur zustimmen.

Plötzlich krachte eine menschliche Gestalt in unser Loch. Es schüttelte uns vor Grauen und Verzweiflung. Eine zweite Gestalt folgte der ersten mit einem großen Sprung. Erst jetzt registrierten wir mit hervorquellenden Augen zwei der Unseren. Einer der gerade angekommenen keuchte und schrie außer Atem: »Meine ganze Kompanie ist ausgelöscht … es ist schrecklich!«

Er hob vorsichtig den Kopf über den Erdwall, als eine Serie von Explosionen die Luft über uns zerriss. Sein Stahlhelm und ein Teil seines Schädels flogen zehn Meter weiter. Mit einem grauenvollen Schrei fiel der Schütze auf uns herunter, und Halls hielt plötzlich seine zertrümmerte Stirn in den Händen. Wir waren voll von Blut und Fleischfetzen. Halls stieß den verstümmelten Leichnam weit von sich und drückte schnell sein Gesicht in die Erde. Die Einschläge waren so heftig, dass wir das Gefühl hatten, unsere Stellung würde hin und her geschoben. Über unserem Loch, auf dem umgepflügten Plateau, heulte ein Motor auf, der sich offenbar nicht mehr drosseln ließ. Es folgte eine Explosion, die noch

gewaltiger war als die bisherigen, ein gigantischer Blitz fegte den Rand unseres Loches hinweg, sodass unsere beiden Spandaus unter einer Woge von Erde in das Loch zurückgespült wurden.

Die einen waren stumm vor Entsetzen, die anderen schrien wie die Besessenen:

»Wir sind im Arsch!«

»Mama, ich bin's!«

»Nein, Nein!«

»Wir werden bei lebendigem Leib begraben!«

»Hierher!«

Doch kein Flehen konnte dieser Hölle Einhalt gebieten, die kein Ende nehmen wollte.

An die dreißig fliehende Landser hechteten sich in unser Loch. Wir wurden getreten und gestoßen, jeder wollte sich in der Erde verkriechen, denn was herausragte, wurde gnadenlos weggefegt. Überall um uns herum waren Trichter entstanden, aus denen die Stimmen von Soldaten drangen, die auf dem Rückzug waren und darin Deckung gesucht hatten. Aber die geschundene russische Erde wurde von immer neuen Salven aufgewühlt, und das Sterben setzte sich auch für die fort, die sich schon in Sicherheit wähnten.

Das Brummen eines Flugzeugs drang durch den Donner. »Es lebe die Luftwaffe«, schrie es aus tausend verzweifelten Kehlen. Der Beschuss dauerte noch einige Sekunden, dann wurde er merklich schwächer. Die Trillerpfeifen der noch am Leben gebliebenen Offiziere gaben das Signal zum Rückzug. Aus unserem überfüllten Loch stürmten die Landser so übereilt davon wie Kaninchen, hinter denen der Fuchs her ist. Wir wollten ihnen nach, doch unser Stabsfeldwebel, den es immer noch nicht erwischt hatte, schrie uns wütend an: »Ihr nicht! Wir sind hier, um den russischen Gegenangriff aufzuhalten. Bringt gefälligst eure MG in Stellung!«

Unten in dem Graben, der nun eine ganz andere Form hatte, lagen die Leichen von sechs ›Hitlerjungen‹. Am linken Rand ragten die Stiefel von Kraus aus zwei Kubikmetern grauer, aufgewühlter Erde heraus, der andere Grenadier war komplett verschüttet.

Mit Hilfe des Alten, der an der Wange blutete, brachten wir das MG wieder in Stellung. Die Ebene war nicht wiederzuerkennen. Die Erde war voller Buckel, als ob Riesenmaulwürfe den Boden umgegraben hätten. Überall qualmte und brannte es, die Leichen der Landser waren nicht mehr zu zählen. In der Ferne sahen wir durch Staub- und Rauchwolken hindurch die Feuergeysire der Bomben hochsteigen, die die Me 110 auf die russischen Artilleriestellungen abgeworfen hatten. Es waren wohl feindliche Munitionslager getroffen worden. Mit einem überirdischen Leuchten und einer unfassbaren Druckwelle durchdrang das Nachbeben der Explosion Himmel und Erde.

»Diese Hunde!«, grölte der Obergefreite. »Jetzt kriegen sie alles zurück.«

Die Me 110 drehten nach Westen zurück, und die russische Artillerie begann den zweiten Akt. Allem voran nahm sie die Panzer unter Trommelfeuer, die ungeordnet zurückwichen. Mindestens die Hälfte von ihnen war bereits liegengeblieben.

Die Landser, die zu uns hinunter gehechtet waren, hatten mir fast den linken Arm gebrochen, und wenn ich auch in dem Moment kaum etwas gespürt hatte, so peinigte mich doch jetzt ein höllischer Schmerz.

Ich nahm diesen Schmerz zunächst so wie eine weitere kleine Belastung, aber da ich von den Geschehnissen draußen abgelenkt war, schenkte ich ihm kaum Aufmerksamkeit. Die Bombardierung dauerte im Süden wie im Norden an, ging erneut über uns hinweg und verbreitete allerorten Entsetzen und Leid unter den Gemarterten. Unser Atem ging schwer, wie der eines Patienten, der sich entkräftet und matt nach einer langen Krankheit wieder erhebt. Wir wussten nichts mehr zu sagen. Es gab nichts, das auszudrücken vermocht hätte, was wir in diesen Stunden durchlebten. Und auch jetzt gibt es keine Worte, die intensiv genug wären es zu beschreiben. Von all dem bleibt bei denjenigen Menschen, die das überlebt haben, im Allgemeinen nur eine unkontrollierbare Verstörtheit. Eine dumpfe Angst, die die Jahre überdauert, ohne schwächer zu werden, selbst wenn man – wie ich – versucht das Erlebte aufzuschreiben, wohl wissend, dass man die passenden Worte dafür nicht finden kann. Ich weiß heute, dass die Angst mit diesen Zeilen, von denen ich mir so sehr Erleichterung erhofft hatte, nicht verschwindet. Mir ist leider klar, dass mich diese Angst bis an mein Grab begleiten wird, und ich bitte Gott um Verzeihung dafür, dass ich beim Schreiben nur an meinen eigenen Nutzen gedacht habe, anstatt meinen Beitrag zum kollektiven historischen Gedächtnis im Blick zu behalten. Im Übrigen habe ich es aufgegeben über Gott zu sprechen. Sein Richterspruch zählt nicht mehr viel, seitdem er unbeteiligt bei der Hinschlachtung seiner Geschöpfe zugesehen hat, die wie es scheint nur zu diesem Zweck auf die Erde geschickt worden waren. Mir ist jede Art von Spiritualität gleichgültig geworden. Soll dieser Gott sich schämen, dass er solche Dinge zugelassen hat. Wenn es seiner Eitelkeit als Allmächtigem gefällt ein solch schmutziges Schauspiel zuzulassen, dann lasst ihn uns zurück ans Kreuz nageln und verbrennen, damit er nicht wieder auferstehe.

Von Gott verlassen, an den doch einige von uns glaubten, blieben wir geschlagen und verwirrt in unserem Graben – vielleicht sollte man besser sagen Grab – liegen. Nur ab und zu richtete einer von uns seinen fiebrigen Blick über den Rand und suchte die staubige Ebene im Osten ab, von wo der Tod kommen mochte. In jenem Graben östlich von Bjelgorod gab es nur noch geschundene Wesen, die vergessen hatten, dass die Menschen noch für etwas anderes gut waren, dass es so etwas wie ein Zeitgefühl gab, dass man außer der Angst noch andere Gefühle haben konnte, wie beispielsweise Hoffnung; dass Freundschaft nicht immer vergänglich war, dass es die Liebe wirklich manchmal gab, und dass die Erde fruchtbar sein konnte und nicht nur geschaffen, um die Toten der Schlachtfelder zu bedecken.

Es gab in diesem Graben nur noch Verrückte, die handelten ohne nachzudenken und ohne auf irgendetwas hoffen zu können. Mit unseren Gliedern, die taub geworden waren in den langen Stunden, die wir zusammengekrümmt verbracht hatten, stießen wir gegen die toten oder lebenden Kameraden, die zuviel Platz beanspruchten. Der Stabsfeldwebel wiederholte mechanisch seinen Befehl, dass wir auf unseren Posten bleiben sollten, aber jede neue Serie von Einschlägen fegte uns wieder hinunter ins Loch.

Ohne dass wir gemerkt hatten wie die Zeit verstrich, brach die Nacht über uns herein. Mit ihr kamen neue Schrecken. Lindberg, dessen Nerven in einem beunruhigenden Zustand waren, versank in eine lange Ohnmacht, in der er das Inferno einen Moment lang vergessen konnte. Ebenso erging es dem Sudetendeutschen, der stattdessen wie ein Besessener zitterte und sich endlos übergab. Der Wahnsinn war über unsere Gruppe hereingebrochen und gewann immer mehr an Boden. In meinem Delirium sah ich einen Riesen, der einstmals Halls geheißen hatte, und der sich auf seine Waffe stürzte, um wie ein Verrückter in den Himmel zu schießen, aus welchem es immer noch Feuer und Eisen herabregnete.

Ich sah auch, wie der Stabsfeldwebel in blinder Wut mit den Fäusten wie wild auf die Erde trommelte und dann mit Vorsatz den letzten Grenadier verprügelte, der noch bei Sinnen zu sein schien, und der als Reaktion darauf bloß in Tränen ausbrach. Tausende Echos rollten durch die Erde und drangen in grausamer Deutlichkeit an mein Ohr. Ich fühlte, wie auch ich langsam das Bewusstsein verlor. Ich stimmte ein infernalisches Gebrüll an. Ohne zu wissen, was ich tat, richtete ich mich auf und schleuderte tausend Flüche gegen den Himmel. Wie all meine Kameraden war ich am Ende, am Rande des Abgrunds. Der Wahnsinn brannte wie ein Strohfeuer und verzehrte meine letzten Kräfte. Alles drehte sich und ich fiel nach vorne gegen den Grabenrand. Mein weit aufgerissener Mund füllte sich mit einer Flut von Erde. Ich musste mich übergeben und hatte das Gefühl, als würde ich mich vollständig ausleeren. Mit zitternden Händen tastete ich in dem Erbrochenen und krallte mich in den Erdwall, der auf mich herunterbröckelte. Etwas Weißes erhellte wie in einem Alptraum die über uns hereingebrochene Nacht. Dieses Licht rettete mich vielleicht aus meiner Ohnmacht. Langsam richtete ich meine geröteten Augen über den Wall und beobachtete die russische Leuchtrakete, die auf dem Boden aufschlug und erlosch. Einen Augenblick lang überkam mich ein merkwürdiges Gefühl. Ich glaubte, dass ich zu Hause wäre, dass alles, was mich umgab, gar nicht existierte und nur ein Stern vom Himmel fiele.

Ich muss ziemlich lang in dieser Benommenheit verharrt haben. Die Explosionen drückten mir weiterhin schwer auf die Brust. Es vergingen Stunden, in denen einige schicksalsergeben einschliefen, die Augen dabei noch immer weit offen. Gegen Mitternacht war endlich alles vorbei.

Trotzdem rührte sich niemand von uns. Die, die noch lebten, waren so am Ende ihrer Kräfte, dass sie keinen Finger mehr rühren konnten. Der Alte rüttelte uns dennoch auf.

»Nicht einschlafen, Jungens, jetzt wird der Iwan angreifen.«

Der Stabsfeldwebel sah ihn mit verstörtem Blick an. Er erhob sich und stützte sich auf den Erdwall. Fünf Minuten später sackte sein Kopf nach vorn und er fiel in einen totenähnlichen Schlaf.

Der Alte sprach weiter zu uns. Doch die sechs Überlebenden zeigten nicht mehr Reaktion als die acht Leichen. Alle miteinander wurden wir hinweggerafft vom Schlaf, was die Kanonen nicht ganz geschafft hatten. Hätten die Russen in diesem Moment angegriffen, hätten sie bestimmt wenig Verluste zu verzeichnen gehabt, da sie in den von uns gebildeten vorderen Verteidigungsstellungen wahrscheinlich

nur Tote und tief Schlafende angetroffen hätten. Es wird wohl noch weitere Leuchtraketen und Einschläge gegeben haben, doch unsere Ohren waren für mindestens vier Stunden lang für das Tosen des Krieges taub.

Der Stabsfeldwebel war der erste, der wieder zu sich kam. Als wir die Augen öffneten, sahen wir ihn, wie er sich über den Sudetendeutschen beugte, der neben ihm schlief. Dieser stieß einen klagenden Schrei aus. Wahrscheinlich hatte ihn der Stabsfeldwebel unsanft geweckt. Wir waren erschlagen vor Müdigkeit, und unsere Gesichter verzogen sich vor Schmerz, als wir uns bewegten, um uns bis auf Höhe des Grabenrandes aufzurichten. Ein weiteres mal tauchte der Morgen den Horizont in ein rosafarbenes Licht und offenbarte uns das ganze Chaos, welches sich über die Ebene erstreckte. Plötzlich wussten wir wieder, wo wir uns befanden. Es war völlig ruhig. Nicht das geringste Geräusch war zu hören. Unsere Blicke glitten lange über die unendliche Fläche. Der Horizont schien sich um uns zu schließen und berührte sowohl im Norden als auch im Süden die gerade Linie des Waldes, welcher hinter uns eine Art Hecke bildete. Wir wechselten einige Worte und holten die Konservenbüchsen aus unseren Beuteln.

»Stärkt euch«, scherzte der Stabsfeldwebel, der nur noch ein paar Augenblicke zu leben hatte. »Es würde mich sehr wundern, wenn es hier lange ruhig bleiben sollte.«

»Wer weiß«, warf jemand ein, »die gestrige Schlacht muss ja ein paar Leute gekostet haben. Ich glaube eher, dass wir zwei oder drei Tage Ruhe haben werden.«

»Das würde mich sehr wundern«, fuhr der Stabsfeldwebel fort, »der Führer hat den Befehl gegeben, nach Osten zu marschieren, und unsere Truppen sind jetzt nicht mehr aufzuhalten. Noch bevor die Sonne ganz aufgegangen ist, wird die Offensive wahrscheinlich fortgesetzt werden.«

»Wirklich, Herr Stabsfeldwebel? Glauben Sie das?«, fragte der kleine Lindberg, der sich wie immer freute, wenn sich die Dinge zu unseren Gunsten zu wenden schienen. »Werden unsere Truppen die verdammten russischen Kanonen zum Schweigen bringen?«

»Wenn das wieder losgeht«, flüsterte mir Halls zu, »werde ich verrückt.«

»Oder wir sind tot«, sagte ich ganz leise. »Wir können nicht jeden Tag soviel Glück haben wie gestern.«

Halls sah mich an, während er unaufhörlich weiter an dem Fraß aus seinem Beutel herumkaute. Der Stabsfeldwebel, Lindberg, der Sudetendeutsche und der letzte Grenadier sprachen die ganze Zeit. Halls und ich tauschten ein paar pessimistische Kommentare aus. Nur der Alte mampfte schweigend und sah mit vor Schlaflosigkeit geröteten Augen die Sonne aufgehen.

»Ihr zwei«, sagte der Stabsfeldwebel und zeigte auf Halls und mich, »ihr werdet zwei Stunden lang die Augen offen halten, während eure Kameraden und ich versuchen ein bisschen zu schlafen. Aber zuerst müssen wir diese Leichen rausschmeißen«, fügte er hinzu und zeigte angewidert auf die acht verstümmelten Körper, um die bereits große blaue Fliegen zu schwirren begannen.

Aus den Augenwinkeln sahen wir, wie die Leichen weggeschleift wurden. Zum ersten Mal mussten nicht wir die Totengräber spielen! Die Wache war uns lieber.

Es wurden immer die gleichen Flüche laut, wenn die Überlebenden ihre getöteten Kameraden zusammensammeln mussten.

»Verdammte Scheiße, ist der Kerl schwer!«

»Ach du lieber Gott! Der hat Glück gehabt, dass er gleich hinüber war. Schaut euch das mal an!«

Und dazu das metallische Klicken, wenn die Erkennungsmarke am Hals entfernt wurde.

»Teufel, der hat sich total vollgeschissen!«

Wir drehten ihnen gleichgültig den Rücken zu. Das Drama vom Leben und Sterben hatte irgendwie seine Bedeutung verloren. Wir waren daran gewöhnt. Während sich die anderen mit dem toten Fleisch abmühten, erörterten Halls und ich weiter unsere Überlebenschancen.

»Am meisten tun mir die Gräten weh, der Rest ist weniger schlimm.«

»Ich frage mich, was wohl aus Olensheim geworden ist.«

»Arm gebrochen, soweit ich weiß.«

»Und deiner?«

»Mir tut die Schulter ziemlich weh.«

Hinter uns führten die anderen weiter ihre schmutzige Aufgabe aus.

»Heinz Veller, 1925, unverheiratet, armer Kerl, kein Glück gehabt …«

»Zeig mal deine Schulter her«, fing Halls wieder an, »vielleicht bist du ernsthaft verletzt.«

»Ich glaube nicht, das ist nur eine Schramme«, sagte ich und nestelte meine Uniform auf.

Ich wollte gerade das Hemd von der Schulter ziehen, als ein Donnergrollen die klare Morgenluft erschütterte. Fast gleichzeitig stürzte ringsumher ein neuer Hagel von russischen Geschossen herab. Ein weiteres Mal verkrochen wir uns ganz unten im Graben, die Augen voll Angst und Schrecken.

»Guter Gott!«, rief einer, »es geht wieder los!«

Während Erdklumpen auf unsere Stellung herabregneten, rückte Halls näher an mich heran. Er öffnete den Mund, um mir etwas zu sagen, aber das Krachen einer nahen Explosion blies den Schall seiner Stimme davon.

»Wir sollten abhauen«, setzte er noch einmal an, »sonst kommen wir hier nie mehr raus.«

Ein Geschoss schlug so nahe bei uns ein, dass sein roter Feuerschein die graue Erde der gegenüberliegenden Grabenwand erleuchtete. Dichter Rauch hüllte uns ein, und die Erde prasselte zentnerweise herunter. Man hörte Schreie des Entsetzens, dann die Stimme des Stabsfeldwebels.

»Ist jemand verletzt?«

»Verdammt noch mal!«, tobte der Alte und hustete. »Was treibt denn unsere Artillerie?«

Der kleine Lindberg bibberte wieder. Dann hörte das russische Feuer plötzlich auf. Der Alte riskierte einen vorsichtigen Blick, und wir anderen hoben die Köpfe

und suchten die Ebene ab, über die noch träge die Staubwolken zogen. In der Nähe des Waldes schrie jemand wie ein abgestochenes Schwein.

»Denen ist die Munition ausgegangen«, freute sich der Stabsfeldwebel, »sonst hätten sie nicht so schnell aufgehört.«

Der Alte sah ihn lange mit dem resignierten Blick an, den er immer an den Tag legte.

»Das dachte ich eben von unserer Artillerie, Herr Stabsfeldwebel. Ich frage mich, warum sie nicht schießen?«

»Die Unseren bereiten den Angriff vor, darum halten sie still. Wir sehen bestimmt gleich unsere Panzer auftauchen …«

Der Alte beobachtete den Horizont.

»Ich glaube fest daran«, fuhr der Stabsfeldwebel fort, »dass die Offensive wieder aufgenommen wird …«

Wir aber beobachteten den Alten. Seine Augen und seine Lippen öffneten sich immer weiter und weiter, als ob er gleich losbrüllen wollte. Auch der Stabsfeldwebel schwieg, und wir folgten alle der Blickrichtung unseres MG-Schützen.

In der Ferne, weit in der Ferne, zog sich ein dünnes schwarzes Band vom einen Ende des Horizontes zum anderen, und es kam näher, gleich einer Welle, die ans Ufer heranrollt. Einige Augenblicke starrten wir nur auf diese ununterbrochene, irgendwie unwirkliche Linie. Dann stimmte der Alte ein Gebrüll an, das uns vor Schreck erstarren ließ.

»Da kommen sie!«, schrie er. »Es sind Sibirier! Es müssen eine Million sein!«

Er klammerte sich an den Kolben seines MG und stieß zwischen zusammengepressten Zähnen ein irres Lachen hervor. In der Ferne schwoll ein Geschrei aus tausenden von Kehlen an wie der Wind vor einem Gewitter.

»Alles auf die Plätze!«, schrie der Stabsfeldwebel, dessen Blicke gebannt an der sowjetischen Flutwelle hingen, die unaufhaltsam aus der Ferne heranrollte.

Wie die Roboter nahmen wir alle unsere Waffen auf und stützten uns mit den Ellenbogen auf den Wall. Halls zitterte wie Espenlaub, und sein zweiter Mann am MG, der kleine Lindberg, war nicht imstande den 7,9er-Gurt richtig einzulegen.

»Komm näher ran«, schrie Halls seinen Gehilfen an. »Komm näher ran, oder ich bring dich um.«

Lindbergs ganzes Gesicht bebte, als würde er gleich losheulen. Der Alte schrie nicht mehr. Er hatte die Waffe gegen die Schulter gestemmt, den Finger am Abzug und die Zähne zusammengebissen, dass es knirschte.

Das Gebrüll schwoll von Minute zu Minute weiter an. Es klang wie ein langgezogener, in seiner Vielstimmigkeit ohrenbetäubender Schrei.

Wir waren wie gelähmt angesichts der Bedrohung und konnten das Ausmaß der Gefahr nicht sofort begreifen. Unsere Angst war zu groß. Ähnlich wie das Kaninchen vor der Schlange warteten wir starr, was passieren würde. Doch einer gab das Notsignal – und das war natürlich Lindberg.

Er fing an zu weinen und zu schreien, verließ seinen Posten und verkroch sich unten im Graben.

»Sie bringen uns um! Sie bringen uns um! Sie bringen uns um! …«

»Steh auf!«, schrie der Stabsfeldwebel. »Auf deinen Posten oder ich knall dich auf der Stelle ab.«

Er hob ihn buchstäblich auf und versuchte ihn hochzuziehen, aber Lindberg hatte sich in ein weinendes Häufchen Elend verwandelt.

»Du Schwein!«, rief Halls. »Verreck doch! Ich werde mich allein durchschlagen.«

Jetzt drang das Gebrüll der Russen klar erkennbar zu uns. Ein gewaltiges »Hurreh!« brauste unaufhörlich heran. »Oh Mama!«, sagte ich in Gedanken leise. »Mama!«

»Hurreh! Hurreh!«, knirschte der Alte. »Kommt näher, ihr Schweine, kommt noch ein bisschen näher!«

Die Welle war noch etwa vierhundert Meter entfernt, als ein lauter werdendes Brummen zu hören war. Oben am bereits taghellen Himmel konnte man mit Mühe die Silhouetten von drei Flugzeugen erkennen.

»Dort oben sind Flugzeuge«, tat der Sudetendeutsche kund, obwohl wir sie alle bereits gesehen hatten.

Einen Moment lang ließen unsere Blicke von der heranrollende russischen Flutwelle ab. Die Motoren der Maschinen heulten auf, als die Flugzeuge mit höchster Geschwindigkeit herunterstießen.

»Messerschmitt!«, grölte der Stabsfeldwebel. »Es sind Messerschmitt! Oh, diese tollen Burschen!«

»Hurra! Hurra!«, stimmte die Gruppe ein. »Es lebe die Luftwaffe!«

Die drei Jagdflugzeuge stürzten sich mit großer Wirkung auf die lange Kette der russische Offensive und säten Tod und Verderben. Das wirkte wie ein Signal. Aus dem Unterholz eröffneten die Granatwerfer das Feuer, nachdem sie die Rohrwinkel entsprechend eingestellt hatten. Ringsum ratterte tödliches Metall aus den Läufen der MG, die das Bombardement überlebt hatten.

Die Jäger stießen erneut herab und flößten uns einen fiebrigen Tatendrang ein. Die Patronen des MG liefen mit atemberaubender Geschwindigkeit durch meine Hände. Kaum war ein Gurt aufgebraucht, wurde der nächste eingelegt. Auch einige Artilleriegeschütze der Wehrmacht hatten das Feuer eröffnet und rissen verheerende Schneisen in die Reihen der Russen, die heranstürmten wie zu Napoleons Zeiten.

Trotz allem kam die Flut immer näher und ließ uns bis unter die schmutzigen Haarspitzen erbeben, welche nur deshalb nicht zu Berge standen, weil sie das Gewicht des Helms daran hinderte. Doch der Gedanke an den Tod konnte uns nicht mehr wirklich schrecken, und ich hielt den Blick starr auf das qualmende Metall des MGs, das der Alte ohne Unterbrechung bediente. Im Stakkato schossen die Patronen heraus, ein abgehackter Walzer, zum Takt eines apokalyptischen Gebells.

»Macht die Granaten fertig!«, brüllte der Stabsfeldwebel, während er – auf seinen linken Arm gestützt – mit der Luger auf eine Distanz von siebenhundert Meter schoss.

»Sinnlos!«, schrie der Alte noch lauter. »Mit dem Bisschen Munition, das wir noch haben, können wir sie nicht aufhalten. Geben Sie den Befehl zum Rückzug, Herr Stabsfeldwebel, schnell, solange die Zeit noch reicht.«

Mit irrem Blick hingen wir den beiden Männern an den Lippen. Das »Hurreh!« rollte wütend auf uns zu. Der unzählbare Feind schoss während des Laufens, Kugeln zischten durch die Luft.

»Sie sind verrückt«, schrie der Stabsfeldwebel zurück. »Keiner darf von hier weg. Die Unseren werden kommen, schießt weiter, Himmelherrgott!«

Aber der Alte hatte sein MG bereits geschultert und den letzten Gurt aufgehoben.

»Das ist Wahnsinn, Stabsfeld, die Unseren werden zu spät kommen. Von mir aus verrecken Sie hier, wenn Sie wollen.«

»Halt, halt!«, schrie der Stabsfeldwebel.

Doch der Alte war aufgesprungen und robbte flach auf die Erde gepresst in Richtung des Gestrüpps, von wo er uns rief. Wie die Besessenen schnappten wir unsere Waffen.

»Weg hier!«, schrie der Sudetendeutsche.

Alle folgten ihm. Einen Moment ergriff eine Angst von uns Besitz, die uns fast den Verstand raubte. Mit flammenden Lungen erreichten wir die ersten zerfetzten Bäume, während uns die Kugeln der Russen um die Ohren zischten, die Gott sei Dank nur auf gut Glück schossen. Wir waren immer noch sieben Mann, was kaum zu glauben war. Der Stabsfeldwebel war uns gefolgt, brüllte aber nach wie vor herum.

»Feiglinge, verdammte, geht sofort zurück in Stellung! Die werden euch abknallen, ohne dass ihr versucht habt euch zu verteidigen.«

Aber die Gruppe floh weiter durch das zerfetzte Gestrüpp.

»Halt!«, schrie der Chef weiter. »Halt, ihr Hunde!«

Er hatte den Alten eingeholt, der hinter den Resten eines Baumes verschnaufte. Ich war an seiner Seite.

»Du Hund«, brüllte der Unteroffizier, »das wirst du zu verantworten haben.«

»Ich weiß«, sagte der Alte beinahe scherzhaft und schnaufte. »Sie werden mich erschießen lassen, aber mir ist das Erschießungskommando lieber als das Bajonett vom Iwan.«

Und schon rannten wir wieder los, einen zerklüfteten Hügel entlang, dessen Bewuchs niedergemäht worden war.

»Hoh!«, schrie der Alte, als russische Kugeln dumpf in die Erde des Hügels einschlugen.

»Schnell, Stabsfeld, schnell«, rief der Alte unserem Chef noch zu, dem es nicht gelang den Hang hochzukommen. »Wir werden sie aufhalten, wenn wir zurück bei den Infanteriestellungen sind, hören Sie, Stabsfeld.«

Kaum hatte der Alte seinen Satz beendet, als unser Unteroffizier sich plötzlich aufrichtete und einen kurzen Schrei ausstieß. Seine Arme fuchtelten grotesk in der Luft herum. Er rollte den Hügel herunter und blieb unten mit dem Gesicht zur Erde liegen.

»Dummer Stabsfeld«, meinte der Alte. »Ich habe ihm doch gesagt, er soll schnell machen.«

Ein weiteres Mal ihres Chefs beraubt floh die Gruppe 8 weiter durch das Dickicht. Wir taumelten bei jedem Schritt unter dem Gewicht unserer Ausrüstung.

»Lasst uns kurz anhalten«, stöhnte ich, »ich bekomme keine Luft mehr.«

Halls ließ sich fallen und kümmerte sich nur noch darum, wieder zu Atem zu kommen. Hinter uns ging das Geratter weiter. Von Zeit zu Zeit schlug östlich von uns ein deutsches Geschoss ein.

»Und damit wollen sie den Iwan aufhalten«, meckerte der Alte. »Herrgott, gibt es denn niemanden mehr, der ihnen sagt, um was es geht? Los, Jungens, auf, das ist kein Spaziergang.«

»Zum Glück warst du da«, sagte Halls zu dem Alten, »ohne dich wären wir alle jetzt schon tot.«

»In der Tat«, sagte unser Retter, »weiter, Beeilung.«

Und der Wettlauf ging weiter, trotz der Erschöpfung, die uns manchmal vergessen ließ, dass jeder einzelne Schritt wichtig war. Drei andere Landser stießen zu uns.

»Ihr habt uns ganz schön Schiss eingejagt«, sagten sie, »wir dachten, da kämen Bolschewiken.«

Wir stießen auf eine kleine Waldlichtung. Natürlich war es nicht wirklich eine Lichtung, aber die russischen Geschosse mussten hier gestern das Munitionslager einer Pak getroffen haben, von dem wir ein paar Überbleibsel in der Gegend verstreut fanden. Der Großteil war in die Luft gegangen, was das ausgedünnte Gestrüpp an dieser Stelle erklärte. An einem abgeknickten Baum hingen, vier Meter über dem Erdboden, die Fetzen eines menschlichen Körpers. Unversehens trafen wir schließlich auf eine geschlossene Kompanie von Feldgrauen in Angriffsstellung. Ein hochgewachsener Leutnant stürzte auf uns zu.

»Gruppenführer?«, fragte er, ohne eine Sekunde zu verlieren.

»Im Kampf gefallen«, antwortete der Alte und nahm mehr oder weniger Haltung an.

»Verdammt!«, meinte der Offizier. »Wo kommt ihr her? Zu welcher Kompanie gehört ihr?«

»Gruppe 8, 5. Kompanie, Abfangtrupp der Division Großdeutschland, Herr Leutnant.«

»Gruppe 21, 3. Kompanie«, ergänzten die drei Kerle, die zu uns gestoßen waren. »Wir sind die einzigen Überlebenden.«

Der Offizier sah uns an und fragte nicht weiter. Es wurden noch immer geschossen, und von Zeit zu Zeit drang das Gebrüll der Sibirier zu uns.

»Wo ist der Feind?«, erkundigte sich der Leutnant weiter.

»Überall vor Ihnen, Herr Leutnant, sie überschwemmen die Ebene, es sind Hunderttausende«, fuhr der Alte fort.

»Zieht euch weiter zurück, wir gehören nicht zur Großdeutschland. Ihr gliedert euch wieder ein, sobald ihr auf eines eurer Regimenter stoßt.«

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Wir tauchten wieder ins Dickicht ab, während der Offizier zu seiner Truppe zurückkehrte und Befehle brüllte.

Wir stießen noch auf eine Reihe weiterer Gruppen, die auf den Gnadenschuss zu warten schienen, und kamen schließlich zu dem Dörfchen, in dem wir kurze Zeit vorher in einem Keller einen Verteidigungsposten eingerichtet hatten. Da hier eine Einheit unserer Division stationiert war, mussten wir anhalten. Keine Spur jedoch von der 5. Kompanie. Wir wurden mit Fragen bestürmt, zuerst von den Offizieren, dann von der verängstigten Gruppe. Schließlich wurde unser kleiner Haufen für einen Moment zum Ausruhen in den Schatten einer Ruine geschickt, und wir bekamen etwas zu trinken.

Überall plagten sich Infanteristen damit ab, neue Verteidigungsgräben auszuheben, Abschirmungen zu errichten und die bereits eingerichteten Stellungen zu kontrollieren und zu tarnen. Gegen Mittag rückte die Schlacht erneut heran. Die russische Artillerie deckte uns wieder ein, sodass wir in den Keller rannten, den wir schon kannten. In ihm sprang und tanzte ein dicker Soldat – ein Veteran der Division Großdeutschland – herum, während die Explosionen Himmel und Erde erbeben ließen. Seine Kameraden sahen ihn unbeteiligt an.

»Er ist verrückt«, sagte Halls.

»So war er schon, als wir hier angekommen sind«, wandte sich ein Landser an uns. »Das ist unser Trottel, der verfluchte Oldner!«

Wir kümmerten uns bald nicht mehr um den dicken Elefanten, der gerade den französischen Cancan tanzte.

»Der macht mich wahnsinnig«, regte sich Halls auf.

Doch der Dicke fuchtelte trotz der missbilligenden Blicke weiter herum.

Am Nachmittag machten sich vier oder fünf Panzer auf, sich den Russen in den Weg zu stellen. Gruppen von Grenadieren folgten ihnen auf den Fuß. In der Ferne kam es zu einem Kampf, der eine gute Stunde lang wütete. Dann sahen wir die Grenadiere zurückkommen, zusammen mit einem Haufen Infanteristen. Das Wäldchen am Rande der Obstplantage leuchtete rot vom Feuer. Ringsumher schlugen verstreute Geschosse ein, nirgendwo konnte man sich in Sicherheit wähnen. Von überall her kreuzten keuchende Infanteristen auf, die verwundete Kameraden mit sich schleppten.

Wir begriffen, dass die Frontlinie uns bald wieder erreicht haben würde. Die Schlacht rückte beständig näher, mit ihren Explosionen, ihrem Rattern und ihrem Gebrüll. Damit einhergehend packte uns auch wieder die Panik, die wir ununterbrochen überwinden mussten. Die Gegenangriffe der Regimenter, denen wir begegnet waren, sowie die der Panzer, waren von der unaufhaltsamen russischen Flutwelle überrollt worden, der selbst die unglaublichsten Verluste nichts anzuhaben schienen.

Das Dorf war inzwischen zu einem strategischen Punkt geworden. Es war gespickt mit Maschinengewehr-Nestern, Granatwerfern und sogar mit einer Pak. Das erklärt wahrscheinlich die Hölle, durch die wir während der nächsten sechsunddreißig Stunden gingen.

Den MG des Alten und Halls' vorgelagert, welche wir in unseren Stellungen von Vorgestern neu eingerichtet hatten, waren in etwa sechzig Meter Entfernung vor uns, in zwei ausgehobenen Löchern, zwei weitere Spandaus verborgen. Rechts von uns war im Schutz der Ruinen ein massives Sturmgeschütz in Stel-

lung gegangen. Darum herum hatten sich zwischen den Überresten von vier oder fünf Lagerschuppen sowie im Schutz einiger Holzstapel und Zäune etwa fünfzig Männer mit Gewehren, Maschinenpistolen, Granatwerfern und anderen Waffen der Infanterie verteilt. Weiter zurück, hinter einigen Mäuerchen, wurden die fliehenden Infanteristen neu zusammengestellt und errichteten hastig weitere Schanzen. Links von uns, in einem Graben gleich neben dem einzigen Gebäude, das noch einigermaßen intakt war, hatte eine Einheit Granatwerfer Stellung bezogen.

Diese Einheit hatte in der fliehenden Infanterie Verstärkung gefunden, welche dazwischen Stellung bezog. Links hinter uns, auf Höhe des Weges, der durch das Dorf führte, schwenkte eine 50er Pak im Schutz eines richtigen Erdbunkers drohend ihr Rohr in Richtung der Obstplantage. Noch weiter hinten parkte etwas unterhalb, neben der Zugmaschine für das Geschütz, ein Funkwagen. Wir hatten ihn gleich bei der Ankunft entdeckt, bevor man uns die Erlaubnis erteilt hatte, uns ein wenig auszuruhen.

Ununterbrochen wurden Befehle in unseren Keller gerufen. Offiziere teilten alle Flüchtenden neu ein, stellten Notfalltrupps zusammen und stockten die Verteidigung außerhalb des Dorfes auf, wo sich ohne Zweifel ein Kommandoposten unter der Führung eines höheren Offiziers befinden musste.

Von Zeit zu Zeit wurde eine Gruppe von einem verirrten Geschoss gezwungen sich auf den Boden zu werfen. Verglichen mit dem, was wir am Vortag erlebt hatten, bereitete das jedoch weiter keine Sorgen. Nur in der Ferne, am Rande der Obstplantage, sprich in einer Entfernung von etwa einem Kilometer, dauerte der heftige Zusammenstoß unserer Nachhut mit den vorderen russischen Truppen an.

Der Alte lauschte der Hektik, die oben herrschte, und tat seine Zufriedenheit kund.

»Donnerwetter«, sagte er immer wieder, »die bauen die Siegfriedlinie wieder auf da oben. Also werden wir hier die Ruskis zum Stehen bringen! Und du, Mann Gottes«, fuhr er an einen katholischen Feldgeistlichen gewandt fort, »bitte doch deinen guten Gott ein bisschen darum, dass er unsere nicht vorhandene Artillerie mit seinem himmlischen Donner ersetzt.«

Alles brüllte vor Lachen, sogar der Pfaffe, der sich seiner Sache nicht mehr so sicher war, seitdem auch er gesehen hatte, wie die Kinder Gottes einander verbissen und ohne die geringsten Skrupel abschlachteten. Ein Feldwebel tauchte in unserem Unterschlupf auf.

»Was haben hier drin fünfundzwanzig Leute zu suchen?«

»Abfangtrupp 8, 5. Kompanie, Feldwebel«, schleuderte ihm der Alte entgegen und zeigte auf uns sechs. »Die anderen sind Gäste für die gleich beginnende Landpartie.«

»Ist gut«, meinte der Feldwebel, »Alle anderen raus hier, es gibt Lücken zu füllen draußen.«

»Lassen Sie uns bitte wenigstens zwei oder drei Kerle da, die unsere Jungs ersetzen können, wenn der Iwan einem von ihnen was zwischen die Augen setzt, Feldwebel. Die Festung muss halten!«

»Stimmt«, sagte der Feldwebel.

Noch bevor er jemanden bestimmen konnte, bot sich der dicke Elefant von vorhin an.

»Ich war Maschinengewehrschütze vor Moskau, Herr Feldwebel, man hatte sich über meine Dienste nicht zu beklagen.«

»Ist gut, bleib da, zusammen mit dem da. Die anderen kommen mit mir!«

Der Elefant, den wir ›Franz-Cancan‹ getauft hatten, sowie ein magerer, düsterer Bursche blieben bei uns.

»Ich bitte um Verzeihung«, meinte Franz-Cancan und wandte sich an uns, »ich bitte um Verzeihung, wenn ich eure Unterkunft mit meiner ausladenden Persönlichkeit fülle. Aber ihr müsst zugeben, dass ich zuviel Erde hätte ausheben müssen, um für mich ein Loch zu schaufeln.«

Dann ließ er sich über tausend weitere Dinge aus. Von Zeit zu Zeit zwang ihn eine Explosion, seine kleinen Schweinsäuglein zuzukneifen, aber kaum war die Gefahr vorüber, fuhr er voller Elan fort.

»Um die Grube, in der ich dich begraben werde, brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, meinte der Alte ohne zu lachen. »Ein paar Steine auf deinen dicken Bierbauch, und die Sache ist erledigt.«

»Ich trinke nur sehr selten Bier«, erwiderte Franz-Cancan, aber Halls unterbrach ihn.

»Da drüben knallt's, schaut mal, da kommen zwei unserer Panzer zurück!«

»Teufel noch mal«, fluchte der Alte, »was redest du? Unsere Panzer! Zwei T-34! … Hoffentlich haben die Jungs von der Pak sie gesehen!«

Erstarrt wandten wir die Köpfe den beiden Ungetümen zu, die mit dreißig oder vierzig Stundenkilometern auf das verschanzte Dörfchen zurollten.

»Heilige Mutter Maria«, knirschte Halls, »mit diesen Knarren werden wir nicht mit ihnen fertig werden.«

Und er schüttelte sein schweres MG. Wir hörten das trockene Knallen des Sturmgeschützes. Man sah, wie entlang des Wegs, den die Panzer heraufkamen, kleine Erdklumpen hochwirbelten. Auch auf den Stahlplatten der T-34 sah man frische Einschläge, die ihnen aber weiter nichts anzuhaben schienen. Vor allem jedoch sahen wir, wie die langen Rohre ihrer Kanonen aufblitzten und sich ähnlich wie Elefantenrüssel langsam hin und her bewegten. Eine Detonation ließ uns in unserem Observatorium den Kopf einziehen, und ein weiteres russisches Geschoss zischte dicht über die Ruinen hinweg, bevor es in der Ferne verschwand. Die Panzer waren langsamer geworden, der zweite schaltete nun den Rückwärtsgang ein. Das Sturmgeschütz deckte die beiden Ungetüme, die mit laut aufheulenden Motoren langsam und ruckelnd den Rückzug antraten, immer noch mit Granaten ein. Das nächste russische Geschoss schlug links von uns ins Mauerwerk ein und ließ den Keller erzittern.

Es gab noch weitere Explosionen, aber wir wagten nicht mehr, die Köpfe durch die Schießscharten hinauszustrecken. Ein »Hurra!« war von draußen zu hören und gab uns neuen Mut. Der erste Panzer hatte durch unsere Pak eine Raupenkette verloren und rollte im Zickzack auf nur einer Kette zurück. Er rammte den

zweiten, welcher sich drehte und seine Breitseite dem Sturmgeschütz darbot. Bald stieg von der rechten Seite des zweiten Panzers dicker Qualm auf. Die beiden lädierten T-34 machten nun kehrt und entfernten sich. Der von dem zweiten aufsteigende schwarze Rauch ließ darauf schließen, dass er nicht mehr weit kommen würde. Immer lauter erschallte das Hurrageschrei der Landser.

»Na, Jungs, wisst ihr jetzt, wie man den Iwan in die Flucht schlägt?«, rief der Alte.

Ein verkrampftes Lächeln zog über unsere schmutzigen Gesichter.

»Du lachst ja gar nicht«, meinte Halls zu dem düsteren, mageren Burschen, der mit Franz-Cancan im Keller geblieben war.

»Ich bin krank«, antwortete dieser.

»Dünnschiss hast du«, sagte der Sudetendeutsche. »Nimms nicht so schwer, haben wir auch.«

»Ja, aber ziemlich seltsamen Dünnschiss; jedesmal wenn ich mich in einer Ecke hinhocke, läuft mir Blut aus dem Arsch.«

»Lass dich ins Lazarett bringen«, riet der Alte.

»Das hab ich schon versucht«, murmelte der Kerl, der wahrscheinlich eine Ruhr mit sich herumschleppte, »aber der Major hat mich nicht für krank befunden. Es ist nichts zu sehen, versteht ihr.«

»Stimmt, es wäre leichter, wenn du einen Arm weniger hättest oder ein Loch im Pansen: Das ist spektakulärer.«

»Versuch zu pennen«, schlug der Alte vor, »im Moment wirst du nicht gebraucht.«

Man hatte Töpfe mit Suppe bis in das Dorf geschafft, und wer sein Loch zu verlassen wagte, bekam seinen Napf voll bis zum Rand. Die Tatsache, dass die Versorgung bis zu uns kam, gab uns neue Zuversicht. Wir hatten den Eindruck, mit den hinteren Linien in Verbindung zu stehen. Doch mit dem Einbruch der Nacht kam der Schrecken zurück.

In der Ferne wurde die Schlacht mit gesteigerter Gewalt wieder aufgenommen. Es dauerte nicht lange, da sahen wir Reste der deutschen Angriffstruppen, die sich vor der russischen Horde auf unsere Linien zurückzogen. Die Russen folgten den letzten Landsern auf dem Fuß, die noch vor Erreichen der Verteidigungslinie des Dorfes fielen.

Zwischen den zerschmetterten Obstbäumen tauchten jetzt die Gestalten unzähliger brüllender Russen auf. Sie rannten, warfen sich zur Erde und standen wieder auf, dabei immerzu schreiend. Das Rattern und Knallen unserer Waffen übertönte ihr Hurrageschrei, und ein fürchterliches Massaker nahm seinen Lauf.

In unserem Keller konnte man vom Rauch der beiden Spandaus kaum mehr atmen. Unter dem Knallen der Pak, die schon glühen musste, zerbröselte die Decke unseres Unterstands und regnete auf unsere Stahlhelme herab.

»Lass uns abwechselnd schießen«, schrie der Alte Halls durch das Getöse zu, »sonst schmelzen uns die Läufe.«

Lindberg, der so grün war wie seine Uniform, stopfte sich Erde in die Ohren, um nichts mehr hören zu müssen. Durch meine schmerzenden Hände glitten die Patronen des fünften Gurts und verschwanden in der glühenden Waffe, die der Alte weiterhin bellen ließ.

Eines der MG-Löcher vor uns war von einem Granatwerfer zerstört worden. Aus dem zweiten kamen immer noch Schüsse, die hinter den besessenen Sowjets herjagten, welche von überall her zusammenströmten. Trotz ihrer verzweifelten Anstrengungen starb Welle um Welle der brüllenden roten Flut im Feuer der Granatwerfer und Spandaus. Ich weiß nicht, wie es außerhalb unseres Sichtfeldes war, aber vor uns krepierten sie in schwindelerregenden Zahlen.

Zwei- oder dreimal pfiff etwas durch die Scharten, aber wie durch ein Wunder war bisher niemand getroffen worden.

Plötzlich drang ein dumpfes Grollen an unsere Ohren, und die zwei- bis dreitausend Feldgrauen zogen die Köpfe noch ein Stück weiter ein. Vor uns, inmitten der toten und lebenden Russen, schossen unzählige Blitze hoch. Einen Moment lang waren wir vor Schreck erstarrt.

»Das ist unsere Artillerie«, schrie jemand. »Ja, das ist unsere Artillerie!«

»Du liebe Güte«, riefen Halls und der Alte aus. »Damit haben wir nicht mehr gerechnet. Jetzt aber ran Jungs, die werden nicht durchkommen!«

Tatsächlich hatte sich die Artillerie der Wehrmacht endlich umgruppiert und ließ auf die Angreifer eine Sintflut aus Eisen und Feuer herabregnen.

»Oh! Das ist gut!«, lachte der dicke Cancan. »Schaut euch das doch mal an, es knallt da, wo es soll. Bravo!« Er lobte den Namen eines befreundeten Artilleristen.

Vor uns tobte der Sturm und wirbelte die Erde auf. »Sieg Heil!«, grölte Lindberg in einem epileptischen Anfall.

Dieser Lawine konnten die Russen offensichtlich genausowenig standhalten, wie unsere Truppen am Vortag dem Orkan, den sie über unsere Angriffswellen haben hinweggehen lassen.

Die deutsche Artillerie folgte in der Reichweite den kopflos davonrennenden Russen in das bewaldete Gebiet. Das »Hurreh!« der Bolschewiken war verstummt, doch das Geröchel von Tausenden ihrer Sterbenden erfüllte die Luft mit schauerlichem Klagen.

Die Verteidiger der Siedlung glaubten sich nun gerettet.

»Holt was zu trinken«, grölte der Alte. »Das muss gefeiert werden! Während des ganzen Feldzugs hab ich kein solches Massaker erlebt. Wir werden eine Weile Ruhe haben, das kann ich euch versprechen, Jungs. Du da, hol was zu saufen, statt hier herumzuwinseln«, fuhr er fort und zog Lindberg aus seiner Ecke.

Lindberg war verrückt geworden. Es war offensichtlich, denn eben noch lachte er, dann heulte er wieder.

»Geh raus«, rief Halls, der sauer auf ihn war. »Lauf und such was zu trinken.« Und er verpasste ihm einen Tritt in den Hintern.

Der Knirps stand auf und verbarg den Kopf in den Händen.

»Wo soll ich denn hier was zu trinken finden?«, fragte er verängstigt.

»Ist uns scheißegal! Schau zu den Funkern, die Kerle haben immer ein paar Flaschen versteckt. Schlag dich durch, aber komm nicht mit leeren Händen zurück.«

Draußen schrien andere Landser ihre Genugtuung darüber hinaus, so viele Iwans niedergestreckt zu haben. In unserem Keller stieg die Stimmung, Cancan fing wieder an zu tanzen, und wir taten es ihm nach.

»Ich habe schon gar nicht mehr daran geglaubt, dass wir sie aufhalten würden. Zum Glück hat uns die rückwärtige Artillerie nicht im Stich gelassen.«

»Ja, zum Glück!«, lachte der Grenadier, der seit drei Tagen bei uns war.

Aus unseren roten, schmerzenden Augen liefen Freudentränen über unsere dreckgeschwärzten Visagen. Der Alte sang und verlangte immer noch etwas zu trinken. Wir hatten Vertrauen zu ihm, er hatte uns erst am Morgen gerettet. Wenn sich der Alte freute, dann konnten wir das auch tun. Er kannte die Operationsweise der Russen, er hatte schon einige Kämpfe hinter sich. Wir würden eine ganze Weile Ruhe haben, verkündete er – doch diesmal irrte er sich. Die Zeiten hatten sich geändert. Die russischen Einheiten waren überproportional gewachsen. Das waren nicht mehr die wehrlosen Divisionen, die die Wehrmacht von Polen aus hunderte Kilometer vor sich hergetrieben hatte. Die Zeiten hatten sich geändert, und der Alte irrte sich. Jenseits des Kellers, jenseits des Dorfes und der jubelnden deutschen Schützengräben, jenseits der tausenden russischen Leichen und jenseits des brennenden Waldes setzten sich die sowjetischen Massen schon wieder in Bewegung, unsere und ihre eigenen Toten niedertrampelnd, unterstützt von Hunderten, dicht an dicht stehenden Kanonen, stärker denn je. Ihr »Hurreh!« übertönte schon bald unser Lachen.

In dem halb eingestürzten Keller gab es jetzt nur noch fünf verängstigte Augenpaare, die auf das Dämmerlicht der Obstplantage starrten, wo tausende Mündungsfeuer aufblitzten. Dreimal war die sowjetische Infanterie zum Angriff auf die deutschen Stellungen übergegangen, und dreimal hintereinander hatten die Landser sie mit unerhörtem Kraftaufwand aufgehalten. Zwischen den Angriffen hatten die russischen Kanonen unsere Stellungen und die unserer Artillerie umgepflügt, welche im Rahmen des Möglichen tapfer ihre letzten Granaten auf die Angreifenden verschossen. Seit vier oder fünf Stunden war unser Lachen bereits verstummt. Stalinorgeln hatten unsere Stellungen eingedeckt und dabei einem Großteil der Verteidiger den Garaus gemacht. Der Rest war von der Artillerie und den Bombenwerfern getötet oder in den Wahnsinn getrieben worden. Jene, die wie wir das Glück hatten einen stabilen Unterstand zu haben, verfeuerten weiter, was an Munition übrig war. Unsere Decke hatte schließlich nachgegeben und das Loch im Dach bildete einen Lüftungsschacht, durch den der dichte Qualm abziehen konnte. Der große, magere Kerl mit der Ruhr hatte Halls eine Weile an der Spandau abgelöst. Eine Kugel oder ein Splitter hatte ihn direkt unter dem Rand seines Helms getroffen, und er lag nun ruhig neben drei anderen sterbenden Schützen, die in unseren Unterstand gebracht worden waren, um ihr Leben aushauchen zu können. Dann hatte das Maschinengewehr von Halls blockiert, und nur der Alte, unterstützt von Cancan, dem Sudetendeutschen und mir, feuerte steif vor Müdigkeit weiter auf alles, was sich vor ihm zu bewegen schien.

Entsetzliche Verzweiflung packte uns, als die russischen Raketen eine weiße Feuerwand vor und über die Gräben der Granatwerfer legten. Das Sturmgeschütz war zerstört worden und die Panzerabwehrleute waren bestimmt schon längst tot. Unsere schwereren Waffen waren vernichtet worden; nur einige Spandaus, unterstützt von leichten Feldgeschützen, verweigerten der brüllenden Meute noch immer den Zugang zu dem Weiler. Jeden Augenblick konnten wir überrollt

oder eingeschlossen werden. Links von uns eröffnete die Infanterie ein letztes Gefecht und stieß dabei tierische Schreie aus.

»Wir werden sterben müssen«, sagte der Alte. »Dumm gelaufen für uns, aber ich sehe keinen anderen Ausweg.«

Durch die Blitze hindurch konnten wir vor uns immer wieder die todesmutige Maschinengewehrstellung erkennen, die immer noch standhielt.

Die Russen griffen schier unermüdlich weiter an, und mit dem ersten Licht des neuen Tages erschienen die Panzer. Ihr Feuer läutete die Todesglocke für alles, was noch mehr als einen Meter über den Boden ragte. Eine Granate fegte alles hinweg, was uns noch Schutz geboten hatte, und wirbelte uns in dem Keller durcheinander. Unsere Hilferufe vermengten sich mit denjenigen der MG-Stellung vor uns sowie mit den nach Rache dürstenden Schreien der russischen Panzerbesatzung, die das Schützenloch einebneten und die zwei mutigen Kameraden in der gottverdammten Erde begruben.

Halls war einen Moment lang gebannt von dem Spektakel. Er stand als einziger noch aufrecht und konnte etwas sehen. Die Ketten walzten ausgiebig über das Loch, erzählte er später, und die russischen Panzerfahrer schrien »kaputt Soldat Germanski«. Es gelang uns die Stellung zu verlassen, zehn Minuten bevor sie von den Russen besetzt wurde. An Laufen war nicht mehr zu denken, unsere Kräfte hatten uns endgültig verlassen. Wir schleppten uns, weiß der Himmel wie, durch das Chaos, die Toten und die Einschläge. In unseren Ohren dröhnten nur noch die endlosen Detonationen, und es schien, als würde es nie wieder still werden können. Halls ging hinter mir, mit blutverschmierter Hand; aber das Blut kam aus seinem Hals. Lindberg taumelte vor mir her und hielt endlich den Mund. Der Alte war weit hinter uns und schimpfte wie ein Besessener auf die Artillerie, die Russen und den Krieg. Der Elefant marschierte direkt neben mir und quatschte unaufhörlich das gleiche unverständliche Zeug. Dann hob ein gewaltiges Geschrei an, in allen Richtungen flammte der Himmel auf, und wir versuchten einen Gang zuzulegen.

»Sajer, wir sind verloren«, schrie Halls, »die kriegen uns!«

Ich fing an zu zittern und zu schreien, mein Kopf pochte vor Schmerz. Wieder gab es eine Reihe von Schüssen und Explosionen. Wir stolperten und fielen mehr als dass wir in Deckung gingen. Dann marschierten wir weiter wie die Untoten. Cancan schrie auf. Ich richtete meinen ausgebrannten Blick auf ihn wie in einem Traum. Völlig ausdruckslos beobachtete ich ihn weiter, während ich mühsam einen Fuß vor den anderen setzte.

»Lass mich nicht im Stich«, rief Cancan mit seinem dicken Gesicht flehend.

Er presste seine Hände auf den Bauch und hielt etwas Widerliches fest, wie man es sonst nur auf dem Boden eines Schlachthauses finden würde. Einen Augenblick erwachte ich aus meiner Benommenheit und blickte zu Oldner.

»Wie kannst du denn damit noch stehen?«, fragte ich halb im Delirium.

Plötzlich stieß Cancan einen langen Schrei aus und sackte in sich zusammen.

»Komm«, rief der Sudetendeutsche wie betrunken. »Wir können ihm nicht mehr helfen.«

Wie die Schlafwandler setzten wir unseren Marsch fort. Von hinten drangen Motorengeräusche zu uns, und wir versuchten zu erkennen, welche neue Gefahr sich hier nähern mochte. Ein dunkler Umriss rumpelte mit abgeblendeten Scheinwerfern rasch auf uns zu.

Mit unserem letzten Rest Willensstärke versuchten wir uns zu verteilen. Die ringsum krachenden Explosionen ließen das Fahrzeug aufleuchten, das jetzt bereits neben uns war.

»Steigt auf, Kameraden!«, rief uns eine freundliche Seele zu.

Wir taumelten näher. Drei Burschen aus dem Dorf war es gelungen, den Wagen des Sturmgeschützes wieder in Gang zu setzen, mit dem sie nun flohen. Wir schafften es uns auf die kleine Fläche zu hieven, auf der das zerstörte Geschütz angebracht war. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und fuhr seine vor Müdigkeit stumpfsinnigen Passagiere über das tief zerfurchte Land. Bald hatten wir die Stellungen der Artillerie erreicht. Verängstigte Soldaten standen ohne Munition neben ihren Geschützen und winkten uns vorbei.

»Verschwindet!«, schrie unser Fahrer. »Der Iwan ist gleich da.«

Eine Zugmaschine der Artillerie brannte lichterloh. Vielleicht wurde unser Fahrer von diesem Schein geblendet, jedenfalls stürzte der Wagen vornüber in einen tiefen Krater. Alle wurden herausgeschleudert. Ich hatte das Gefühl durch die Windschutzscheibe zu fliegen. Als ich zusammengekauert neben einem Vorderrad des Wagens wieder zu mir kam, durchfuhr ein heftiger Schmerz meine Schulter, die sowieso schon in schlechtem Zustand war.

»Verdammte Scheiße«, fauchte jemand. »In was hast du uns da reingeritten?«

»Halt's Maul!«, wehrte sich unser Fahrer. »Ich glaub mein Knie ist im Eimer.«

Ich stand auf und hielt mir die Schulter; mein linker Arm fühlte sich an wie gelähmt.

»Du hast die Fresse voller Blut«, sagte der Sudetendeutsche, der mich musterte.

»Mir tut nur die Schulter weh.«

Oben auf dem Erdhaufen hingestreckt sah ich Halls' massigen Körper liegen. Mein armer Kamerad, zuvor schon verwundet, ist weit weggeschleudert worden und bewusstlos liegengeblieben.

»Halls, Halls!«, schrie ich und schüttelte ihn.

Der Hüne legte eine Hand an sein Genick. Gott sei Dank, Halls war nicht tot.

Irgendeiner versuchte unser Taxi aus dem Loch herauszufahren, in dem es steckengeblieben war. Die Räder drehten sich im Erdreich, aber der vermaledeite Wagen rührte sich nicht vom Fleck. Verzweifelt liefen wir zurück zu einer Artilleriestellung, die gerade dabei war ihre Zelte abzubrechen. Die Jungs nahmen uns zusätzlich zu ihrem ganzen Material an Bord, und wir brachen endlich auf in ruhigeres Gebiet.

Der Horizont in der Ferne war rot.

»Kommt ihr aus diesem Kohlenofen?«, fragte ein Kanonier. Er wandte sich an den Alten. Dieser antwortete nicht. Er war in einen narkoseähnlichen Schlaf gesunken. Trotz des wilden Geholpers auf dem massiven Fahrzeug schlummerte unsere Gruppe vor sich hin. Nur Halls und ich blieben halbwegs wach. Meine

verrenkte Schulter bereitete mir wahnsinnige Schmerzen und ich konnte mich nicht rühren. Jemand beugte sich über mich, mein Gesicht war blutüberströmt. Das Glas der Windschutzscheibe hatte mir eine Menge Schnitte verursacht und mein rotes Gesicht sah aus, als würde das Blut einer tiefen Wunde entströmen.

»Er wird abkratzen, der hier«, sagte der Bursche, der mich betrachtet hatte.

»Nein!«, antwortete ich mit einem Schnaufer.

Später half man uns, vom Wagen herunterzusteigen. Jede Bewegung hallte in meiner linken Schulter nach, und aufgrund der Müdigkeit wurde mir vom Schmerz speiübel. Ich begann mir die Seele aus dem Leib zu kotzen. Zwei Landser halfen mir bis vor ein Gebäude, vor dem zahllose Verwundete ausgebreitet lagen. Halls, dessen Nacken ganz rot war, kam mit mir, ebenso der Fahrer des Geländewagens, der auf einem Bein hüpfte.

»Was ist los, alter Junge?«, fragte Halls, der sah, wie ich kotzte. »Du wirst mir doch nicht krepieren, Sajer!«

Seine Worte drangen von ganz fern durch ein Summen hindurch zu mir.

»Ich will zurück nach Hause«, murmelte ich zwischen zwei Schüben.

»Ich auch, und nichts lieber als das«, sagte Halls. Und er legte sich auf den Rücken und schlief ein.

Als der Tag anbrach, wurden wir vom Sanitätsdienst geweckt, der die Toten und die Lebenden sortierte. Ein Mensch mit kühlen Fingern hob mein Lid und betrachtete mein Auge.

»Was ist los, mein Junge«, fragte er, »wo hast du Schmerzen?«

»In der Schulter, ich kann mich nicht mehr rühren.«

Der Sanitäter nestelte meine Feldbluse auf, sodass ich losschrie.

»Keine sichtbare Verletzung, Herr Major«, teilte er einem großen Kerl mit Schirmmütze mit.

»Was hat er am Kopf?«

»Ich kann nichts sehen«, fuhr der erste fort. »Er hat das ganze Gesicht voller Blut, das ist alles. Und ein Problem mit der Schulter …«

Der Bursche bewegte meinen linken Arm, und ich stieß einen Schrei aus. Der Major machte nur ein Zeichen mit dem Kopf, und der Sanitäter befestigte ein Stück weißen Kartons auf meiner Brust. Das Gleiche tat er mit Halls und mit dem Fahrer. Allerdings wurde der Fahrer mit vielen anderen in einen Krankenwagen verladen. Halls und ich blieben liegen. Gegen Mittag kümmerten sich zwei andere Burschen um die, die auf dem Gehweg pennten.

Sie versuchten, mich aufzustellen.

»Es geht schon, Jungs! Laufen kann ich, aber die Schulter tut weh.«

Diejenigen, die auf den Beinen bleiben konnten, bildeten eine Reihe, und wir wurden zur Kantine geführt.

»Ausziehen!«, befahl der Feldwebel.

Ich hatte unglaubliche Schwierigkeiten mich auszuziehen. Zwei Kameraden halfen mir, und meine kaputte, angeschwollene Schulter wurde freigelegt. Jeder von uns bekam eine Spritze in den Schenkel. Dann wuschen die Sanitäter die

Wunden mit Ether und klebten großzügig Pflaster auf. Neben der Tür wurde ein Mann genäht, der einen mächtigen Schnitt im Rücken hatte und unter dem chirurgischen Eingriff brüllte. Nun kümmerten sich zwei Kerle mit Brillen um mich und hängten sich wie zwei Bären an meine empfindsame Schulter. Ich konnte schreien und sie beschimpfen wie ich wollte, sie schenkten meinem Gebrüll nicht die geringste Aufmerksamkeit. Mit einem Knacken, das mir bis in die Zehenspitzen stach, renkten sie die ausgedrehte Extremität wieder ein und gingen zum nächsten Fall über.

Draußen fand ich Halls wieder. Man hatte ihm ein dickes Pflaster und ein Bündel Stoff links auf den Hals geklebt. Mein Freund hatte drei Zentimeter unterhalb seiner ersten Verletzung, welche er sich in Charkow zugezogen hatte, einen gewaltigen Eisensplitter abbekommen.

»Das nächste Mal werd ich dran glauben müssen«, sagte Halls.

Etwas weiter fanden wir den Alten, den Sudetendeutschen, Lindberg und den Grenadier wieder, die auf einem Hügel im Gras lagen und schnarchten wie die Bären. Wir legten uns zu ihnen und taten dasselbe.

So endete für uns die Schlacht von Bjelgorod. Gemessen an unserem Ausgangspunkt waren wir zurückgefallen. Die deutsche Offensive hatte das Gebiet, das sie in etwa zehn Tagen so mühsam erobert hatte, wieder verloren – und hatte noch weiteren Boden eingebüßt. Ein Drittel der eingesetzten Streitkräfte war in der Hölle verschwunden. Unter ihnen viele ›junge Löwen‹, die sogenannten ›Hitlerjungen‹.

Was war wohl mit dem schönen jungen Kerl mit dem Madonnengesicht geschehen, was mit seinem Freund mit den hellen, treuen Augen, was mit dem Studenten, der so gut reden konnte? Sie lagen wahrscheinlich alle auf der gemarterten russischen Erde, genau wie der melancholische Harmonikaspieler, der in seinem Lied davon sang, dass er sein »grünes, friedliches Tal« wiedersehen wollte, und sei es nur um dort zu sterben.

Für den in Russland gefallenen Landser gibt es kein Begräbnis, sagte der Alte. Eines Tages wird ein Muschik unsere Überreste auf seinem Acker im Mist verscharren und dann darüber Sonnenblumen säen.

Dritter Teil. Der Rückzug

Herbst 1943

Siebtes Kapitel. Die neue Front

Im September fiel Charkow endgültig den Sowjets in die Hände. Die ganze südliche und die mittlere Front gerieten ernsthaft ins Wanken und wurden an verschiedenen Stellen durchbrochen. Durch diese Breschen stießen die feindlichen Panzer vor und zerstörten das gesamte Verteidigungssystem. Ein großer, umfassender Rückzug begann, während dem die Roten häufig ganze Divisionen einschlossen. Unsere neu ausgerüstete und motorisierte Einheit sollte hinter den Linien die Durchbrüche kontrollieren und aufhalten. Wenn man den Wehrmachtsberichten glauben wollte, vollbrachte die Division hier oft wahre Wunder. Wo immer sie erschien, würden die Soldaten in den Gräben neue Hoffnung schöpfen und den Feind mit unserer Hilfe zurückschlagen. So klang es jedenfalls, aber selbstverständlich sprach niemand von unseren Schwierigkeiten, vom Eingeschlossensein, von der Hoffnungslosigkeit der Soldaten, die ihre Ausrüstung beim Rückzug in einem Meer von Schlamm zurücklassen mussten. Man sprach auch nicht davon, dass die Division immer wieder aufgestockt werden musste, um die vernichteten Regimenter zu ersetzen. Man sprach weder vom in die Luft geflogenen Hauptmann Wesreidau, noch von dem Adjutanten und seiner Gruppe, die in Gefangenschaft geriet und zu spät befreit wurde, nicht von der abgrundtiefen Verzweiflung, die sich der großen Kinder bemächtigte, die wir waren, als wir einen zweiten Kriegswinter auf uns zu kommen sahen, nicht von der Menschenbrücke über den Dnjepr, von den zurückgelassenen, erfrorenen Regimentern, von der verbrannten Erde, von der Woche des Grauens in Tschernigow, von unseren aufgeplatzten Händen und der verhängnisvollen Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod. Seitdem haben einige Generäle Berichte über all diese Ereignisse geschrieben. Sie haben die Katastrophen eingeordnet, haben einen Satz oder zehn Zeilen über die Verluste aufgrund von Krankheit oder Erfrierungen geschrieben. Doch soweit ich weiß, hat keiner von ihnen angemessen das Elend der Soldaten zum Ausdruck gebracht, die oft einem Schicksal überlassen wurden, das man keinem räudigen Köter zumuten würde. Nirgends erinnerten sie an die vielen tausend Stunden der Ausweglosigkeit, nie an den Einzelnen, verloren in der großen Herde, wo jeder mit den eigenen Qualen kämpfte und keiner sich um die Verzweiflung der anderen kümmern konnte. Nie wurde von dieser Herde einfacher Soldaten gesprochen, die mal mit Lorbeeren behängt, mal besiegt und geschlagen wurden, die beladen waren mit den Anweisungen der Kommandeure, bedrängt von der anderen Herde bissiger Gegner, von der sie mit Hass überschüttet und mit Tod und Vernichtung überzogen wurden. Nie wurde von der Desillusionierung gesprochen, wenn man später erkannte, dass man gar nicht für die Freiheit gekämpft hatte, weil es keine Freiheit zu holen gab. Im Grunde gab es nur das physische Verbrechen des Krieges.

Hauptmann Wesreidau half uns wirklich oft, das Schlimmste zu ertragen. Er verstand sich sehr gut mit seiner Truppe. Er gehörte nicht zu den Offizieren,

die, eingenommen von ihrem Rang, den Soldaten als eine wertlose Schachfigur betrachteten, mit der man ohne Skrupel spielen konnte. Wie oft hat er mit uns die triste Wache geteilt! Wie oft tauchte er in unseren Bunkern auf, führte lange Gespräche mit uns und ließ uns den Schneesturm vergessen, der draußen heulte! Ich sehe noch sein schmales Gesicht dicht vor dem meinen, halb beleuchtet von einer flackernden Kerze.

»Wenn der Kampf losgeht«, sagte er, »dulde ich keine Zweifler und Miesmacher. Ich will, dass meine Kompanie sich als Einheit präsentiert. Andersrum könnt ihr euch auf mich verlassen, und darauf, dass ich keinen von euch irgendeiner unnötigen Gefahr aussetzen werde. Wir sind hier allein in der Steppe, umgeben von Hass und Tod, da ist es umso wichtiger, dass wir zusammenhalten. Und ich werde alles daran setzen, dass keiner verhungern muss.«

Die Gespräche mit Hauptmann Wesreidau setzten sich in unseren Hirnen fest. Im Gegensatz zu den Reden, in denen man an unsere Opferbereitschaft appellierte und die uns ungläubig und verunsichert zurückließen, war unser Offizier auf natürliche Weise überzeugend, so dass selbst die Zurückhaltendsten seine Worte annahmen. Er stellte sich unseren Fragen und antwortete intelligent und klar. Wenn ihn der Dienst nicht abhielt, war er bei uns. Wir schätzten ihn sehr und betrachteten ihn wirklich als Chef und Freund, auf den wir uns auf jeden Fall verlassen konnten. Hauptmann Wesreidau war der Schrecken des Feindes und zugleich väterlich gegenüber seiner Kompanie. Bei jedem Stellungswechsel und jedem Einsatz fuhr sein Kübelwagen unseren Fahrzeugen voran.

Wir standen unter seinem Befehl bis zum Frühjahr 1944. Eines Tages, als wir auf dem Weg waren eine Stellung zu verstärken, fuhr sein Wagen über eine Mine, die alle vier Insassen tötete. Am Boden zerstört beeilten wir uns, unseren Chef aufzurichten, dessen Körper durch etwa zwanzig Knochenbrüche zerschmettert war. Der Hauptmann starb, an die Böschung eines Hohlwegs nahe der rumänischen Grenze gelehnt, und bis zur letzten Sekunde ermahnte er uns, vereint und einander treu zu bleiben.

Selbstverständlich weinte niemand. Zu diesem Zeitpunkt konnten wir angesichts all des Todes längst nicht mehr weinen. Die gesamte Kompanie salutierte und machte die Ehrenbezeigung für ihren tapferen Chef, dessen Gesicht in einem sanften Lächeln erstarrt war.

Der Alte, der einen gesunden Menschenverstand besaß, hatte uns am Tag nach Bjelgorod, als wir hinter den Linien pausierten, wieder Kräfte sammelten und unsere Wunden pflegten, auf ihn aufmerksam gemacht.

»Ich habe unseren Hauptmann gesehen«, sagte er. »Er scheint mir ein intelligenter und verständnisvoller Bursche zu sein.«

Wir wurden noch zweimal eingesetzt, bevor wir mit Beginn des Herbstes über den Dnjepr zurückgingen. Viele von uns mussten neu ausgerüstet werden. Wer ohne Waffen zurückgekommen war, dem drohten schwere Vorwürfe.

Lindberg, der Sudetendeutsche und Halls jedoch wurden immerhin als verwundet anerkannt, als sie an jenem denkwürdigen Abend des Rückzuges zerlumpt und ohne Waffen und Ausrüstung zurückgekehrt waren. Wenn man bei der hektischen Flucht aus einem in Flammen stehenden Hotel sein Gepäck vergisst, wird

das selbstverständlich toleriert. Doch der Soldat darf sich nie von seiner Waffe trennen. Entweder er stirbt mit ihr – oder er überlebt und behält sie, gleich in welche Situation er auch kommen mag. Ohne besonders an diese Regel gedacht zu haben, hatte ich doch mein Gewehr festgehalten, ähnlich wie ein Blinder, der niemals seinen Stock loslässt. Trotzdem fehlten mir der Stahlhelm, meine wasserdichte Plane, die verflixte Gasmaske, die zu nichts nütze war, und natürlich das, was an Munition für das MG des Alten, dem ich zugeteilt war, hätte übrig sein sollen. Der Alte selbst hatte seine schwere Spandau aus Gewohnheit oder Disziplin mitgeschleppt.

Wir fanden Lensen wieder, der ebenfalls heil davongekommen war. Gleichwohl war er nur mit einem Bruchteil seiner Ausrüstung zurückgekehrt und raufte sich die Haare bei dem Gedanken, dass er seinen Rang als Obergefreiter verlieren könnte.

Der Alte, der selbst auch Obergefreiter war, lachte Lensen aus und schlug ihm vor, sich schon mal für eine Beförderung nach seinem Tod zu bewerben. Wir ertränkten unser Gelächter und Lensens Gemurre im Samahonka, den ein ausgefuchster Kerl im Keller eines verlassenen, russischen Hauses gefunden hatte.

Die einen wie die anderen verdankten es wahrscheinlich Hauptmann Wesreidau, dass ihnen das Kriegsgericht erspart blieb, das nicht weniger zu fürchten war als die sowjetischen Raketen.

Wir verbrachten drei ruhige Wochen in der Etappe hinter den Linien, in einem Kaff bestehend aus einfachen, vollkommen gleichförmigen Holzhäusern. Zum Glück hatten wir wunderbares Wetter und eine zeitlang Ruhe, abgesehen von den beiden schon erwähnten kurzen Einsätzen. Ich nutzte die Zeit, um einen intensiven Briefwechsel mit Paula zu beginnen, konnte ihr aber nie von der Angst erzählen, die ich in Bjelgorod hatte. Halls hatte die Bekanntschaft einer Russin gemacht und gab sich der praktischen Liebe hin. Er war übrigens nicht der einzige, der die gute Frau besuchte. Eines Abends trafen dort drei Leute zusammen, darunter wohlgemerkt der katholische Feldgeistliche, der die Hölle überlebt hatte und nun, da er wieder bei Bewusstsein war, den irdischen Freuden frönte, in der Hoffnung, sie würden Vergebung finden, da sie doch so selten waren. Von diesem Augenblick an konnte er keinen Psalm mehr anstimmen, ohne lautes Gelächter zu ernten. Halls, der alte Schweinehund, berichtete detailliert über die Orgien unter der Bettdecke der Russin. Wir lachten uns schief. Der Pfaffe in Feldgrau wand sich neben uns, beschämt und mit rotem Kopf.

Alles ging gut, bis zu einem gewissen Morgen Ende September, als uns ein ferner Kanonendonner wieder daran erinnerte, dass wir nicht hier waren um zu faulenzen. Tatsächlich hatte soeben die Front nachgegeben, die unsere Truppen westlich von Bjelgorod zuvor noch einmal hatten festigen können, und die große Wende, die ich schon erwähnt hatte, setzte ein.

Unsere Generäle waren überzeugt, dass unsere Streitkräfte, wenn schon nicht angreifen, so doch wenigstens die wiederhergestellte Front halten konnten, und sie erkannten erst spät, dass die zusammenschrumpfenden Regimenter den unaufhaltsamen Vormarsch der gigantischen russischen Armada, die im gesamten zentralen Frontabschnitt angriff, nur verzögern konnten.

Aus heutiger Sicht hätte man damals, bevor man überhaupt daran denken konnte, wieder in den Osten aufzubrechen, zunächst einmal die Lage anerkennen müssen, soweit das noch möglich war. So wurde der Befehl zum allgemeinen Rückzug auf das Westufer des Dnjepr viel zu spät gegeben. Auf der Dnjepr-Linie lagen im Zentrum Kiew, im Süden Tscherkassy und im Norden Tschernigow an der Desna. Hunderte von Kilometer mussten nun zurückgelegt werden, verfolgt von einem Feind, der schon bald beweglicher war als wir, und jeden Augenblick die zurückflutende Armee einholen und Chaos in ihren Reihen stiften konnte. Was vor Bjelgorod noch möglich gewesen wäre, war es nun nicht mehr, oder nur unter ungeheuren Anstrengungen und durch ständige Abwehrkämpfe der Nachhut. Die Wehrmacht, die sich wie immer strikt an die Befehle hielt, bezahlte für diesen zu spät angesetzten Rückzug einen viel höheren Preis, als zuvor bei ihrem Vormarsch. Wir starben zu Tausenden in diesem Herbst in den ukrainischen Weiten, und diese Kämpfe, für die keine Fanfaren geblasen wurden wie bei der Eroberung der Städte, verschlangen die Besten unter uns. Die Fronttruppen, welche ohne Unterbrechung einem ständig stärker werdenden Feind ausgesetzt waren, hatten zu dieser Entwicklung eine eindeutige Meinung. Selbst der verbohrteste Soldat war sich darüber im Klaren, dass trotz all seines Einsatzes und seiner Tapferkeit, selbst wenn es ihm gelang hundert Russen mit dem MG aufzuhalten, dass trotzdem morgen hundert neue zum Angriff antreten würden – und immer so weiter. Auch der Verblendetste nahm wahr, dass der Russe, von sturem Heldenmut angetrieben, sich selbst von einem Berg toter Landsleute nicht würde aufhalten lassen weiter sein Glück zu versuchen.

Wir wussten, dass der Kampf unter solchen Bedingungen eher zugunsten der zahlenmäßigen Übermacht ausfallen würde, auch wenn wir noch so zäh dagegen hielten. Und wir fühlten uns verzweifelt. Kann man uns das übelnehmen? … Wir wussten, dass wir mit größter Wahrscheinlichkeit dabei sterben würden, den groß angelegten Truppenverschiebungen so viel Zeit wie möglich zu verschaffen. Wir wussten, dass das einer guten Sache diente, doch wenn auf den Mut die Resignation folgte, dann konnten wir stunden- und tagelang in einer tränenlosen Niedergeschlagenheit versinken. Dann schossen wir um uns wie verrückt. Wir wollten nicht sterben, und wir töteten und mordeten, als würden wir uns im Voraus für etwas rächen, das man uns unweigerlich antun würde. Wenn wir starben, dann rasend, so als ob wir die Menschheit noch nicht genug haben bezahlen lassen. Und wenn wir überlebten, dann als Verrückte, die sich nie wieder in eine friedliche Welt würden einfinden können. Manchmal liefen wir auch davon, wurden aber von geschickt ausgegebenen Parolen wieder zur Ruhe gebracht wie durch eine Morphiumspritze. »Auf dem anderen Ufer des Dnjepr wird alles viel einfacher, diese Sperre wird der Feind nicht überwinden können, nur Mut Kameraden, haltet den Iwan hin, am Dnjepr wird die Gegenoffensive der Russen zusammenbrechen und wir können unseren ruhmreichen Vormarsch wieder fortsetzen, bis wir sie aufgerieben haben.«

Trotz unserer Panik und der Hoffnungslosigkeit wurde uns die Order zur Pflicht. Es hat den Gegner oft genug in Erstaunen versetzt, mit welcher Besessenheit wir Widerstand geleistet haben. Meter für Meter haben wir uns in Richtung unserer Zuflucht, in Richtung des Dnjepr zurückgezogen, dabei den Feind so gut es ging

verlangsamt, während unsere Kameraden ringsum fielen. Es war eine wahnsinnige Anstrengung, die sich über viele Tage und über Hunderte von Kilometern hinzog. Als schließlich die letzten Überlebenden der Nachhut-Einheiten das Ostufer des Stromes erreichten, erwartete sie ein menschlicher Ameisenhaufen. Ganze Divisionen wimmelten vor den wenigen Brücken, die von den Pionieren instandgehalten wurden, stolperten über das sandige Ufer und schnappten sich alles, was schwimmen konnte. Die Russen waren uns dicht auf den Fersen und rannten gegen unseren schmalen Verteidigungsgürtel an, welcher entsetzlich zusammenschrumpfte. Die Luftwaffe half an allen Ecken, die Situation zu entschärfen, aber die MIG und die Jabos waren schon bald in der Überzahl. Was nicht von den Geschossen der weitreichenden Artillerie getroffen wurde, sah sich dem Heulen der sowjetischen Jagdbomber ausgeliefert, die in immer größeren Schwärmen auftauchten.

Wer noch nicht über den Fluss war, musste sich an einer Gegenoffensive beteiligen, bei der wir einer gegen hundert waren. Dennoch gelangen uns ein paar erstaunliche Großtaten. Noch einmal zeigte sich die Kampfkraft der deutschen Armee. Bei klarem Wetter wurden einige erbitterte Schlachten ausgetragen, doch keine Siege errungen, die man hätte feiern können. Eine Armee, die ums Überleben kämpft, kann nicht von Siegen sprechen.

Und doch waren es Siege, härter errungen als alle, die man im Zuge der Eroberung erkämpft hatte. Hier, am Ostufer des Dnjepr, kämpfte man nicht mehr, um eine Stadt oder ein Erdölgebiet zu erobern. Man kämpfte, um eine Katastrophe zu verhindern. Alle wussten es, alle spürten es, und jeder kämpfte verzweifelt. Es gab auch ruhige Stunden und Tage, aber die Tatsache, dass wir eingeschlossen waren, machte uns solche Angst, dass wir uns immer wieder in den Kampf stürzten, um das rote Ungeheuer zu vertreiben, das uns von allen Seiten zu verschlingen drohte. Für diesmal gelang es uns auch, die totale Katastrophe abzuwenden. Die Heeresgruppe Mitte war hinübergelangt, und die noch im Einsatz befindlichen Regimenter erhielten den Befehl sich abzusetzen. In der Nacht zerstörten wir fast alles zurückgebliebene Material, und es blieben nur Männer und leichte Waffen zurück, die auf den für die letzten Nachzügler vorgesehenen Flößen nach Westen transportiert werden sollten.

Im Morgengrauen kamen unsere erschöpften Leute am Ostufer des Flusses an, welches in herbstlichen Nebel getaucht war. Wir sahen uns um und riefen, doch es antwortete nur das Rattern von Maschinengewehren. Der Iwan war schon da. An einigen Stellen hatte er das Ufer sogar schon vor den Flüchtenden erreicht, die Flößer überwältigt und die Pontons versenkt. Die Leute ließen alles zurück und versuchten zu schwimmen. Die Russen zielten dabei auf die aus dem Wasser ragenden Köpfe wie auf die Scheiben einer Schießbude. Vielleicht haben es ein paar geschafft das westliche Ufer zu erreichen, wo von einem Abschnitt aus auf den Beschuss geantwortet wurde.

Der Rest drängte sich auf den wenigen verbliebenen Fähren zusammen, die ebenfalls heftigem Beschuss ausgesetzt waren, sowohl vom Ufer aus, als auch aus der Luft.

Andere waren eingeschlossen worden und kämpften bis zum letzten Atemzug. Die Russen waren zufrieden und haben wenige Gefangene gemacht.

Endlich hatten wir die neue Frontlinie erreicht, waren in Sicherheit am Westufer des Dnjepr. Wir gruben uns dicht am Flussufer ein. Diesmal würde der Iwan nicht herüberkommen, dachten wir. Es schneite und wir richteten uns in unserem Unterstand ein. Wir wussten, dass wir länger hier bleiben würden, kamen langsam wieder zu uns, wurden ruhiger, orientierten uns neu und warteten. Doch die Neuigkeiten erreichten uns so schnell wie die Blitze der sowjetischen Raketen. Der Führungsstab hatte alles versucht, um die Lage vor der Truppe zu verheimlichen. Doch die Wirklichkeit war zu stark und zu schwerwiegend, sie brach einfach durch die Mauer des Schweigens, überschwemmte die zarte Hoffnung der Feldgrauen und spülte sie mit einer gewaltigen Flutwelle davon.

Die Rote Armee kam bereits östlich und westlich des Dnjepr von Tscherkassy herauf. Im Norden hatte sie die Desna überschritten, und an der Mündung von Desna und Dnjepr waren zahlreiche Truppen eingekesselt.

Der Winter hatte begonnen. Mit dem fallenden Schnee machte sich tiefe Verzweiflung breit, und ein weiteres Mal wurden die Toten von einer weißen Decke überzogen. An welchem Ufer würden wir endlich Ruhe finden? Bis wohin würden wir noch zurückgehen müssen? An den Pripjet? An den Bug?

»An die Oder?«, lacht der Alte bitter, doch der Gedanke erschien uns zu schrecklich, einfach unvorstellbar.

»Gott erspare uns eine solche Katastrophe«, murmelte Wesreidau. »Das würde jede Vorstellungskraft übersteigen. Ich will lieber sterben, als das erleben zu müssen.«

Durch die folgenden Zeilen wird man nur eine allgemeine Vorstellung der Lage bekommen, jedoch keine Details. Ich schreibe nicht, um geographische Lagepläne des deutsch-russischen Krieges zu erstellen. Das ist mir alles egal. Für mich zählt nur die Erinnerung an die unglaublichen Strapazen, die wir Soldaten überstehen mussten. Das lässt mir keine Ruhe. Aus gutem Grund liefere ich keine Karte zu den Geschehnissen, denn ich hatte selbst nie mehr als eine vage Vorstellung von der Geographie unserer Ortswechsel und der Lage unserer Stellungen. Ich wäre niemals imstande gewesen, eine genaue Frontlinie für irgendeinen Zeitpunkt des Krieges einzuzeichnen. Das mag den Historikern vorbehalten bleiben. Ich kann dagegen noch immer einige Momente bis ins kleinste Detail beschreiben, ohne irgendetwas davon vergessen zu haben. Ein einziger Geruch kann mir manchmal das ganze tragische Geschehen wieder vor Augen führen, was mich oft für lange Zeit in Erinnerungen abschweifen und der Gegenwart entrücken lässt.

Ich kenne die Durchhalteparolen und weiß, was sie bedeuten. Ich weiß es durch Tage und Nächte voll Beklemmung und Hoffnungslosigkeit, durch die unbezwingbare Angst, die einen in dem Moment, in dem das Hirn nicht mehr richtig arbeitet, trotzdem durchhalten lässt. Ich weiß es durch die Kälte, die einem bei der eisigen Berührung mit der gefrorenen Erde bis ins Knochenmark dringt. Ich weiß es durch das Brüllen des unbekannten Kameraden, der ganz in der Nähe, in einem Loch ähnlich dem deinen, einen verzweifelten Kampf austrägt. Ich weiß auch, dass man alle Heiligen um Hilfe anflehen kann, ohne überhaupt an Gott

zu glauben. Von all dem ist es meine Pflicht zu sprechen, auch wenn ich dafür ganze Nächte lang erneut zu diesem Alptraum zurückkehren muss. Denn genau das ist es, was ich mir zur Aufgabe gemacht habe: die Schreie des Schlachthofes so unmittelbar und intensiv wiederzugeben wie möglich.

Zu viele Menschen begegnen dem Krieg, ohne dass ihnen dabei unbehaglich wird. Man liest gemütlich in seinem Sessel oder in seinem Bett von Verdun oder Stalingrad, den Arsch im Trockenen, ohne zu verstehen, und führt am nächsten Tag seine üblichen Aufgaben weiter … Nein, man sollte das durchaus mit Unbehagen lesen, es sollte einem schwer fallen und man sollte froh sein, nicht selbst vom Grunde eines Schützengrabens aus schreiben zu müssen, den Arsch im Schlamm. Man sollte über den Krieg lesen, wenn man in einer unangenehmen Situation steckt und alles im Argen zu liegen scheint, um zu begreifen, dass die Beschwerlichkeiten des Friedens nur Nichtigkeiten sind, über denen man keine grauen Haare zu bekommen braucht. Nichts ist wirklich schlimm in heimeligen Friedenszeiten, und man sollte wirklich froh sein, sich um eine Gehaltsverhandlung sorgen machen zu können! Über den Krieg sollte man im Stehen lesen, spät in der Nacht, wenn man hundemüde ist, so wie ich, da ich dies hier schreibe, bis zur Morgendämmerung, wenn mein Asthma sich hoffentlich beruhigt haben wird. Aber selbst wenn die Müdigkeit auf mir lastet, wie angenehm scheint mir doch die Arbeit in Zeiten des Friedens!

Ich werde nun die Beschreibung unseres Lebens in dem zuvor erwähnten Kaff an der Stelle wieder aufnehmen, an der wir trotz des aus der Ferne drohenden Kanonendonners langsam wieder zur Besinnung kommen und wieder aufleben.

»Das Leben war zu schön hier«, murrte der Sudetendeutsche, während er die Lkw und Fahrzeuge betrachtete, die seit vierundzwanzig Stunden hereinströmten.

Die wenigen Häuser mussten als provisorische Stabsquartiere dienen, wo die Offiziere hektisch über das Schicksal der Truppe debattierten, welches sie in die Hand nehmen sollten. Die Soldaten geduldeten sich einstweilen neben ihrer Ausrüstung, die etwa zehnmal so viel Platz einnahm wie die Gebäude selbst. Da wir unsere Quartiere geräumt hatten, warteten wir unter den Bäumen am Rande des Ortes. Die ganze Kompanie war in Reih und Glied versammelt und das Material auf private Fahrzeuge verladen worden. Ein starker Wind fegte über die ausgedörrte Steppe und wirbelte Staubwolken auf, die den kahlen Horizont verbargen.

»Sie haben uns zwar rausgeworfen«, spaßten der Alte und ein großer Säufer namens Woortenbeck, »aber wir haben ihnen nur leere Flaschen zurückgelassen.«

Sie sprachen von den neu zusammengestellten Truppen, die ins Hinterland zurückströmten und uns aus den Isbas verjagt hatten, in denen wir es uns gemütlich gemacht hatten.

»Was von der Samohonka noch übrig war, habe ich unter den Sitzen verstaut.«

»Du hast recht, Woortenbeck«, schrie ein unglaublich magerer Unteroffizier, »die Samohonka ist für Elitetruppen wie uns. Die anderen sollen aus den Brunnen saufen.«

Ich hatte einen neuen Freund in meinem Alter gefunden, der gut französisch sprach. Helen Grauer hatte 1941 während seines Studiums ein Praktikum in

Frankreich gemacht. Dann hatte ihn der Arbeitsdienst mit dem Versprechen eingezogen, er werde das Studium neben dem unverzichtbaren Dienst schon weiterführen können. Wie ich selbst, hatte er sich mit seinen sechzehn Jahren für die Wehrmacht begeistert, wie ich war er im Paradeschritt marschiert und hatte in den tadellosen Reihen der Wehrmacht »Graue Wolken ziehn dahin« gesungen. Dann hatte er ein Stückchen Polen kennengelernt, die endlose Weite Russlands, Bjelgorod sowie den Ort, an dem wir nun saßen und nachdenklich auf die sich bekriegende Welt blickten.

Genau wie ich hatte er ein großer Flieger in einer JU-87 werden wollen, und wie mir blieb ihm von diesem luftigen Traum nur das Bild von den großen Vögeln, die heulend vom Himmel auf die Erde herunterstießen. Da wir nicht über einen gewöhnlichen Alltag sprechen konnten, den wir nicht zusammen erlebt hatten, vertrieben wir unser Unglücklichsein oft mit diesem zerplatzten und so beneideten Traum.

Halls hatte sich in letzter Zeit rar gemacht. Seine Russin, die ihn vergessen ließ, dass er im Krieg war, nahm ihn völlig in Beschlag. Dennoch tauchte er mit einem Kameraden auf, der ihn bei seinen Liebensabenteuern begleitete. Eine Sorgenfalte zerfurchte Halls' Stirn, er war aufgebracht und konnte sich gar nicht abregen, als er Grauer und mich in seine Sorgen einweihte.

»Wenn Hauptmann Wesreidau es ablehnt, dass wir Emi (das war der Name der Russin) mitnehmen, werden die Roten sie bei ihrer Ankunft massakrieren. Das kann man doch nicht zulassen.«

»Ich verstehe dich«, antwortete ich ihm.

Woortenbeck und der Alte, die sich beide amüsierten als wären wir auf einer bretonischen Hochzeitsfeier, prusteten lauthals los.

»Wenn sich jetzt die ganze Kompanie einbildet, die Mädchen mitzunehmen, mit denen sie geschlafen hat, dann reicht der gesamte Fahrzeugpark der Division nicht aus.«

»Darum geht es nicht, ihr verdammten Idioten!«

»Heul nicht, du wirst schon woanders wieder zum Ficken kommen!«

»Ihr seid zu bescheuert, um das zu verstehen.«

Es folgte noch eine Reihe weiterer Witze, denen Halls jedoch kaum Beachtung schenkte.

»Bist du verliebt, Halls?«, fragte ich ihn ganz direkt, da ich durch Paula wusste, was das bedeutete.

Halls wehrte sich immer noch.

»Man kann sich doch auch gut in eine Prostituierte verlieben.«

»Natürlich, warum nicht?«, meinte Grauer, der davon wahrscheinlich genauso wenig verstand wie ich.

Halls beruhigte sich.

»Kommt, Jungs«, sagte er und nahm uns beide am Arm. »Mit euch kann man vielleicht wirklich reden.«

Nachdem er uns zur Seite genommen hatte, schüttete er uns sein Herz aus. Er hatte sich tatsächlich in die Wehrmachtsmatratze verliebt und war überzeugt, dass

sie die Einzige war und dass es niemals eine Andere geben würde. Man konnte ihm nicht helfen. Nun begann auch ich, der ich bisher so große Hemmungen hatte, mit irgend jemandem von den Gefühlen zu sprechen, die ich für meine kleine, ferne Berlinerin hegte, vor Halls und Grauer alles auszupacken.

»Ach, deswegen hast du so eine Fresse gezogen, als du aus dem Urlaub kamst!«, meinte Halls. »Warum hast du nicht mit mir darüber gesprochen? Mensch, ich hätte dich doch verstanden.«

Wir hielten uns lange mit unseren Liebesproblemen auf, und Halls fand, dass ich ganz schön Glück hatte.

»Du weißt wenigstens, dass du sie wiedersehen wirst«, sagte er und öffnete sein Essgeschirr.

Die Nacht brach herein und wir starrten mit liebestrunkenen, jugendlichen Blicken einfältig in die Sterne.

Mit der Morgendämmerung brach unsere Kompanie wieder nach Westen auf. Unterwegs wurden wir Zeugen eines Luftkampfes, der Grauer und mich in Bezug auf unsere verfehlte Bestimmung als Flieger ratlos zurückließ. Die Me 109 blieben obenauf, und sieben oder acht Jabos trudelten brennend zu Boden wie Feuerwerkskörper.

Gegen Mittag kamen wir zu einem großen Stützpunkt der Division. Dreißig Kompanien, darunter die unsere, wurden umgruppiert und zu einem großen, motorisierten und mit Panzern ausgerüsteten Verband zusammengestellt.

Zum ersten Mal bekamen wir doppelseitig tragbare Tarnanzüge, eine Seite weiß, die andere im Flecktarnmuster. Außerdem wurden wir ganz unerwartet von einem Arzt untersucht und bekamen reichlich Verpflegung. Ein Panzeroberst führte diesen ›selbständigen‹ Verband an.

Wir waren überrascht, als wir das neue Material sahen, mit dem unsere Panzereinheit ausgerüstet wurde. Überall um uns herum trafen Fahrer und Mechaniker die letzten Vorkehrungen an ihren Fahrzeugen und brachten die gewaltigen Motoren der Panzer auf Touren.

Die Tiger-Panzer heulten auf, als sie ruckartig anfuhren. Man hätte meinen können, es würde gleich ein Autorennen beginnen. Wir warteten zwei Stunden, bis wir den Befehl zum Aufbruch erhielten.

Halls, Grauer, ich und einige andere Kameraden kamen auf einen nagelneuen Wagen, der vorne Räder hatte und hinten Ketten. Wir fuhren los und kamen zu einem Wäldchen am Rand eines Flugplatzes. Abgesehen von den ungeheuren Staubmassen, die die Fahrzeuge aufwirbelten, lief alles glatt. Man hatte die Wagen und Panzer deshalb extra mit riesigen Luftfiltern ausgestattet. Diese Filter nahmen oftmals so viel Platz ein, dass man entweder die Motorhauben gar nicht mehr zubrachte oder die schweren Platten, die dem Schutz der Motoren dienten, nicht mehr fixieren konnte.

Im wohltuenden Schatten der Bäume klopften wir unsere Uniformen ab, die vom Staub ganz grau waren. Der Staub drang selbst auf einer so kurzen Fahrt überall ein, vor allem in unsere ausgetrockneten Kehlen.

»Verdammtes Land!«, schimpfte jemand. »Nicht einmal der Herbst ist hier erträglich.«

Eine zweite Gruppe, ebenso groß wie die unsere, stieß zu uns und verteilte sich auf mehrere Hektar im Unterholz. Nicht weit von uns hatte sich Wesreidau dem Stab angeschlossen. Sie besprachen sich neben einem großen Funkwagen, der vollständig mit einem riesigen Tarnnetz verhüllt war, welches kaum von normalem Laubwerk unterschieden werden konnte. Die baumgrünen Stoffblätter, die auf das Netz genäht worden waren, flatterten im Wind wie echtes Laub.

Wir bildeten eine gut organisierte, starke Einheit. Die beiden Gruppen verschmolzen zu einer einzigen und umfassten zusammen sechs- bis siebentausend Mann, rund hundert Panzer, ebensoviele MG-Wagen und eine Reihe von Werkstatt-Lkw. Drei leicht motorisierte Kompanien, die mit außerordentlich beweglichen Beiwagenkrädern ausgestattet waren, bekamen die Aufgabe den Feind aufzuklären und die Einsatztruppen an ihn heranzuführen. In dieser, für die Armee schon sehr kritischen Periode wurde das Material auf motorisierte Einheiten verteilt, welche überall die wenig beneidenswerten, zu Fuß marschierenden Infanteriedivisionen unterstützen sollten.

Auf jeden Fall stellte dieses einwandfreie und hochentwickelte Material in seiner Fülle einen gewaltigen Ansporn für unsere Moral dar, die seit der Niederlage von Bjelgorod deutlich angeschlagen war.

Die Soldaten liefen mit jener sicheren Haltung umher, die die Menschen annehmen, wenn alles in Ordnung zu sein scheint. Nur Halls, der es nicht verwinden konnte, dass er seine Emi der beinahe sicheren Rache der Roten überlassen hatte, ließ den Kopf hängen. Er war nach wie vor untröstlich und neigte dazu die Nerven zu verlieren.

»Man sollte den Soldaten im Krieg die Eier abschneiden. Das würde Kerle wie Halls davor bewahren eine solche Fresse zu ziehen«, murrte Woortenbeck, während er seine Vorräte ordnete.

»Hast du schon mal Eunuchen in den Krieg ziehen sehen?«

»Nun«, belehrte uns der Pfarrer, »kastrierte Pferde sind nicht die schwächsten.«

Zum Glück hatte unser Pfarrer in Uniform schon bewiesen, dass er ›Eier‹ hatte, sonst hätten wir das Schlimmste befürchtet.

Bei Einbruch der Nacht setzte sich unser starker Panzertross in Bewegung. Es war ein beeindruckendes Spektakel, bei dem mir klar wurde, welchen Eindruck die langen Panzerkolonnen hinterlassen haben mussten, als sie zu Anfang des Krieges die Länder überrollt hatten, die wir immer noch besetzten.

Die brüllende Masse der Panzer, deren Abgase zwischendurch immer wieder als große Flammen hervorstießen, nahm rasch Fahrt auf, überholte die schweren Lkw, in denen wir saßen, und verteilte sich in dem weiten und für sie günstigen Gelände. Es war ein überwältigender Anblick.

Die Nacht senkte sich über die Ebene, die von dem höllischen Getöse der Panzerkolonne durchdrungen war, was man bestimmt noch weit in der Ferne hören konnte. Wie immer wussten die Soldaten nicht so wirklich wo sie hier waren. Für uns junge Soldaten machte dieser erneute Aufbruch den Eindruck, als ob alles

gut werden würde. Wir fühlten uns sehr stark, und tatsächlich waren wir das in der Gruppe auch. Es war uns nicht klar, dass im gesamten Mittelabschnitt, etwa von Smolensk bis Charkow, bereits der Rückzug ganzer Divisionen im Gange war, bestehend aus mehreren Hunderttausend Mann. Auch wenn wir im Rhythmus der Motoren vorwärts rollen mochten, so war das keineswegs überall der Fall. Hunderte von Regimentern, die nicht einmal mehr das Nötigste besaßen, zogen sich zu Fuß zurück und lieferten sich dabei ununterbrochen Kämpfe mit einem drastisch überlegenen Feind. Für die Anhänger, welche eigentlich von Zugmaschinen hätten gezogen werden sollen, fehlten sogar Pferde, für die der letzte Winter zum Massengrab geworden war. Der Mangel an Treibstoff – er war in den Schlachten des Sommers verbraucht worden – wurde nun spürbar. Ringsum standen ganze Kolonnen von tadellos erhaltenen Fahrzeugen in Flammen, weil sie nicht dem Feind in die Hände fallen durften, während die Infanterie in ihren abgelaufenen Stiefeln den langwierigen Rückzug weiterführte. Ständig drohte die Gefahr der Einkesselung. Der Feind, dem der kritische Zustand der Wehrmacht nicht entgangen war, verdoppelte seine Anstrengungen, um so die Armeen im Mittelabschnitt zu dezimieren.

Die noch übrigen Reserven wurden ganz bestimmten Einheiten zur Verfügung gestellt, welche von Kopf bis Fuß neu ausgerüstet wurden und die Aufgabe hatten, Krisensituationen zu bereinigen. Das war der Grund dafür, dass wir eine solche Fülle an Material erhalten hatten, welches uns vierzehn Tage lang glauben ließ, wir seien wieder die Herren der Steppe. Allerdings hatte unser ›selbständiger Verband‹ einen wunden Punkt, und das war der Nachschub, allem voran die Versorgung mit Treibstoff. So erreichten wir einige der vorgesehenen Abschnitte zu spät, was unseren Vormarsch verlangsamte.

Im Morgengrauen machte die vom Staub grau überzogene Panzergruppe halt. Wir hatten offenbar planmäßig einen Wald erreicht, der im Osten bis an den Horizont reichte. Man gewährte uns zwei Stunden Pause, was wir uns nicht zweimal sagen ließen, da wir ziemlich gerädert waren durch die wenig luxuriösen Fahrzeuge, auf denen wir gekommen waren. Der Befehl zum Aufbruch kam jedoch, bevor wir hätten einschlafen und uns ein wenig erholen können. Das Wetter war ideal. Ein sanfter, beinahe frischer Wind wehte friedlich durch das Herbstlaub, und bei dieser Witterung fiel einem alles leichter. Gutgelaunt kletterten wir zurück auf unsere Fahrzeuge. Gegen Mittag kamen Kradmelder, die immer weit vorausfuhren, zurück an die Spitze unserer Kolonne. Es folgten sehr knappe Befehle, und ein wesentlicher Teil der Gruppe lenkte seine Ketten in Richtung eines Dorfes, das wir kurz darauf erblickten. Wir hörten den Lärm automatischer Waffen, und noch bevor wir begriffen hatten was los war, fuhren etwa fünfzehn Tiger auf das Dorf zu und spuckten Glut und Feuer.

Unser großer Raupenschlepper zog einen orgelähnlichen Raketenwerfer mit sechzehn Rohren. Es kam der Befehl uns in Angriffsformation zu begeben, und alle sprangen rasch vom Lkw herunter und bedauerten, dass dieser schöne Tag von einem Zusammenstoß gestört wurde.

Wir hatten übrigens weiter nichts zu tun. Die Panzer und eine Granatwerfereinheit umstellten nach Indianerart das Dorf, das kurze Zeit später in Flammen

aufging. Von fern eröffnete die russische Artillerie, deren Anwesenheit wir nicht erwartet hatten, ein kurzes Feuer. Einige Gruppen wurden losgeschickt, sich darum zu kümmern. Sie kamen zwanzig Minuten später zurück, zwei- bis dreihundert russische Gefangene vor sich her treibend. Die Panzer rollten durch das ausgebrannte Dorf und fuhren alles nieder, was noch aufrecht stand. Das alles dauerte keine Dreiviertelstunde. Pfeifen riefen uns zurück auf die Lkw, und die gepanzerte Kolonne setzte ihren Marsch fort. Am Nachmittag walzten wir noch über zwei vorgeschobene sowjetische Stellungen hinweg, die derart überrascht waren, dass sie nur lachhaften Widerstand leisteten.

Am zweiten Tag erreichten wir Konotop. In der Stadt herrschte ein höllisches Gewimmel von Truppen, die auf der Suche nach irgendeinem Transportmittel in alle Richtungen liefen. Unsere Gruppe marschierte nun gegen Osten, oder besser gesagt nach Südosten, einer mächtigen russischen Armee entgegen. Unsere Fahrzeuge waren in der Stadt zum Teil wieder aufgetankt worden, vor den verdutzten Augen der Intendanturoffiziere, die uns sogar den Treibstoff geben mussten, den sie für ihre persönlichen Fahrzeuge zurückbehalten hatten.

Zwanzig Minuten nachdem wir Konotop verlassen hatten, kamen wir mit den russischen Vorposten in Berührung. Wir waren erstaunt, dem Feind so früh zu begegnen, während die Truppen in der Stadt noch mit so unwichtigen Dingen wie der Suche nach einem Fahrrad die Zeit vertrödelten. Die Panzer führten ein kurzes Gefecht, ließen dann aber auf einen Befehl hin ab.

Wir fuhren beinahe den ganzen Tag lang weiter, bis zu einer Stelle, an der wir offenbar neue Vorräte hätten bekommen sollen. Wir erreichten sie wenige Minuten bevor die Pioniere das Ganze in die Luft jagten. Das riesige Lager voller Konserven, Getränke und Nahrungsmittel aller Art würde jeden Augenblick den Flammen überantwortet werden. Wir füllten unsere Taschen und jeden noch so kleinen Winkel unseres Fahrzeugs mit allem, was wir tragen konnten. Dann verschlang das Feuer die wertvollen Waren, die dort draußen so sehr begehrt waren. Halls sah dem Zusammenbrechen des Lagers mit Tränen in den Augen zu und verschlang dabei so viel er konnte. Die gesamte Kompanie sah der Szene mit großem Bedauern zu, und alle zogen an ihren Zigarren, die wir in Hülle und Fülle gefunden hatten. Wir kamen in den Genuss, an die fünf Stunden zu pausieren, dann kehrte das Panzerkorps ins Kampfgebiet zurück. Die Roten waren inzwischen in Konotop eingedrungen, und die deutsche Infanterie lieferte ihnen bei ihrem Rückzug aus der Stadt eine harte Schlacht.

Der von unserer Gruppe gebildete Angriffskeil drang gewaltsam in die Südflanke der russischen Offensive. Die Panzer bahnten uns ein weiteres Mal den Weg durch den feindlichen Flankenschutz, der sich schneller zerstreute als wir schießen konnten. Doch in der Nacht ließen die Russen von der Stadt ab und zogen ihre Kräfte in unserer Richtung zusammen. Unsere Panzer machten kehrt und ließen ein halbes Dutzend feindlicher Panzer in Flammen zurück, welche die Nacht erhellten. Alle mitgebrachten Waffen wurden in Stellung gebracht. Zum ersten Mal sah ich unsere berüchtigten Raketenwerfer in Aktion gehen.

Unter dem Befehl von Hauptmann Wesreidau wurde unsere Kompanie zusammen mit zwei anderen zur Abschirmung des linken Flügels unseres Panzerverbands eingesetzt. Ein Teil der Kameraden sprang auf die Plattformen der motorisierten Kampfwagen. Der Rest folgte den Zugmaschinen, welche sich im selben Tempo wie die zu Fuß gehenden Männer vorwärts schoben. Es ist seltsam, wie die Menschen oft durch das Gefühl der Initiative den Mut bekommen einem Feind entgegenzutreten, der ihnen um ein Vielfaches überlegen ist. Der Vormarsch unserer Panzer während dieser letzten beiden Tage hatte so unwiderstehlich gewirkt, dass uns alles möglich schien. Unsere drei Kompanien gingen in dieser verhältnismäßig kühlen Nacht in Gruppen zu dreißig Mann zwischen den verkümmerten Büschen vor, welche die Ebene an diesem Ort bedeckten. Nicht weit von uns erfüllte der Lärm unserer Motoren die Luft und gab uns ein gewisses Gefühl von Sicherheit. Auf die sowjetischen Einheiten, die den Auftrag hatten uns aufzuhalten, hatte es offenbar die gegenteilige Wirkung. Von Zeit zu Zeit knallten Schüsse, wahrscheinlich gezielt auf in der Dunkelheit fliehende Gestalten. Auf diese Weise rückten wir mindestens zwei Kilometer vor. Plötzlich stiegen Leuchtraketen am Himmel auf und tauchten das Gelände in fahles Licht. Mit einem Schlag ließen sich alle etwa acht- bis neunhundert Männer zu Boden fallen. Der helle Schein funkelte unheimlich auf dem Stahl unserer eigentlich matt lackierten Helme. Im Handumdrehen hatten sich die Wagen mit den MG in den bewaldeten Bereich zurückgezogen, und ihre furchteinflößenden Läufe wurden lautlos hin und her geschwenkt, auf der Suche nach einem sich bewegenden Schatten. Wir machten uns auf den Geschossregen der russischen Bombenwerfer gefasst, und jeder sank augenblicklich zurück in jene ängstliche Starre, die wir von unseren schlimmsten Momenten her kannten. Zwei violette deutsche Raketen stiegen am schwarzen Himmel auf.

Wir wussten alle, dass dies das Signal zum Vorrücken war. Einen Moment lang waren wir verdutzt und zögerten, dann setzten wir uns vorsichtig in Bewegung. Einige hatten sich schon erhoben und gingen geduckt vor. Die russischen Leuchtraketen wurden schwächer, was wir ausnutzten, um einen Sprung nach vorn zu machen. Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt in einer kleinen, von niedrigem Gestrüpp gesäumten Senke. Zwei Kameraden waren zu mir gestoßen, und ihr schneller und geräuschvoller Atem verriet die nervöse Anspannung, die ihnen den Hals zuschnürte. Ich kenne nichts Entsetzlicheres, als sich bei Nacht in einem bewachsenen Gelände vorzuarbeiten, wo einem hinter jedem Busch, aus nur zwei Metern Entfernung ein weißer Blitzstrahl entgegenkommen kann, kurz bevor ein heftiger Schmerz einen die ungastliche Welt für immer vergessen lässt. Natürlich konnte unser Vordringen nicht lautlos verlaufen, und dem lauschenden Russen mit dem Finger am Abzug würde sich schon bald eine passende Gelegenheit bieten.

Aber alles blieb still. Der Feind, der sicher ganz in der Nähe war, hatte sich entschlossen unsichtbar zu bleiben und zog unsere Anspannung dadurch in die Länge. Langsam und bedächtig bewegten wir uns vorwärts. Das Blut pochte mir wie wild in den Schläfen, mein ganzer Organismus war wie ein Bogen gespannt, jeden Moment bereit sich zu Boden zu werfen.

Von links, aus zwanzig bis dreißig Metern Entfernung, war eine Stimme zu hören. Die zwei Jungs neben mir und ich selbst versenkten die Gesichter im dürren Gras. Eine Sekunde lang glaubten wir jetzt sei es so weit. Die Augen wie immer

zusammengekniffen, um für den ersten Knall gewappnet zu sein, stemmte ich meinen Karabiner gegen die Schulter. Doch noch immer geschah nichts. Links von uns, von wo die Stimmen hergekommen waren, hatten zwei Russen die Hände gehoben und wurden von meinen Kameraden gefangen genommen. Ein Stückchen weiter ereignete sich die gleiche Szene. Zahlreiche Russen ließen sich gefangennehmen, was wir nicht verstanden. Was ging im Kopf dieser Männer vor, die doch den Auftrag hatten uns aufzuhalten? Wir würden es niemals erfahren. Vielleicht hatten sie Angst und glaubten, dass sie durch den Vormarsch der letzten Zeit die Verbindung zu ihren rückwärtigen Stellungen verloren hatten. Denn zu dieser Zeit, als Rache auf beiden Seiten die Gemüter bestimmte, hatten die Russen genauso viel Angst vor den Deutschen wie die Deutschen vor den Russen. Wir fürchteten sogar, dass ihre Aufgabe eine Falle sein könnte.

Eine weitere Stunde verstrich, bevor uns der Befehl zum Sammeln erreichte. Seit einer Stunde war auch wieder Bewegung in unsere Panzer gekommen, und das Aufblitzen ihrer Geschütze warf einen rosigen Schein auf die Gesichter meiner Kameraden, die sich stumm zurückzogen. In der Dunkelheit gelangten wir zu unseren Fahrzeugen, und die Division schien ihren Vormarsch fortzusetzen. Melder rasten zwischen unseren schweren Transportfahrzeugen herum. Etwa drei Kilometer vor uns schienen die Panzer einen ziemlich schwachen Gegner zurückzudrängen.

Schließlich erreichte die Morgendämmerung unsere Kolonne, oder besser gesagt unsere Kolonnen, denn wir fuhren in Reihen von mehreren Hundert Metern Abstand nebeneinander.

Die ganze Nacht über hatten die Detonationen der Geschütze unserer vorderen Reihen nicht aufgehört. Zwischen zwei Nebelschwaden erkannten wir eine kleine Stadt, deren Namen mir nicht mehr einfallen will. Die Fahrzeuge der Division wälzten sich langsam durch Straßen, die von eng aneinandergedrängten Häusern mit geschlossenen Fensterläden gesäumt waren. Die aufsitzenden Soldaten hatten den Finger am Abzug, um für jede Eventualiät gewappnet zu sein. Wir kamen an einen kleinen Platz, auf dem ein Teil der Wagen angehalten hatte. Unter ihnen waren zwei Ambulanzfahrzeuge. In den umliegenden Häusern gingen die deutschen Soldaten ein und aus. Vor einem der Häuser waren etwa dreißig russische Zivilisten versammelt, die von Wachposten beaufsichtigt wurden. Wir fuhren weiter. Am Ausgang des Städtchens stießen wir wieder auf die Panzersoldaten unserer Einheit, die dabei waren irgendwelche Schäden an ihren Maschinen zu beheben. Ringsum brannten die alten Häuser der Randbezirke. Wir stellten unsere Fahrzeuge einen Augenblick lang neben den einfachen Hütten aus Holz und Stroh ab. Die Randsiedlungen zahlreicher russischer Städte erinnerten an riesige Bauernhöfe. Dagegen waren die in der Steppe verstreuten Dörfer mit ihren Isbas deutlich reizvoller. Die Vororte und sogar ein Großteil der Städte selbst, die ich durchquert hatte, strahlten – mit Ausnahme von Kiew – eine unsägliche Trostlosigkeit aus.

Wir hatten vor allem angehalten, um unsere Wasservorräte wieder aufzustocken und uns bei dieser Gelegenheit zu waschen. Es war nicht sehr warm und ein feuchter Wind ließ nichts Gutes ahnen. Die Rast würde kurz sein, das wussten wir. Während einige ihre Uniformen ausklopften und wie Teppiche gegen Bäume oder Hauswände schlugen, tranken andere an den Wassertrögen oder hielten ihre Waschrituale ab. Während der Fahrt durch den Staub waren wir fast umgekommen vor Durst, denn die deutschen Feldflaschen waren viel kleiner als zum Beispiel die französischen und man hatte ihren Inhalt schnell ausgetrunken. Also füllten wir alle möglichen Behälter mit Wasser. Zusammen mit dem Alten kletterten wir über eine niedrige Mauer und näherten uns einer Ansammlung von Obstbäumen. Die Äste des nächstgelegenen Baumes waren voller kleiner, unreifer Birnen. Aber was sollte es, dachten wir, die sauren Früchte erfrischten wenigstens den Magen. Wir waren beinahe fertig mit unserer Ernte, als wie aus dem Nichts ein Russe auftauchte. Er hatte sich getraut aus seinem Haus zu treten und kam uns entgegen, in der Hand eine Art Schüssel aus geflochtenem Stroh, gefüllt mit Birnen, die den von uns gepflückten ähnlich sahen.

Er stammelte ein paar Worte in Richtung des Alten, der sich ihm genähert hatte. Mit bleichem Gesicht versuchte er zu lächeln, doch gelang ihm nur ein steifes und unsicheres Grinsen. Sein Blick war starr auf den Waffengurt gerichtet, der unserem Kameraden vor der Brust hing, und besonders auf die Maschinenpistole. »Dawai!«, gestikulierte der Alte. Der Russe streckte uns die Schüssel entgegen und unser Freund nahm sich daraus eine Birne. Er warf sie weg und nahm eine neue, warf auch diese weg und machte dasselbe mit fünf oder sechs weiteren. Der Alte fing an den Russen zu beschimpfen, der in kleinen Schritten zurückwich.

»Die sind ja alle halb verfault«, brüllte unser Freund, während er zu uns zurückkam.

Der Russe hatte uns aus Angst um seinen Obstgarten die Birnen angeboten, die für seine Schweine gedacht waren. Darum schüttelten wir nun den Baum und füllten damit eine ganze Zeltplane. Der Russe war in seiner Hütte verschwunden.

Im Nordosten donnerten die Kanonen. Unsere vorderen Reihen waren auf Gegenwehr gestoßen und wir erhielten den Befehl zur Abfahrt. Eine halbe Stunde später stiegen wir erneut ab. Trillerpfeifen gaben das Signal uns kampfbereit zu machen. In etwa einem Kilometer Entfernung wurde bei einem Dorf, das um eine Fabrik herum gebaut war, erbittert gekämpft.

Wesreidau erklärte uns in Rekordzeit, dass wir eine starke feindliche Gruppe ausschalten sollten, die sich in diesem Dorf festgesetzt hatte. Zwei Kompanien wurden für diese Aufgabe abgestellt, der Rest konnte sich damit nicht aufhalten und zog weiter.

Die Waffe am Schulterriemen marschierten wir zu Fuß auf das Kampfziel zu, während unsere Zugmaschinen die Raketenwerfer und die Pak in Stellung brachten.

Seitdem sie sich verschanzt hatten, beobachteten die Russen unsere Bewegungen und ließen sofort einen Hagel von Geschossen ihrer verdammten Granatwerfer auf uns niedergehen, die wir auch auf unserer Seite gut hätten gebrauchen können. Zum Glück waren diese Geschosse wenig gezielt und bewirkten nur, dass jeder irgendeine Deckung suchte. Die beiden Kompanien schwärmten aus und nahmen einen Teil des Ortes in die Zange. Wir hatten noch etwa zehn Minuten Ruhe, während unser Hauptmann im Schutz einer kleinen Mauer aus einfach

aufeinandergestapelten Steinen über das Manöver entschied und mit seinen Untergebenen sprach.

Dann kamen die Unteroffiziere zurück und gaben die zu erreichenden Punkte bekannt. Wir sahen uns mit zusammengekniffenen Augen diese Positionen an. Der soldatische Instinkt ließ uns die geringsten Unebenheiten erahnen, in die wir uns würden hineinhechten können. Alles war ruhig, und alles sah ziemlich leicht aus.

Es hätte totale Stille geherrscht, wenn nicht die Fahrzeuge unserer Panzergruppe weiter unten über einen steinigen Weg geholpert wären und dabei die Luft mit Lärm und Abgasen erfüllt hätten. Der Russe rührte sich nicht, und viele von uns dachten schon, er sei außer Gefecht gesetzt. Die Tatsache, dass unsere Truppen in der Nähe waren, gab uns Sicherheit, und es schien wahrscheinlich, dass der bevorstehende Kampf nicht mehr als ein Scharmützel würde.

Dann kam der Befehl zum Vorrücken. Von überall tauchten die Feldgrauen auf und gingen gebückt vorwärts. Einige lachten sogar – aus Leichtsinn oder Angeberei.

Die ersten Bretterbuden waren erreicht. Der Russe blieb still und unsichtbar. Ich hatte mich wieder meiner Gruppe angeschlossen, in der sich auch Halls befand, mein treuer Gefährte. Was wäre ich nur ohne ihn gewesen? Inmitten der Uniformen, die uns alle gleich aussehen ließen, tauchte sein gutmütiges, freundliches Gesicht auf und lachte mich an.

Ich lächelte flüchtig in seine Richtung, und wir tauschten einen Blick aus, der mehr sagte als alle Gespräche, die ich bis dahin geführt hatte.

Seitdem wir bei der Panzergruppe waren, hatte der Krieg für uns ein neues Gesicht bekommen. Die bösen Erinnerungen an die Rückzüge vom Don und aus Bjelgorod gehörten der Vergangenheit an. Einer Vergangenheit, die gewiss zu der Art schlechter Erfahrung zählte, die man kein zweites Mal machen würde. Sicher, wir waren im Krieg, aber hatten wir den Feind nicht in den letzten sieben oder acht Tagen ins Wanken gebracht?

Von der Stelle aus, an der wir uns befanden, konnten wir das Vorgehen von etwa dreißig der Unseren beobachten, die sich in Sprüngen zwischen den Hindernissen einer Ziegelei durchschlängelten. Fünf oder sechs Panzergrenadiere liefen am Hauptgebäude entlang.

Einer von ihnen hatte eine Granate in das offene Fenster des Erdgeschosses geschleudert. Die Explosion ließ einen kurzen Moment lang die Luft erzittern, und es folgte ein herzzerreißender Schrei, wie wir ihn schon oft gehört hatten. Wir wussten, dass wir uns nicht von unserem Ziel ablenken lassen durften. Dennoch konnten wir sehen, wie eine weiß gekleidete menschliche Gestalt aus dem Fenster stürzte und den Grenadieren vor die Füße rollte. Es war eine Frau, eine russische Zivilistin, die sich in diesem Raum verkrochen und wohl abgewartet und alle Heiligen darum anfleht hatte, dass alles vorübergehen möge. Trotz ihres Sturzes stand die Unglückliche, die nicht verletzt zu sein schien, auf und rannte in unsere Richtung, wobei sie gellende Schreie ausstieß. Die Maschinenpistole eines Grenadiers richtete sich auf die Frau, und wir glaubten schon den Schuss

zu hören, aber nichts geschah. Die Russin im weißen Hemd rannte schreiend davon, vorbei an unseren wie versteinert dastehenden Truppen.

Keiner von uns sprach ein Wort, und für dreißig Sekunden wurde der Krieg angehalten. Dann traten die Grenadiere die Türe ein und waren im Haus. Drei weitere Zivilisten, zwei Männer und ein Kind, kamen heraus. Wir sahen, wie sie sich aus dem Staub machten und die verdutzten Feldgrauen passierten. Die Russen hatten das Dorf nicht evakuiert, und wir mussten mit der Zivilbevölkerung rechnen. Wesreidau, der das erkannt hatte, ließ auf einem Halbkettenfahrzeug einen Lautsprecher anbringen. An einer Stange wurde ein weißes Tuch befestigt, und der Wagen fuhr durch die Reihen der Wohnhäuser.

Der Lautsprecher jaulte auf, und schon drangen russische Worte aus ihm hervor. An Bord des Halbkettenfahrzeugs beobachteten vier Männer unruhig die Umgebung und warfen den Kameraden, die in Deckung geblieben sind, angsterfüllte Blicke zu.

Wahrscheinlich forderten sie die Russen auf, die Zivilisten aus dem Dorf zu lassen oder die Waffen niederzulegen. Der Lastwagen hatte noch keine hundert Meter zurückgelegt, als das Unvermeidliche geschah. Der Wagen der Unterhändler schien plötzlich in die Luft gehoben zu werden. Es erging eine Reihe ohrenbetäubender Detonationen, während im gleichen Augenblick fünf oder sechs Hütten in sich zusammenstürzten. Unsere Unterhändler waren in ein Minenfeld gefahren und hatten eine Kette von Explosionen ausgelöst. Eine Wolke aus Staub und Rauch verbarg das Dorf vor unseren Blicken. In den Flammen des Fahrzeugs fuchtelten zwei Gestalten mit den Armen und schrien vor Schmerzen.

»Vorsicht, Minen!«, brüllte jemand.

Alles Weitere ging unter im Lärm der Granatwerfer und der Pak. Vor uns gingen Fontänen aus Feuer und Erde hoch. Strohdächer hoben sich mit einem Satz in die Luft, und die abgedeckten Häuser wirkten kahl wie der Schädel eines Glatzköpfigen, dem die Perücke weggefegt wurde.

Der Iwan reagierte und setzte mindestens zwei Batterien schwerer Granatwerfer ein. Jedes ihrer Geschosse, selbst wenn es in einer Entfernung von hundertfünfzig Metern einschlug, ließ den Boden unter unseren Stiefeln erbeben und pumpte uns die Luft aus den Lungen. Trotz der sicheren Minenvorkommen bliesen die Trillerpfeifen zum Angriff. Alle kamen aus ihren Verstecken und stürmten bis zum nächsten Schutthaufen. Unsere Granatwerfer nahmen das Gelände dreißig Meter vor uns unter Trommelfeuer, um den Minengürtel zu unterbrechen und die Minen dabei gegebenenfalls hochgehen zu lassen. Zum Teil gelang das auch. Die Russen setzten Vierlings-MG ein, die auf den Ladeflächen von Lkw aufgestellt waren, und nahmen alles, was ihnen vor den Lauf kam, unter ein mörderisches Feuer.

Was vor einer Viertelstunde noch einfach schien, war eine unüberwindbare Hürde geworden, und plötzlich fühlte sich keiner mehr sicher. Zu fünft verbargen wir uns zwischen dem Gerümpel der Ziegelei, und unsere Schädel hüpften knapp über der Erde im Takt der Einschläge auf und ab. Hinter einem anderen Haufen zertrümmerter Ziegelsteine brüllte ein Feldwebel aus vollem Hals, wir sollten auf alles schießen was wir sehen würden. Einer nach dem anderen riskierten wir

einen Blick über die Deckung hinweg, aber das Heulen der Geschosse ließ auch die Mutigsten schnell wieder den Kopf einziehen.

Nur die Granatwerfer deckten den Feind weiterhin mit Schüssen ein, der im Augenblick die Oberhand gewonnen hatte. Der metallene Turm der Fabrik, den wir schon bei der Ankunft gesehen hatten, widerstand seltsamerweise den Pakgeschossen, die ihn sicher schon mehrmals durchschlagen hatten. Wieder galt es zu einer weiter vorne gelegenen Stelle zu hetzen. Manche schrien dabei, um sich Mut zu machen. Andere bissen wie ich die Zähne zusammen und umklammerten mit vor Aufregung feuchten Händen das schwere Gewehr wie ein Ertrinkender das Seil, das man ihm zuwirft.

Begleitet von dumpfen oder schrillen Geräuschen, von flüchtigen oder grellweißen Blitzen, spritzte die Erde rechts und links, vor und hinter uns empor und verschlang manchmal mitleiderregende menschliche Figuren, die wie Soldaten gekleidet waren. Etwa dreißig Meter weiter links fielen einer nach dem anderen fünf Kameraden, die sich hinter ein niedriges Holzgebäude geflüchtet hatten, welches wohl zum Beschlagen der Pferde gedient hatte. Da sie nicht mehr wussten, wohin sie laufen sollten, blickten die beiden letzten verzweifelt um sich und suchten den Feind, der auf sie zielte. Einer über den anderen stürzten sie auf die Körper ihrer bereits liegengebliebenen Kameraden. Aus dem verschlungenen Haufen von Gliedmaßen rann ein dicker Blutstrom und versickerte im grauen Staub.

Plötzlich entzündete sich auf der linken Seite des Dorfes, zwischen vier oder fünf Lagerschuppen ein gewaltiges Feuer und loderte fauchend in den Himmel hinauf. Die gigantische Lohe wogte hin und her und breitete sich mit überwältigender Geschwindigkeit aus. Ihre mächtigen Flammen, gekrönt von schwarzem Rauch, stiegen hoch empor und verbreiten eine Hitze, die wir bis in unsere Stellung spüren konnten.

Die Kameraden, die in diesem Bereich lagen, wichen schnell zurück. Unter der Macht des Feuers bogen sich jaulend die Metalldächer der Lagerschuppen, und die benachbarten Isbas gingen in Flammen auf. Eine Horde bewaffneter Männer, Soldaten wie Zivilisten, rannte aus den brennenden Gebäuden, und unsere Soldaten schossen auf sie wie auf Kaninchen.

Offenbar war ein großes Brennstofflager von einem unserer Geschosse getroffen worden. Der Feind, den es teuer zu stehen kam, dass er sich unvorsichtigerweise neben einem solchen Vulkan verschanzt hatte, floh in Panik. Einige Russen stürmten in Verwirrung heraus, die Hände über dem Kopf, nur um oftmals gleich wieder in Richtung eines anderen Verstecks davonzurennen.

Das Feuer unserer Pak konzentrierte sich auf den Fabriksektor, während wir die aus dem Brennstofflager fliehenden Leute erledigen sollten. Immer wieder geriet ein türmender Russe in die Linie von Kimme und Korn meines Karabiners. Ein leichter Druck auf den Abzug, ein wenig Rauch am Ende der Waffe, und schon suchte der stählerne Lauf meines Karabiners ein neues Opfer. Würde man mir vergeben? Hatte ich mich schuldig gemacht? Der kleine Russe, der schon mehrfach angeschossen war, völlig verwirrt durch den tödlichen Aufruhr, für dessen Existenz er wahrscheinlich ebensowenig wie ich eine Notwendigkeit sah, der zu

lange in der Schusslinie meines Gewehrs blieb, plötzlich bleich wurde und seine Hände vor die Brust hob, bevor er eine halbe Drehung um sich selbst machte und mit dem Gesicht auf den Boden fiel … wird man mir das verzeihen können? Werde ich je vergessen können?

Doch der Rausch, der auf die qualvolle Angst folgt, bringt auch den Unschuldigsten jungen Mann, gleich auf welcher Seite, dazu unfassbare Gewalttaten zu verüben. Der Hass richtete sich plötzlich, wie kurz zuvor noch von Seiten der Russen, auf alles was sich bewegte, und wir verfielen in eine ungeheure Zerstörungswut. Es war leichtsinnig und irrational, dieser Wut nachzugeben, und viele Landser bezahlten ihren brutalen Tatendrang, der sie zur Verfolgung des angsterfüllten Gegners anstiftete, mit ihrem eigenen Leben.

Die Kanonen donnerten und legten den oberen Teil des Dorfes, wo Geschütze der russischen Armee in Stellung lagen, in Schutt und Asche. In der allgemeinen Flucht fielen die noch nicht völlig ausgebrannten, armseligen Hütten eine nach der anderen in unsere kriminellen Hände. Wir hatten die möglichen Minensperren überwunden und nichts konnte uns mehr aufhalten. Nichts konnte meinen guten Freund Halls aufhalten, der in Riesensprüngen über den Zaun eines Gehöfts setzte und mit der MP eine Gruppe russischer MG-Schützen niedermachte, die gerade mit einer Ladehemmung kämpften. Nichts konnte die glorreiche 8. und 14. deutsche Infanteriekompanie mehr aufhalten. Oder wie es der Wehrmachtsbericht später ausdrücken würde: »Mit einem unerschütterlichen Tatendrang haben unsere tapferen Truppen heute morgen den Ort … zurückerobert«. Nichts konnte unseren wahnsinnigen Sturmangriff aufhalten, nicht einmal die markerschütternden Schreie des Obergefreiten Woortenbeck, der sich mit zitternden Händen an einem Eisengitter festkrallte und sich gegen den Tod wehrte, der aus dem blutigen Brei aufstieg, welcher aus seinem Bauch quoll.

Es wurden noch einige andere Kameraden getötet, bevor die Fabrik als unser Ziel vor uns lag. Die Pak stellte ihr Feuer ein, um nicht die Infanterie zu treffen, die sich nun nahe den russischen Verteidigern befand, welche sich geschickt in den Resten des Dorfes und im Fabriksektor festgesetzt hatten.

Ich weiß nicht mehr genau, was passierte. Meine Gruppe war auf die Gruppe des Alten gestoßen, die in einer Art großem Zementbecken pausierte. Wir tranken die Feldflaschen leer, ohne den Durst ganz stillen zu können. Alle waren schwarz vor Staub. Ein Funker kam zu uns und besprach sich mit Kommandant Wesreidau. Der Kampf hatte etwas nachgelassen und die deutschen Truppen formierten sich neu für den letzten Angriff. Die Gruppe des Alten verfügte neben ihren beiden MG über einen Granatwerfer. Die Grenadiere unserer Gruppe waren mit Maschinenpistolen und Gewehren bewaffnet. Unser Unteroffizier verteilte uns über die Länge der Zisterne und wies uns die Zielpunkte für den Moment des Angriffs. Wir nickten bereitwillig, noch bevor uns die Angst wieder überwältigen konnte. Die Augenblicke des Wartens waren eigentlich das Schlimmste.

Inmitten einer Ansammlung von zerstörten Gerüsten war eine Gruppe von etwa sechzig Russen aufgetaucht, die eine weiße Fahne schwenkten. Es waren Zivilisten, wahrscheinlich Arbeiter der Fabrik. Vielleicht waren es auch Partisanen, die Angst davor hatten, wie die Schlacht ausgehen würde, und fürchteten

an die Wand gestellt zu werden. Sie gingen direkt auf die Gruppe des Alten zu und gaben sich gefangen. Ein aufwühlender Moment für diese Männer, deren Anspannung sich an ihren zusammengepressten Lippen ablesen ließ.

Der Alte sprach in fließendem Russisch mit ihnen. Geschützt von der weißen Fahne begleiteten vier Landser die Gefangenen nach hinten. Ein seltsamer Augenblick der Stille, in dem jeder dachte, dass ein paar vernünftige Worte zwischen den Gegnern eigentlich genügen würden, um alles zu beenden, so dass Russen und Deutsche zusammen einen trinken konnten.

Doch schienen in unserem absurden Dasein oft die einfachsten Dinge unüberwindliche Schwierigkeiten zu sein, und jeder fiel sogleich wieder zurück in das, was er als zwangsläufig und notwendig ansah. Keiner achtete auf den symbolischen Wert, der in der Entscheidung dieser Männer lag, einen so einfachen Schritt zu tun, welcher der Mehrheit der Handelnden widersprach. Und selbst die, die es erkannten, richteten ihren Raubtierblick bald wieder auf das stählerne Chaos der Fabrik, in das wir würden eindringen müssen. Bei einem Brand treten Tiere, die einen gesünderen Instinkt haben als Menschen, die Flucht an. Wir dagegen, die Krone der Schöpfung, stürzten uns mit der gleichen Dummheit hinein wie die Nachtfalter ins Licht. Das nannte man Mut, doch ich selbst würde kein mutiger Mann sein. Angst schnürte mir die Kehle zu, und ich fühlte mich wie ein Schaf an der Pforte zum Schlachthof.

Ich bin mir noch immer sicher, dass ich nicht als einziger so empfand. Der Junge neben mir wendete mir einen Moment lang sein verdrecktes Gesicht zu und murmelte: »Wenn diese Idioten sich doch ergeben wollten!«

Aber unsere Gefühle zählten nicht viel. Das Funkgerät knisterte und ein Befehl drang daraus hervor.

»Ein Drittel der Kräfte nach vorne! Abzählen, eins, zwei, drei.«

Eins, zwei, drei … eins, zwei, drei … Die Ziffer eins fiel auf mich wie ein Wunder vom Himmel. Ich blieb in meiner Zementgrube, die mir im Augenblick nicht schöner hätte vorkommen und mich nicht glücklicher hätte machen können wie ein Palast. Es war ein sicherer Unterschlupf, in dem ich gern meine Tage zugebracht hätte, so lange uns draußen der Tod verfolgte. Ich wagte nicht zu lächeln, aus Angst der Unteroffizier könnte es sehen und mich ins Feld schicken. Ich dankte Gott, Allah, Buddha, dem Himmel, der Erde, dem Wasser, dem Feuer, den Bäumen, und allem was mir einfiel, dass ich in dieser Zementgrube bleiben durfte, in der was weiß ich für Unrat abgeladen worden war, bevor sie mein Zufluchtsort wurde.

Der Junge neben mir hatte die Nummer drei. Verdammte Zahl, verdammte Arithmetik, verdammter Unteroffizier, der nicht dumm war und bis drei zählen konnte. Er machte vielleicht ein Gesicht, der arme Tropf neben mir. Er sah mich an, aber ich traute mich nicht, ihm ins Gesicht zu schauen. Ich wollte nicht, dass er meine Freude sah, und starrte stattdessen auf die Fabrik, als hätte ich selbst die Nummer drei und als wollte ich gleich losrennen. Eigentlich lief aber alles normal ab. Der Junge mit der drei sah seine Kameraden an, die Fabrik würde er ja früh genug sehen. Dann kam das verhängnisvolle Zeichen zum Vorrücken,

und der tapfere deutsche Soldat sprang aus seiner Deckung, gemeinsam mit etwa hundert anderen.

Sofort ertönte das Knallen der russischen, automatischen Waffen. Bevor ich in meine wunderbare Grube abtauchte, sah ich noch, wie die Einschläge der Geschosse kleine Staubfontänen aufwirbelten, die den Weg meines Kameraden säumten. Er würde nie wieder bis drei zählen müssen. Das Rattern der Maschinengewehre und die Detonationen der Granaten ringsum waren ohrenbetäubend. Die Schreie der Verwundeten gingen dabei fast unter.

»Achtung! Nummer zwei vorwärts!«

Jetzt war der Alte mit seiner Spandau an der Reihe.

Gleich würde ich dran sein, zusammen mit denjenigen, die das Glück hatten die ›eins‹ zu bekommen.

Während es draußen überall knallte, verirrten sich meine Gedanken in den Zahlen. Begann man nicht normalerweise mit der Nummer eins? Warum waren es nun die Männer mit der drei, die als erste in den Staub fielen? Ich hatte keine Zeit diese Frage zu vertiefen, denn es wurde nach mir verlangt.

»Nummer eins, auf, hinterher!«

Nach kurzem Zögern wischte ich aus meiner Deckung heraus wie der Teufel aus der Schachtel und begann zu galoppieren wie ein Verrückter. Dicke graue Staubwolken lagen über allem und behinderten die Atmung. Durch den Nebel zuckten Mündungsfeuer.

Mit einigen Sprüngen hatte ich das Fundament einer zusammengestürzten Bretterbude erreicht. Darauf lag zusammengerollt und im Sterben ein deutscher Soldat, der mit wirrem Blick auf den offenen Verschluss seiner MP starrte.

Es war seltsam mit den Sterbenden: Man machte kaum großes Aufhebens um sie. Zwei Jahre zuvor hatte ich zusehen müssen, wie eine Frau von einem Milchwagen überfahren wurde. Ich wäre beinahe ohnmächtig geworden beim Anblick der zerquetschten Frau. Jetzt aber machte mir nichts mehr etwas aus. Wer die Schlacht von Bjelgorod mitgemacht hatte, für den waren selbst Morde in Romanen nur noch lächerlich.

Durch den beißenden Qualm hindurch suchte ich nach dem Feind, um meiner Aufgabe gerecht zu werden.

Etwa fünfundzwanzig Meter vor mir flogen nacheinander ein paar Wagen in die Luft. Dann sah ich vier oder fünf Soldaten vorbeirennen, konnte aber nicht sagen, ob es Deutsche oder Russen waren.

Ich war mit zwei Kameraden in einer unüberdachten Stellung aus Balken und Erde gelandet, welche die Russen für ein MG gebaut hatten. Die Kameraden saßen praktisch auf den Leichen von vier Russen, die von Granatsplittern durchsiebt worden waren.

»Das war ich, ich hab ihnen mit einem Wurf das Fell abgezogen!«, brüllte ein junger, kräftiger Infanterist.

Ein Regen aus Granaten zwang uns zu Boden. Wir fielen übereinander und zwischen unsere toten Feinde. Ein Geschoss explodierte direkt an der Wand unseres Bunkers. Erde und Balken wirbelten in die Luft, und alles fiel zurück auf unsere

Köpfe. Ein Kamerad, der zwischen mir und einem toten Russen eingeklemmt war, zuckte plötzlich zusammen. Ich wollte mich aufrichten und weglaufen, da schlug ein zweites Geschoss hinter dem Schutzwall ein, der mir gegen die Beine flog. Geschockt taumelte ich gegen die andere Wand und schrie um Hilfe. Ich hatte das Gefühl als wären meine Beine gebrochen, und wagte kaum sie zu bewegen, aus Angst, dass sich das Schlimmste bewahrheiten könnte. Meine Hose war weit aufgerissen, aber zum Glück waren die Knochen intakt, obwohl ich die roten Schürfwunden sehen konnte.

Wie ein Wahnsinniger warf ich mich zurück zwischen die Leichen. Dabei fiel ich auf den Kerl, der vor einer Minute zusammengesunken war, und der nun aufschrie wie ein Schwein, dem man die Kehle durchschneiden wollte. Wir lagen Kopf an Kopf, während eine Lawine von Trümmern auf unseren Zufluchtsort und die Umgebung niederging.

»Ich bin verwundet«, stöhnte er. »Irgendwas sticht in meinem Rücken. Ruf einen Sani«.

Ich sah ihn bestürzt an und schrie sofort los: »Sanitäter, Sanitäter!«

Doch mein sinnloses Schreien ging unter im ohrenbetäubenden Lärm von zwei Spandaus, die nicht weit von uns Glut und Feuer spuckten. Der große Infanterist brüllte aus vollem Halse, dass wir weiter nach vorne sollten.

»Los, Kameraden! Unsere Jungs sind schon am Wassertank vorbei.«

Ich blickte auf den Verwundeten, der mich mit angsterfüllten Augen anstarrte und mich am Ärmel festhielt. Ich wusste nicht, wie ich ihm sagen sollte, dass ich im Augenblick nichts weiter für ihn tun konnte. Er flehte mich mit seinen Blicken an. Dann sprang der Lange aus der Deckung. Ich wandte mein Gesicht ab und riss mich mit einem Ruck los. Der Verwundete rief noch nach mir, aber ich hatte schon die Stellung verlassen und rannte wie ein Besessener dem langen Kerl hinterher, der etwa fünfzehn Meter Vorsprung hatte.

Ich traf auf eine Gruppe, die hastig zwei Granatwerfer in Stellung brachte und half ihnen dabei. Kurz darauf stiegen unsere Geschosse beinahe senkrecht in die Luft. Ein Landser platzte herein, das Gesicht rot von Blut, und meldete, dass sich der Iwan zum mittleren Turm zurückziehen würde. Der Alte, den ich zuerst gar nicht bemerkt hatte, stieß einen wilden Schrei aus.

»Volltreffer!«, brüllte er.

Im gleichen Moment wurde sein Gesicht, das von einer unglaublichen Staubkruste bedeckt war, von einem weißen Blitz erhellt. Eine Feuerfontäne umhüllte den mittleren Turm.

Die russische Verteidigung erlag unserem heftigen Beschuss und fiel in sich zusammen. Unsere Truppen umzingelten das Gelände und überwältigten die letzte Gegenwehr. Vorne fiel noch ein deutscher Soldat und hielt sich dabei beide Hände vors Gesicht, dann war es zu Ende. Hier und da knallten noch ein paar Schüsse, aber man sah, dass das Scharmützel vorbei war.

Zusammen mit den Kameraden marschierte ich durch das, was einmal eine Fabrik gewesen und jetzt ein bis zur Unkenntlichkeit verwüstetes Gelände war. Wir hatten wieder einmal gesiegt, doch man hörte keinen Jubel. Zermürbt vom

Lärm und der nervlichen Anspannung irrten die Männer zwischen verbogenen und eingestürzten Metalldächern umher. Ein Landser mit verbissenem Gesicht hob mechanisch ein emailliertes Schild mit kyrillischer Schrift auf. Vielleicht stand »Direktion« darauf, oder »Toilette«.

Das Dorf und seine Verteidiger waren unserem Beschuss erlegen. Es gab an die dreihundert Gefangene und etwa zweihundert gefallene oder verwundete Feinde. Die Unteroffiziere sammelten ihre Leute und führten uns durch die qualmende Verwüstung in den unteren Teil des Dorfes. Hauptmann Wesreidau inspizierte seine beiden Kompanien und ließ sie zum Appell antreten. Es fehlten etwa sechzig Kameraden. Dann machte man sich daran die Verwundeten einzusammeln und auf einem Vorplatz zusammenzutragen, damit sie von den drei Sanitätern Erste Hilfe erhielten. Es waren mindestens fünfzehn. Darunter Helen Grauer, der eine Kopfverletzung hatte und offensichtlich sein rechtes Auge verlieren würde.

Wir sollten nach Wasser suchen. Die Pumpen waren jedoch zerstört, und es blieb uns nichts anderes übrig als inmitten der Asche einer Isba mit Suppenschüsseln aus einem Brunnenschacht zu schöpfen. Das Wasser, das wir daraus hervorholten, war rußgeschwärzt. Die Verwundeten delirierten und schrien durcheinander.

Dann waren da natürlich auch noch die russischen Verwundeten – fünfmal so viele wie die unseren. Grundsätzlich sollten wir ihnen helfen, was jedoch ein schweres Dilemma für unseren Kommandanten war, der den Befehl hatte, nach Abschluss des Unternehmens wieder zur Division zurückzukehren.

Wir ließen daher die russischen Verwundeten zurück. Die unseren wurden so gut es ging auf Fahrzeuge verladen, die keinerlei Ähnlichkeit mit Krankenwagen oder auch nur mit einfachen Lastwagen hatten. Es waren motorisierte Lafetten oder Zugmaschinen für die leichte Artillerie. Wir alle waren erschöpft, verdreckt und apathisch.

Es war ferner die Frage, wie die Gefangenen abtransportiert werden sollten. Auf den überfüllten Fahrzeugen war kein Platz für sie. So entschied man, dass ein Beiwagenkrad, auf dem ein MG montiert war, die Kolonne der Gefangenen begleiten sollte. Letztendlich haben wir sie zwei Tage später laufen gelassen, weil niemand wusste, was man mit ihnen anfangen sollte.

Als selbständige Gruppe hatten wir größte Schwierigkeiten mit der Versorgung. In der Theorie sollten die Fahrzeuge, die Munition und Treibstoff geladen hatten – nachdem ihre Ladung leichter geworden war – unterwegs die Kriegsbeute einsammeln. Aber die Division hatte schon tausend oder elfhundert Gefangene zu befördern, und wir wussten nicht mehr, was wir mit ihnen machen sollten. So brachen wir wieder auf, zu verschiedenen Haufen aus Freunden und Feinden, die alle auf die Transportfahrzeuge gepackt waren.

Alle sahen zu, wie das Dorf, von dem dichter Rauch aufstieg, langsam am Horizont verschwand. Der Himmel war grau, düster und schwer vom Regen, der morgen auf die notdürftigen Gräber von etwa vierzig unserer Leute niedergehen würde, die geopfert wurden, nur um ein feindliches Widerstandsnest auszuschalten. Einen Ort, den wir nicht einmal besetzt haben, da wir schon wieder unterwegs zu einem anderen Einsatz waren. Die Zeit der Eroberungen war vorbei. Tatsächlich schützten wir den großen Rückzug unserer Truppen über den Dnjepr.

Niemand lächelte. Wir wussten, dass dieser Sieg keinen großen Einfluss auf den Ausgang des Krieges haben würde. Er war im besten Falle aus strategischen Gründen nützlich gewesen. Mit diesem Gedanken trösten wir uns ein wenig. Doch für uns einfache Soldaten brachte er nichts als weitere Angst, den Verlust zahlreicher Kameraden, und für meinen Freund Grauer eine nicht wieder gut zu machende Verstümmelung.

Ein blonder Junge mit schmutzigen Haaren saß eingeklemmt zwischen zwei graugrünen Kameraden auf dem Beifahrersitz des Wagens, der mich und etwa dreißig andere transportierte, und spielte auf einer Mundharmonika. Seine Musik drang leise an unsere fast tauben Ohren. »Vor der Kaserne, vor dem großen Tor … mit dir, Lili Marleen … mit dir, Lili Marleen …« Die Melodie zog sich langsam dahin und legte sich mit wehmütiger Schwere auf unsere erschöpften Gemüter. Halls hörte mit halb geöffnetem Mund zu und starrte dabei ausdruckslos ins Leere.

Achtes Kapitel. Der Durchbruch von Konotop

Wir fuhren noch eine Stunde, bis die Nacht kam. Eine Stunde bedeutete etwa fünfzig Kilometer. Die Fahrt war alles andere als erholsam, und wir warteten sehnsüchtig auf den Befehl zum Halten, um endlich den Schmutz loszuwerden, der uns von oben bis unten bedeckte. Außerdem sehnten wir uns nach Schlaf. Wir wussten, dass wir keine Unterkunft zu erwarten hatten und dass wir, wie gewohnt, unter freiem Himmel würden schlafen müssen. Wie angenehm wäre nach solchen Anstrengungen jetzt ein ordentliches Bett gewesen. Doch wir hatten uns nicht darum zu kümmern, sondern würden uns wieder auf der schmutzigen Erde ausstrecken und in einen traumlosen Schlaf versinken.

Über den düsteren Himmel zogen schwarze Wolkenmassen, an deren Rändern es aufleuchtete. Dicke, schwere Tropfen fielen herunter, und schon brach das Gewitter los. Wir begrüßten den Regen, der uns schon so oft zum Verhängnis geworden war, wie ein Geschenk des Himmels, und ließen das Wasser über unsere dreckverkrusteten Gesichter rinnen. Wie eine Sintflut stürzte der Regen herab und hinein in unsere Krägen.

Die unverhoffte Dusche prasselte auf Freund und Feind, und alle freuten sich darüber. Wir standen dicht beieinander, und der durchnässte, graugrüne Stoff unserer Uniformen klebte an uns wie die braunvioletten Uniformen an den Russen. Alle tauschten Beobachtungen aus, wie die Spieler zweier gegnerischer Mannschaften, die sich nach dem Match unter der Dusche treffen. Niemand dachte in diesem Moment mehr an Hass oder Rache. Jeder dachte an das Leben, das er sich bewahrt hatte, und an die überstandenen Strapazen. Der Regen wurde schließlich so heftig, dass wir uns schützen mussten. Zeltplanen wurden ausgebreitet und so gut es ging über Köpfe und Schultern der auf den Fahrzeugen sitzenden Leute gezogen.

Russen und Deutsche alberten miteinander unter den Planen herum. Niemand, oder fast niemand, verstand die anderen, doch es wurden Zigaretten aus Hannover gegen Machorka-Tabak aus den Ebenen der Tataren getauscht. Man rauchte und lachte, wegen nichts und wieder nichts, einfach so, grundlos. Es war die reinste menschliche Freude, die ich je erlebt hatte. Das grundlose Lachen, das Tauschen von Tabak, der unter der Plane qualmte, dass es einen im Hals kratzte, diese Insel des Frohsinns, die auf einem Ozean der Qualen trieb – all das wirkte auf uns wie ein Schuss Morphium. Wir vergaßen den angeblichen Hass, der uns trennte, und spürten deutlich ein fast vergessenes Lebensgefühl in uns erwachen.

Ich verstand kein Wort und lachte doch hemmungslos, während eine merkwürdige Stimmung von mir Besitz ergriff. Ich bekam beinahe Gänsehaut davon, wie bei einer schönen, bewegenden Melodie. Der Regen trommelte wild auf das Blech des Verdecks und übertönte schon bald das Brummen des Motors. Würden wir diese Leute morgen erschießen müssen? Das schien unmöglich. Nach all dem konnte das nicht mehr sein.

Wir hatten soeben die motorisierte Kavallerie eingeholt, die mitten im Niemandsland angehalten hatte. Der Regen fiel weiter in Strömen auf alles herab, und auf dem Blech der Beiwagenkräder, die zum Schutz unter dem durchnässten Laubdach des Waldes abgestellt wurden, glänzten dicke Tropfen.

Wesreidau hatte seinen VW verlassen, um mit dem Kommandeur der Kavallerie zu sprechen. Die Jungs von den Beiwagenkrädern hatten lange Ölmäntel, um sich gegen den Sturm zu schützen. Da jedoch ihr Lagermaterial auf den Transportlastern geblieben war, konnten sie nichts anderes tun als zwischen den Pfützen auf und ab zu laufen.

Inmitten der Böen und des Regens verteilten zwei mit der Essensausgabe betraute Leute langweilig schmeckende Würste an jeden, der ihnen die Hand entgegenstreckte. Dazu gab es für je acht Mann ein Kommissbrot, das wir sorgfältig aufteilten. Die Gefangenen sollten erst bei der Division Verpflegung erhalten und bekamen nichts.

Am liebsten hätten wir das wenige Essen abseits und in Ruhe vertilgt, doch wir standen ja noch immer zusammengedrängt auf der triefenden Ladefläche. Die Russen, die nichts hatten als das nackte Leben, bekamen glasige Augen angesichts unserer Rationen, die wir freilich nicht verheimlichen konnten. Schließlich nahmen wir mit unseren schmutzigen, nassen Händen das Brot und teilten es mit den Leuten, die noch vor wenigen Stunden vergeblich versucht hatten uns zu töten.

Nachdem wir binnen fünf Minuten alles im prasselnden Regen hinuntergeschlungen hatten, knurrte uns schon wieder der Magen. Dazu hatten wir alle Durst, doch die Feldflaschen waren seit dem Scharmützel heute Nachmittag leer. Wie fiebernde Schafe gierten wir nach etwas zum Trinken und erhielten schließlich die Erlaubnis, von den Fahrzeugen herunterzusteigen und uns umzuschauen. Wir waren mitten in der Wildnis. Weit und breit war kein Brunnen oder Trog zu sehen. Und doch fehlte es freilich nicht an Wasser, denn es stürzte ja in Strömen vom Himmel. Wir sammelten mit Hilfe der Regenjacken, was von den Lastwagenplanen herunterlief und vom Laub des Waldes zu Boden tropfte. Nachdem wir unseren Durst gelöscht hatten, brachen wir mit dem Konvoi der Kavallerie wieder auf.

Endlich hatte der Regen ein Ende. Müde und steif vor Kälte schaukelten wir durch die Nacht. Immer noch durchzuckten Blitze den Himmel, hinter uns und über unseren Köpfen. Das Gewitter zog grollend ab. Auch vor uns leuchteten Blitze dicht über dem Horizont auf, die aber leider nichts mit dem Wetterleuchten zu tun hatten, sondern von den Stalinorgeln kamen. Diese ließen ein heftiges Feuer auf unsere Division niedergehen, welche hinter Konotop zum Stehen gekommen war. Während wir uns langsam näherten, konnten wir an Hand der Intensität des Feuers, welches über den Horizont flammte, das Ausmaß des sich abspielenden Kampfes erahnen. Bald war auch das Donnern zu hören, pausenlos dahinrollend und furchterregend.

Wir hatten auf ein ruhiges Plätzchen gehofft, an dem wir übernachten würden, stattdessen stand uns eine neue Hölle bevor, und die beängstigende Ungewissheit, ob man sie noch einmal überleben würde. Das unerbittliche Joch des Krieges legte sich erneut um unsere vor Anstrengung pochenden Schädel. Das Gesicht des

blonden Jungen, der die Mundharmonika gespielt hatte, war so hart geworden, dass er aussah wie ein Erwachsener. War das die Erschöpfung, oder wünschte er einfach nur, dass alles vorbei wäre. Er war in der kurzen Zeit um zwanzig Jahre gealtert.

Wir erreichten die Stadt, die finster und verlassen wirkte. Noch immer war der Himmel erhellt vom Widerschein der Schlacht, die in den westlichen Randbezirken im Gange war. Das Donnern der Explosionen erfüllte die Atmosphäre, Fensterscheiben barsten und Regenrinnen stürzten von den umliegenden Häusern.

Erneut hatte ein feiner Nieselregen eingesetzt, und wir erhielten Befehl die Wagen zu verlassen. Wie die Schlafwandler sprangen wir herunter. Beim Aufprall auf dem harten Boden jagte eine Welle des Schmerzes meine Wirbelsäule hoch. In Rudeln folgten wir unseren Anführern, während die Fahrzeuge in einer Seitenstraße verschwanden. Mir fielen fast die Augen zu vor Müdigkeit. Ohne wirklich zu realisieren, dass es in einen weiteren Kampfeinsatz ging, folgte ich automatisch den klappernden Stiefel meiner Kameraden.

Was in dieser Nacht in Konotop geschehen ist, könnte ich nicht mehr sagen. Da war Feuer, da waren Explosionen, und Häuser, die entlang einer düsteren, undefinierbaren Straße eins nach dem anderen zusammenstürzten. Da war ein Rinnstein, in dem Wasser lief, und da waren meine harten, schweren Stiefel, die ich keine Kraft mehr hatte zu heben. Darin waren meine langen, mageren Kinderfüße, die mir immer kleiner zu werden schienen. Da war diese widerliche Fiebrigkeit, die in meinen Schläfen pochte, da waren tausend Tonnen Müdigkeit auf meinen hageren Schultern, ich war gefangen in meiner dreckigen Unterwäsche, in einer rauen, vom Regen schweren Uniformjacke, in einem Gewirr von Lederriemen und Patronentaschen voller Sprengkörper, in einer fremden, feindliche Welt. Und doch musste ich mich weiterschleppen, weitertragen, musste weiterkommen, weiterkriechen, weiterzittern.

Bleich wie der Tag der Hinrichtung kam der Morgen herauf, und ich sank in einen abgrundtiefen Schlaf, der mich die Alpträume der letzten Stunden vergessen ließ. Wir lagen auf dem Pflaster unter einer Toreinfahrt, wo wir vor dem Regen geschützt waren, außer wenn der Wind ihn direkt hereinblies. Einige Stunden mochten so vergangen sein, während derer wir der Welt entrückt waren und der Schlaf uns eine Pause gönnte. Dann wurden wir geweckt. Ich starrte in die bleichen, abgehärmten Gesichter von hundert Kameraden. In diesem Moment hätten uns selbst unsere engsten Angehörigen nicht sofort wiedererkannt. Meine Augen fühlten sich an, als seien sie tief in meinen schmerzenden Schädel gesunken, und unwillkürlich versuchte ich zu erkennen, was der graue Tag wohl diesmal bringen mochte.

Direkt gegenüber dem Portal, unter dem wir Zuflucht gefunden hatten, ragte eine mehrstöckige Fassade auf. Um die gähnenden Fensteröffnungen herum bildeten großflächige Rußspuren einen Kontrast zum Grau der Mauer. Weiter hinten standen einige armselige Baracken, die nur von verirrten Katzen bewohnt waren, oder von Landsern auf der Suche nach einem Unterschlupf. Die ohnehin schon recht heruntergekommenen Mauern der Buden waren von der durchziehenden Walze des Krieges noch zusätzlich besudelt und verdreckt worden.

Die Straße wand sich weiter hinauf, bis sie von den Resten einer Häuserreihe versperrt wurde, die gestern Abend auf die Fahrbahn gestürzt war, als russische Raketen etwa ein Viertel der Stadt verwüstet hatten.

Ich war damit beschäftigt das Zittern zu unterdrücken, das meinen ganzen Körper schüttelte, und meine Augen suchten nach irgendetwas, das mich davon ablenken und mir ein bisschen Freude machen konnte.

Ein Geräusch hinter mir ließ mich den Kopf wenden. Der Alte kam mit zwei Schüsseln voll heißer Suppe daher, die er weiß Gott wo aufgetrieben hatte. Gedankenverloren sah ich ihm zu, wie er zwischen Schutt und Wasserpfützen hindurch zu uns herüber hinkte. Seine Uniform war genauso grau und schmutzig wie die Umgebung, und sein abgemagertes, bärtiges Gesicht unter dem schweren Stahlhelm passte perfekt zur gesamten Szenerie.

Über Konotop floss der Himmel langsam dem Horizont entgegen. Graue Wolken, die aussahen wie schmutzige Wäsche, zogen vorbei, bis sie in der Ferne unseren Blicken entschwanden.

»Wer Hunger hat, soll gefälligst die Augen aufmachen«, sagte der Alte und stellte die Essgeschirre ab.

Eilig schüttelte ich Halls, der wie immer zu schlafen schien wie ein Stein. Er zuckte zusammen, doch als er kein Geratter hörte, beruhigte er sich wieder, brummte einige unverständliche Worte und stand schließlich auf, seinen steifen und schmerzenden Körper reibend.

»Herrgott, hab ich es satt!«, sagte er verdrossen. »Wo sind wir? Was haben wir hier verloren?«

»Komm schon, hau rein«, sagte der Alte.

Schweigend schlangen wir die Hirsesuppe herunter, die kalt zu werden begann. Einige zogen es vor weiter zu pennen. Jeder ließ den anderen in Ruhe. Dann wurden wir wieder auf die Straße beordert, wo wir unseren langsamen Marsch durch den verwüsteten Teil von Konotop fortsetzten. Viel zu erledigt, um irgendetwas aufzunehmen, marschierten wir geistesabwesend und ohne uns umzusehen dahin. Wenn eine Explosion oder ein Flugzeug zu hören war, ließen wir uns ohne Eile auf den Boden fallen. Dann standen wir wieder auf … und so immer weiter.

Ich war ohne Zweifel krank. Krampfartige Schmerzen durchzogen meinen Kopf und Rücken, was ich der Müdigkeit zuschrieb. Heftige Schauer, wie von einem Fieber, durchliefen meinen Körper. Ich konnte nichts dagegen tun. Sollte es schlimmer werden, würde ich versuchen ins Lazarett eingewiesen zu werden, aber dazu musste ich mindestens ohnmächtig werden.

Wir kamen in einen Teil der Stadt, der besonders schlimm verwüstet war. Zwischen den Ruinen entdeckten wir einen riesigen Tiger-Panzer, der eine breite Furche durch die Trümmerhaufen gegraben hatte, bevor er seine Fahrt vermutlich auf einer Mine beendet hatte, welche ihm seine rechte Kette sowie den Motor zerfetzt zu haben schien. Von diesem Schaden abgesehen war jedoch sein Turm noch intakt, und von Zeit zu Zeit feuerte sein Rohr ein Geschoss in Richtung der in der Nähe liegenden feindlichen Stellungen.

In den Ruinen waren Gruppen von Soldaten verteilt, die den Iwan zu belauern schienen, welcher sich seinerseits ganz in der Nähe verborgen haben musste. Wir wurden vorsichtig durch den Schutt und das Durcheinander geleitet, bis zu einem modrigen Loch, in dem Halls und ich Deckung suchten. Bis zu einem Kilometer vor und fünfhundert Meter hinter uns sahen wir nichts als Wracks und Trümmer. Murrend schichteten wir Holzbalken und allen möglichen anderen Krempel in dem Loch auf, um nicht auf dem Boden stehen zu müssen, der ganz mit schwarzem Wasser bedeckt war. Da standen wir wieder, Halls und ich, und starrten uns entgeistert an, ohne zu wissen was wir sagen sollten. Es war ja schon alles gesagt, und wir würden nichts weiter tun können als warten. Die Macht der Ereignisse hatte uns schon beinahe verrückt werden lassen.

»Du siehst wirklich beschissen aus«, sagte schließlich Halls.

»Ich bin krank«, sagte ich.

»Jeder ist krank«, bemerkte Halls und fixierte irgendeinen Punkt in unserem Universum aus Schutt und Trümmern.

Unsere elenden Blicke trafen sich einen Moment lang, und ich sah im Gesicht meines großen Kameraden einen Abgrund aus Müdigkeit und Verzweiflung.

Auch mich quälte der Gedanke, wie es mit uns weitergehen sollte. Es schien mir unmöglich, dass all das noch lange andauern könnte. Seit mehr als einem Jahr lebten wir nun schon wie die Landstreicher und in beständiger Angst. Wobei Landstreicher im Vergleich zu uns, die wir in Schützenlöchern hausten, wie die Könige lebten. Wie viele Kameraden hatte ich in diesem einen Jahr sterben sehen! Plötzlich kamen noch einmal all die Erinnerungen daran zurück. Der Don, die ›Dritte Internationale‹, Outcheni, die Behelfsbataillone, Ernst, Tempelhof, Berlin, Magdeburg, das fürchterliche Bjelgorod, der Rückzug, und gestern noch Woortenbeck, dem das Blut in etwa zehn roten Bächen aus dem Bauch und herunter auf seine Stiefel lief. Durch welches unglaubliche Glück war ich noch keiner dieser gigantischen Explosionen zum Opfer gefallen? So viele Männer waren schon vor meinen verstörten Augen zerrissen worden, dass ich mich ernsthaft fragte, ob das, was ich gesehen hatte, wirklich passiert war. Durch welches Wunder waren Halls, Lensen, der Alte und die anderen Überlebenden noch hier in dieser Unglückseinheit? Obwohl uns das Glück bisher günstig gewesen war und wir so lange verschont wurden, musste sich dieses unfassbare Glück doch irgendwann von uns abwenden, wenn alles noch länger so weitergehen würde. Morgen würde man vielleicht den Alten begraben, oder Halls, oder … vielleicht mich. Plötzlich übermannte mich eine wilde Angst. Ich spähte in alle Richtungen. Vielleicht war ich schon bald an der Reihe. Ich würde sterben, einfach so, ohne dass jemand davon Notiz nahm. Ich wusste, dass sich die Kameraden an alles gewöhnten. Ich würde nur so lange bedauert werden, bis ein anderer fiele und die zuvor Gefallenen vergessen machte. Mit zunehmender Panik begannen meine Hände zu zittern. Ich kannte die Visagen der Toten. Ich hatte sogar gesehen, wie manche mit dem Gesicht in eine Schlammpfütze gefallen und einfach liegenblieben waren. Mit dem Gesicht im Schlamm! Diese Vorstellung ließ mich erstarren. Und ich musste doch wenigstens meine Eltern wiedersehen! Ich konnte doch nicht einfach so sterben! Und Paula! … Die Tränen liefen mir über die Wangen. Halls

sah mich an, so ruhig und gleichgültig wie das verwüstete Land, in dem wir uns befanden – gleichgültig gegenüber Leid, Tod, einfach allem. Es gab nichts, was ich dagegen hätte tun können – gegen die Schreie des Entsetzens, die Schreie der Sterbenden, das strömende Blut, das sich mit der Erde vermischte wie ein abscheuliches Sakrileg … Nichts! … Millionen Menschen konnten leiden und heulen, schreien und betteln – der Krieg blieb unversöhnlich, blieb taub für die Klagen, blieb grausam gleichgültig. Man konnte nichts tun als warten und hoffen … Aber hoffen auf was? Dass man nicht mit dem Gesicht in einer Schlammpfütze enden würde? Was war denn eigentlich der Krieg anderes als eine Parole, dem die Menschen folgten wie einem Sakrament? Aber warum? Am Ende waren es doch alles nur Menschen! … Warum taten die Menschen das alles? … Vor den Augen meines ungerührten Kameraden weinte und fantasierte ich weiter.

»Halls«, flüsterte ich, »ich habe Angst. Wir müssen weglaufen.«

Halls sah mich an und warf dann einen Blick auf den Horizont.

»Weglaufen! Wohin? Schlaf, du bist krank.«

Ich sah meinen Kameraden plötzlich hasserfüllt an. Auch er war also Teil dieser großen Gleichgültigkeit und Trägheit.

Der in unserer Nähe liegende Panzer feuerte ein Geschoss ab. Die Russen antworteten mit einem halben Dutzend Granaten, die ein Stück weiter hinter uns auf die Ruinen niedergingen. Hatten diese Geschosse vielleicht ein paar Kameraden getroffen? Vielleicht den Alten? Alles wurde plötzlich unerträglich. Ich presste die zitternden Hände gegen meinen Kopf, als wollte ich ihn zerquetschen. Verzweiflung packte mich und ließ mich keinen Ausweg mehr sehen. Halls wurde auf mein Schluchzen aufmerksam. Beinahe ärgerlich sah er mich an.

»Schlaf doch, Herrgott, du hältst das nicht durch.«

»Was kann es dich schon kümmern, ob ich schlafe oder ob ich verrecke! Das ist dir doch scheißegal, allen ist das scheißegal! Der Welt ist alles scheißegal – und wenn du verreckst, wirst auch du ihr scheißegal sein …«

»Schon klar, und jetzt?«

»Und jetzt? Verdammt, wir müssen etwas tun, verstehst du, nicht nur dumm rumsitzen, wie du hier.«

Halls sah mich resigniert an. Seine Qual war bestimmt so groß wie meine, aber im Augenblick war alles in ihm tot. Seine Müdigkeit war stärker als seine Wut.

»Ich sag' dir, du sollst schlafen. Du bist krank.«

»Nein«, begann ich diesmal zu schreien, »nein, da will ich lieber auf der Stelle verrecken.«

Mit einem Satz war ich auf den Beinen und sprang aus dem Loch. Ich hatte jedoch keine zwei Schritte gemacht, als mich Halls beim Koppel packte und mit aller Kraft zurück in die Deckung riss.

»Lass mich los«, brüllte ich aus vollem Hals. »Lass mich sofort los!«

»Du hältst die Schnauze, verdammt noch mal. Wirst du dich wohl beruhigen?«

Halls biss die Zähne zusammen und packte mich mit seinen riesigen Fäusten am Kragen.

»Du siehst doch, dass wir einer nach dem anderen krepieren werden! Lass mich los, es kann Dir doch egal sein!«

»Es ist mir eben nicht egal, weil ich dein blödes Gesicht ab und zu ganz gern sehe, genauso wie das des Alten oder sogar das von dem Idioten Lindberg, kapiert? Wenn du nicht gleich aufhörst, dann schlag ich dich nieder, nur damit du Ruhe gibst.«

»Aber wenn mich der Iwan erwischt, dann werde ich verrecken, und du wirst nichts dagegen tun können.«

»Dann werde ich flennen, so wie ich geflennt habe, als mein kleiner Bruder Ludwig gestorben ist. Er ist gestorben, weil er krank war, nicht weil er wollte – und du wirst es auch nicht mit Absicht tun …«

Ein Schauer jagte durch meinen ganzen Körper, die Tränen liefen mir übers Gesicht, und ich hatte das Bedürfnis, die dreckige Visage meines armen Kameraden zu küssen. Halls löste seinen Griff und richtete sich auf, doch eine Salve zwang ihn sich sofort wieder zu ducken. Er sah mich an, und wir lächelten einander zu.

Als der Tag zu Ende ging, waren alle drei Versuche, weiter nach vorne zu gelangen, gescheitert. Das Trümmerfeld, das sich bis zum nächtlichen Horizont zog, schien nun komplett eingeebnet zu sein. Kein Vorsprung, ja nicht einmal die Silhouette eines der Schornsteine, die sonst als letztes aufrecht standen, stach mehr aus dieser Kulisse hervor.

Noch immer zuckten Blitze über den düsteren Himmel und spiegelten sich in den stumpfen Augen meines Kameraden. Eine weitere endlose Nacht begann, voller Angst in einem finsteren, feuchten Loch inmitten von Trümmern, und einer bleiernen Müdigkeit, die einen den Tod herbeisehnen ließ. Eine Nacht, in der nichts – aber auch alles Mögliche geschehen konnte. Wir sahen Feuer, Explosionen und flackernde Lichter, die uns trotz der Müdigkeit nicht schlafen ließen. Wir hörten Schreie, und eine Reihe von Raketen schlug geradewegs hinter uns in eine Mauer. Tausend Bilder meines bisheriges Lebens zogen an mir vorbei. Erinnerungen an Frankreich, an meine Jugend, die schon so weit weg war – und doch so nah, an eine kleine dumme Sache, ein Spielzeug, an ein Schimpfen, das mir in der Rückschau so sanft vorkam, an meine Mutter, und schließlich auch an Paula, meinen neuen Lebensinhalt …

Wir wechselten keine zehn Worte in dieser Nacht. Aber ich wusste, dass ich für meinen Freund Halls weiterleben musste.

Noch vor Tagesanbruch vernichtete ein heftiger Schüttelfrost den letzten Rest meines Willens. Im grauen Dämmerlicht wickelte mich Halls in meine Decke, die ich nicht mehr selbst auszupacken schaffte.

»Iss das«, flüsterte mein Freund und hielt mir eine halbvolle Konservendose hin. »Iss das, alter Junge, das wird dich aufbauen.«

Ich warf einen verständnislosen Blick auf das Gemisch aus Marmelade und Staub.

»Was ist das?«

»Friss, das ist gut, du wirst sehen.«

Ich folgte Halls' Rat, formte mit zwei Fingern eine Art Spatel und angelte das Gelee aus dem Behälter. Doch bevor ich auch nur die Hälfte gegessen hatte,

würgte mich ein Brechreiz und ich fügte dem Dreck und Schlamm in unserem Loch noch mein Erbrochenes hinzu.

»Verdammte scheiße«, fluchte Halls. »Du bist viel kränker, als ich dachte. Versuch zu schlafen.«

Schlotternd vor Fieber ließ ich mich einfach in den Morast fallen und versuchte eine annehmbare Position zum Schlafen zu finden, indem ich mit Füßen und Ellenbogen den Dreck zur Seite schob. Einige Stunden vergingen, bevor ich wieder aus der Bewusstlosigkeit erwachte. Am Vormittag wurden wir dann abgelöst. Mit Halls' Hilfe erreichte ich ein anderes Dreckloch weiter hinten, wo mir zwei Kameraden aus den Resten einer Leiter eine notdürftige Liege machten. Am anderen Ende der Ruine oder des Grabens – ich weiß nicht mehr, was es war – lagen zwei weitere Männer ausgestreckt auf Holzplanken, welche man mit Steinen unterlegt hatte.

In der Ferne, weit jenseits meines Schädels und meiner vom Fieber pfeifenden Ohren, grollte noch immer das Gewitter, das die Menschen seit viereinhalb Jahren in Gang hielten. Ich kann nicht sagen, wie lange ich so dagelegen habe. Der Schüttelfrost hielt an und ich fror trotz des Berges von Decken, Mänteln und diversen anderen Dingen, welche die Kameraden dankenswerterweise über mich geworfen hatten. Einmal weckte mich jemand und gab mir irgendeine Tablette. Wie viel Zeit war verstrichen? Vielleicht ein Tag. Doch während ich mich gegen das Fieber wehrte, das nicht zurückgehen wollte, fand am äußeren Gürtel der Stadt ein noch dramatischerer Kampf statt. Nachdem unser Tross die feindlichen Kräfte östlich von Konotop umfahren hatte, rollte er eine zeitlang weiter auf seiner Bahn, um dann wieder zurück nach Westen zu drehen, wo er hinter uns auf einen Verteidigungswall stieß, durch den wir von den rückwärtigen Reihen abgeschnitten wurden. Mehrere Versuche, nach Westen durchzubrechen, waren gescheitert, und unser bereits geschwächter selbständiger Verband wehrte sich nun in Verteidigungskämpfen gegen die russische Umklammerung, die sich von Norden, Westen und Süden zusammenzog.

Während ich auf meiner Leiter zitterte, hatte sich die Lage extrem verschärft. Unser Stab bemühte sich, das schreckliche Gerücht zu unterdrücken, das sich in Windeseile in unserer Gruppe verbreitete: »Einkesselung«.

In der folgenden Nacht musste ich meine Leiter verlassen, um mit schlotternden Knien zu einem sichereren Zufluchtsort in einem Keller zu hetzen, in dem man etwa fünfzig Kranke und Verwundete zusammengetragen hatte. Beinahe wäre mir der Zutritt zu diesem Notlazarett verweigert worden. Glücklicherweise bewegte meine zerstörte Visage den Diensthabenden aber doch, mir ein Thermometer in den Mund zu stecken und festzustellen, dass ich die 39,5 Grad überschritten hatte. Man gestand mir also einen Sitzplatz in einer dunklen Ecke zu, wo ich den Morgen abwartete, da sich jemand um meinen Fall kümmern würde.

Draußen musste die Stadt ein schweres Bombardement vom Boden und aus der Luft über sich ergehen lassen, und die Sanitäter hatten mit den neuen Verwundeten, welche mit beunruhigender Geschwindigkeit eintrafen, alle Hände voll zu tun. Meine Kameraden waren wieder in Stellung gegangen und pausenlos der wütenden Flut des feindlichen Ansturms ausgesetzt. Gegen Mittag, nachdem mich die Sanitäter mit Chinin vollgepumpt hatten, wurde ich aufgefordert meinen Platz an einen blutverschmierten Kerl abzutreten, der sich kaum noch auf den Beinen hielt.

Obwohl mir alles vor den Augen tanzte, trat ich aus dem finsteren Keller hinaus ins Sonnenlicht. Der Sommer sandte seine letzten warmen Strahlen auf eine völlig verwüstete Landschaft. Überall stieg Rauch zum Himmel empor. Draußen standen die Leichtverwundeten in Gruppen, suchten eingehend den Horizont ab und diskutierten aufgeregt. Aus dem Mund dieser sichtlich aufgeregten Männer erfuhr ich schließlich, dass wir eingekesselt waren.

Die schreckliche Nachricht wirkte beinahe so verheerend wie die Bomben. ›Rette sich wer kann‹ war die allgemeine Parole, die unseren Verstand lähmte, und es bedurfte der Autorität und der eisernen Faust unserer Offiziere, um ein hoffnungsloses Chaos zu verhindern.

Ein weiterer Tag verging. Mit der Zeit erholte ich mich von der Krankheit, die ich mit mir herumschleppte, und langsam kam ich wieder auf die Beine. Doch es war mir noch immer schwindelig im Kopf, als wenn ich mich zu schnell aus einem Bett erhoben hätte. So lange es ging, saß ich in einer Ecke und schnappte hier und da Fragmente der umlaufenden Neuigkeiten auf.

Einkesselung ... gefährliche Situation ... die Russen stehen schon vor ... die Mausefalle hat zugeschnappt ... wir rufen die Luftwaffe zu Hilfe. Doch anstelle der Luftwaffe röhrten russische Jaks und Il über den fahlblauen Himmel, und was von der Stadt noch übrig war, vibrierte unter der Wucht ihrer Bomben.

Was wirklich vor sich ging, wussten nur wenige von uns. Ich erinnere mich noch an einen Appell, bei dem die Unteroffiziere auf der Suche nach Leuten bis in das Kellerlazarett kamen, wobei einem mindestens ein Arm fehlen musste, damit man dort bleiben durfte. Natürlich wurde ich zu den Einsatzfähigen gezählt und zusammen mit einigen komplett einbandagierten Kameraden in die Nähe der Kampfzone zurückgebracht.

Auf einem weiten, verlassenen Platz, umgeben von Häusern ohne Dächer, versuchte man hastig eine neue Gruppe zusammenzustellen. Unter den fünf oder sechs anwesenden Offizieren erkannte ich sofort Hauptmann Wesreidau. Die Reden und Befehle wurden aus nordöstlicher Richtung vom nahen Lärm der Stalinorgeln übertönt, so dass es schwierig war die Ordnung zu wahren. Ich war noch immer sehr krank und hatte einen ekelhaften Geschmack im Mund. Mein ausgemergelter, schwankender Körper schien nur durch Uniform und Stiefel zusammenzuhalten.

Wesreidau hob seine Stimme, um sich über das ununterbrochene Getöse hinweg verständlich zu machen.

Wahrscheinlich hätte er uns gern eine ausführlichere Ansprache gehalten, aber das Höllenspektakel, die drängende Zeit und das Risiko, dass plötzlich einige Jabos über unseren drei im Karree angetretenen Kompanien auftauchen konnten, bewegte ihn dazu sich kurz zu fassen.

»Kameraden«, rief er, »wir sind eingeschlossen! ... Die ganze Division ist eingeschlossen!«

Das wussten wir bereits, aber es machte uns Angst, dass es nun offiziell ausgesprochen wurde. Wenn es der Führungsstab einräumte, musste es wirklich schlimm sein. Ganz in der Nähe konnten wir durch die Explosionen hindurch das Kreischen der russischen Raketen hören. Himmel und Erde dröhnten, wie um die Bedeutung von Hauptmann Wesreidaus Eingeständnissen noch hervorzuheben.

»Eine Hoffnung bleibt uns noch!«, fuhr er fort. »Ein schneller und radikaler Durchbruch mit allen Kräften, fokussiert auf eine einzige Stelle. Dieser Punkt wird im Westen liegen, und wir werden dabei alle Einheiten gleichzeitig zum Einsatz bringen. Der Erfolg des Unternehmens hängt allein vom Mut jedes einzelnen ab. Es wird nur einen Versuch geben. Er muss also gelingen. Auch auf der anderen Seite des russischen Ringes werden starke Infanterieeinheiten eingesetzt werden und uns unterstützen. Wenn jeder mit vollem Einsatz an die Sache herangeht, dann werden wir es schaffen. Davon bin ich überzeugt, denn ich weiß, zu was ihr in der Lage seid.«

Wesreidau salutierte und forderte uns auf, uns bereit zu halten.

Die Kompanien wurden in die Stellungen eingewiesen, von denen aus der finale Angriff starten sollte. Unter uns waren viele Verletzte und Kranke wie ich, die eigentlich in ein warmes Bett gehört hätten. Die große Mehrheit der Soldaten war völlig erschöpft und hatte glasige Augen, in denen eine unbeschreibliche Müdigkeit lag. Und das waren die Truppen, von denen Wesreidau Mut und Standhaftigkeit eingefordert hatte. Wir waren noch immer deutsche Soldaten, doch glichen wir eher Tieren, die auf den Schlachter warteten.

Und doch mussten wir entweder den Durchbruch schaffen oder sterben. An Gefangenschaft war zu diesem Zeitpunkt nicht zu denken. Wie immer am Vorabend einer Offensive erlebten wir ein besonders starkes Gemeinschaftsgefühl und eine Kameradschaft, die uns alle zu verbinden schien – gleich aus welchem Lager wir sein mochten.

Doch woher kam plötzlich die Großzügigkeit, welche die letzten Zigaretten ans Licht brachte, oder die so rare Schokolade, die man sonst nur stückchenweise im Verborgenen aß? Was bewegte auf einmal die Mistkerle, einen ins Vertrauen zu ziehen, oder die ehemaligen Spießbürger, die nun als Unteroffiziere in der Scheiße wateten, einem vor aller Welt auf die Schulter zu klopfen und von Kameradschaft zu faseln, nur um später die Kollekte selbst einzusammeln? Wo kamen diese Leute her, ausgerechnet in dem Moment wo niemand sie brauchte? Wir machten uns etwas vor, wir dachten die Sache vielleicht in Ordnung bringen zu können, indem wir zusammenhielten. Ich selbst glaubte aber nicht daran. Scheißkerle würden wieder Scheißkerle sein, auch wenn sie all das überlebten. Sie würden sogar die ersten sein, die deine Einstellung anprangerten, wenn alles vorbei und in wohlige Friedenszeiten übergegangen war.

Ich scherte mich nicht weiter darum, mir hing ohnehin alles zum Hals raus. Mein Magen rumorte und ich fror. Ich suchte nach Halls oder einem anderen der engen Kameraden, konnte aber keinen von ihnen entdecken. Wahrscheinlich waren sie an anderer Stelle eingesetzt worden. Für mich waren sie wie eine Familie geworden, und ihre Abwesenheit belastete mich. Ich fühlte mich einsam und verlassen unter all den Verstümmelten, die mit ihren achtunddreißig oder

neununddreißig Grad Fieber auf der Suche waren nach ein bisschen Ermutigung und Hoffnung. Ich träumte von einem seidig weichen Federbett, wie das, von dem der Alte immer laut phantasierte, obwohl er selbst nie eines zu Gesicht bekommen hatte. Schon vor dem Krieg hatte er im zivilen Leben eher zu den Unterprivilegierten gezählt, was man aus seinen Reden heraushören konnte. Andererseits verstand er es aber zu träumen. Manchmal, wenn sein knochiger Körper auf einem Schutthaufen ruhte, lächelte er in einer Weise, die vollkommene Zufriedenheit ausstrahlte. Ich war sicher, dass er in diesen Momenten die Not um ihn herum vergessen konnte, da sein Traum ihm lebendiger war als die Wirklichkeit. Ich selbst war noch nicht geübt genug, mein Träumen noch nicht ausreichend stark, um mich den Schüttelfrost vergessen zu lassen und das Fieber, das gegen meine Schläfen pochte.

So starrte ich wie ein schlechter Schüler blödsinnig auf die schwarze Tafel des Lebens und rieb dabei meine vor Nervosität klammen Hände aneinander.

Direkt vor uns stieg in westlicher Richtung ein solcher Qualm empor, dass er den Himmel verdeckte, und in der Ferne erleuchtete ein Ring aus Feuer den Horizont. Was für eine Substanz konnte nur einen solchen Brand entfachen?

Ganze Kompanien kamen zurückgestürmt, schwarz von Staub und Ruß. Der erste Kontakt schien nicht zu unseren Gunsten ausgefallen zu sein. Die zurückströmenden Truppen ließen einige Verwundete bei uns zurück, von denen niemand mehr wusste, was er mit ihnen anfangen sollte.

Die ohnehin raren Sanitäter hatten bereits ihre Zelte abgebrochen und waren gegangen oder im Begriff aufzubrechen.

Welch mitleiderregendes Schauspiel diese flehenden Verwundeten abgaben, die sich selbst das Blut abwischten, das oft gleichzeitig aus mehreren Wunden drang. Jeder versuchte verzweifelt, sich so gut es ging selbst zu versorgen. Vor meinen ungläubigen Augen spielten sich die verrücktesten Szenen ab. Als wir gerade einen bewusstlosen Verwundeten mit Alkohol abrieben, kam ein dicker Gefreiter auf uns zu.

»Ich habe gerade einen Kerl mit zermatschtem Knie liegengelassen«, sagte er, »aber ich helfe euch lieber hier. Der Typ hat zu viel geschrien, mir sind die Ohnmächtigen lieber …«

Für den Moment hatten wir noch kein Artilleriefeuer auf der freigelegten Trasse, wo wir auf den Angriff warteten. Vor uns sowie im Nord- und Südwesten tobten bereits die Kämpfe. Direkt im Norden, etwa ein bis zwei Kilometer entfernt, wurde das Gelände vom Trommelfeuer der russischen Artillerie umgewühlt wie von einem gigantischen Pflug.

Während immer mehr Infanteristen zurückströmten und zwischen den Trümmern Atem schöpften, drehte das russische Bombardement in unsere Richtung und fegte mit rasender Geschwindigkeit auf unsere Stellungen zu. Im Gebrüll der Leute und dem wilden Getrampel der Schutzsuchenden gingen die Befehle unserer Vorgesetzten unter.

Schließlich wurden das Gedränge, die gellenden Schreie und panischen Rufe vom Lärm der Explosionen übertönt. Wer noch rennen konnte, war bereits weg und hatte Deckung gesucht, wobei jede noch so geringe Bodenerhebung eine Hoff-

nung bedeutete. Über die rund zweitausend an diesem Ort befindlichen Landser ging eine Walze aus Feuer und Eisen hinweg. Die Verwundeten, die schutzlos auf offener Straße liegengeblieben waren, wirbelten durch den Staub. Durch den Krach hindurch konnte man das Geräusch einzelner Körperteile hören, die zurück auf die Straße klatschten. Die gesamte Erde erzitterte wie damals in Bjelgorod, und die Dinge verloren ihre Konturen, als alles zu schwanken begann. Die schmutzigen Hände der Kranken und Todgeweihten krallten sich ein weiteres Mal in den Boden. Selbst in den gezeichneten Gesichtern der Altgedienten, die glaubten schon alles erlebt zu haben, spiegelten sich Entsetzen und Furcht. In unmittelbarer Nähe schlug ein russisches Geschoss in einen Stapel Rohre und tötete dabei elf deutsche Soldaten, die sich dahinter aneinandergeschmiegt hatten wie Kinder auf der Suche nach Schutz vor einem plötzlichen Regen. Die russische Granate fiel mitten in die zitternde Menschengruppe hinein und zermalmte sie alle mit Erde und Rohren zu einem blutigen Brei.

Glück und Zufall, die mir weiterhin treu blieben, führten mich mit drei Kameraden in den Schutz einer Kellerstiege, die nach oben hin ins Leere ragte. Tausend Dinge wirbelten über unsere Zuflucht hinweg, und beinahe wurden wir von Balken und Ziegelsteinen begraben. Dank der Stahlhelme jedoch kamen wir mit Ausnahme von ein paar Prellungen heil wieder heraus. Als das Feuer verebbte und das Krachen der Einschläge von den Schreien der frisch Verwundeten abgelöst wurde, wagten wir einen Blick hinaus. Das Grauen, das wir dort erblickten, war so gewaltig, dass wir schockiert auf die verschütteten Treppenstufen zurücktaumelten.

»Oh Gott!«, schrie einer von uns. »Überall nichts als Blut!«

»Wir müssen hier weg«, erwiderte ein anderer, der halb von Sinnen war.

Er stürzte hinaus und wir folgten ihm. Von überall her ertönten tierische Schreie. Alle, die Glück gehabt hatten und wie wir dem Massaker entkommen waren, strömten in einer gewaltigen Flut in Richtung Westen. Dort lag, wie immer, der rettende Hafen, die Front, und die einzige Stelle, durch die wir vielleicht entkommen konnten. Ein jeder half dem anderen, sofern sich der noch halbwegs auf den Beinen halten konnte. Verwundete klammerten sich an die Davonlaufenden. Zwei verstört aussehende Soldaten zogen einen Kameraden durch den Staub, offenbar einen schon halb toten Freund. Wie lange hatten sie ihn schon so geschleppt? Und wie lange mochte es noch dauern, bis sie sich von der Leiche trennen würden?

Unser Marsch, oder besser unsere Flucht, zog sich weiter dahin durch namenlose Ruinen, inmitten von dichtem Rauch und dem nahen Grollen der Kanonen. Die Russen nahmen unseren grünen Ameisenhaufen aus kurzer Distanz mit 50mm-Kalibern unter direkten Beschuss, während wir die Verwundeten trotz aller Hindernisse weiterschleppten.

In völliger Auflösung erreichten wir ein Eisenbahngleis, auf dem ein zerstörter Zug feststeckte, der nicht mehr zu retten war. Zwischen den Waggons, von denen kaum mehr als der Untersatz übriggeblieben war, lagen die zerschmetterten Leichen einiger Russen.

Mit einer animalischen Genugtuung trampelten wir über sie hinweg, als Rache für das Feuer der Artillerie und die 50-mm Geschosse, die wir über uns hatten ergehen lassen müssen. Die Gleise führten in eine Schneise hinunter, wo wir auf einen zweiten Zug trafen, der genauso bewegungsunfähig war wie der erste. Daneben schienen Fahrzeuge unserer Panzerabteilung zu parken, und es waren eine Reihe unserer Leute dort. Wir rannten genau in die Arme einiger Offiziere. Wesreidau, der die ganze Zeit bei der Gruppe geblieben war, unterhielt sich mit ihnen. Wir konnten uns ein paar Minuten lang ausruhen, und jeder ließ sich zur Erde fallen wo er gerade stand. Im Südwesten schien der Krach noch einmal um ein zehnfaches stärker zu sein. Er hallte in meinem dröhnenden Schädel wieder und verursachte mir solche Schmerzen, dass ich beinahe ohnmächtig wurde.

Dann mussten wir uns noch einmal aufraffen. Mit zwei Helfern rannte Wesreidau zwischen den erschöpften Gruppen umher.

»Aufstehn!«, brüllte er. »Wir müssen durch, nur Mut, die Division ist durchgebrochen! Schnell, sonst bleiben wir in der Mausefalle. Verdammt noch mal, los! Wir sind die letzten!«

Schon erhoben sich die vor Müdigkeit halbtoten Landser. Die Unteroffiziere klopften den Gesunden auf die Schulter, die sich anschickten den Verwundeten zu helfen, die sie von den Vororten aus mitgeschleppt hatten. Dieses Klopfen bedeutete: »Belastet euch nicht mit denen, die nicht mehr können, ihr werdet noch alle eure Kräfte brauchen.«

So mussten wir trotz der Klagen, trotz der flehenden Bitten eine Vielzahl der Unseren diesem unvorstellbaren Schicksal überlassen. Taub vor Angst und Entsetzen gelang es einigen Männern, die kaum noch einen Tropfen Blut im Körper hatten, sich dennoch zu erheben, ihre Schwäche und ihre Schmerzen niederzukämpfen und an der Seite der Gesunden weiter zu marschieren. Für die Leistung dieses Durchbruchs, für den Mut und die unglaubliche Willensstärke der Beteiligten kann ich keine Worte finden. Wer gestern noch ein Feigling war, wuchs dabei über sich hinaus. Und doch schafften viele nicht einmal die Hälfte der Strecke.

Weiter kämpfte sich unsere Gruppe durch die Feuer der Hölle, entlang der berüchtigten Straße zwischen Konotop und Kiew, dem tragischen Ort, wo unser Verband bei diesem Durchbruch die Hälfte seiner Männer verlor. Der Marsch dauerte neun Stunden. Neun Stunden des Grauens, der verzweifelten Hast von einem Granattrichter zum nächsten, vorbei an den ausgebrannten Wracks unserer Panzer und an Hunderten zusammengekrümmter Leichen unserer Leute. Dann schien der schlimmste Teil vorüber zu sein.

Ihr, die ihr diese Zeilen vielleicht eines Tages lest, werdet euch vielleicht noch erinnern. Eines Abends im Herbst 1943 meldete der Frontbericht, dass die bei Konotop eingeschlossenen deutschen Truppen es geschafft hatten die russische Umklammerung zu durchbrechen. Das hat gestimmt.

Doch der Preis dieses Durchbruchs wurde bestimmt nicht erwähnt. Wen interessierte das auch? Auf euch wartete ja die Befreiung.

Neuntes Kapitel. Der Übergang über den Dnjepr

Der Regen trieb in Wellen vom Horizont herein. Zwischen jeder Welle hellte es ein wenig auf, sodass wir den nächsten grauen Vorhang über die triefende Steppe herannahen sahen. Seit zwei Tagen regnete es, und trotz der damit verbundenen Unannehmlichkeiten hofften wir, dass es mindestens noch zwei weitere Tage regnen werde. Unter der Voraussetzung, dass unser langsamer Verband etwa fünfzig Kilometer in vierundzwanzig Stunden zurücklegen konnte, würden wir mit etwas Glück in zwei Tagen am Ufer des Dnjepr stehen.

Bei Regen flogen keine Flugzeuge, also keine Jaks, oder fast keine. Wenn die Jaks nicht erschienen, blieben Hunderte von uns am Leben. Was bisher die unangefochtene Stärke der Wehrmacht ausgemacht hatte, ihre bemerkenswerte Beweglichkeit, war in diesen Gegenden völlig verschwunden. Die endlosen Marschkolonnen der Armee im Mittelabschnitt zogen sich in einem Tempo von fünf Kilometern in der Stunde zum Dnjepr zurück. Die Beweglichkeit, die uns immer eine Überlegenheit über die gewaltigen, aber langsamen sowjetischen Verbände gesichert hatte, war nur noch eine Erinnerung. Das Kräfteverhältnis hatte sich so verschoben, dass nicht einmal mehr die Flucht ein Ausweg war. Dazu kam, dass die Rote Armee zunehmend über sehr mobile motorisierte Regimenter verfügte, die aus frischen Truppen gebildet waren. Unsere verzweifelte Lage wurde noch schlimmer, weil die sowjetischen Truppen, die unsere Gruppe im Kessel von Konotop eingeschlossen hatten, nun frei waren und in aller Ruhe die Verfolgung unseres langsamen Rückzugs aufnehmen konnten.

Zudem überließ die deutsche Luftwaffe, die im südlichen Sektor bei Tscherkassy voll beschäftigt war, den Himmel den Jaks, die diese Freiheit nutzten und dem deutschen Rückzug gnadenlos zusetzten. Trotz der schweren, durchnässten Uniformen, trotz der ausgetretenen Stiefel, trotz des Fiebers, trotz der Unmöglichkeit sich hinzulegen, außer auf der regennassen Erde, dankten wir also dem grauen Himmel und den Regenfluten.

Dennoch waren am Morgen fünf sowjetische Flugzeuge aufgetaucht. Die erschöpften Männer reagierten mit einem Impuls der Selbstverteidigung und Selbsterhaltung. Tausende Augen waren auf die flache Steppe gerichtet, die in unserer Lage wie eine Falle war. Diese Augen hatten in einer Sekunde begriffen, dass es keinen Ausweg gab. Also gingen die unmittelbar gefährdeten Kompanien mit einem Knie auf den Boden und führten die Übung ›Fliegerabwehr‹ aus. Diese Kompanien waren von den Jaks beschossen worden, hatten Kameraden unter den Einschlägen sterben gesehen. Es gelang ihnen dennoch, einen der Jäger zu treffen. Unglücklicherweise geriet der Jäger sofort ins Trudeln und stürzte direkt auf den Konvoi. Das Flugzeug zerschellte auf einem mit Verwundeten voll beladenen Lkw, wobei es einen zwanzig Meter breiten Krater aufriss, der sich mit einzelnen Körperteilen füllte. Es gab keinen Aufschrei, kein Hinsehen. Jeder nahm seine Sachen wieder auf und marschierte weiter.

Die erschöpften Männer reagierten gar nicht darauf. Nichts konnte sie mehr rühren. Zu viel hatten wir im Krieg schon sehen müssen. In meinem kranken Gehirn verlor das Leben seinen Sinn, seine Wichtigkeit. Es glich nur noch dem Schwung, den man einer Marionette gibt, damit sie einige Augenblicke zappelt. Es gab immerhin Kameradschaft. Es gab Halls, sicher, es gab auch Paula, aber hinter allem, unmittelbar dahinter, lagen die Eingeweide. Rote, gelbliche und übel riechende Eingeweide. Ganze Haufen, fast so groß wie die Erde. Das Leben konnte erlöschen, und dann blieben nur die widerlichen Eingeweide zurück. Und sie gruben sich ins Gedächtnis ein.

Wir marschierten immerzu weiter. Vorn beschrieb die endlose Kohorte einen Kreisbogen und schien sich nicht zu bewegen. Der Dnjepr, den wir in fünf Tagen hatten erreichen wollen, war noch nicht in Sicht. Seit sechs Tagen schon stapften wir durch den Dreck, mit einem durchschnittlichen Tempo, das nicht mehr als drei oder vier Kilometer in der Stunde betragen konnte. Niemals war mir ein Land größer, einsamer und in seiner Weite sinnloser erschienen. Die motorisierten Fahrzeuge, die über Treibstoff verfügten, hatten uns seit langem überholt, und allein die schwankenden Klepper, die wir noch nicht geschlachtet und verzehrt hatten, zogen noch Fahrzeuge, die normalerweise von Motoren angetrieben wurden … Von Zeit zu Zeit machte ein Kamerad seinen Platz auf einem von zwei Pferden gezogenen, überfüllten Wagen für einen anderen frei, um den Rückzug nach Westen zu Fuß fortzusetzen. Wir hatten den Befehl, unter keinen Umständen Material zurückzulassen. Wir sollten Treibstoffzuteilungen bekommen, ich weiß nicht woher, wahrscheinlich vom Himmel, dann könnten wir wieder unsere Fahrzeuge benutzen. Tatsächlich erreichte uns eines Morgens ein Abwurf vom Himmel. Zwei Ju-52 warfen acht große Pakete mit Seilen ab, die wir voller Spott aufsammelten. Der Generalstab hatte die Seile dafür bestimmt, unsere Fahrzeuge, die keinen Treibstoff mehr hatten, von den Panzern abschleppen zu lassen, die eine Woche zuvor in Konotop vernichtet worden waren. Während wir auf das fehlende Benzin warteten, zogen abgemagerte Pferde hartnäckig unsere im Schlamm festgefahrenen Wagen auf der Piste entlang, die von dreißig Regimentern auf dem Rückzug zertrampelt worden war. Unser Steyr, an den ich meine ganzen Sachen gehängt hatte, wurde von zwei Rheinländern gezogen, die man wahrscheinlich vor einem Jahr von ihrer friedlichen Feldarbeit weggeholt hatte. Einer war von klaffenden Wunden bedeckt, und sein allzu glänzendes Auge deutete auf starkes Fieber hin.

Zwei Tage später, in dem infernalischen Durcheinander am Ufer des Dnjepr, erhielt das brave Pferd nach tapferem Kampf gegen das Fieber den Lohn für seine Mühen. Ein Obergefreiter der Kavallerie erschoss es zusammen mit zehn anderen durch eine Kugel in den Kopf. Nur wenige Pferde fanden Platz auf den Pontons, die nicht einmal für die Menschen ausreichten. Außerdem durfte nichts zurückbleiben, was vom Feind genutzt werden könnte. Das war gewissermaßen der Beginn der ›verbrannten Erde‹.

Die Zahl der Kranken stieg erschreckend an. »Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper«, hatte unser oberster Chef gesagt. Hier konnte man nicht mehr sagen, wer schwerer in Mitleidenschaft gezogen war, der Geist oder der Körper … Hier waren mindestens fünfzig Prozent der Männer nicht mehr gesund.

Das Sauwetter schützte zum Glück unseren Rückzug. Umso schlimmer war es für das Fieber, für die unterernährten, dehydrierten Kranken, umso schlimmer für die schlecht versorgten, eitrigen Wunden, umso schlimmer für die an Erschöpfung Gestorbenen, die kaum begraben werden konnten. Doch verhüllten die Regenstürme und die schmutzigen, bis auf die Erde herabhängenden Wolken ein wenig unseren beschämenden und schmerzlichen Zug, und der Nebel verbarg dem Feind wie uns selbst einen Teil dieses Schauspiels. Jede Aufhellung brachte den Tod vom Himmel im entnervenden Rhythmus der ›Nähmaschinen‹, die sich wie Raben auf Aas stürzten.

Zwei- oder dreimal am Tag wurden Gruppen für die Nachhut gebildet, die zurückblieben, um auf den Feind zu warten und ihn aufzuhalten, der uns ohne sonderliche Eile folgte. Die dafür abgestellten Leute gruben sich kaum ein, sodass nur ein Viertel ihrer Körper verdeckt war, und warteten resigniert darauf, von der russischen Dampfwalze zerdrückt zu werden.

Wir sahen sie nie wieder. Was war ihr Schicksal? An anderen Stellen wurden ganze Regimenter eingeholt und von den sowjetischen Panzern vernichtet. Der Rückzug wurde sehr teuer. Ihren Höhepunkt erreichte die Tragödie am Ufer des Dnjepr, wo auf den sandigen Flächen ein unvorstellbares Durcheinander herrschte und jedes russische Geschoss ein Höchstmaß an Zerstörung anrichtete. Kein Mensch bei Verstand hätte sich freiwillig in ein solch unbeschreibliches Gedränge begeben, das einer fiebernden Hammelherde glich.

Die abwegigsten Szenen spielten sich vor meinen Augen ab, die eigentlich schon alles gewohnt waren.

In einer unbeschreiblichen Panik, von der alle gepackt wurden, da wir der Rettung so nahe waren, wurden Kameraden niedergetrampelt oder ins Wasser gestoßen, um einen Platz auf einem der beschädigten, kaum einsatzfähigen Kähne zu finden, die häufig sanken, bevor sie das andere Ufer erreicht hatten.

Am achten Tag, nachdem wir um einen breiten Hügel herum marschiert waren, erreichten wir das Ufer des Flusses, oder vielmehr den Rand des Gewimmels der Landser, das den Blick auf das Ufer versperrte. Trotz des Durcheinanders drang der Lärm von Motoren zu uns, was uns ein wenig Vertrauen zurückgab. Wenn sich Motoren drehten, gab es zwangsläufig Benzin. Wir wussten, dass einzig Motoren die Weite des Landes schrumpfen lassen konnten, und selbst motorisiert ging es angesichts der schlechten Straßen, Wege und Pisten, die wir praktisch überall vorgefunden hatten, nur langsam voran. Wenn Motoren liefen, dann wurde mit der Reorganisierung begonnen. In der dichten Menschenmenge warteten zahlreiche Fahrzeuge, die ohne Treibstoff bis hierher gezogen worden waren, zwischen hohem Gras, wie es auf den Dünen am Meer wächst. Tatsächlich kam das Motorengeräusch, wie wir später feststellten, von den an Zahl und Größe unzureichenden Kähnen, mit denen die Pioniere pausenlos hin und her fuhren, um so viele Menschen und so viel Material wie möglich auf die andere Seite zu schaffen. Man gab zunächst dem Material Vorrang, so weit es überhaupt zu verladen war. Es war keine einfache Sache, Lkw, Geschütze und leichte Panzer auf Pontons zu verladen, die zum Übersetzen von Heuwagen gedacht waren. Zum Glück fehlte es nicht an Arbeitskräften. An die hunderttausend Landser

warteten hier im strömenden Regen. Sie ersetzten die Hafenkräne, sie bildeten mit ihren Armen improvisierte Landestege. Bis zum Kinn im Wasser stehend, hielten sie die unsicheren Boote fest, die sofort untergingen, sobald sie losließen. Halb unter Wasser hielten sie die übermenschliche Anstrengung durch und bewiesen unendliche Geduld. Als zwei Tage nach unserer Ankunft alles transportable Material über den Fluss gebracht war, ging man daran, in großer Eile fünf Divisionen überzusetzen – mit Hilfe von etwa zehn Flußbooten, die jeweils höchstens zwanzig Mann aufnehmen konnten, vier Lastkähnen, deren Motoren ausgefallen waren und die von zwei Kähnen mit BMW-Außenbordmotoren geschleppt wurden, sowie vier riskanten Pontons, die je hundertfünfzig Mann fassten.

An dieser Stelle floss der Dnjepr träge und erreichte eine Breite von etwa achthundert Metern. Dummerweise lag unser Übergang im Süden von Kiew. Nördlich der Stadt war der Fluss an manchen Stellen nicht breiter als hundert Meter. Außerdem war die Gegend flussaufwärts sehr fruchtbar und dicht besiedelt und hätte unseren auf dem Rückzug befindlichen Truppen zweifellos eine ganze Flotte von Booten aller Art zum Übersetzen geboten. Und dann gab es natürlich Brücken in Kiew. Einige waren sicher zerstört, aber nicht alle. Am Abend des dritten Tages nach unserer Ankunft waren mindestens zehntausend Mann auf das Westufer gebracht worden. Zuerst waren die Verwundeten an der Reihe, und ich erinnere mich bemerkt zu haben, dass manche Leichtverwundete und manche Kranke trotz ihres schlechten Zustands ihren Platz an schwerere Fälle abtraten. Obwohl die Zeit drängte, der Regen anhielt und wir es gründlich satt hatten, Pferdefleisch – häufig roh – zu essen, ertrugen wir die Widrigkeiten mit Geduld und nutzten die Zeit trotz allem, um uns ein wenig zu erholen.

In der Nacht vom dritten auf den vierten Tag verschlechterte sich alles aufs Neue. Wie wir befürchtet hatten, stellte sich der Lärm des Krieges wieder ein, sobald der Regen endlich aufgehört hatte. Zuerst war nur dumpf und undeutlich das ferne Brummen von Panzern zu hören, die sich durch den Morast wühlten. Zunächst gab es nur dieses Geräusch. Doch genügte es, die ungefähr achtzigtausend Mann, die noch am Ostufer festsaßen, in Angst zu versetzen. In der Nacht hoben sie auf den Hügeln, die von erschöpften Soldaten übersät waren, die Köpfe und lauschten auf den erschreckenden Klang.

»Panzer!«, flüsterten sie und blickten ins Dunkel. Noch konnte man kaum etwas erkennen. Nach dreißig Sekunden angespannten Starrens wurden die schattenhaften Umrisse zunehmend lebendig.

»Panzer!«, ertönten von überall die Schreie und jeder raffte eilends seine Sachen zusammen, dann begannen die Ersten zu fliehen. Bald rannten alle zum Fluss, obwohl sie wussten, dass er ein unüberwindliches Hindernis war. Aber jeder lief in der Hoffnung, dass die Kähne, die pausenlos hin und her fuhren, alle auf einmal mitnehmen würden.

Eine kompakte Masse drängte sich am Ufer, und der Lärm der Rufe kam zu dem dumpfen Brummen der Panzer hinzu, das die Nacht erfüllte. In meiner verzweifelten Gruppe ließen manche alles am Ufer zurück, um schwimmend auf die andere Seite zu kommen. Tausende Stimmen riefen nach Westen hinüber, über das graue Wasser, zum gegenüberliegenden Ufer, wo wir endlich zur

Ruhe zu kommen hofften. Viele wateten in das eisige Wasser, bis sie den Grund unter den Füßen verloren. Bitten und Flüche stiegen so laut in die Nacht, dass die Kähne, die pausenlos unterwegs waren, zögerten sich dem Ufer zu nähern, aus Furcht unterzugehen. Der Wahnsinn schien sich so schnell wie ein Buschfeuer auszubreiten. Zwanzig Minuten lang erlebte ich eine völlige Ratlosigkeit. Wie betäubt vor Müdigkeit blieb ich regungslos auf einigen Bündeln sitzen, die Gott weiß wer im nassen Gras zurückgelassen hatte. Fünf oder sechs Soldaten, die genauso verstört waren wie ich, blieben ebenfalls sitzen. Hier und da waren ähnliche Gruppen, die sich nur bewegten, wenn die heulende Menge in ihrem wilden Lauf über sie hinweg fegte.

Offiziere, die noch ein bisschen gesunden Menschenverstand bewahrt hatten, und Soldaten, die noch mehr oder weniger bei Bewusstsein waren, liefen vor der Meute her und versuchten, den Wahnsinn einzudämmen, wie Schäfer versuchen, eine fliehende Herde aufzuhalten. So konnten sie einige Gruppen bilden, die sie auf den Hügeln postierten, um gegebenenfalls die sowjetischen Panzer abzufangen. Die große Masse wurde entlang dem Ufer verteilt, um den T-34, die eineinhalb Stunden später auftauchten, weniger Möglichkeiten zur Vernichtung zu bieten. Glücklicherweise kamen sie nur in kleiner Zahl und hielten sich auch nicht auf, da ihr eigentliches Ziel Kiew war, wo eine heftige Schlacht tobte.

Ich blieb also mit einigen anderen Versprengten auf den Bündeln sitzen, als wir hörten, dass ein Floß aus Reifen von Fahrzeugen, die hier geblieben waren, eine bestimmte Zahl von Landsern aufnehmen könne. Kaum war die Nachricht angekommen, als wir uns auf die Suche nach der Arche Noah machten, die wenigstens einige von uns retten sollte. Nachdem wir mehrere hundert Meter flussaufwärts gerannt waren, entdeckten wir tatsächlich eine dichte Gruppe, die sich am Rand des schwarzen Wassers zu schaffen machte. Ungefähr hundert Leute patschten dort im Matsch herum. Mitten in dem Gedränge war ein Dutzend mit einer merkwürdigen Arbeit beschäftigt, die darin bestand, aus den Reifen die Schläuche herauszunehmen und für ein Floß zusammenzubinden – das Ganze höchst unzureichend für den Transport von allen hier versammelten Soldaten. Man warf einen missbilligenden Blick in unsere Richtung, und niemand forderte uns auf zu bleiben oder machte uns irgendwelche Hoffnungen. Schließlich wandte sich ein großer kräftiger Bursche, der am Bau des Floßes beteiligt war, an unsere Gruppe.

»Ihr seht doch, dass nicht einmal die Hälfte der Leute, die hier sind, darauf Platz hat. Geht weiter, ihr findet bestimmt was anderes.«

Der Bursche musste seinen Spruch schon zu denen gesagt haben, die vor uns da waren, doch die meisten blieben in der Hoffnung, irgendwie auf das Floß zu kommen, und sei es mit Gewalt. In den nächsten Minuten würde man sich wahrscheinlich prügeln, um auf das unsichere Gefährt zu kommen. Ich hatte weder die Körpergröße noch die Kraft, mich zu schlagen, um auf dieses Ding zu kommen, das sowieso bestimmt nicht weit kommen würde. Trotz des fernen Grollens, das der Wind von Zeit zu Zeit zu uns herübertrug, beschloss ich, meine Sachen in Gesellschaft von zwei versprengten Artilleristen weiterzuschleppen.

Wir marschierten also in dem schweren und feuchten Nebel weiter, zwischen tropfenden Ginsterbüschen, vorbei an hektischen, verschreckten Gruppen, die an dem endlosen Ufer hin und her liefen. Der Nebel, der immer dichter wurde, verdeckte bald völlig die Landschaft und machte uns zu Silhouetten in einem chinesischen Schattenspiel. Wir wussten nicht mehr, in welche Richtung wir gingen und waren ständig in Angst, dass es die falsche sein könnte. Zum Glück fand aber einer von uns immer wieder das Ufer und schrie dann die beruhigenden Worte in die Nacht: »Wir sind richtig, ich bin am Wasser!«

Und wir gingen weiter, ohne zu überlegen. Wir dachten nicht einmal daran, dass wir, wenn wir lange genug dem Ufer folgten, irgendwann nach Kiew kommen würden, ins Zentrum der Schlacht. Wir stellten einfach keinerlei logische Überlegungen an. Die Müdigkeit, die ständige Angst, die dunkle Bedrohung durch die Panzer hielten uns in Bewegung. Nur weg, nur weg, gleichgültig wohin und wie, nur weg.

Dann wurde die undurchsichtige Nacht von Blitzen und dem Lärm von Kanonen zerrissen. Wir stellten verblüfft fest, dass die Blitze über dem Fluss links von uns zu sehen waren. Eine Gruppe ganz in der Nähe, aber im Nebel unsichtbar, schrie: »Achtung, der Iwan! Achtung!«

Verzweifelt warf ich einen flehenden Blick auf den Spieß von der Artillerie, der seit einer halben Stunde neben mir humpelte, bekam aber nichts zurück als den starren Blick eines gehetzten Tieres. Wir begriffen überhaupt nichts mehr. Wir glaubten die Russen rechts von uns, hinter den Hügeln, und jetzt kam das Feuer von der Flussseite, also von links.

Da wir erwarteten, dass die Russen uns jeden Augenblick mit Artilleriefeuer eindecken würden, rannten wir los, um irgendein Loch zu finden, wo wir uns verkriechen konnten. Sobald wir uns neben einer Art Froschtümpel zusammengekauert hatten, begannen wir endlich zu überlegen. Ganz bestimmt, meinte der Unteroffizier, patrouillierten die Russen mit Booten und beschossen uns vom Fluss. Da das Aufblitzen der Abschüsse manchmal mehrere hundert Meter auseinander lag, mussten mehrere Boote auf dem Dnjepr unterwegs sein. Der Lärm der ungeordneten deutschen Truppen hallte uneingeschränkt durch die Nacht. Im Westen abgefeuerte Granaten schlugen irgendwo im Osten ein, hinter den Hügeln. Das brachte uns auf einen sehr beruhigenden Gedanken: Da die Granaten hinter den Hügeln herunterkamen, fielen sie auf die Russen. Demnach kam das Feuer vom Westufer, also von unseren Batterien. Tatsächlich zeigte der Spieß, der neben mir im Schlamm patschte, ein sachkundiges Lächeln.

»Das sind unsere Geschütze, ich kenne doch das Gekläff.«

»Was für eine unerwartete Hilfe«, sagte ein Landser, der gerade zu uns gestoßen war.

Der Beschuss war nicht sehr stark und dauerte höchstens zehn Minuten. Er konnte keine große Wirkung auf den Feind haben, der nur schwer auszumachen war. Der Nebel war immer dicker geworden, sodass man die Abschüsse der schweren Artillerie kaum noch sehen konnte. Auch die Einschläge ließen sich nur noch ungenau verfolgen. Man hatte den Eindruck, durch dünne Baumwolle

zu blicken. Der Nebel wurde nicht nur dicker, er wurde auch unglaublich kalt und schmerzte beim Atmen in den Lungen.

»Ich sage euch, es gibt Frost«, sagte einer.

Das Wasser, das uns bis auf halbe Stiefelhöhe reichte, schien schon zu gefrieren. Bestimmt war das Thermometer bist fast auf null gefallen. Unsere eigentlich erstaunlich wasserdichten Stiefel hatten sich vollgesogen und umschlossen die Füße wie ein Kühlschrank.

»Die Stellung ist nicht mehr zu halten«, sagte der Artilleriespieß fast im Spaß, »hauen wir ab, sonst gehen wir hier ein. Was haben wir vor unseren eigenen Kanonen zu fürchten?«

Jeder meiner Stiefel schien eine Tonne zu wiegen, eine Tonne dichter und solider Masse, die aus wenigstens fünfundneunzig Prozent eisigem Wasser bestand.

Die Müdigkeit, die wir seit Tagen und Nächten mit uns herumschleppten, kam zu der Angst hinzu, die wir nicht verarbeiten konnten. Diese Angst wiederum verstärkte noch die Müdigkeit, denn sie verlangte von uns eine starke Anspannung der Ohren und Augen. Wir hatten gelernt, in der Nacht zu sehen wie Katzen. Aber in dieser Nacht konnte kein noch so scharfer Blick den Nebel durchdringen, der an die schlimmsten Londoner Nächte erinnerte. Meine verstopfte Nase hinderte mich daran, normal zu atmen, und ich ließ durch meine zusammengekniffenen Lippen nur das Notwendigste an Luft ein, die mit Feuchtigkeit und Schwefeldampf durchmischt war. Jedes Einatmen ließ mich frösteln und stach mich bis in meinen leeren Magen.

Die Lektionen des Alten kamen mir in den Sinn. Da nichts Warmes und Trockenes zu finden war, begann ich an schöne Dinge zu denken, die mir vor langer Zeit widerfahren waren.

Aber ich war ein schlechter Träumer, und es kamen mir nur unangenehme Erinnerungen in den Sinn. Der gebeugte Rücken des Soldaten, der vor mir marschierte, ließ sich nicht in den meiner Mutter verwandeln, die sich an Winterabenden im Familienkreis mit häuslichen Arbeiten beschäftigte. Auch nicht in den meines Bruders oder eines anderen Menschen aus der Zeit des Friedens. Er blieb eine Figur der Geschichte des Krieges, eine Figur Russlands, und die Erinnerungen aus meiner Jugend konnten die schlimme Gegenwart nicht ausblenden. Der Krieg zeichnet die Menschen für ihr ganzes Leben. Sie vergessen die Frauen, das Geld, sie vergessen, dass sie glücklich gewesen sind. Den Krieg vergessen sie nie. Der Krieg verdirbt alles, auch zukünftige Freude, wie etwa den Sieg. Das Lachen der Menschen, die den Krieg durchlebt haben, hat etwas Verzweifeltes. Sie mögen sich noch so sehr sagen, dass sie von dieser Erfahrung nun profitieren und das Leben genießen sollten, aber die Mechanik ist zu sehr beansprucht worden, irgendetwas ist kaputt gegangen. Für sie hat das Lachen von da an keinen größeren Wert mehr als die Tränen.

Der Rücken des Soldaten flößte mir Mitleid ein, Respekt. Manchmal machte er mich auch wütend. Ich hatte Lust, ihn zu schlagen, bis er zu Boden fiel, auf eine Ebene mit dem Krieg. Aber wenn dieser Rücken fiel, würde sofort ein anderer aufstehen, würden augenblicklich Tausende andere gebeugte Rücken auftauchen, aufgebläht vom sauren Nebel. Russland war noch voll von solchen Gestalten,

die nicht zu träumen wussten. Er würde noch viel Arbeit haben, der Krieg, bis er alle diese Rücken zu Fall gebracht haben würde.

Der Lärm schwoll an wie von einem sich nähernden Zug. Auch Maschinengewehrfeuer war zu hören, ohne dass wir etwas erkennen konnten. Lautes Stimmengewirr begleitete das Grollen, und wir blieben stehen, den Mund halb offen, aus dem weißer Atem entwich. Ich suchte in den schmutzigen Gesichtern meiner Kameraden eine Erklärung, aber ihre Gesichter blieben genauso verblüfft wie meines, das seinen Ausdruck bestimmt nicht geändert hatte, seit ich versuchte, mich in meinen Erinnerungen zu verlieren. Da Überraschungen im Krieg nur gefährlich sein können, suchten wir sofort ein Loch. Ich fand jedoch nur das Flussufer, wo ich bis zu den Schenkeln in das dunkle Wasser stieg, das mir fast mild erschien, so kalt und beißend war die Luft.

Ich hatte sofort meinen ungesunden Tagtraum abgeschüttelt und suchte fieberhaft den schwarzen, undurchdringlichen Schleier ab, der das Schauspiel vor mir verbarg wie ein Vorhang die Bühne. Das Grollen der Panzer wurde lauter und ließ die Oberfläche des Wassers zittern, von dem ich jetzt immerhin einen kleinen Teil sehen konnte.

Wenn die Gefahr plötzlich da ist, nachdem einen stundenlang die Angst gequält hat, empfindet man fast so etwas wie Befreiung. Man weiß endlich, was los ist, und selbst wenn die Gefahr schrecklich ist, weiß man, dass sie bald vorbei sein wird. Aber wenn sie anhält, wird die Angst unerträglich. Sie wird auch durch Heulen nicht leichter. Wenn sie aber Stunden andauert, ganze Nächte, wie in Bjelgorod, dann beschleicht einen ein unerträglicher Wahnsinn, und die Nervenkrise und die Tränen sind nur das Vorspiel. Dann kotzt man und klappt stumpfsinnig und passiv zusammen, als hätte der Tod einen schon eingeholt.

Zunächst verhielt ich mich ruhig. Der Fluss versperrte uns zwar den Fluchtweg, zugleich bot er aber auch eine Aussicht auf Rettung. Ich stand bis über die Knie im Wasser. Der Nebel verbarg mir die beängstigende Breite, und ich redete mir ein, wenn es ganz schlimm käme, würde ich wie ein Irrlicht über das Wasser hinwegschweben. Diese Wahnvorstellung setzte sich in meinem Kopf fest, und ich war mir sicher, dass ich an der Oberfläche bleiben könnte. Dann leuchtete es irgendwo rechts von mir auf, es gab Detonationen wie von Granaten und Knistern von kleinen gelben Punkten. Fünf oder sechs keuchende Soldaten sprangen um mich herum ins Wasser.

»Die Idioten von der Artillerie haben sie auf uns aufmerksam gemacht«, fluchte einer.

Grauenvolle Schreie übertönten das Gebrüll der Motoren, langgezogene und so entsetzliche Schreie, dass mir das Blut gefror und das Wasser an meinen Beinen mir noch kälter erschien.

»Mein Gott!«, murmelte eine Stimme.

Der Klang von Gewehrfeuer und Explosionen kam näher, dazwischen hallten Schreie der Angst durch den Nebel. Plötzlich brachen Männer durch die Watte des Nebels und sprangen wie Gespenster in das schwarze Wasser. Das gehetzte Plätschern wies darauf hin, dass sie zu schwimmen versuchten. Wir blieben wo wir waren, gleichsam versteinert. Eine schreckliche, grollende Masse tauchte ganz

nah vor uns auf und ließ die Erde und das Wasser vibrieren. Ein starker Scheinwerfer durchschnitt schließlich den Nebel. Wir konnten nicht erkennen, was er suchte, nur dass er sich bewegte. Wir erschraken und drängten uns zusammen wie Kinder. Dabei kamen wir ein wenig vom Ufer ab, und unsere Bündel glitten in den Schlamm. Ich geriet einen kurzen Augenblick unter Wasser. Als mein Kopf wieder auftauchte, verbargen die Uferböschung und das Gras, was sich dahinter abspielte. Über das Knirschen der Panzerketten hinweg hörten wir ganz in der Nähe Maschinengewehrfeuer die Luft durchschneiden. Und immerzu markerschütternde Schreie. Das Ungetüm fuhr vorbei und zog zweifellos eine blutige Furche durch die Leiber derjenigen, die vor Entsetzen versteinert stehengeblieben waren. Weiter oben suchten zwei schwächere Scheinwerfer nach Opfern.

Die Panzer fuhren nur vorbei. Den Schätzungen nach, die am nächsten Tag angestellt wurden, waren es ungefähr zehn. Ihr Ziel musste Kiew sein, und sie hielten sich hier nicht auf.

Dennoch war die Anspannung so groß, dass wir noch eine Weile regungslos im Wasser blieben, obwohl uns der verpestete Schlamm bis unter die Helme gedrungen war, in unsere Haare, die vor Angst zu Berge standen.

Ganz sicher hatte das Feuer unserer Geschütze, die auf der anderen Seite des Wassers standen, die russischen Panzer in unsere Richtung gewiesen und somit zum schrecklichen Tod einer großen Zahl der Unseren beigetragen.

Die Schreie unserer Kameraden veranlassten uns, aus unserem Schlammloch herauszusteigen und den Sterbenden Hilfe zu leisten. Wir bekamen wieder schreckliche, kaum vorstellbare Dinge zu sehen. Trotz des Verbots gab es zahlreiche Gnadenschüsse. Mit der Morgendämmerung löste sich der Nebel auf, und eine fast frühlingshafte Sonne brachte uns einen weiteren Tag voller Enttäuschungen. Die russischen Flieger liebten, wie die Luftwaffe, den klaren Himmel.

Beerdigungskommandos waren unter Zwang gebildet worden und verrichteten fluchend ihre makabre Arbeit. Alle, die nicht dazu verdonnert worden waren, hatten sich von dem Grauen entfernt und versuchten zu schlafen oder sich aufzuwärmen. Meine Kleidung, die teilweise an meinem Körper getrocknet war, wurde steif, nachdem sie sich wie Löschpapier vollgesogen hatte. Ich fühlte mich elend und krank. Aber die Erschöpfung, die mir die Augen schwer und das Sonnenlicht unerträglich machte, hinderte mich daran mir klar zu machen, dass es besser gewesen wäre mich ganz auszuziehen, mich im Fluss zu waschen und meinem todmüden Körper ein paar heilsame Sonnenstrahlen zu gönnen. Ich blieb wie ich war, apathisch vor Müdigkeit, und starrte aus halb geschlossenen Augen auf meine feldgraue Uniform, die langsam ins Gelbliche überging. Als ich dann doch eingeschlafen war, wurde ich von lautem Geschrei geweckt.

Ich schlug die Augen auf und starrte in das unendliche, blasse Blau des Himmels, der von Flugzeugmotoren dröhnte. Meine Knochen knackten, als ich mich auf einen Ellenbogen aufstützte, ohne etwas besonders Ungewöhnliches zu sehen. Nur die Gruppen meiner Kameraden schliefen zwischen den Ginsterbüschen. Überall wandten sich schlaftrunkene Gesichter suchend zum Himmel. Ein Bursche mit Mütze kam gelaufen und schrie wie ein Schwerhöriger.

»Flugabwehr auf die Posten! Zum Donnerwetter! Aufwachen, verdammte Bande!«

Ein schweres MG hinter mir eröffnete das Feuer. Wir brauchten einen Moment, um unsere Benommenheit abzuschütteln. Vier russische Flieger kreisten wie Wespen etwa tausend Meter über uns. Die Schreie der Soldaten mischten sich mit den Kommandos kopflos umherlaufender Offiziere.

»Ihr wollt wohl alle krepieren!«, schrie ein Leutnant in zerlumpter Uniform in der Nähe. »Versucht wenigstens, euch zu verteidigen!«

Wir griffen hastig nach unseren Waffen, setzten ein Knie auf die Erde und warteten auf den Feind, der jeden Moment aus dem Himmel herabstoßen würde. Doch die Jaks drehten ab. Da es unvorstellbar war, dass sie vor uns Angst hatten, folgerten wir, dass sie nicht mehr viel Treibstoff hatten. Wir rieben uns die Augen und atmeten tief durch. Unsere ohnehin schon nicht große Wachsamkeit ließ nach, und jeder schickte sich an, das Schlafdefizit so vieler Nächte aufzuholen. Da drehte sich das schwere MG auf seiner Lafette und eröffnete das Feuer in nördlicher Richtung. Alle drehten sich in diese Richtung und lagen auch schon flach auf dem Bauch. Die vier Flugzeuge tauchten im Tiefflug auf und feuerten aus allen Rohren. Durch ihren Lärm waren die Worte des Leutnants in der Nähe kaum zu hören.

»Feuer, ihr Feiglinge!«, brüllte er.

Die Maschinen fegten über uns hinweg. Ich sah den Leutnant auf der Erde rollen, wieder aufstehen und sich mit einer Hand den Bauch halten, während er mit seinem Revolver den Flugzeugen nachschoss. Dann verzerrte er das Gesicht, fiel auf die Knie und krümmte sich zusammen. Die Geschosse hatten nur ihn getroffen, zumindest in unserer Umgebung. Das mörderische Feuer galt vor allem den überfüllten und fast unbeweglichen Lastkähnen, die wunderbare Zielscheiben abgaben.

»Helft uns doch!«, riefen Soldaten, die zu dem Leutnant geeilt waren. »Warum ist er stehen geblieben, verdammt noch mal!«, fluchte ein Kerl mit ausgemergeltem Gesicht. »Er hat wie ein Held gehandelt«, erwiderte ein Feldwebel. »Er hat als Einziger reagiert. Wir sollten uns schämen.«

Der Ausgemergelte half den Leutnant zur Uferböschung zu tragen. Ich ging mit ein paar Sachen des Leutnants hinterher.

»Was heißt hier schämen«, seufzte der Magere.

Wir waren noch nicht ganz verlassen, denn vom anderen Ufer eröffnete die Flak das Feuer auf die Aasgeier, die am Himmel kreisten. Auf dem Wasser setzten die zwei maroden Fähren ihre gefährliche Fahrt fort. Nach der Aufregung zu urteilen, die man von uns aus sehen konnte, musste es zahlreiche Verwundete und Tote an Bord geben.

Die russischen Flieger stürzten sich noch einmal herunter auf die Erde, die von Tausenden Schreien, Hilferufen und Flüchen widerhallte, und richteten auf den Fähren ein entsetzliches Massaker an. Jedesmal, wenn sich die Gefahr für einen Moment entfernte und wir einen Blick über das Schilfgras warfen, konnten wir die Tragödie sehen. Fast alle auf den Booten und Fähren, die nicht verletzt oder tot waren, sprangen ins Wasser und versuchten zu schwimmen. Die Flieger kamen ein viertes Mal. Alle Gewehre und Maschinengewehre am Ufer waren jetzt auf sie gerichtet und setzten, wenn auch spät, dem höllischen Reigen ein Ende. Dann stieg lautes Geschrei auf. Eines der russischen Flugzeuge war getroffen worden und stieg steil nach oben, indem es eine riesige Rauchwolke hinterließ. Dann überschlug es sich und stürzte senkrecht in den Fluss. Etwas löste sich von der Maschine, vermutlich der Pilot, der einen Absprung versuchte. Aber sein Fallschirm, falls er einen hatte, öffnete sich nicht. Mann und Maschine schlugen im gleichen Tempo auf und zerbarsten beim Aufprall auf dem Wasser. Die Freudenschreie übertönten für einen Augenblick die Schreie der Verwundeten auf den Fähren. Erst gegen Mittag erschienen die Russen wieder. Diesmal waren es Jagdbomber, mindestens ein Dutzend.

In der Zwischenzeit hatte man uns aufgefordert, Schützenlöcher zu graben. Aus dieser unzulänglichen Deckung heraus sparten wir nicht an Munition für diese unseligen Vögel. Die Russen stürzten sich wieder auf unsere kleine Flussflottille. Im Augenblick des Angriffs befanden sich die Frachtkähne nahe am anderen Ufer. Die Flak versuchte erfolgslos, die Jagdbomber auf Abstand zu halten.

Ohnmächtig und blass vor Wut sahen wir die Bomben auf die Wasserfläche fallen. Ein Lastkahn wurde mit seiner menschlichen Fracht in Stücke gerissen, und wir schrien auf vor Zorn. Unsere Flottille wurde zerschlagen, und der Tanz ging erst richtig los. Schon gewannen die Il wieder an Höhe, um sich nur desto besser herabstürzen zu können. Neben mir schrie ein Soldat aus vollem Hals.

»Die Scheißkerle! Die Scheißkerle!«

Unsere feuchten Hände kratzten nervös über den Boden, während wir die Abzüge betätigten.

»Wir kommen hier nicht mehr raus!«, brüllte mein Kamerad. »Die machen uns platt, die Scheißkerle!«

Und doch geschah noch ein unglaubliches Wunder. Ein Wunder, das den Ton unserer Schreie veränderte.

»Die Luftwaffe!«

Tatsächlich waren neun Messerschmitt 109-F erschienen und griffen die russischen Maschinen an, die sich gerade in Angriffsformation gebracht hatten.

»Es lebe die Luftwaffe!«, schrien wir lauthals.

Schon versuchten die russischen Flugzeuge, im Bewusstsein ihrer technischen Unterlegenheit, möglichst schnell zu entkommen. Die Feuerstöße erfüllten den Himmel, und wir empfanden eine ungeheure Freude, die uns aus unseren Löchern trieb, eine wilde und rachsüchtige Freude, als wir zwei Iljuschin wie vom Jäger getroffene Rebhühner in der Luft trudeln sahen. Unsere Schreie wurden noch lauter. Fünf russische Flugzeuge überflogen uns, ohne dass wir uns die Gefahr klarmachten. Wir drohten ihnen mit den Fäusten.

»Es lebe die Luftwaffe! Ihnen nach, lasst sie nicht entkommen, hurra!«

Der Bursche neben mir, der eben noch vor Wut gebrüllt hatte, schrie jetzt vor Freude wie ein Wahnsinniger.

Tatsächlich machten sich die deutschen Jäger an die Verfolgung der Iljuschin, die im Tiefflug flüchteten. Die Meute verschwand hinter den Hügeln, die uns

die Sicht versperrten. Wir hörten Feuerstöße und eine dumpfe Explosion. Der Abend kam, ohne dass wir etwas anderes zu tun hatten, als den Verwundeten Mut zu machen.

Und dann legte sich die Nacht über alles.

Am nächsten Tag wachten wir bei Regen auf. Wir waren darüber beinahe glücklich.

Der Verkehr über den Fluss ging pausenlos weiter und hatte in der Nacht so viele Männer wie möglich übergesetzt. Dennoch befand sich noch eine riesige Menge auf dem Ostufer. Seit wie vielen Tagen warteten wir jetzt schon geduldig? Wir hatten kein Gefühl mehr dafür. Trotz aller Widrigkeiten war es uns gelungen, uns teilweise neu zu organisieren. Die Leute hatten sich wieder ihren Einheiten eingegliedert und warteten jetzt in verschiedenen Gruppen.

Die Offiziere hatten bewaffnete Männer auf den Hügeln postiert, um Überraschungen seitens der Russen vorzubeugen. Wir wussten sie in nächster Nähe und waren nervös, unruhig und auch überrascht, dass sie uns noch nicht angegriffen hatten. Wahrscheinlich beanspruchte die Schlacht um Kiew ihre gesamten Kräfte.

Ich war inzwischen bei einer großen Gruppe gelandet, die im Wesentlichen aus Teilen der Division Großdeutschland und Überlebenden eines Infanterieregiments bestand, das uns beim Durchbruch von Konotop unterstützt hatte. Die anwesenden Offiziere – unter denen zu meiner aufrichtigen Freude Hauptmann Wesreidau war – behaupteten, wir hätten als Erste aufs Westufer gebracht werden müssen, da wir einer Elitedivision angehörten, die überdies auf Offensivoperationen und nicht auf die Verteidigung spezialisiert war. Sie beteuerten auch, dass wir als Nächste an die Reihe kämen.

Die Worte unserer Offiziere wurden gut aufgenommen, und alle wollten so schnell wie möglich auf die andere Seite des Flusses übergesetzt werden. Einige empfahlen wieder die Methode, an die viele von uns von Anfang an gedacht hatten. Sie bestand darin, mit mehreren Koppeln Schilfbündel zusammenzubinden und sie als Flöße zu benutzen. Dieses Verfahren war schon mehrfach angewandt worden, es erlaubte aber nicht, die für jeden Soldaten unverzichtbare Ausrüstung mitzunehmen, damit er nicht als Deserteur betrachtet würde.

Der Empfang auf der anderen Seite musste sehr unangenehm gewesen sein, sodass die Offiziere diese Praxis verboten. Sie hatten es allerdings schwer, ihre Befehle gegenüber Leuten durchzusetzen, die einerseits von Angst gelähmt waren und andererseits bereit, dem Teufel die Stirn zu bieten. Viele verschwanden, viele ertranken oder starben an Lungenentzündung. Und viele kamen vielleicht, nachdem sie es mit knapper Not geschafft hatten, wegen der verlorenen Ausrüstung vor ein Kriegsgericht.

Ich wusste nicht mehr, woran wir waren, und verwendete meine ganze Energie darauf, unter den hier anwesenden Soldaten unserer Einheit nach Neuigkeiten über meine Kameraden zu forschen. Vielleicht warteten unter diesen rund dreitausend Mann auch Halls und Lensen, den Hintern im Schlamm? Vielleicht war mitten in diesem Menschenhaufen der Alte, ausgestreckt auf einem Bündel langer, durchnässter Halme und träumte von einem utopischen Glückszustand, ohne auf den Regen zu achten, der über sein resigniertes Gesicht rann?

Meine Nachforschungen blieben erfolglos, meine Fragen ohne Antwort. Einmal glaubte ich zwei Gesichter aus meiner aufgelösten Kompanie zu erkennen. Ich fragte die Burschen aus, die mir ausweichend antworteten, dass sie sich nicht mehr an alles erinnerten, was passiert war. Sie waren in der Tat völlig fertig, und meine Fragen schienen ihnen auf die Nerven zu gehen. In ihrem geschwächten Gehirn war nur noch ein einziger Gedanke: den Fluss überqueren …

Ein Einziger musste mehr wissen: Hauptmann Wesreidau. Aber der Respekt und die Furcht, die uns die Offiziere einflößten, verbot es mir das Wort an ihn zu richten. Einige ältere Soldaten trauten es sich. Aber ein Junge wie ich hätte das nie gewagt. Ich muss sagen, dass das Verlangen, mit dem Hauptmann zu reden, mich derart reizte, dass man es von meinem Gesicht hätte ablesen müssen. Außerdem trieb ich mich immer um ihn oder seine Gruppe herum. Ich saß auf meinem Bündel in einiger Entfernung von Wesreidau und zwei oder drei anderen Offizieren, darunter ein Major, als der Hauptmann auf mich zukam. Verwirrt starrte ich auf die Gestalt im langen Ledermantel, der vom Regen glänzte, bereit aufzuspringen und strammzustehen. Mit einer Handbewegung forderte mich der Hauptmann auf sitzen zu bleiben, und ich heftete den Blick auf die hohe Statur, die mir noch größer erschien, weil ich so tief saß.

»Zu welchem Regiment gehörst du, Kleiner?«, fragte der Offizier.

Ich stammelte die Nummer des Regiments, ebenso die Kompanie, zu der ich zufällig gestoßen war, um aus dem brennenden Konotop zu fliehen. Er hielt mich für einen Tschechen. Darauf erklärte ich ihm, woher ich kam.

»Hm, hm«, meinte er nur. »Die Zufallskompanien sind als Letzte herausgekommen. Ich hatte einige unter meinem Befehl.«

»Ich weiß, Herr Hauptmann«, sagte ich und wurde rot, »ich habe Sie gesehen.«

Ich konnte mich noch nicht daran gewöhnen, dass sich ein Hauptmann darauf einließ, mit mir zu sprechen.

»Aha«, sagte Wesreidau, »dann haben wir ja gemeinsame Erinnerungen. Keine schönen Erinnerungen.«

»Ja, Herr Hauptmann.«

Er suchte in einem leeren Päckchen nach einer Zigarette. Vielleicht um mir eine anzubieten?

»Morgen gehen wir rüber, Kleiner, und ich glaube, du wirst einen langen Urlaub bekommen.«

Das Wort Urlaub tanzte in meinem Kopf wie Champagnerdunst.

»Urlaub!«, murmelte ich.

»Ich glaube, wir haben ihn uns verdient.«

Mit einem Schlag kamen Erinnerungen zurück, von denen ich schon geglaubt hatte sie nie mehr wiederbeleben zu können. Alles, was ich mit so viel Bitterkeit in mir vergraben hatte, kam unmerklich wieder hoch. Sollte es möglich sein? … Aber es war natürlich immer möglich gewesen, warum diese Frage? Zum ersten Mal merkte ich, wie tief meine Verzweiflung war. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben. Zaghaft, ganz sacht, begann ich an Paula zu denken … Seit Bildung der speziellen Angriffsgruppe war keine Post mehr nachgekommen. Obwohl

unser Dasein alles andere als langweilig war, hatte das Fehlen von Nachrichten mich schrecklich belastet. Außerdem hatten angesichts von so viel Unglück, Schrecken und Ekel Worte wie Liebe, Gefühl und dergleichen mehr leider ihre Bedeutung verloren. Alles, was ich gefühlt hatte, schien begraben unter dem Staub eingestürzter Häuser und einem Elend, das unendlich intensiver war als meine Sorgen um die Liebe. Oft hatte ich gedacht, dass ich, sollte ich zurückkehren, nicht mehr sehr viel vom Leben verlangen würde. Wie kann man dem Leben eine enttäuschte Liebe übelnehmen, wenn das Leben selbst ständig in Gefahr ist! Seit Bjelgorod hatte der Schrecken alle meine menschlichen Ansichten über den Haufen geworfen, und das nackte Leben hatte ein solches Gewicht bekommen, dass man nicht mehr wusste, was man auf der anderen Seite einsetzen sollte, um die Waage im Gleichgewicht zu halten. Wenn ich auch noch nicht so weit war, mich mit dem Tod abzufinden, so hatte ich mir doch in den härtesten Momenten versprochen, auf Glück, auf Liebe, sogar auf ein Bein zu verzichten, sofern ich nur am Leben bliebe.

Ich spürte, dass Hauptmann Wesreidau mich verlassen wollte. Daher fragte ich ihn nach meinen Kameraden. Der Hauptmann erinnerte sich nur an den Alten, den er übrigens mit seinem richtigen Namen nannte.

»Die Kompanie, der August Wiener angehörte, hat zu Beginn der Offensive eine Haubitzenbatterie unterstützt. Die Leute in der vordersten Linie hatten viele Verluste«, sagte er nachdenklich. »Das war sehr hart. Jedenfalls sind die, die davongekommen sind, sicher nach Kiew dirigiert worden. Dort hätten wir uns neu gruppieren sollen, wenn wir motorisiert gewesen wären.«

Ich sagte nichts. Der Hauptmann entfernte sich mit einem Kopfnicken.

»Morgen setzen wir über«, sagte er.

Mir drehte sich der Kopf bei der Aussicht auf Urlaub und der gleichzeitigen Angst, meine Kameraden verloren zu haben. Was war aus ihnen geworden? Vielleicht war ich auf der ausgefahrenen Straße von Konotop nach Kiew an ihren verkohlten Leichen vorbeigekommen. War es möglich, dass ich auch auf die Freundschaft meiner Leidensgenossen würde verzichten müssen? Ich wusste, dass auch sie fast alles verloren hatten, und dass meine Gefühle für sie verzeihlich, weil uneigennützig und frei von Hintergedanken waren. Sollte ich also ohne schlechtes Gewissen – denn Gewissensbisse waren schädlich für Soldaten im Kampf – einfach vergessen, was mir Halls, Lensen und sogar dieser Kretin von Lindberg gewesen waren?

Falls meine Freunde verschwunden waren, so hatte der Alte mir doch ein Erbe hinterlassen, eine besondere Fähigkeit. Ich dachte an alle meine Erinnerungen. Die guten Augenblicke kamen mir in den Sinn, zusammen mit einer unüberwindlichen Angst. Ich blieb sitzen, regungslos, unempfindlich gegen den Regen, den meine vollgesogene Feldmütze nicht mehr aufnehmen konnte und der mir über Gesicht und Kragen den Hals hinabfloss. Dieser Regen, der mir über die Wangen lief, ersetzte die Tränen, die ich hätte vergießen sollen.

Es regnete noch sehr lange, bis in den Nachmittag des nächsten Tages hinein. Der faulige Boden, auf dem wir geduldig warten mussten, hatte sich in einen Schwamm verwandelt. Jedes Bündel Schilf, das nicht von oben nass geworden

war, wurde es von unten. Wir waren so durchnässt, dass manche auf die Idee kamen sich auszuziehen und einfach nackt im Regen zu bleiben. Die meiste Zeit verbrachten wir stehend, die Zeltplane um die Schultern, während wir das endlose Hin und Her der Boote beobachteten, die uns retten sollten.

Gegen Mittag erschien trotz der schlechten Witterungsbedingungen eine Staffel Iljuschin am schweren, grauen Himmel. Wir verfluchten wieder einmal diese Unglücksvögel, die uns zwangen, die Nase in den klebrigen Dreck des Dnjeprufers zu stecken. Sie flogen dreimal über uns hinweg und belegten alles, was sie im Regen sehen konnten, mit Bomben und MG-Feuer. Es gab einmal mehr eine Panik, die erst endete, nachdem die Liste der Toten und Verwundeten etwas länger geworden war.

Gegen sechs Uhr und mit Einbruch der Dunkelheit wurde unsere Gruppe endlich vom Fährdienst aufgenommen. Wir erhielten den Befehl unsere Sachen aufzusammeln und geschlossen zu den drei Landeplätzen hinunterzugehen, die sich durch das unaufhörliche Getrampel in einen unvorstellbaren Morast verwandelt hatten.

Mit Waffen und Gepäck machte sich unsere triefend nasse Kohorte auf den Weg, trotz des Schlamms, in dem sie zu versinken drohte.

Mit heroischer Disziplin und Geduld wartete jeder, bis er an der Reihe war, ohne sich über die Regenflut zu beklagen, die uns den Fluss mit dem Himmel verwechseln ließ. Die Füße im Schlamm und im Wasser, das die Stiefel längst nicht mehr abhielten, blieben wir lange stehen, die Letzten sogar über Stunden.

Schließlich ging ein Lächeln über die fast unkenntlichen Gesichter. Wir würden endlich übersetzen. Auf der anderen Seite wäre alles vorbei. Endlich würden wir uns trocknen können. Vielleicht bequem schlafen und keine Angst mehr haben. Man musste sich an irgendeiner Hoffnung festhalten, denn es bestand noch immer die Angst vor der Überfahrt. Würden diese knarzenden und überbeanspruchten Boote nicht unter unserer Last bersten und hundert Verzweifelte mit in die Tiefe reißen? Und dann die Jabos … Was, wenn die russischen Flieger wieder auftauchten! … Wir erinnerten uns noch an den schrecklichen Beschuss von gestern.

Die Nacht brach herein, eine Zeit, in der die russischen Flugzeuge selten auftauchten. Vielleicht waren wir schon gerettet.

Dann war ich an der Reihe. Mit etwa hundert anderen bestieg ich eine Fähre, deren Planken durch das Übersetzen von Tausenden von genagelten Stiefeln abgescheuert waren. Nicht ohne Angst sah ich, dass das Wasser bis auf dreißig Zentimeter an den Rand heranreichte, so beladen waren wir.

»Genug, Kapitän«, rief ein etwa vierzigjähriger Feldwebel, »willst du uns versenken?«

»So viele wie möglich, Herr Spieß«, sagte der Pionier spöttisch. »Wir kennen uns aus. Los, noch zehn Mann!«

Als wir kurz davor waren zu sinken, ließen die Schiffer die Leinen los und sprangen auf den winzigen, frei gebliebenen Raum wie ein Reh auf eine Felsspitze. Der für unser Boot lächerlich kleine Außenbordmotor begann zu tuckern.

Langsam, sodass wir es kaum merkten, rückte die Fähre über das Wasser vor, das sich durch die Bewegung kaum kräuselte. Niemand wagte sich zu rühren, so unsicher schien das Unternehmen. Das verdammte Ufer verschwand langsam im Nebel. Ich befand mich eingepfercht in der Mitte des Bootes zwischen zwei Burschen, die ich nicht kannte, einem ganz jungen Leutnant des Infanterieregiments, das uns in Konotop zu Hilfe gekommen war, und einem Infanteristen von unserer Gruppe, von unbestimmbarem Alter, der im Stehen zu schlafen schien. Er war übrigens der Einzige, der sich so gleichgültig zeigte. Bei allen anderen waren Augen und Ohren hellwach. Vor allem war es der Himmel, zu dem wir kein Vertrauen hatten.

Ein viel kleineres Boot, aber mit dem gleichen Motor wie unseres ausgestattet, überholte uns mühelos. Im Verhältnis zur Größe war es genauso überladen wie unseres.

Die Überfahrt dauerte vielleicht eine Viertelstunde. Uns kam es äußerst lang vor. Das Wasser glitt gleichmäßig am Rumpf entlang, mit einer sorglosen Langsamkeit, die uns wahnsinnig machte.

Einige zählten vor sich hin, wahrscheinlich die Sekunden, oder vielleicht einfach nur um die Geduld nicht zu verlieren. Es war ein wenig wie das Zählen von Schafen, wenn man nicht einschlafen kann.

Dann riefen welche, das Westufer sei da. Die Rettung, das Ende der Qualen, der Ausweg. Es tauchte für die Leute am Bug durch den Nebel auf. Unsere Herzen klopften schneller. Mit reiner Willenskraft versuchten wir den Motor schneller laufen zu lassen. Gleich wären wir am Ziel, gleich wären wir gerettet! Am Himmel war es ruhig geblieben …

Eine leere Fähre, die zum östlichen Ufer fuhr, kam uns entgegen. Wir hatten nur einen bitteren Blick für sie. Jede Bewegung Richtung Osten ließ uns schaudern. Dann war das Ufer nur noch zwanzig Meter vor uns. Wir wagten noch immer nicht uns zu bewegen, damit wir nicht doch noch kenterten. Doch eine ungeheure Freude kam in uns hoch, dass wir am liebsten geschrien und Luftsprünge gemacht hätten. Wir waren gerettet, gerettet nach so vielen Stunden des Wartens und der Verzweiflung.

Nur noch zehn … nur noch fünf Meter. Der Motor ging in den Rückwärtsgang. Wir legten an dem Landesteg an, der aus zusammengebunden Ästen gemacht war. Man sagte uns, wir sollten vorsichtig und diszipliniert an Land gehen. Ohne Hast, mit dem Gefühl, dass wir ein Privileg erhalten hatten, betraten wir einer nach dem anderen festen Boden. Tatsächlich war der Morast hier der gleiche wie gegenüber. Aber das machte nichts, der Schlamm war uns vertraut. Unsere Herzen klopften zum Zerspringen. Wir waren tatsächlich herübergekommen! Das Westufer bedeutete Sicherheit, eine Barriere zwischen dem Iwan und uns. Wir hatten so lange von dieser Rettung geträumt, hatten so sehr daran gedacht, dass wir nun den Eindruck hatten, eine Mauer zwischen uns und dem Krieg errichtet zu haben. Die Berichte waren eindeutig gewesen. Den Dnjepr würden wir halten! Der Feind würde diese Linie nicht überschreiten, und im Frühjahr würde ihn die deutsche Offensive wieder über die Wolga zurückdrängen … Während unseres langen und mühseligen Rückzugs zum Fluss, während des

endlosen Wartens auf die Überfahrt, hatte sich unsere brüchige Hoffnung um diese Idee kristallisiert. Für uns geschundene Soldaten schien das Betreten des Westufers das Ende unseres Unglücks. Es bedeutete Reorganisation, saubere Wäsche, Urlaub und die Gewissheit, dass wir nicht erledigt waren. Sicher, das Westufer war immer noch Russland, aber es war auch der Teil von Russland, der uns zwei Jahre zuvor zugejubelt hatte. Es war das Russland, das uns freundlich gesinnt war. So idealisierten unsere erschöpften Gemüter die Lage. Das Westufer, das war beinahe die Heimat.

Vierter Teil. Nach Westen

Winter 1943 – Sommer 1944

Zehntes Kapitel. »Gott mit uns«

Gewiss, es gab Offiziere und Soldaten, die uns leiteten und dabei nicht besonders freundlich waren. Aber am unangenehmsten war die Feldgendarmerie mit ihren vom Nebel feuchten Messingschildern, die auf der Brust ihrer Uniformen funkelten. Es gab keine Organisation, ohne dass diese Leute nicht irgendwo auftauchten. Aber es musste schließlich auch anständige Kerle unter ihnen geben, dachten wir. Wenn wir die Gendarmen von Romnij und die des Rückzugs vom Don mal außer Acht ließen, dann gab es doch keinen Grund, unsere Freude darüber zu trüben, dass wir wieder im Westen waren.

Wir marschierten in eine Richtung, die uns von den in einem verdreckten Kradgespann neben uns herfahrenden Männern vorgegeben wurde. Wir hatten nicht einmal Dreierreihen gebildet, man ließ uns marschieren wie wir wollten, wie Spaziergänger. Es war nett, dass man in diesem Moment keine Disziplin von uns verlangte. Die im Westen wussten, was wir durchgemacht hatten. Man ließ uns in Ruhe. Gott sei Dank, dachten wir, man war noch einmal davongekommen, jetzt würde alles gut werden. Das Kradgespann zwang uns schneller zu marschieren. Wir stolperten so ungefähr zwei Kilometer durch den Schlamm und kamen in ein großes Lager, wo wir diejenigen antrafen, die schon vor uns übergesetzt waren. Es war Nacht, und unaufhörlich fiel ein leichter Regen. Wir sahen Stacheldraht, der im Regen glänzte. Zwei Soldaten, die MP unter dem Arm, winkten uns hinein. Ohne Fragen zu stellen, gingen wir durch das behelfsmäßige Lagertor. Dann hieß es Halten. Das Kradgespann entfernte sich schnell, und wir blieben stehen, mitten in dem von Stacheldraht umgebenen Lager, ohne zu wissen, was wir davon halten sollten.

Ach was, dachten wir, das hatte nichts zu bedeuten, das war nur eine etwas allzu militärische Art uns zu empfangen, uns, die Überlebenden von Konotop. Wir müssten uns zweifellos gedulden und ein wenig warten, bevor man uns zu den guten, trockenen Baracken führen würde, wo wir uns würden erholen können. Vielleicht ließ man uns auch warten, weil man in der Zeit die Urlaubsscheine ausstellte ... Dieser Gedanke hob unsere Stimmung. Wir vergaßen die Umgebung, den Matsch, den Regen und den Stacheldraht, der uns zu Gefangenen machte.

Es waren bald etwa zwei Stunden, die wir geduldig warteten. Eine weitere Gruppe, die nach uns übergesetzt war, stieß zu uns. Der Regen fiel nun heftiger und wir waren triefend nass. Nicht weit entfernt erkannten wir Baracken mit hermetisch verschlossenen Türen und Fenstern. In Gruppen zu zwanzig Mann wurden die Kameraden dorthin gebracht. Wir warteten weiter ab, denn wir waren uns ja sicher, dass dies unsere letzten schlimmen Augenblicke waren. Die Kameraden, die in die Baracken eingetreten waren, kamen nicht zurück. Bestimmt schliefen sie schon in weichen Betten, die Glücklichen!

Eine Stunde später war ich mit etwa zwanzig anderen an der Reihe. Darunter zwei Unteroffiziere und ein Leutnant. Wir betraten das Gebäude, das von einem Stromaggregat beleuchtet wurde. Wir waren ein wenig verdutzt und genierten

uns, weil wir so verdreckt aussahen. Hinter großen Tischen bildeten Militärs aller Dienstgrade und Gendarmen ein beeindruckendes Tribunal. Dann ging ein Obergefreiter auf uns zu und brüllte uns wie in den guten alten Zeiten des Exerzierplatzes an, wir sollten uns gefälligst mit kompletter Ausrüstung bei der Leitstelle melden. Wir waren sprachlos über einen solchen Empfang, aber schon drängte man uns zu den Tischen, wo wir vorzeigen mussten, was uns die Wehrmacht anvertraut hatte.

»Zuerst die Papiere!«, befahl der Feldgendarm auf der anderen Seite des Tisches.

Der Leutnant, der direkt vor mir stand, wurde ins Verhör genommen.

»Wo ist Ihre Einheit, Herr Leutnant?«

»Teilweise aufgelöst oder vernichtet, Herr Gendarm, wir haben harte Zeiten erlebt.«

Der Polizist antwortete nicht und sah die Papiere ein.

»Haben Sie Ihre Leute verlassen oder sind sie getötet worden?«

Der Leutnant zögerte. Wir waren wie versteinert.

»Stehe ich vor einem Militärgericht?«, sagt der Leutnant gereizt.

»Sie müssen auf die Fragen antworten, Herr Leutnant. Wo ist Ihre Einheit?«

Der Leutnant machte den Eindruck als sei er, ebenso wie wir, in eine Falle geraten. Das waren Fragen, auf die wenige von uns eine klare Antwort geben konnten.

Dann erklärte er die Lage. Aber es war zwecklos, mit einem Gendarmen zu diskutieren, denn es gab keine anständigen Kerle unter den Gendarmen, wie ich einen Augenblick lang angenommen hatte. Ihre Intelligenz reichte nicht über den Fragebogen hinaus, den sie ausfüllen mussten.

Noch dazu fehlten dem Leutnant eine Reihe Ausrüstungsgegenstände, und nur das fiel dem Polizisten auf. Da interessierte es nicht, dass der Mann, der sich durch wer weiß welches Wunder vor ihm noch aufrecht hielt, seit seiner Einberufung dreißig Pfund Gewicht verloren hatte. Wofür sich der Polizist interessierte, das war der fehlende Zeiss-Feldstecher, der zum Gepäck des Offiziers gehörte. Ihm fehlte auch die Kartentasche und die Fernsprechabteilung, die unter seinem Kommando gestanden hatte. Es fehlten viele Dinge bei diesem Mann, der tatsächlich nur sein Leben behalten hatte. Doch die Wehrmacht gab dem Soldaten kein Material, damit er es einfach so verlegte oder verlor, anstatt sich totschlagen zu lassen, um es zu retten.

Strafbataillon für den sorglosen Leutnant. Strafbataillon und Degradierung um drei Ränge. Und dabei konnte er sich noch glücklich schätzen.

Dem Mann verschlug es den Atem, sein Blick war verzweifelt. Er löste Angst oder Mitleid aus. Zwei Soldaten zogen ihn auf die rechte Seite, zu einer Gruppe gebrochener Männer, die wie er bei irgendeinem Strafbataillon würden antreten müssen.

Dann war ich an der Reihe. Ich war steif vor Angst. Aus meiner Innentasche holte ich meine aufgeweichten Papiere. Der Polizist sah sie an, dann warf er mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Angesichts meiner besorgten und gedemütigten Miene legte sich seine Bissigkeit ein wenig, und er setzte seine Bestandsaufnahme schweigend fort.

Ich hatte das große Glück, meine Einheit gefunden und das Stück weißen Papiers aufbewahrt zu haben, das bewies, dass ich aus dem Lazarett direkt zum Einsatz gekommen war. Mein Kopf drehte sich, und ich fürchtete ohnmächtig zu werden. Dann las der Gendarm eine Liste vor, auf der alles vermerkt war, was ein Soldat wie ich besitzen musste. Da ich die Worte schlecht verstand, legte ich nicht im rechten Augenblick vor, was noch in meinem Besitz war. Der Gendarm beschimpfte mich mit einem deutschen Ausdruck, den ich zum ersten Mal hörte. Am Ende fehlten mir vier Dinge, darunter die verdammte Gasmaske, die ich absichtlich zurückgelassen hatte.

Mein Soldbuch ging von Hand zu Hand, es bekam mehrere Stempel und ein Einlegeblatt. Dann hatte ich in meiner Panik einen völlig idiotischen Gedanken: In der Hoffnung, mich gut darzustellen, zog ich aus meiner Patronentasche neun nicht benutzte Patronen. Der Blick des Gendarmen fiel darauf wie der eines Bergsteigers auf einen günstigen Halt.

»Sie waren auf dem Rückzug?«, fragt er.

»Jawohl, Herr Feldwebel.«

»Und die haben Sie noch gehabt?«, fragte er und zeigte auf die Patronen.

»Jawohl, Herr Feldwebel.«

»Und warum haben Sie dann nicht versucht, sich zu verteidigen? Warum haben Sie keinen Widerstand geleistet?«, brüllte er.

»Ja, Herr Feldwebel …«, stotterte ich.

»Was ja?«

»Wir haben den Befehl zum Rückzug erhalten, Herr Feldwebel.«

»Verdammt noch mal«, brüllte er, »eine Armee, die davonläuft, ohne ihre Munition verschossen zu haben!«

Mein Soldbuch kam zurück in die Hände meines Peinigers. Einen Augenblick lang fummelte er hektisch daran herum, sein Blick ging von dem zerfledderten, schmutzigen Soldbuch auf mein Gesicht.

Ich folgte den Bewegungen seiner Lippen, über die womöglich gleich das Schlimmste kommen würde: Strafbataillon, also das Leben eines Gefangenen, vorgeschobene Posten, Minenräumen, kaum Urlaub und immerzu in Lagern, wo man das Wort Freiheit nicht kannte, keine Feldpost …

Ein starker Drang zu weinen überkam mich. Ich hatte Angst, die Tränen nicht zurückhalten zu können. Schließlich reichte mir die steife Hand des Gendarmen meine Papiere. Ich würde nicht in ein Strafbataillon gehen, aber die Aufregung war dennoch zu groß gewesen. Während ich meine Sachen zusammenraffte, schluchzte ich nervös und konnte nichts dagegen tun. Neben mir ließ sich ein Kamerad lautstark anschnauzen.

Die Leute, die noch hinter mir warteten, betrachteten mich niedergeschlagen. Wie ein begossener Pudel lief ich an der Tischreihe vorbei und ging durch die Tür gegenüber dem Eingang hinaus. Ich fühlte mich zutiefst beschämt.

Ich ging zu den Kameraden, die im anderen Teil des Lagers standen. Sie lagen nicht auf weichen Betten, wie wir vor dem Betreten der Baracke geglaubt hat-

ten. Sie standen im Regen herum. Eine Enttäuschung mehr lastete auf ihren Schultern.

Doch trotz der Ohrfeige, die uns das dankbare Vaterland verpasst hatte, konnten wir uns glücklich schätzen, wie wir drei Tage später erfuhren. Noch am Abend des Tages nach unserem Übergang über den Dnjepr, als noch sechs- oder siebentausend Mann aus der feindlichen Umklammerung zu retten waren, griff der Russe an. Zweifellos entmutigt, weil er Kiew nicht hatte zurückerobern können, wo die deutsche Armee einen fanatischen Kampf gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind führte, hatte er beschlossen, die von der Wehrmacht noch besetzten Brückenköpfe zu säubern. Vierundzwanzig Stunden nachdem wir den Fluss überquert hatten, sahen die im Osten zurückgebliebenen Kameraden plötzlich ihre provisorischen Lager vom matten Licht der Leuchtraketen erhellt.

Von den flachen Gräben, die sie in die Hügel am Ufer des Dnjepr gegraben hatten, sahen die Wachposten, die für die Illusion eines Schutzes sorgen sollten, die russische Infanterie anstürmen. Sie rannten an wie eine Flutwelle und brüllten dabei wie immer. Die unglücklichen Landser hatten schnell verstanden. Niemals würden sie eine solche Brandung aufhalten können. Für einen Augenblick herrschte verzweifelte Panik. Einige liefen einfach weg. Der ohrenbetäubende Lärm der sowjetischen Raketenwerfer übertönte unsere MG und leichten Mörser. Angetrieben von den Volkskommissaren rückten die Sowjets vor, koste es, was es wolle.

Das Blutbad war gewaltig. Jedes deutsche Geschoss schien sein Ziel zu erreichen. Dennoch rückte die rote Flutwelle unerbittlich vor. An der schlammigen Anlegestelle, von der aus wir übergesetzt waren, war die Panik in Wahnsinn umgeschlagen. Der ohnehin schon schwer beladene Lastkahn wurde von einer menschlichen Flut überschwemmt. Die wenigen, die einen kühlen Kopf bewahrten, riefen zu Ruhe auf, drohten und schossen manchmal, um sich Gehör zu verschaffen. Das schreckliche Getrampel ging jedoch weiter, und die Halteleinen des Kahns rissen. Schaukelnd unter dem Massenansturm, entfernte sich der Kahn einige Meter vom Ufer. Stiefel traten auf die Hände, die versuchten, sich am Rand festzuklammern. An der Anlegestelle schlugen sich die Kameraden. Einige, vor allem Offiziere, begingen Selbstmord. Der Kahn bewegte sich noch einige Meter, dann neigte er sich plötzlich, wie ein Spielzeug, auf die Seite zum Fluss hin. Lautes Geschrei erhob sich mitten im Lärm der nahen Schlacht. Zweihundert kopflose Menschen planschten im Wasser, klammerten sich aneinander, versuchten zu schwimmen. Viele von ihnen gingen unter und ertranken.

In diesem Moment tauchte der Iwan auf der Kuppe des Hügels auf, nachdem er die Verteidiger beiseite gefegt hatte. Für den auf dem Gipfel der Erregung befindlichen, im Rausch anstürmenden russischen Infanteristen war es wunderbar. Auf der Erde kniend und hemmungslos lachend schoss der Iwan wie auf dem Rummelplatz. Bleiche deutsche Soldaten rissen sich zusammen und feuerten mit ihren MG, doch das merkte der Iwan nicht einmal. Es waren so wenige Deutsche, die noch Gegenwehr leisteten. Mehrere Tausend liefen nur weg und starben schreiend. Selbst auf die Schwimmenden wurde geschossen.

Die Leuchtraketen waren dabei eine wertvolle Hilfe, denn ohne sie hätte man nichts sehen können, weder die Ziele noch das Massaker.

Eine Stunde nach seinem Auftauchen auf der Kuppe des Hügels war der Iwan am Flussufer. Einige Schüsse hallten noch hier und da durch die Nacht, doch der Sieg war bereits vollkommen, und der Iwan hatte keine Lust mehr zu lachen. Ein Drittel der deutschen Soldaten würde das Massaker überleben und die Gefangenschaft kennenlernen. Für die zwei anderen Drittel war alles zu Ende. Sie waren von ihren Pflichten als Soldaten befreit. Die Feldgendarmerie würde ihnen nichts mehr vorwerfen können.

Ein wenig später kamen drei Lkw mit fast völlig verdunkelten Scheinwerfern, um uns abzuholen. Trotz der schlechten Straßenverhältnisse und der Überladung, welche die Seitenwände zu sprengen drohte, wurden fünfzig durchnässte Soldaten mitsamt ihrer Ausrüstung auf jedes Fahrzeug gepackt. Wir standen auf engstem Raum zusammengepfercht. Ich hatte ein Bein drinnen auf der Heckklappe, das andere war draußen. Einige hingen ganz außen am Laster und klammerten sich mit zusammengebissenen Zähnen fest. So fuhren wir in die ruhige Nacht. In welche Richtung? Ich hätte es nicht sagen können.

Eine Stunde später erreichten wir ein paar Gebäude. In schwachem, bläulichem Licht zeigte sich, dass dort hektische Betriebsamkeit herrschte. Tatsächlich war es eine ganze Reihe von Gebäuden. Sie standen in einer Linie, und zu beiden Seiten dieser Linie verliefen von Bäumen gesäumte Straßen, die von Fahrzeugen verstopft waren. Überall waren Soldaten. Einige Motorräder fuhren mit hohem Tempo vorbei. Es waren auch Offiziere und Feldgendarmen da. Die Lkw hielten abrupt, und alle mussten absteigen. Obwohl wir in dem Gefühl lebten, gerettet zu sein, hatten wir es satt herumzufahren. Wir waren völlig kaputt und wollten nur schlafen.

Bevor sich jemand um uns kümmerte, geduldeten wir uns noch einmal eine gute halbe Stunde. Es regnete unaufhörlich. Ob es jetzt wohl auch in Frankreich regnete? Zuhause, wo mein Bett stand? Die Erinnerungen daran waren nur noch undeutlich und blass, es waren Dinge, die ich hinter mir gelassen hatte. Es gab nur noch Russland auf der Welt. Russland, das uns in einer ungeheuren Anonymität umfasste, wo ganze Regimenter mitsamt ihren Namen verloren gingen.

Endlich kam ein Unteroffizier auf uns zu. Der für unseren Haufen Verantwortliche legte Papiere vor. Er las sie beim Schein einer absichtlich abgeblendeten Taschenlampe. Dann hieß es unsere Sachen einzusammeln und dem Unteroffizier zu folgen. Endlich traten wir unter ein Dach. Wir waren des Schutzes schon dermaßen entwöhnt, dass jeder es mit einem Interesse betrachtete, als handelte es sich um die Decke der Sixtinischen Kapelle.

»Ihr werdet später zu eurer Einheit in Marsch gesetzt«, schreit der Unteroffizier, der ein Gesicht macht, als hätte auch er die Nase voll. »Versucht euch während der Wartezeit hier auszuruhen.«

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Es gab in dem unbeleuchteten Raum nur einige Bänke und vier oder fünf Tische, die wir mit Hilfe einiger Taschenlampen entdeckten. Jeder streckte sich aus, wo er konnte. Kein Strand an der Côte d'Azur kannte ein solches Gewühl, nicht einmal im August. Unsere schmerzenden

Köpfe suchten eine Lehne, das Bein, der Hintern, die Stiefel eines Kameraden dienten als Kopfkissen. Aber was machte das schon, wenigstens regnete es hier nicht. Einige schnarchten schon, andere versuchten sich vorzustellen, sie seien irgendwo anders. Trotz des rauen Empfangs, den man uns bereitet hatte, hatten wir noch immer das Gefühl, dass alles besser, und das Leben uns wieder Chancen bieten würde. Jeder träumte von dem Urlaub, den wir wohl oder übel bekommen würden. Es war nur eine Frage der Geduld … Doch wie viele Minuten, Stunden, Monate an Geduld würden wir noch an den Tag legen müssen?

Ein Frontsoldat hatte keine Muße zu träumen. Der Schlafmangel, der sich in uns angesammelt hatte, schnürte uns die Schläfen zusammen. Wie Kranke am Rande einer Ohnmacht sanken wir in einen bleiernen Schlaf.

Als wir von Lärm geweckt wurden, war es heller Tag. Wir hatten auf jeden Fall lange geschlafen. Dann hieß uns ein langgezogener Pfeifton aufstehen und antreten. Wir waren schmutzig und zerknittert. Wenn der Führer uns so hätte sehen können, dann hätte er uns vielleicht nach Hause geschickt. Oder aber er hätte uns erschießen lassen. Der Unteroffizier, der zu uns gekommen war, sah uns ebenfalls erstaunt an. Auch er hatte sich wohl nie träumen lassen, die deutsche Armee in einem solchen Zustand zu sehen. Er redete etwas, wovon ich nicht viel mitbekam. Ich war noch nicht richtig wach und ließ sein Kauderwelsch mehr an mir vorbeirauschen, als dass ich zuhörte. Es ging darum, dass wir uns bereithalten sollten. Wir würden in Kürze zu unserer Einheit zurückgeführt werden.

In einer der Baracken gab es eine Waschanlage, aber es bestand kaum Aussicht hineinzukommen. Sie war dauernd belegt, und in diesem Rhythmus würden wir nicht vor dem Abend an der Reihe sein. Man zeigte uns große leere Benzinfässer, die mit Wasser gefüllt waren und uns als Waschbecken dienen konnten. Aber wir waren alle noch viel zu kaputt, um planschen zu gehen. Wie fern doch die Zeit der Kasernen war, wo keiner unter uns den kleinsten Fleck auf seiner Uniformbluse geduldet hätte! Vorbei die Theorie der unverzichtbaren Hygiene, hier beunruhigten uns größere Sorgen. Und dann herrschte an diesem Tag eine Eiseskälte. Niemand dachte daran, auch nur die Zeltplane abzulegen, die wir über die Schultern gehängt hatten.

Mir war sehr kalt. Ich hatte Schüttelfrost, und einmal mehr das Gefühl krank zu sein. Wir mussten hinaus, um in der Feldküche noch etwas zu essen zu bekommen. Unsere zerlumpte Horde stand jetzt in der Schlange, während der kalte, feuchte Wind die Nebelmassen über den Dnjepr schob. Zwei Köche schöpften mit großen Kellen heiße Suppe in unser schmutziges Essgeschirr, von dem stellenweise die Farbe abgeblättert war. Wir hatten auf den üblichen Ersatzkaffee gehofft, aber wir bekamen Suppe. Die Zeiten des Kaffees waren längst vorbei. Die Köche gaben die Elf-Uhr-Suppe im Voraus aus – Sonderregelung für uns Schiffbrüchige. Jeder nahm die Suppe gutgelaunt entgegen, und das kochend heiße Gemisch tat uns sehr gut.

Ein Hauptmann ging an unserer Truppe vorbei und blieb stehen. Offenbar suchte er unseren Gruppenführer. Dieser, ein Leutnant, stand auf und ging zu ihm hinüber.

»Kamerad«, sagte der Hauptmann, »ihr könnt euch hier säubern. Ich meine, ihr solltet die Gelegenheit nutzen.«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

Auf den Befehl unseres Gruppenführers gingen wir zu den Fässern, die unter der Dachkante einer der Baracken standen. Wir warfen einen neidischen Blick in Richtung der Waschanlage mit ihren warmen Duschen. Dreihundert Soldaten belagerten sie und bildeten eine Schlange, um von diesem Glücksfall zwanzig oder dreißig Kilometer hinter der Front zu profitieren.

Schon zog sich jeder mehr schlecht als recht die Klamotten aus. Hatte man einmal das Wichtigste abgelegt, konnte man sich leichter an dem Ring aus Läusen kratzen, die einen vor allem auf der Höhe des Koppels belästigten.

Unser Eifer wurde durch den Befehl zum Abmarsch beendet. Ich war fast froh darüber, denn es war so kalt, dass der Gedanke, mich in der feuchten Zugluft praktisch nackt auszuziehen, mich kaum begeisterte. Da zog ich noch meine Läuse vor, die sich in der Wärme meines grauen Unterhemds und auf meinem vor Hunger knurrenden Bauch sichtlich wohl fühlten. Außerdem war ich krank, daran bestand kein Zweifel. Der Schüttelfrost ließ einfach nicht nach und ich fror bis zu den Fußsohlen. Wieder kletterten wir auf die offenen Lkw. Und wie immer waren wir zu viele, man musste eng zusammenrücken. Doch niemand beklagte sich, denn es war immerhin besser als ein Fußmarsch. Ärgerlich war, dass mir bald darauf eine dumme Sache passierte, die mich in eine äußerst groteske Situation brachte.

Die Lkw waren unterwegs auf einer Straße, die in einen Morast verwandelt war. Das Fahrzeug hinter uns schleuderte nach beiden Seiten von seinen Kotflügeln her das Wasser hoch, so dass man es mit einem städtischen Sprengwagen verwechseln konnte. Die Szene erinnerte mich seltsamerweise an den Rückzug vom Don. War Russland nichts als ein Meer von Schlamm? Immerhin zeichneten sich in nördlicher Richtung schwarze Wälder vor uns am Horizont ab. Der Wind trug einige Explosionen herüber, nichts Ernstes. Der Himmel war bedeckt und kündigte erneut Regen an.

Eingeklemmt zwischen zwei Kameraden schwankte ich hin und her im langsamen Rhythmus der Lkw, die sich durch den Schlamm quälten. Ich fühlte mich unwohl. Meine Lippen und mein Gesicht schienen zu brennen. Der kleinste Lufthauch war wie Eis auf meiner Haut. Ich hatte heftige Bauchschmerzen, die begleitet von Schüttelfrost wellenartig durch meinen ganzen Körper zogen. Ich führte das auf die Überanstrengung der letzten Zeit zurück. Leider war ich noch lange nicht wieder völlig gesund. Ich musste kränker denn je aussehen, ich spürte es. Die Eingeweide verkrampften sich immer schlimmer. Natürlich nahm keiner Notiz von meiner Blässe. Den anderen war das völlig egal, und ich war bestimmt nicht der Einzige, dem es schlecht ging. Mein Bauch schmerzte so stark, dass ich trotz der Enge versuchte mich etwas vorzubeugen. Der Kerl neben mir bemerkte mein Zappeln und drehte mir sein unrasiertes Gesicht zu. Als ich mich noch heftiger bewegte, wurde er ungeduldig.

»Immer sachte, Kamerad … wir sind bald da«, sagt er, obwohl er genauso wenig Ahnung von unserem Ziel hatte wie ich.

»Ich habe höllische Bauchschmerzen.«

»Nicht gerade der richtige Moment zum Scheißen!«

Aber das war es, was ich tun musste. Das Bedürfnis wurde immer dringender. Die Kolik wühlte in meinem Bauch und drohte jeden Augenblick sich Bahn zu brechen. Ich konnte doch einen Militärkonvoi nicht anhalten lassen, nur weil ich scheißen musste! Die Vorstellung brachte mich zum Lachen, trotz des Schüttelfrosts und der Krämpfe, die mir den Speichel im Mund zusammenzogen. Ich war in einer grotesken Lage. Und dennoch musste ich eine Lösung finden. Der Konvoi fuhr durch dichten Wald, und es gab keinen Grund zu halten. Und selbst wenn wir in irgendein Quartier gekommen wären, hätte ich nicht sofort ohne Weiteres von meiner Gruppe abhauen können. Ich hätte riskiert, dass man auf mich schoss, weil man Desertion hätte vermuten können.

Mein Gott! Wie lange würde ich es noch aushalten? Ich versuchte vergebens, an etwas anderes zu denken, aber es half nichts. Die Kolik steigerte sich, und ich bekam eine Gänsehaut. Schließlich konnte ich es nicht mehr zurückhalten.

»Macht ein bisschen Platz, Jungs«, sagte ich mit verzerrtem Gesicht. »Ich habe Durchfall, und ich kann mir nicht helfen …«

Die Kerle schienen mich nicht zu hören. Allerdings machte der Lkw auch einen Heidenlärm. Ich ließ nicht locker und gebrauchte meine Ellbogen. Die Kameraden rückten zehn Zentimeter von mir ab, ohne weiter auf mich zu achten. Trotz meiner misslichen Lage spürte ich, wie ich vor Scham rot wurde. Vergeblich versuchte ich meine Hose herunterzuziehen, doch ich hatte einfach keinen Platz und rempelte gegen den Burschen neben mir.

»Immer mit der Ruhe«, sagt der, »du kannst scheißen, wenn wir dort sind.«

»Ich sage dir doch, dass ich krank bin, mein Gott.«

Brummend rückte er mit dem Fuß ein wenig zu Seite, wusste aber nicht, wo er ihn hinsetzen sollte. Niemand lachte, alle waren gleichgültig gegenüber meinem Missgeschick. Ich kämpfte verzweifelt mit meinen Klamotten, verhedderte mich in dem ganzen Zeug, und es gelang mir nicht, die Hose herunterzuziehen. Schließlich wurde mir klar, dass nichts zu machen war. Mein Darm entleerte sich gegen meinen Willen, und die Schweinerei rann an meinen Beinen hinunter. Niemand merkte etwas von meinem Missgeschick, aber mir war unbeschreiblich elend zumute.

Der Bauch tat mir schrecklich weh, und ich fiel in eine stumpfsinnige Benommenheit, die mich nicht einmal die komische Seite meiner Situation erkennen ließ. In Wirklichkeit war es natürlich gar nicht so komisch. Ich war sehr krank, mir drehte sich der Kopf und mir war heiß. Bestimmt hatte ich Fieber. Es waren die ersten Symptome einer Ruhr, deren Folgen mich mein ganzes Leben begleiten würden.

Die Lkw waren noch lange unterwegs. Zweimal noch konnte ich den Durchfall nicht zurückhalten, was meinen Zustand aber kaum mehr verschlimmerte. Ich hätte zehn Jahre meines Lebens dafür gegeben, wenn ich mich hätte säubern und in einem warmen Bett hätte schlafen können. Kalte Schauer und Hitzewallungen wechselten sich ab, während immer heftigere Schmerzen mir die Eingeweide zerrissen.

Als ich mich nach einer Ewigkeit vom Lkw schleppte, um zum Appell in unserem neuen Quartier anzutreten, hatte ich das Gefühl umzukippen. Instinktiv kämpfte ich dagegen an, das Bewusstsein zu verlieren, obwohl eine Ohnmacht das beste Mittel war, um ins Lazarett zu kommen. Ich konzentrierte alles darauf, einen klaren Kopf zu behalten und blieb zwischen meinen Kameraden stehen, die mit sich selbst beschäftigt waren. Doch entging mein totenbleiches Gesicht nicht dem Offizier, der mit der Erfassung beauftragt war. Nur stotternd beantwortete ich seine Fragen, und störte so den Rhythmus des Appells.

»Was ist los mit Ihnen?«, fragte der Offizier, den ich nur wie durch einen Schleier sah.

»Ich bin krank … ich bin …«, stottere ich kläglich.

»Was fehlt Ihnen?«

»Der Bauch … ich habe Fieber … könnte ich mich bitte waschen, Herr …«

»Bringen Sie ihn als dringenden Fall zum Arzt«, wendete sich der Offizier an einen Untergebenen.

Der leistete dem Befehl Folge und nahm mich beim Arm. Endlich einer, der mir half! Ich konnte es nicht glauben.

»Ich habe schlimmen Durchfall, ich muss mich säubern«, murmelte ich auf dem Weg.

»Im Sanitätsblock findest du alles, was du brauchst, Kamerad.«

Kurz darauf stand ich beim Lazarett als Letzter einer Schlange von etwa dreißig Leuten. Die Bauchschmerzen rissen derartig an meinen Eingeweiden, dass ich schreien musste. Ich spürte, dass ich eine weitere Entleerung nicht würde vermeiden können. Mit einem Schritt, der entschlossen aussehen sollte, verließ ich wankend die Schlange. Ich ging hinaus, fand ein Schild, das den Weg zur Latrine wies und erreichte sie in aller Eile. Nachdem ich mich erleichtert hatte, zögerte ich meine bestialisch stinkende Hose hochzuziehen. Ich war in einem unglaublichen Zustand. Dann fiel mir ein Detail auf. Ich glaubte, Blut im Kot zu sehen. Wieder im Lazarett musste ich mich noch mindestens eine halbe Stunde gedulden. Dann war ich an der Reihe. Eins nach dem anderen zog ich meine ekelerregenden Lumpen aus. Zwei Krankenschwestern waren dabei, vor denen ich mich trotz meiner Krankheit ziemlich genierte.

»Was ist denn das für ein Schwein?«, schrie einer der Sanitäter, der zweifellos noch die Reinlichkeit des deutschen Soldaten gewohnt war.

Ich betrachtete den großen Tisch, hinter dem der Sanitätsdienst saß wie ein Tribunal. Es war mir unmöglich, mich vor ihnen nicht schuldig zu fühlen.

»Ruhrartiger Durchfall«, murmelte ein Gehilfe des Sanitäters, schockiert über den Kot, der mir bis unter die Knie gelaufen war.

»Unter die Dusche! Unter die Dusche! Sau!«, sagte der andere. »Danach kümmern wir uns um dich.«

»Nichts war mir lieber als das. Ich träumte schon so lange von einer Dusche.«

»Die Baracke direkt gegenüber«, sagte mir der Sanitäter, der mich möglichst schnell aus den Augen haben wollte.

Ich warf meinen Mantel über meine abgezehrten Schultern und ging hinaus. Dann betrat ich die Duschbaracke. Zum Glück war niemand da, außer eines Burschen mit verblüffter Miene, der den Boden putzte.

»Gibt es da drinnen Wasser, Kamerad?«

Er hob den Kopf und lächelte albern.

»Möchtest du warmes Wasser?«, fragte er freundlich.

»Du hast warmes Wasser?«

»Ja, es ist für die Wäsche der 16. Kompanie, zwei große volle Kessel. Ich kann dir etwas abgeben. Die Duschen haben nur kaltes Wasser.«

Wieder so einer, der sein Wasser für Zigaretten oder etwas anderes verkaufte, dachte ich, während ich vom Fieber geschüttelt wurde.

»Ich habe keine Zigaretten.«

»Ich rauche sowieso nicht.«

Ich stand verdutzt da.

»Gib mir schnell warmes Wasser, Kamerad, schnell.«

Der Kerl mit dem dämlichen Gesicht beeilte sich schon.

»Geh da rein, da ist es besser.«

Er zeigte auf eine Art Verschlag. Zwei Minuten später war er mit zwei dampfenden Eimern wieder da.

»Warst du an der Front?«, fragte er.

Was wollte er damit sagen? Ich sah ihn an. Er lächelte immerzu mit seinem dümmlichen Gesicht.

»Ja, ich war an der Front, und ich will nicht wieder hin, wenn du es wissen willst. Ich bin krank und habe es satt.«

»Das muss furchtbar sein … Der Feldwebel Hulf sagt, dass er mich bald hinschickt, damit ich krepiere.«

Während ich mir genüsslich den Hintern wusch, betrachtete ich ihn verwundert.

»Es gibt immer Typen, die von anderen geschickt werden, um sich umbringen zu lassen, weißt du. Was machst du bei der Division?«

»Vor drei Monaten bin ich eingezogen worden. Ich musste weg von Herrn Feschter, und nach der Grundausbildung in Polen bin ich zur Division Großdeutschland gekommen.«

Ich kenne noch so einen, dachte ich.

»Wer ist Herr Feschter?«

»Mein Chef. Ein bisschen streng, aber trotzdem nett. Ich arbeite bei ihm, seit ich klein war.«

»Deine Eltern haben dich schon so früh arbeiten geschickt?«

»Ich habe keine Eltern. Herr Feschter hat mich aus dem Waisenhaus geholt. Auf dem Hof von Herrn Feschter gibt es viel Arbeit.«

Ich musterte ihn. Noch einer, für den nicht alle Tage Sonntag war. Er lächelte immer noch. Ich hielt mir den Bauch, der sich wieder anfühlte, als wollte er platzen.

»Wie heißt du?«

»Frösch. Helmut Frösch.«

»Danke, Frösch. Jetzt werde ich zusehen, dass ich ins Lazarett komme.«

Ich wollte gerade gehen, als ich eine untersetzte Gestalt in der Tür bemerkte, die uns beobachtet hatte. Ich kam nicht mehr dazu etwas zu sagen, da brüllte die Gestalt schon.

»Frösch!«

Frösch hatte sich umgedreht und lief zu seinem Putzlappen.

»Frösch! Hierher!«

Ich versuchte, mich unauffällig davonzustehlen. Jedenfalls richtete sich die Aufmerksamkeit des Feldwebels ganz auf Frösch.

»Sie haben Ihre Arbeit liegen gelassen, Frösch!«

»Ich habe ihn nur nach dem Krieg gefragt, Herr Feldwebel.«

»Ich habe Ihnen verboten, während der Strafarbeit zu sprechen, Frösch, außer um auf meine Fragen zu antworten.«

Frösch wollte gerade etwas sagen, als ich ein dumpfes Klatschen hörte, worauf ich mich umdrehte. Die noch immer erhobene Hand hatte meinem Freund Frösch gerade eine kräftige Ohrfeige verpasst. Ich verdrückte mich schnell, während eine Flut von Beschimpfungen über dem armen Jungen niederging.

Scheißkerl, dachte ich.

Der Gehilfe des Stabsarztes untersuchte mich wenig begeistert. Ich konnte sehr gut verstehen, dass es diesem Halbarzt keinen Spaß machte, den lieben langen Tag so verlauste Landser wie mich abzuhorchen. Zumal er ja kein Honorar bekam und kaum verpflichtet war, sich so freundlich wie ein Hausarzt zu benehmen.

Nachdem er mich überall ein wenig abgetastet hatte, steckte er mir den Finger in den Mund und prüfte den Zustand meiner Zähne. Schließlich schrieb er eine Menge Zahlen und Buchstaben auf einen Zettel, den er in mein Soldbuch heftete, und ich ging an der Reihe der Tische entlang zum eigentlichen chirurgischen Dienst. Fünf oder sechs Personen begutachteten meine Papiere, und man bat mich die Sachen abzulegen, die ich mir eilig übergezogen hatte. Ein Berserker, der im zivilen Leben Metzger sein musste, verpasste mir eine Spritze in den linken Brustmuskel, dann folgte ich einem anderen Militär, der mich zur Baracke der ›Anerkannten‹ führte. Man prüfte noch einmal meine Papiere und wies mir – o Wunder – ein Bett zu. Tatsächlich war es ein einfacher Strohsack in grauer Hülle, ohne Bettdecke und Laken, aber es war dennoch ein Bett auf einem Holzgestell, ein Bett in einem trockenen Raum und unter einem Dach.

Ich ließ mich langsam nieder, um es auszukosten. Mein fiebriger Brummschädel wanderte durch tausend Träume. Durch das viele Schlafen im Freien hatte ich das herrliche Gefühl vergessen, das man empfinden konnte, wenn man sich auf einer richtigen weichen Matratze ausstreckte. Der Saal war voll mit gleichartigen Betten, auf denen mehr oder weniger stöhnende Leute lagen. Ich sah sie genauso wenig, wie man in einem Hotelzimmer die Farbe der Tapete bemerkt, die nicht nach dem eigenen Geschmack ist. Trotz der Schmerzen, die mich quälten, ließ ich mich von diesem neuen Wohlgefühl berauschen. Dann raffte ich mich auf und zog mich halb aus. Mein schmutziger Mantel und die Zeltplane dienten mir

als Bettdecke. Ich kuschelte mich hinein und fühlte mich gerettet. Ich blieb lange in einem Halbschlaf liegen und träumte vor mich hin, während ich die ganze Zeit versuchte, die Krämpfe in meinen Eingeweiden zu beherrschen.

Dann kamen zwei Sanitäter mit einem größeren Apparat. Ohne Vorwarnung zogen sie weg, was mir als Decke diente, und riefen: »Zeig deinen Arsch, Kamerad, wir wollen dir den Darm durchspülen.«

Ohne dass ich es richtig wahrnahm, verpasste man mir einen kräftigen Einlauf. Dann gingen die lustigen Vögel zu einem anderen Patienten weiter und ließen mich mit vielleicht fünf Litern Wasser sowie ich weiß nicht welchen Medikamenten zurück, die in meinem schmerzenden Bauch gurgelten.

Ich kannte mich in der Medizin nicht groß aus, aber es kam mir immer bizarr vor, dass man jemandem einen Einlauf gab, der schon an starkem Durchfall litt. Jedenfalls trugen die beiden Alchimisten des Teufels, die die Prozedur noch zweimal wiederholten, dazu bei, dass ich eine schreckliche Nacht und einen ebensolchen Tag verbrachte, indem ich durch den eisigen Wind zwischen der Latrine und meinem Bett pendelte, das dadurch viel von seinem Charme verlor.

Zwei Tage später wurde ich jedoch gesund geschrieben und mit schlotternden Beinen zu meiner Kompanie zurückgeschickt. Die Kompanie, also diejenige, die wir bei der Panzergruppe gebildet hatten, war tatsächlich in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hauptquartiers der Division stationiert, ungefähr acht oder zehn Kilometer von hier in einem kleinen Dörfchen, das von der russischen Zivilbevölkerung so gut wie verlassen war. Trotz der riesigen Freude über das Wiedersehen – alle Kameraden waren da, sogar Olensheim, der nach seiner Genesung ebenfalls zu der Gruppe gestoßen war – blieb mein Zustand genauso bedenklich wie vor meiner Einweisung ins Lazarett.

Meine guten Freunde, Halls, Lensen und der Alte, verwöhnten mich und taten alles, damit ich gesund würde. Vor allem bestanden sie darauf, dass ich viel Wodka schluckte, in ihren Augen die einzig wirksame Arznei. Trotz dieser ausgezeichneten Pflege wurden meine überstürzten Ausflüge zum Scheißhaus nicht weniger, und der Anblick meiner blutigen Exkremente beunruhigte sogar den Alten, der mich aus Angst, ich könnte ohnmächtig werden, auf die Latrine begleitete. Zweimal versuchte ich auf den Rat meiner Freunde, wieder ins Lazarett aufgenommen zu werden, das mit den Verwundeten von Kiew überfüllt war. Doch meine Papiere wiesen mich als gesund aus, und es war nichts zu machen.

Mein Zustand wurde langsam dramatisch. Ich war geradezu durchsichtig geworden, und ich verließ meinen Strohsack unter dem Dach einer Isba nicht mehr. Glücklicherweise erlaubte mir ein reduzierter Dienst, auf meinem Schmerzenslager zu bleiben. Wiederholt übernahmen meine Kameraden meine Wache und meinen sonstigen Dienst. Alles lief gut in der Kompanie unter Wesreidaus Befehl. Ärgerlich war nur, dass wir uns noch immer im Operationsgebiet befanden und unsere Gruppe jeden Augenblick losgeschickt werden konnte, um irgendwo ein Loch zu stopfen. Der Alte mit seiner großen Erfahrung, vor der wir uns alle verneigten, beharrte darauf, dass ich mich wieder ins Lazarett einweisen lassen sollte, bevor ein Befehl uns in eine exponierte Stellung schicken würde. Ihm war klar, dass ich nicht durchhalten würde, und ich selbst zweifelte auch nicht daran.

Eines Abends, etwa acht Tage nach meiner Entlassung aus dem Lazarett, fing ich an irre zu reden. Es gab einen denkwürdigen Luftkampf über uns, ohne dass ich etwas davon merkte.

»In gewisser Hinsicht haben wir dich beneidet«, zog mich Halls auf.

Mein tapferer Kamerad suchte für mich Hauptmann Wesreidau auf. Er hatte kaum Zeit, ihm meine Lage zu erklären. Unser Hauptmann erhielt in diesem Augenblick eine uns betreffende Nachricht. Wesreidau stand lächelnd auf.

»Kinder, wir brechen unsere Zelte ab, auf der Stelle, und richten uns im besetzten Gebiet mindestens hundert Kilometer weiter westlich ein. Wir werden dort auch Aufgaben bekommen, aber tatsächlich kriegen wir Erholung. Sagen Sie Ihrem kranken Kameraden, dass er noch vierundzwanzig Stunden durchhalten soll, mein Junge. Geben Sie die Nachricht weiter. Es wird alles besser für uns alle.«

Halls schlug die Hacken zusammen, dass er sich fast die Schienbeine brach, und stürmte hinaus. Er ging in alle Hütten, an denen er vorbeikam, und rief die gute Nachricht hinein. Dann stürzte er in unsere Baracke und rüttelte mich aus meinem Dämmerschlaf.

»Du bist gerettet, Sajer!«, schrie er. »Du bist gerettet! Wir gehen in Ruhestellung! Treibt alles Chinin auf, das hier herumliegt«, rief er den anderen zu. »Er muss mindestens vierundzwanzig Stunden durchhalten.«

Trotz meiner Schwäche wirkte Halls Freude ansteckend und rann wie ein belebender Balsam durch mich.

»Du bist gerettet«, wiederholte er. »Und mach dir das mal klar! So wie du aussiehst, nehmen sie dich nicht nur ins Lazarett auf, sondern ziehen es dir auch nicht vom Urlaub ab. Du hast unerhörtes Glück!«

Jede Bewegung übertrug sich auf meinen Bauch, der immer flüssiger zu werden schien. Dennoch sah ich es als meine Pflicht, meine Sachen zusammenzusuchen. Überall beeilten sich die Kameraden mit ihren Vorbereitungen. Ich legte mein Paket Briefe, die man mir bei meiner Rückkehr zur Division ausgehändigt hatte, griffbereit hin. Es war ein dickes Paket: Ein Dutzend Briefe von Paula half mir ungeheuer, meine Krankheit zu ertragen. Es waren auch drei von meinen Eltern dabei, voll von Fragen, Sorgen und Vorhaltungen, weil ich ihnen so selten schrieb. Auch ein Brief von Frau Neumann war dabei. Irgendwie fand ich die Kraft allen zu antworten, obwohl ich wegen des Fiebers sicher viel Zusammenhangloses geschrieben habe.

Schließlich brachen wir auf, und ich wurde in das geschlossene Führerhaus eines kleinen Lkw von Auto Union gesetzt. So erreichten wir auf Straßen und Wegen, die den karolingischen Zeiten alle Ehre gemacht hätten, die Umgebung von Winniza. In unglaublichen Morastlöchern, die der Regen noch vergrößert hatte, drohten unsere Motoren immer wieder abzusaufen. Für einen Augenblick glaubte ich, dass wir die gefürchteten Pripjetsümpfe durchquerten, die ja nicht sehr weit weg waren. Tatsächlich hatten wir sie aber umgangen und gemieden. Wir fuhren auf erstaunlichen Fahrdämmen aus Holz, die auf dem Meer aus Schlamm zu schwimmen schienen. Diese Wege aus ungleichmäßigen Stämmen, auf denen man freilich nicht schnell fahren konnte, erwiesen sich als sehr praktisch in

Regenzeiten. Sie waren aus grob gespaltenem Rundholz gemacht, drei oder vier Meter breit, und dazwischen mit irgendetwas aufgefüllt worden.

Wir brauchten mindestens acht Stunden für die Strecke von hundert Kilometern. Das Wetter war scheußlich und kalt. Schneeflocken mischten sich in die Regenböen, was uns zumindest vor der sowjetischen Luftwaffe schützte, die zu der Zeit besonders aktiv war.

Ich kam sofort ins Lazarett, und mit mir ein halbes Dutzend Kameraden von derselben Kompanie. Durchfall war zu diesem Zeitpunkt sehr verbreitet, und eine Gruppe von Spezialisten konnte ihn in meinem Fall in Rekordzeit stoppen. Meine Freunde waren fünfundzwanzig Kilometer entfernt stationiert, und ich wusste, dass ich nach meiner Genesung leicht wieder zu ihnen stoßen könnte.

Die Ärzte hatten gewisse Schwierigkeiten, mich wieder auf die Beine zu bekommen. Die Krankheit war zu spät erkannt worden und hatte große Verheerungen in meiner Darmflora angerichtet, wie man mir sagte …

Tatsächlich hing ich trotz der guten Pflege gut zwei Wochen herum, ohne essen zu können. Dafür hätte ich stehend schlafen können. Täglich bekam ich Spritzen in den Hintern, die ihn in ein Stecknadelkissen verwandelten. Zweimal am Tag bekam ich ein Fieberthermometer in den Mund gesteckt, das hartnäckig achtunddreißig Grad anzeigte.

Der Winter war gekommen, und ich freute mich immerhin, als ich von dem geschlossenen Fenster eines geheizten Schlafsaals aus den Schnee fallen sah. Ich wusste die Freunde im Augenblick außer Gefahr, aber was ich in meiner Glückseligkeit nicht wusste, war, dass es an der gesamten Front immer schlimmer wurde.

Die Frontzeitung brachte nur Fotos von Artilleristen, die mit einem Lächeln ihre Stellung und ihre Winterquartiere einrichteten, sowie Artikel, die über alles und nichts berichteten. Halls hatte mich zweimal besucht und Post mitgebracht. Er hatte es geschafft, Gehilfe eines Postunteroffiziers zu werden und konnte deshalb ohne Schwierigkeiten zu mir kommen. Er war einfach nur glücklich und sprang vor Freude herum, wenn er mir bei den Schneeballschlachten ausweichen konnte. Auch er wusste nichts von der bedrückenden Realität, die uns bald mit dem schlimmsten Rückzug bekanntmachen und uns in den Abgrund des Grauens blicken lassen würde.

Ungefähr drei Wochen nach meiner Aufnahme in das Lazarett erhielt ich eine wunderbare Nachricht. Ich wurde in das Büro für die Entlassungen gebeten, wo sich ein Spieß über meinen Gesundheitszustand informierte. Da es mir jetzt besser ging, verkündete er mir, bekäme ich Urlaub, um vollends wiederhergestellt zu werden. Ich kippte fast aus den Latschen.

»Ich nehme an«, fügte er hinzu, »dass Sie Ihren Genesungsurlaub lieber zu Hause als in diesem Lazarett verbringen möchten?«

Aus Furcht, den guten Mann mit seinem Angebot der Gastfreundschaft zu kränken, antwortete ich mit einem schüchternen Ja. Ich war überglücklich über meinen Urlaub, der zwar kürzer war als der erste, mir aber doch zehn Tage zugestand, vom Datum des Stempels der Gendarmerie an gerechnet. Meine Gedanken eilten sofort nach Berlin und zu Paula. Ich würde versuchen, für meine Freundin eine

Genehmigung zu erhalten, mit mir nach Frankreich zu fahren. Sollte dies nicht möglich sein, würde ich in Berlin bei meiner Angebeteten bleiben.

Trotz der Schwäche, die meine Bewegungen noch hemmte, machte ich Freudensprünge. In Rekordzeit traf ich meine Vorbereitungen, und mit einem Lächeln auf den Lippen verließ ich das Lazarett. Immerhin ließ ich für meine Freunde eine Nachricht zurück, in der ich mich entschuldigte, dass ich sie nicht sofort besuchen könnte. Sie würden es bestimmt verstehen.

Meine polierten Stiefel machten ein gedämpftes Geräusch auf dem verschneiten Weg zum Bahnhof. Trotz des düsteren Himmels war ich so fröhlich, dass ich den Russen, die mir begegneten, Grüße zurief. Meine Wäsche, meine Uniform, alles war durch die Reinigung gegangen und adrett und geflickt. Ich fühlte mich sauber und wie neu. Ich vergaß die vergangenen Qualen und dankte innerlich der deutschen Armee und dem Führer dafür, dass sie aus mir einen Mann gemacht hatten, der ein sauberes Bett zu schätzen wusste, sowie ein Dach über dem Kopf gegen den Regen und Kameraden, die weiter nichts besaßen als ihre Selbstlosigkeit. Ich war aufs Neue glücklich. Ich schämte mich, Angst gehabt zu haben und verzweifelt gewesen zu sein. Aus großer Höhe sah ich herab auf die kleinen Unwegsamkeiten, die ich in meinem Leben vor dem Krieg kennengelernt hatte und die mich manchmal verdrießlich gestimmt hatten. Was würde mich jetzt noch traurig stimmen können? Welche Enttäuschung könnte mich jetzt noch finster und übellaunig machen? Vielleicht wenn Paula mir plötzlich sagte, sie liebe mich nicht mehr!

Ja, vielleicht.

Aber im Moment hatte ich das Gefühl, von vielen Dingen geheilt zu sein. Vor der Realität gewisser Augenblicke hatte ich mir in Gedanken alles ausgemalt. Ich hatte mir den Tod der Meinen, sogar meiner Mutter vorgestellt. Ich hatte mir gesagt, dass ich mich mit allem abfinden würde, wenn nur dieser Regen aus Feuer und Eisen aufhörte. Ich hatte alle übernatürlichen Mächte um Verzeihung für diese Gedanken gebeten, aber ich war bereit, diesem Unglück zu trotzen, wenn nur das Gemetzel ein wenig eingedämmt würde.

Der Krieg schien aus mir einen gefühllosen Menschen oder ein Ungeheuer der Gleichgültigkeit gemacht zu haben. Ich würde erst in zwei, drei Monaten achtzehn Jahre alt werden, doch ich hatte das Gefühl, ein Mann und mindestens fünfunddreißig zu sein. Jetzt, da ich dieses Alter erreicht habe, weiß ich natürlich, dass das nicht stimmte …

Der spätere Frieden hat mir viele Freuden gebracht, aber nichts, das mich so viel gelehrt hätte wie der Krieg. Niemals habe ich das gleiche Verlangen zu leben, den gleichen Glauben an die Liebe, das gleiche Gefühl des Absoluten wiedergefunden. Gegenwärtig stelle ich überrascht fest, dass der Frieden eine recht monotone Angelegenheit ist. Während der harten Momente des Krieges sehnt man sich nach Frieden mit jeder Faser seines Körpers. In den Stunden des Friedens jedoch sollte man sich niemals, nicht einmal zaghaft, den Krieg herbeiwünschen!

Der Bahnhof war angelegt wie ein Kopfbahnhof. Auf den Vorplatz zu, der als Bahnsteig diente, wurden drei breite russische Gleise von zwei Weichen wieder zusammengeführt, während ein Gleisstück ohne ersichtlichen Grund nach fünf-

hundert Metern aufhörte. Der weiche Schnee dämpfte die Geräusche und ließ alles, was er nicht zugedeckt hatte, schwarz und kalt erscheinen.

Ein paar Wägelchen und ein paar Kisten standen an diesem gottverlassenen Ort herum. Nahe dem Hauptgebäude fiel ein Haufen Kisten auf, die ordentlich gestapelt und mit ›WH‹ markiert waren. Drinnen saßen um einen rot glühenden Ofen vier oder fünf russische Eisenbahner, die sich anscheinend zu Tode langweilten. Wohin ich auch blickte, von einem abfahrbereiten oder am Horizont auftauchenden Zug war nichts zu sehen. Nur eine große Lokomotive, die nicht unter Dampf war, schien nach einem Jahrhundert im Dienst am Ende ihrer Kraft. Ich habe keine Erinnerung mehr an den Namen dieses Bahnhofs. Vielleicht hatte er keinen, oder das Schild war in irgendeiner Ecke versteckt, um uns Europäern seine unleserlichen Buchstaben zu verheimlichen. Die Durchfahrt eines Zuges an einem Ort wie diesem schien genauso ungewiss und fern wie der Anbruch des Frühlings.

Trotz des Urlaubsscheins in der Tasche, der mein ganzes Sein wie ein wohltuendes Kohlenbecken erwärmte, fühlte ich mich in diesem unendlich weiten Russland plötzlich fürchterlich verloren. Instinktiv näherte ich mich dem Gebäude, wo die Angestellten der russischen Eisenbahn noch untätiger erschienen als alle Angestellten von Ämtern, die ich in Frankreich habe kennenlernen können. Ich wusste, dass ich mich nur sehr schwer würde verständigen können, denn selbst wenn einer von ihnen deutsch sprach, so sprach ich es selbst so schlecht, dass meine eigenen Kameraden mich oft nur mit Mühe verstanden. Ich ging mehrmals an der Glastür vorbei, indem ich mit Blicken um irgendeine Auskunft bat. Da sich niemand rührte, drückte ich die Nase an die Scheibe. Die vier Eisenbahner drinnen, die in Zivil waren und nur eine schmutzige Armbinde trugen, sahen trotzdem nicht zu mir hin. Neben ihnen sah ich zu meiner großen Verblüffung einen Militär, der in Feldgrau gekleidet war und sich ebenfalls dem Nichtstun hinzugeben schien. Ich sah noch einmal hin, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Tatsächlich, ein Soldat des Reichs döste im Konzert mit Zivilisten des besetzten Russland. Genervt stieß ich heftig die Tür auf, betrat den Raum, wo mir eine angenehme Wärme in die Wangen stieg, und grüßte vorschriftsmäßig. Absichtlich schlug ich besonders stark die Hacken zusammen. Der Lärm hallte wie ein Schuss in der Stille dieses sonderbaren Bahnhofs.

Die Russen erschraken und richteten sich langsam auf. Mein Waffenbruder verlagerte nur ein Bein. Er schien um die Fünfzig zu sein.

»Was kann ich für dich tun, Kamerad?«, fragte er im Ton eines Ladenverkäufers.

Gegenüber einer solchen Lässigkeit war ich für einen Augenblick sprachlos.

»Nun, ich möchte wissen, wann der nächste Zug in Richtung Heimat abfährt«, sagte ich schneidiger als der schneidigste Deutsche. »Ich fahre in den Urlaub.«

Der andere stand endlich auf. Lächelnd stützte er sich auf den Tisch und kam auf mich zu wie einer, der an Rheuma leidet.

»Du fährst in Urlaub, Kleiner«, fuhr er in einem leutseligen Ton fort, der mich ärgerte. »Eine schöne Zeit für einen Urlaub.«

»Wann bekomme ich einen Zug?«

Ich wollte die Unterhaltung, die sich anzubahnen drohte, abschneiden.

»Du hast eine komische Aussprache, woher bist du?«

Wieder einmal fühlte ich mich entlarvt. Bestimmt wurde ich rot im Gesicht.

»Ich habe französische Verwandtschaft«, sagte ich fast wütend. »Mein Vater … Ich habe meine ganze Jugend in Frankreich verbracht. Trotzdem sind es bald zwei Jahre, dass ich für Deutschland kämpfe.«

»Du bist Franzose?«

»Nein, meine Mutter ist Deutsche.«

Ich knirschte mit den Zähnen, so sehr ging er mir auf die Nerven, aber der andere schien es nicht zu merken.

»Aber in so einem Fall zählt der Vater, hörst du.«

Auch er wurde wütend.

»Macht euch das mal klar«, wandte er sich an die Iwans, die offensichtlich nichts verstanden, »jetzt haben sie sogar Jungen aus Frankreich geholt!«

»Um wie viel Uhr bekomme ich einen Zug?«

»Mach dir keine Sorgen wegen der Züge, hier kommen sie, wann sie können.«

»Wie bitte?«

»Es gibt keinen Fahrplan, was glaubst du wohl? Das ist hier nicht die Reichsbahn.«

»Aber irgendwann …«

»Ja, natürlich, von Zeit zu Zeit kommen schon Züge durch, aber immer ganz überraschend.«

Er lächelte und machte eine vage Handbewegung.

»Setz dich zu uns, du hast doch Zeit.«

»Nein, ich habe keine Zeit. Ich muss weiter, ich werde mich jetzt nicht hinsetzen und mit euch pennen.«

»Wie du willst. Wenn du dir lieber im Schnee die Füße in den Bauch stehen willst … Oder geh zu Fuß nach Winniza. Dort fahren die Züge regelmäßiger. Nur warne ich dich, dass es siebzig Kilometer durch den Wald sind. Und da gibt es Freunde von denen hier, die nicht so viel vom Adolf halten und deinen Urlaub verkürzen könnten.«

Er sah lächelnd auf die Russen. Die lächelten zurück, ohne zu verstehen.

»Was heißt das, was wollen Sie damit sagen?«, fragte ich naiv.

»Die Partisanen natürlich!«

»Hier gibt es diese Schweine auch?«

Er sah mich verwundert an.

»Was denkst du eigentlich? Es gibt sie auch in Rumänien, in Ungarn, in Polen und vielleicht sogar in Deutschland.«

Ich war wie vor den Kopf gestoßen.

»Komm, setz dich, Kleiner, du kannst nichts für die ganze Geschichte. Es wäre doch zu dumm, wenn du dich einfach so abknallen lassen würdest, nur um ein paar Stunden zu gewinnen. Ich habe es geschafft, echten Kaffee zu bekommen. Der dicke … hier (er nannte einen Namen) ist ein anständiger Kerl. Auch er hat genug davon, Soldat zu spielen.«

Er kam mit einer großen Kaffeekanne der Wehrmacht zurück.

»Wir trinken hier Kaffee bis zum Gehtnichtmehr«, sagte er mit einem Blick auf die Iwans, die immerzu lächelten.

Ich war fassungslos.

»Darf ich fragen, was Sie hier machen?«

»Pah!«, sagte er wütend, »ich muss diesen Haufen (er zeigte auf die mit ›WH‹ markierten Kisten), den Bahnhof und diese armen Teufel da bewachen« (er deutete auf die vier Russen). »Was denken die sich, mit siebenundfünfzig Jahren soll ich noch den Wachposten spielen, wo ich doch auf die Pensionierung zugehe? Sie müssen wissen, junger Mann, dass ich dreißig Jahre im Dienst der preußischen und deutschen Eisenbahn war. Ich bin hier, seit man mich bei der Reichsbahn eingezogen hat. Spezialisierung ist das Stichwort. Keine Anstrengung umsonst! Jeder an seinen Platz. Effiziente Streitmacht! Sieg Heil!«, brüllte er. »Wie mich das alles ankotzt!«

Er knallte die Kaffeekanne auf den Tisch. Man hätte glauben können, man sei in einem Pariser Bistro. Ich war völlig durcheinander.

»Sie haben diese Kaffeekanne bei der Wehrmacht mitgehen lassen«, bemerkte ich, indem ich meinen ersten Gedanken verfolgte.

Der Mann sah mich an und stellte die Kanne langsam ab. Er nahm einen Feldbecher, in dem heißer Kaffee dampfte, und reichte ihn mir. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert.

»Trink das, Kleiner.«

Er schwieg eine Weile, dann begann er wieder zu sprechen, in diesem ruhigen, ernsten Ton, den man nur schwer unterbrechen konnte.

»Hör zu, Kleiner, ich bin siebenundfünfzig Jahre alt. Ich habe den Krieg von vierzehn bis achtzehn in der Kavallerie mitgemacht, und ich war zwei Jahre Kriegsgefangener in Holland. Jetzt sind es schon dreieinhalb Jahre, dass ich wieder Feldgrau trage. Ich habe drei Söhne an den verschiedenen Fronten, die unser liebes Vaterland verteidigen will. Ich bin ein alter Mann, und wenn ich mich zu anderen Zeiten für eine Politik eingesetzt habe, die inzwischen überholt ist, so ist mir die heutige so egal wie diese Kanne. Also trink den Kaffee und vergiss ein wenig, dass du mit dieser Geschichte etwas zu schaffen hast.«

Ich war völlig sprachlos.

»Ich bin weder Spieß noch Hauptmann, noch der Führer. Ich bin nur ein alter Angestellter der Reichsbahn, den man gezwungen hat, die Uniform zu wechseln. Du kannst dich also hinsetzen und in aller Ruhe den Kaffee da trinken.«

»Aber was Sie sagen, ist ein Skandal, Ihnen ist doch klar, dass da draußen jeden Augenblick deutsche Soldaten für Deutschland sterben und dass …«

»Wenn Deutschland meinen Dienst braucht, will ich den Beginn meines Ruhestands gern noch einige Jahre hinausschieben.«

»Aber, aber …«

Es verschlug mir die Sprache. Ich fand keine Worte, um auszudrücken, was der deutsche Idealismus an Gefühlen in mir geweckt hatte. Ich hatte schon reichlich an den verrückten Zwängen des Krieges gelitten, aber ich konnte mir kein

anderes Leben vorstellen als das, welches man mir zugewiesen hatte. Ich fühlte, dass diesem Mann das Wesentliche entging und dass ich mich unglücklicherweise nicht ausdrücken konnte. Vielleicht war ich einfach zu jung, um es zu verstehen.

»Ich bin gar nicht Ihrer Meinung«, rief ich außer mir. »Wenn alle so dächten wie Sie, wäre nichts der Mühe wert. Ihre Auffassung nimmt Ihrer Existenz den Sinn, jeden Wert.«

Sein Gewehr lag verlassen in einer Ecke der Stube.

»Diese Waffe könnte in die Hände Ihrer Freunde hier fallen«, sagte ich und deutete auf die Iwans. »Haben Sie mal daran gedacht?«

Ich dachte, er würde mich jetzt hinauswerfen, aber seine Haltung war immer anders, als man erwartete. Zweifellos hatte er ein wenig Bedenken.

»Ich werde diese Kaffeekanne zurückbringen, sobald wir sie geleert haben«, sagte er mit einem bitteren Lachen. »Möchtest du noch etwas?«

Ich hielt ihm den Becher hin, zufrieden, dass ich einen Kameraden auf den rechten Weg zurückgeführt zu haben schien.

Ich musste mich neun Stunden auf diesem elenden Bahnhof gedulden. Dann nahm mich ein Zug, mit dem ich gar nicht mehr gerechnet hatte, endlich mit.

Elftes Kapitel. Statt des Urlaubs: Partisanen

In dem Zug, den ich in Winniza bestieg und der in Richtung Lemberg und Lublin fuhr, war ich mit Soldaten zusammen, die von Tscherkassy und Krementschug kamen. Von ihnen erfuhr ich, welche Hölle die Schlachten gewesen waren, die in der Nähe dieser Städte stattgefunden hatten, Schlachten, die wir im Übrigen bereits verloren hatten oder bald verlieren würden. Überall führte die erdrückende zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners dazu, dass unsere hartnäckig und unter größten Opfern verteidigten Stellungen schließlich doch überrannt wurden. Alle diese Soldaten fuhren wie ich in Urlaub, aber trotz ihrer Freude darüber schienen sie durch das, was sie durchgemacht hatten, sehr bedrückt zu sein.

Der Zug fuhr im Morgengrauen eines Wintertages in den Bahnhof von Lublin ein. Wie in Winniza lag Schnee, aber hier in Polen war die Kälte viel schneidender als in Russland. Obwohl wir ein hartes Lager gewohnt waren, war die Nacht im Zug nicht besonders erholsam gewesen. Mit hochgeschlagenen Kragen und ein wenig grauen Gesichtern steckten wir die Nasen zur Tür hinaus. Trotz der frühen Stunde waren die Bahnsteige voller Soldaten, die für den Einsatz an der Front ausgerüstet waren und sich gegen die Kälte die Füße vertraten. Unter ihnen gab es viele neue Rekruten mit jungen, rosigen Gesichtern. Alle zehn Meter war ein Feldgendarm auf dem Bahnsteig postiert. Ich hatte so kurz nach meiner Krankheit meine Kräfte überschätzt, und als ich auf Befehl aus den Lautsprechern durchgefroren und übermüdet auf den Bahnsteig sprang, schlotterten mir die Beine.

Die Gendarmen gruppierten uns in einer langen Reihe am Zug entlang und schickten uns dann zu einer großen Halle an einem Ende des Bahnhofs. Während wir dorthin marschierten, zog die keuchende Lokomotive den leeren Zug auf ein Nebengleis.

In der Halle bekam jeder einen Becher heißen Ersatzkaffees und zwei Löffel einer merkwürdigen Marmelade. Während wir diese Nahrung, die uns die Wehrmacht zukommen ließ, zu uns nahmen, brachten einige Offiziere auf einem offenen Güterwagen einen Lautsprecher an. Bei ihnen und neben dem Wagen war die Feldgendarmerie auf ihrem Posten.

Zunächst knisterte es nur. Dann meldete sich eine näselnde Stimme. Man stellte das Gerät ein und dann wurde eine verständliche Ansprache an uns gerichtet. Von der ganzen Rede merkte ich mir nur zwei Worte, die mich ebenso wie die anderen zweitausend Fronturlauber hier beinahe umhauten. »Urlaub gestrichen.« Wir glaubten uns verhört zu haben. Aber die Wörter »Notwendigkeit«, »Schwierigkeit«, »Pflicht«, »zusätzliche Anstrengung« und »Sieg« bewiesen uns, dass wir nicht geträumt hatten. Ein dumpfes Murren ging durch die feldgraue Menge. Die Empörung über diese Entscheidungen machte sich in derben Ausdrücken der Landsersprache Luft.

Aus dem Lautsprecher kam schon ein Marsch, und unser Unmut wurde von der Blechmusik übertönt. Tausende Pläne schwanden dahin, und man musste die Musik aufdrehen, um die Woge der Enttäuschung zu überdecken. Die Marmelade schien uns fade, der Ersatzkaffee bitter. Diese Hunde von Polizisten ließen uns nicht einmal Zeit, uns wegen unseres Schicksals selbst zu bemitleiden, sondern trieben uns zu einem Zug, der zur Abfahrt in die entgegengesetzte Richtung bereitstand und auf ein Pfeifsignal wartete, um uns in das verdammte Russland zurückzubringen.

Drei Waggons waren mit verschiedenen Sachen für die Landser beladen. Es raubte uns den letzten Nerv, dass wir vor diesen rollenden Kleiderkammern Schlange stehen mussten, um unser Marschgepäck zu vervollständigen. Wir wurden von den Gendarmen eng zusammengedrängt, denn einige Leute waren derart verwirrt, dass man ihnen die Lust zu desertieren am Gesicht ablesen konnte. Wir bekamen eine Pelzmütze, ähnlich jener der Russen, eine ärmellose Weste aus Lammfell, das gewendet und grob zusammengenäht war, Handschuhe, die Unterseite aus Tuch, die Oberseite aus Wolle, und riesige Überstiefel mit verstärkter Korksohle und einem Schaft, der aussah als wäre er aus gepressten Haaren gemacht. Zu unserem umfangreichen Gepäck kamen als zusätzliche Last noch einige Konservendosen für die Fahrt. Niemand brauchte sich mehr Illusionen hinzugeben, man schickte uns zurück, um den Winter an irgendeinem Punkt der russischen Front zu verbringen. Man hätte weinen können vor Enttäuschung.

Der Zug war dicht gepackt und voll besetzt. Einige ganz junge Kerle würden zum ersten Mal die Härte des Krieges kennenlernen. Andere kehrten aus dem Urlaub zurück und waren kaum fröhlicher als wir. Wieder andere, zu denen auch ich gehörte, hatten ihre schönen Pläne ganz unten in ihrem Rucksack vergraben müssen und zeigten die gleiche Furcht wie alle Menschen, und seien sie noch so mutig, wenn es einem fraglichen Schicksal entgegengeht.

Wir fuhren schon in die andere Richtung, während wir immer noch nicht ganz begriffen hatten, was uns widerfahren war. Ich blieb stumm vor Enttäuschung und erinnerte mich an Magdeburg und meinen verdorbenen Urlaub. Diesmal lag Berlin leider nicht auf meinem Rückweg, und ich hatte nicht die geringste Chance, Paula wie zuletzt zu treffen. Zumal ich dieses Mal überhaupt keinen Aufenthalt hatte, und wären es auch nur vierundzwanzig Stunden gewesen. Unter diesen Gedanken empfand ich alles noch schlimmer, und ich verfiel in eine düstere Stimmung. Eine einzige Hoffnung blieb mir noch. Ich nahm mir vor, sobald ich zu meiner Einheit zurückgekommen wäre, geltend zu machen, dass ich Rekonvaleszent war. Warum bloß hatte ich nicht daran gedacht, das den Gendarmen zu erklären! Der Anblick dieser Idioten hatte mir einfach jede Hoffnung genommen. Allein Wesreidau könnte die Dinge bei meiner Kompanie vielleicht zurechtrücken.

Wie immer fuhren die Züge in Richtung Front so schnell sie konnten, während dagegen die Züge, die uns gelegentlich in Richtung Heimat brachten, oft stundenlange, unerklärliche Aufenthalte hatten. Unser Zug legte ein flottes Tempo vor und zog seine enttäuschten Fahrgäste schon wieder durch Russland. Es gab aber doch einen größeren Zwischenfall, der unsere überstürzte Rückfahrt für einige Zeit aufhielt. Die Lokomotive hatte gerade Kohle und Wasser getankt und nahm wieder Fahrt auf, um uns ohne weiteren Aufenthalt in den Abschnitt von Winniza zu bringen. Schilder auf dem Bahnhof, den wir gerade verlassen hatten, trugen die Namen ferner Städte, die wir schon nicht mehr erreichen konnten: Konotop, Kursk, Charkow. In mir riefen diese Namen schmerzliche Erinnerungen wach.

Wir waren eine Viertelstunde unterwegs, als die Bremsen an allen Rädern des Zuges kreischten. Die Waggons wurden kräftig durchgerüttelt, und die Tornister und Feldkoffer fielen uns auf die Köpfe, während der Zug zum Stehen kam. Für einen Moment schwirrten Flüche durch die Luft. Wir alle glaubten, der Zug sei entgleist. Soldaten in langen Mänteln liefen im Schnee den Zug entlang. Auf unsere Fragen hin wiesen sie auf das Gleis vor uns.

»Ihr hattet Glück, dass wir euch anhalten konnten«, rief einer von ihnen.

Nach Osten hin, wenigstens fünfhundert Meter von uns entfernt, wo das Gleis durch einen lichten Wald lief, war ein Chaos umgestürzter Wagen zu sehen.

Wir sprangen aus den Waggons, um Erkundigungen einzuholen. Partisanen, Dynamit, Gleis unter der Lok explodiert, Munitionszug, hundertfünfzig Landser getötet, Repressalien, Patrouillen, Verfolgungen ... das waren die Worte, die an unsere Ohren drangen.

Die dreihundert unverletzten Soldaten teilten sich in die Aufgaben. Ein Teil kümmerte sich um die Verletzten und warnte die nachfolgenden Züge, der andere Teil war in Schützenkette ausgeschwärmt und verfolgte die Partisanen, die nicht nur den Zug in die Luft gesprengt, sondern auch das Feuer auf die Soldaten eröffnet hatten, die versuchten, sich aus den verunglückten Waggons zu befreien. Offiziere gaben das Signal zum Sammeln. Wir waren wenigstens dreitausend Leute in unserem Zug. In aller Eile wurden wir auf drei Gruppen aufgeteilt. Die erste und größte, ungefähr zweitausend Mann, wurde zur Säuberung der Umgebung eingesetzt. Zu ihr gehörte ich. Die zweite wurde beauftragt, den verletzten Kameraden zu helfen. Die dritte blieb in der Nähe, um den Zug zu sichern. Der Großteil unseres Gepäcks blieb im Zug, und auf das Signal einer Trillerpfeife ging es im Laufschritt los, durch den Schnee, der zwanzig Zentimeter hoch lag.

Im Schnee zu laufen ist nicht leicht. Zwei Minuten genügen, um einen ins Schwitzen zu bringen. Nach zwanzig geht einem die Luft aus. Nach einer Stunde schnürt einem Seitenstechen die Lunge zu und es flimmert einem vor den Augen. Es war nicht sehr kalt und wir atmeten schwer unter den Anstrengungen. Die Unteroffiziere und Offiziere, die uns gefolgt waren, wurden es leid uns anzutreiben, und ließen uns im Schritt gehen. So drangen wir, eineinhalb Stunden nachdem wir den Zug verlassen hatten, mit dröhnendem Schädel in ein ziemlich großes und urtümliches Dorf ein. Fast alle Häuser waren strohgedeckt und zu jedem gehörte, wie es in Bauerndörfern üblich war, ein Schuppen mit Wänden aus geflochtenen Sonnenblumenstängeln, in dem sie die Wintervorräte lagerten.

Es waren schon deutsche Soldaten da. Auf einem weiten Platz, wo der Schnee die gestampfte Erde zudeckte, drängte sich eine große Menschenmenge. In der Mitte stand ein bunter Haufen dicht beieinander, Männer, Frauen und Kinder, die lautstark durcheinander redeten. Sie waren eingekreist von deutschen Soldaten,

die sich hinter MGs in Stellung gebracht hatten. Eine andere Gruppe bedrängte in der Mitte russische Zivilisten. Sie gestikulierten heftig und schrien. Auf der rechten Seite, bei einer Bruchbude, die eine Art Rathaus zu sein schien, bewachte eine dritte Gruppe Soldaten, den Finger am Abzug, ein Dutzend Russen, die ausgestreckt auf dem Bauch im Schnee lagen. Ich hielt sie erst für tot, aber sie waren durchaus am Leben und man zwang sie nur, in dieser Lage liegen zu bleiben.

»Das sind ein paar, die man gefasst hat«, murmelte ein Soldat neben mir.

Waren das die Schuldigen? Oder waren es nur Verdächtige? Aber nicht ich hatte die Fragen zu stellen. Die Untersuchungen dauerten mindestens eine Stunde. Den Russen, die auf dem Bauch lagen, waren bestimmt schon die Eingeweide gefroren. Allerdings waren die MG-Schützen, die hinter ihren Gewehren lagen, auch nicht zu beneiden.

Eine SS-Abteilung gehörte ebenfalls zum Jagdkommando. Ich wurde ausgewählt, mit ihnen die Verfolgung fortzusetzen, zusammen mit hundert anderen, die wie ich zurückgerufen worden waren, um ihre Pflicht zu erfüllen. Zweifellos hatte sie der Streifen mit der Aufschrift ›Großdeutschland‹ an meinem linken Ärmel auf mich aufmerksam gemacht. Die SS-Leute hatten lieber mit Männern von Einheiten zu tun, die einen Namen trugen, als mit Angehörigen namenloser Divisionen. Ohne weitere Erklärung wurden wir auf Lkws der SS-Gruppe verfrachtet und fuhren los. Über das Schicksal der Zivilisten, die im Schnee lagen, erfuhren wir nichts. Nach zwanzig Minuten Fahrt durch sehr hügeliges Gelände kam der Befehl, von den Lkws zu springen. Ein SS-Hauptsturmführer in einem langen dunklen Ledermantel hielt uns eine kurze Ansprache.

»Ihr schwärmt nach rechts aus und steigt vorsichtig durch das Wäldchen hinauf. Einen Kilometer nach Westen gibt es eine Fabrik, die man von hier noch nicht sehen kann. Die russischen Informanten, die uns begleiten, geben an, dass sich dort ein größeres Partisanennest befindet. Wir müssen sie überraschen und vernichten.«

Er bestimmte die Gruppenführer, und wir gingen los. Das fehlte gerade noch, dachte ich. Was für ein Erholungsurlaub! Ich hätte besser daran getan, im Lazarett von Winniza zu bleiben.

Bald sahen wir eine Reihe von Blechdächern vor uns, ohne Zweifel die Fabrik, von der die Rede war. Mir blieb kaum Zeit mich umzusehen. Auf der linken Seite ratterte eine MG-Salve, und die SS-Leute schrien: »Ergebt euch, Hunde! Widerstand ist zwecklos!«

Offensichtlich hatten die gefangengenommenen russischen Partisanen unter Androhung von Gewalt das Versteck verraten, das wir jetzt umstellten. Es fielen Schüsse.

Von den Fabrikhallen her dröhnte das charakteristische Geratter russischer MGs. Mit einem anderen Soldaten hatte ich mich unter einen niedrigen Baum geduckt, dessen Äste unter der Schneelast bis auf den Boden reichten. Die Trillerpfeifen gaben den Befehl vorzurücken. Das wäre doch zu dumm, sich von einem Haufen Terroristen abschießen zu lassen, dachte ich. Ich rührte mich zunächst nicht von der Stelle. Der andere Bursche murmelte: »Diese Scheißkerle. Wir werden ihr Nest ausheben und sie lehren, was es heißt, Züge zum Entgleisen zu bringen!«

Der Feuerwechsel dauerte fünf Minuten. Dann erhoben sich überall unsere Leute. Etwa zehn russische Zivilisten gaben sich gefangen. Einige sangen trotzig ein russisches Lied. Die meisten schrien: »Gnade! Gnade!« Sie wurden herumgestoßen und unter Drohungen ausgefragt. Flankiert von etwa dreißig SS-Leuten stiegen sie zu den Lkws hinunter. Wir dachten, es sei vorbei, als der SS-Hauptsturmführer sammeln ließ.

»Diese Feiglinge«, sagte er, indem er auf die weinerlichen Gefangenen wies, die, von ihren Bewachern zusammengedrängt, abrückten. »Diese Feiglinge behaupten, die Einzigen hier zu sein. Vielleicht meinen sie, sie könnten damit die anderen retten, die sich noch in diesem Gerümpel verstecken. (Er zeigte auf die Fabrik.) Kämmt alles durch. Wir müssen sie alle kriegen und die Waffen finden, die sie bestimmt dort verstecken.«

Da gab es nichts zu diskutieren. Mit trockenem Mund mussten wir festen Schritts hinein in die mit allem möglichen Zeug vollgestopften Schuppen. Es schien leicht, sich darin zu verstecken, und das machte unsere Lage noch gefährlicher. Trotz unserer recht großen Zahl fühlten wir uns alles andere als sicher. Selbst wenn wir mit den Partisanen fertig würden, würde jede von ihnen abgefeuerte Kugel unfehlbar ins Schwarze treffen. Der Gedanke an unsere Überlegenheit konnte meine Moral nicht stärken. Selbst wenn ich das einzige Opfer in einer Armee von einer Million Mann sein sollte, bliebe der Sieg für mich belanglos. Der Prozentsatz der Getöteten, dessen sich manchmal gewisse Generäle rühmen, ändert nichts am Schicksal dessen, der gefallen ist. So sagte ja schon Hitler selbst: »Auch eine siegreiche Armee hat ihre Opfer.«

Was erzeugte man wohl in dieser so abgelegenen Fabrik? Vielleicht Bretter. Eine große Bandsäge nahm den vorderen Teil der Halle ein. Weiter hinten standen noch einige andere. Dann war da noch eine Art Bagger mit schwerer, rostiger Becherkette. In den beiden ersten Hallen entdeckten wir nichts. Vielleicht hatten die Gefangenen die Wahrheit gesagt. Aber wir hatten den Befehl, die Suche fortzusetzen. Unsere Gruppe hatte jetzt das ganze Fabrikgelände umstellt, und wir rückten von allen Seiten auf die Mitte zu. Wir drangen in eine Reihe von baufälligen Hallen ein. Die Eisenteile waren zweifellos nie gestrichen worden, und der Rost hatte alles weggefressen wie bei alten Ketten, die in Häfen herumliegen.

Ein ziemlich starker Wind war aufgekommen und ließ den wackligen Bau unheimlich knirschen. Sonst war es ganz ruhig, und diese beunruhigende Stille wurde nur unterbrochen, wenn irgendwelche Landser absichtlich eine Blechplatte oder einen Stapel Kisten umstießen.

Zu sieben oder acht Mann drangen wir in einem dunklen Gebäude vor, das mit allem Möglichen vollgestopft war und keine Öffnung hatte, durch die Tageslicht fallen konnte. Wir hörten es einige Male klicken, aber da von überallher Geräusche kamen, vor allem von den schlecht befestigten und vom Wind durchgerüttelten Dachplatten, dachte keiner daran, sich noch mehr zu schützen. Wir rechneten zwar mit unangenehmen Überraschungen, aber damit mussten wir uns abfinden. Draußen hatte die SS offensichtlich wieder einige der Widerstandskämpfer gestellt. Wir hörten zwei oder drei Schüsse und verschiedene Schreie. Die SS-Männer schrien und verfolgten jemanden. Plötzlich war die ganze Halle von

Detonationen erfüllt. Aus dem Dunkel, von einem Hängeboden, hatte es vier- oder fünfmal geblitzt. Vier Kameraden stießen fast gleichzeitig schrille Schreie aus. Zwei brachen auf der Stelle zusammen. Die zwei anderen taumelten und versuchten das offene Hallentor zu erreichen. Diejenigen, die nicht getroffen worden waren, sprangen auf, um Deckung zu suchen. Im Halbdunkel stolperten wir über alle möglichen Sachen, ohne zu wissen, wo wir geschützt wären. Weitere Schüsse krachten. Zwei andere Soldaten rechts von mir brüllten vor Schmerz. Mein Gewehr bekam einen heftigen Schlag ab. Ein Geschoss, das mich um Haaresbreite verfehlte, hatte einen Teil des Kolbens weggerissen.

Die beiden, die zum Ausgang taumelten, wurden noch einmal getroffen, hielten sich aber auf den Beinen. Es war schrecklich anzusehen. Schließlich brachen sie auf dem weißen Flecken Schnee zusammen, den der Wind in die Halle geweht hatte. Andere Soldaten rückten an, kamen aber nicht herein. Sie begnügten sich damit, MG-Salven in die Halle zu feuern, wobei sie riskierten, uns noch vor den Partisanen zu treffen. Wir waren noch drei Unverletzte in der Halle, und wir begannen zu brüllen, als wären wir fünfzig. Wenn die Idioten draußen auf die Idee kämen, Handgranaten hineinzuwerfen, würden wir mit den Russen draufgehen. Zum Glück hörte man uns draußen, und sie mussten sich eine andere Taktik überlegen. Während sie nun versuchten, die Wellblechwände wegzureißen, schossen die Russen auf jedes Stück der Wand, das bewegt wurde. Die Geschosse durchschlugen das Wellblech und brachten unsere Kameraden draußen ebenfalls in Gefahr. Ich hatte Todesangst.

Von draußen forderten sie uns auf herauszukommen. Wer sich aber hier rührte, wurde mit Sicherheit von den roten Schützen zusammengeschossen, die sich zwischen den Trägern des Hängebodens verkrochen hatten. Einer von uns versuchte es dennoch. Er schaffte keine zehn Schritte.

Sollte ich allein in dieser verdammten Halle zurückbleiben? Ich wusste, dass noch ein anderer Kamerad irgendwo versteckt war. Ich war starr vor Angst, und mehr noch als in Bjelgorod fühlte ich mich von der heimtückischen Gefahr umzingelt. Ich biss mir auf die Lippen, um nicht vor Angst zu schreien. Draußen schrien die anderen immer noch und versuchten die Seitenwände loszubrechen. Die Russen oben auf dem Boden verhielten sich jetzt so still wie Spinnen. Von der Stelle, wo ich mich verkrochen hatte, konnte ich übrigens nichts sehen. Plötzlich hörte ich hinter mir, hinter dem Stapel und dem Pfeiler, ein Rascheln. Ich blieb regloser als die Tonröhre, hinter der ich mich versteckte. Der Höllenlärm draußen hinderte mich, besser zu erkennen, was ich zu hören geglaubt hatte. Ich spannte mein Gehör aufs Äußerste an. Jetzt konnte ich mehrere raschelnde Geräusche genauer unterscheiden. Ich hielt den Atem an und versuchte mein Herz zu beruhigen, das zum Zerspringen klopfte. Wie im Wahn schossen tausend schreckliche Dinge durch meinen Kopf. Ich sah mich bereits tot oder gefangen, als Geisel der russischen Partisanen, die sich meiner bedienen würden, um der Umklammerung zu entgehen. Eine panische Angst überkam mich wie nie zuvor, dann setzte sich ein wilder Gedanke der Selbsterhaltung in meinem Kopf fest. Zitternd vor Angst und Wut hörte ich plötzlich auf zu überlegen. Die Gefahr war ganz nah. Ein sechster Sinn ließ sie mich erraten. Ich hätte ein Vermögen darauf verwettet, dass jemand hinter dem Gerümpel herumkroch, das mich verdeckte.

Ich fühlte mich allein, verzweifelt und entschlossen, mich um jeden Preis zu verteidigen. Da tauchte fünf Meter von mir eine Gestalt auf. Es lief mir kalt über die Haut. Die Gestalt wurde von einer anderen überholt, die auf einen Stapel Säcke zulief. Sie blieben im Schatten, aber ich erkannte, dass es zwei Männer in Zivilkleidung waren. Der eine von ihnen, der mir näher war, trug eine große Schirmmütze. Seine Gestalt haftet mir für immer im Gedächtnis. Er war groß und offenbar kräftig. Er blieb einen Moment stehen. Anscheinend versuchte sein unsteter Blick, das Dunkel zu durchdringen. Er machte ein paar Schritte von meinem Versteck weg. Langsam, so langsam wie der Sand, der lautlos in einem Stundenglas nach unten rinnt, hob ich mein Gewehr in seine Richtung. Ich wusste, dass ich eine Kugel im Lauf hatte und deshalb nicht durchzuladen brauchte. Ich versuchte mit meiner ganzen Willenskraft, das nervöse Zittern zu beherrschen, das jede Bewegung ungenau gemacht hätte. Das kleinste Geräusch, und der andere würde eine MG-Garbe in meine Richtung jagen, davon war ich überzeugt. Würde er mich zuerst sehen, wäre es um mich geschehen. Zu meinem Glück machten sie draußen einen Heidenlärm. Der Mann, der sieben oder acht Meter von mir entfernt stand, musste seine Aufmerksamkeit teilen. Für ihn lauerte die Gefahr sowohl drinnen wie draußen. Meine Waffe befand sich jetzt in der Horizontalen. Den Finger nervös am Abzug, zögerte ich noch abzudrücken. Man tötet einen Menschen nicht einfach so kaltblütig. Man muss schon ein verdammter Verbrecher sein oder, wie ich, halb gelähmt vor Angst. Der Mann wechselte die Richtung. Sein Kamerad war jetzt kaum sichtbar und mindestens zwanzig Meter von mir entfernt.

Jetzt bewegte er sich schwer atmend auf mein Versteck zu. Vielleicht hatte er in der Dunkelheit kurz eine Form mit einem metallischen Reflex entdeckt. Jedenfalls hielt er für den Bruchteil einer Sekunde inne. Ein Blitz blendete ihn und er rollte in den Staub, die Brust wahrscheinlich zerfetzt von meinem Schuss. Die vibrierende Waffe rauchte noch in meinen feuchten Händen. Der andere war geflüchtet und hatte seinen toten Kameraden vor meinen Füßen liegen gelassen. Mir war, als hätte ich ein großes schwarzes Loch im Kopf. Wie im Fieber überkam mich ein Alptraum. Ich hatte die Vorstellung, unaufhaltsam immer tiefer und tiefer in einen Abgrund zu sinken. Draußen hielt der Lärm an. Ich war hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, Hals über Kopf zu fliehen, und der Angst, die mich an meinem Platz festnagelte. Mein entsetzter Blick blieb auf den ausgestreckten Mann fixiert, der mit dem Gesicht auf der Erde wenige Meter von mir entfernt lag. Ich konnte nicht glauben, dass ich diesen Mann getötet hatte. Gleichwohl machte ich mich darauf gefasst, unter der Leiche eine Blutlache hervorsickern zu sehen. Was sonst noch geschah, war mir jetzt gleichgültig. Das ganze Gewicht des Dramas lastete auf mir, und ich konnte die Augen nicht von dem Körper abwenden, der reglos vor mir lag.

Eine ganze Seitenwand der Halle stürzte nun ein. Den Kameraden war es gelungen, die Wellblechplatten loszureißen. Tageslicht strömte herein und nahm dem Geschehen seine Bedeutung. Der Anblick der anderen Soldaten, die in die Halle drangen, riss mich aus meiner Lethargie. Ich erblickte sogar den SS-Hauptsturmführer, der wieder zu ihnen gestoßen war und sich hinter den eingestürzten Seitenwänden verbarg. Er stand mir fast gegenüber in zwanzig Meter Entfernung.

»Lebt da drin noch jemand?« rief er.

Ich gab nur ein schwaches Zeichen mit der Hand, das der Offizier aber sah. Ich wusste, dass mindestens noch ein Russe in der Halle war, und zögerte, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Ein zweiter Kamerad, der wahrscheinlich nicht weniger Angst hatte als ich, rief aus dem Gerümpel: »Hierher, Kameraden! Ich habe einen Verwundeten hier!«

»Rührt euch noch nicht«, antwortete der Hauptsturmführer, »wir räuchern sie aus.«

Er hatte auch den toten Russen entdeckt, der praktisch vor meinen Füßen lag. Draußen war Motorengeräusch zu hören, das schnell näher kam. Ohne mich von der Stelle zu rühren, sah ich einen sandfarbenen Panzerspähwagen herankommen, der im weichen Schnee schlitterte. Das Fahrzeug, bewaffnet mit einer MPi, die aus dem Geschützturm herausragte, schob sich in die Bresche in der Seitenwand. Ein starker Scheinwerfer leuchtete in die Halle. Nahe dem Panzerspähwagen standen deutsche Soldaten in Deckung und richteten die Waffen in die Halle. Der Scheinwerfer ging über mich hinweg, und es lief mir kalt über den Rücken. Ich stellte mir einen Moment die Gesichter der Russen vor, eingeschüchtert von Angst. Am Eingangstor, dort, wo noch zwei gefallene Kameraden lagen, stellten sich die deutschen Soldaten, die im Schnee eine Schützenlinie gebildet hatten, neu auf. Der Hauptsturmführer erhob die Stimme: »Ergebt euch oder wir knallen euch ab wie Ratten!«

Es kam keine Antwort. Nur ein Aufschrei, der aus dem Halbdunkel des Hängebodens drang. Es war ein Angstschrei, wie ich ihn kurz zuvor beinahe selbst ausgestoßen hätte. Und schon begann das schwere MG des Panzerwagens das Massaker. Jede Detonation hallte entsetzlich unter dem Dach, so als würde der ganze Bau in die Luft fliegen. Die MPi feuerte mit Explosivgeschossen, die das Dach zerfetzten, sodass an vielen Stellen das Tageslicht hereinfiel. Außerdem schossen alle deutschen Soldaten in die Richtung des Daches. Ich lag zusammengekrümmt auf dem Boden und presste die Hände auf die Ohren, um den Höllenlärm ein wenig zu dämpfen. Vom Dachboden her, wo sich etwa fünfzehn Partisanen verkrochen hatten, verstärkte der Lärm ihrer Maschinenpistolen den Tumult. Einmal mehr hörte ich entsetzliche Schreie. Ein Körper fiel mit einem dumpfen Laut auf den Boden, wie ein Stück Fleisch, das auf den Hackklotz geworfen wird. Die MPi zerfetzte das ganze Dach. Alles lag im Tageslicht, und es gab kein Versteck mehr für die Partisanen. Ein weiterer von ihnen war gerade herabgestürzt. Die anderen versuchten verzweifelt, über die Trümmer des Wellblechdachs zu fliehen. Dabei stürzten einige ab und brachen sich die Knochen. Die anderen blieben im Dachgerüst hängen. Alle wurden unbarmherzig abgeschlachtet. Es war grauenvoll. Die Toten aus dem entgleisten Zug waren gerächt. Die Soldaten besetzten die Halle, und ich konnte endlich aus dem Versteck hervorkommen. Ich war staubbedeckt und fand alle möglichen Trümmerteile zwischen meinem Koppel und meinem Mantel.

Wir stiegen wieder zum Dorf hinunter und sangen dabei: »Märkische Heide / Märkischer Sand / Sind des Märkers Freude / Sind mein Heimatland …«

Wir waren noch immer die Herren. Niemand außer dem Himmel konnte uns richten.

Die SS-Männer luden die paar Gefangenen auf, die wir vor dem Massaker gemacht hatten, und ihre Lkws fuhren auf dem Weg davon, auf dem wir gekommen waren. Die zusammengewürfelte Gruppe, zu der ich gehörte und deren Dienst die SS für den gegebenen Anlass in Anspruch genommen hatte, stieg zu Fuß ins Dorf hinab. Jemand ließ uns in Dreierreihen antreten. Im Gleichschritt marschierten wir singend ins Dorf. Die Menge von vorhin war auseinandergetrieben worden. Wir waren erleichtert.

Die Einsatzgruppe der SS gab jedem von uns eine Bescheinigung, die unser verspätetes Eintreffen bei der Einheit begründete. Dann riet man uns in unser trautes Heim zurückzukehren, das heißt zu unserem liegen gebliebenen Zug. Wir verließen diesen Ort und sein düsteres Andenken ohne Bedauern. Am Ausgang des Kaffs bot sich uns ein Schauspiel, das nicht weniger deprimierend war als das in der Fabrikhalle. Genau in dem Moment, als wir in Sichtweite waren, verrichtete ein Erschießungskommando seine Arbeit. Vier Salven wurden hintereinander abgegeben. Mit jeder fielen vier Partisanen. Ihre Leichen blieben im Schnee liegen, und das Kommando marschierte zum Dorf zurück. Keiner von uns sagte ein Wort. Unsere Toten, die Opfer der Entgleisung und der Explosion einiger Waggons, wurden notdürftig begraben. Es waren mindestens hundert. Man hielt uns eine kurze Ansprache über die Tragödie, die sich gerade abgespielt hatte. Die Partisanen wurden für alles verantwortlich gemacht, und man erklärte uns, dass ein Freischärler keinerlei Recht gegenüber einem Mann in Uniform habe und nach dem Kriegsrecht automatisch ohne Urteil erschossen werden könne.

In der folgenden Nacht, die wir in dem lahmgelegten Zug verbrachten, konnte ich nur schwer Schlaf finden. Kaum schloss ich die Augen, bedrängte mich ein schrecklicher Alptraum. Ein großer Stein ragte im Traum vor mir auf. Unter dem Stein floss schwarzrotes Blut hervor, besudelte meine Füße und verbrannte sie.

Am nächsten Tag stiegen wir bei beißendem Frost in einen anderen Zug um, der uns weiter unten an der Strecke zu Hilfe gekommen war. Wir hatten immerzu das helle »glang, glang« der Räder im Ohr, wenn sie über die Stoßlücken der Gleise fuhren. Der Blick suchte ermüdend lange die Tundra ab, die von tiefem Schnee bedeckt war. Ab und zu wurde die Monotonie der Landschaft durch eine Lichtung unterbrochen, die den Blick auf ferne Horizonte aus Höhenrücken mit Tannenwäldern freigab. Einmal mehr überwältigte uns die ungeheure Weite der Landschaft, wo es nichts gab als die Natur. Nie stand mir die Vorstellung von Raum klarer vor Augen. Nie nahm das Wort ›unermesslich‹ einen konkreteren, erdrückenderen Sinn an als in diesem Russland, das, so schien es, für Riesen gemacht war. War es möglich, über dieses Land Kontrolle auszuüben, sei es vom NKWD, sei es von unserer Seite?

Am Abend desselben Tages kamen wir in Winniza an. Eine ungeheure Menge Soldaten in langen Mänteln drängte sich im Bahnhof und seinen endlosen Hallen. Ein Fliegeralarm hatte anscheinend zum Zusammenbruch des Verkehrs geführt, was die Überfüllung erklärte. In Winniza hatte die Division Großdeutschland damals ein Standbein in der Stadt. Auf Weisung der Feldgendarmerie nahm ich

sofort Kontakt zur Kommandogruppe meiner Einheit auf. Ich war immerhin überrascht, hier eine solche Organisation anzutreffen. Ich nannte Namen und Nummer meiner Kompanie, und man zeigte mir genau, wo sie sich im Moment befand. Mit Schrecken erfuhr ich, dass sie zusammen mit zwanzig anderen wieder an die Front geschickt worden war. Man nannte mir außerdem den Ort und die Ziffer des Abschnitts, ungefähr hundertfünfzig Kilometer von Winniza entfernt. Ich hatte mich darauf eingestellt, meine Freunde vor einem flackernden russischen Kamin kauernd zu finden, um ihnen von meinem gestrichenen Urlaub zu erzählen und über die Möglichkeit zu sprechen, ihn doch noch zu bekommen. Stattdessen würde ich in vereisten, ungesunden und gefährlichen Gräben wieder zu meinen Kameraden im Unglück stoßen. Diese Neuigkeit war so niederschmetternd, dass ich vor dem Stabsfeldwebel, der meine Papiere geprüft hatte, einfach stehenblieb. Der Mann, der mich sonst nicht weiter beachtete, fand mein Benehmen befremdend.

»Was haben Sie?« fragte er. »Ist Ihnen übel?«

Ich suchte nach Worten, dann sagte ich ihm müde, wie es sich verhielt.

»Ich sollte in Genesungsurlaub fahren«, erklärte ich. »Der wurde mir aber in Lublin gestrichen, Herr Stabsfeldwebel.«

»Das Vaterland macht schwere Stunden durch, junger Mann«, antwortete er nach einigem Nachdenken. »Sie sind nicht der Einzige, dem der Urlaub gestrichen wurde. Die Männer, die vor Ihnen dran waren und die hinter Ihnen warten, sind in der gleichen Situation.«

Ich wollte eben sagen, dass ich doch Rekonvaleszent sei, als der Stabsfeldwebel unter meinen Papieren das Blatt fand, das mir der SS-Hauptsturmführer gegeben hatte.

»Sie haben sich auf dem Rückweg bei einem Zusammenstoß mit Partisanen ausgezeichnet«, sagte er. »Ich gratuliere. Ich gebe das zu Ihren Feldakten. Ihr Kompaniechef wird Sie bestimmt zum Obergefreiten befördern, Kamerad.«

Trotz meiner Nervenschwäche hellte sich mein Gesicht bei dieser Ankündigung ein wenig auf.

»Ich fühle mich sehr geschmeichelt, Herr Stabsfeldwebel«, erwiderte ich in einem halb ehrlichen, halb vorschriftsmäßigen Ton.

»Ich freue mich für Sie«, meinte der andere und reichte mir die Hand.

Zusammen mit dreißig anderen »fröhlichen Heimkehrern« ging ich mit gemischten Gefühlen hinaus. Wir bekamen ein ordentliches Gulasch und durften die Nacht immerhin im Warmen verbringen, in einer komfortablen Wohnung, die in einen Schlafsaal verwandelt worden war. Zwar gab es nicht genügend Betten für alle, aber ein mit Teppichen ausgelegtes und fürstlich geheiztes Zimmer bot uns seinen Komfort. Wir verbrachten alle eine gute Nacht, trotz der Furcht vor dem nächsten Tag.

Wir hatten gelernt, in solchen Wartezeiten das Denken einzustellen und vor uns hin zu dösen. Es führte zu nichts Gutem, sich in diesen grauen Stunden irgendwelchen Überlegungen hinzugeben. Das verstärkte nur die Beklommenheit, unter der alle litten. Der Schlaf hingegen brachte alles in Ordnung. Er ließ die

Zeit vergehen und gab neue Kräfte. Leider konnte man ihn nicht in Erwartung kommender schlafloser Tage und Nächte horten. Wir verbrachten also die Nacht und die folgenden vierundzwanzig Stunden schlafend wie die Murmeltiere, und standen höchstens auf, um zur Feldküche zu gehen. In der zweiten Nacht wurden wir dann von einem Obergefreiten aus unserem Dämmerschlaf gerissen. Er führte uns zu den Lkws, die uns zu unserem Bestimmungsort bringen sollten.

Die plötzliche Kälte fiel uns auf den Rücken wie eine schlecht eingestellte Dusche. Der Winter war da und überzog alles mit einem bläulich schimmernden Raureif. Bei den Lkw gab es noch einen Appell, und dann ging es los in Richtung Front.

Als der Morgen anbrach, kamen wir in ein von deutschen Pionieren erbautes Barackendorf. Wir wurden aufgefordert, von den Lkws zu steigen und Ersatzkaffee zu fassen, den drei Küchenbullen den ganzen Tag lang warm hielten. Es war bitterkalt, und alles erinnerte uns dieses Mal an die Misere des letzten Winters. Das Frösteln am Morgen, die Kälte, die einen so quälte, dass man um Gnade bitten wollte, die Unmöglichkeit sich zu waschen, die Läuse, die tausend anderen Widrigkeiten, die das Leben schwer machten. Noch dazu roch hier alles nach Krieg. Die Unruhe und Hast war den Soldaten hier ins Gesicht geschrieben. Große Trichter, zweifellos durch Einschläge von Fliegerbomben verursacht, bewiesen, dass es hier nicht ruhig zuging.

Wir waren fast fünfzig Mann, die zu ihren Einheiten in Abschnitten stoßen sollten, die sechzig oder achtzig Kilometer von einander entfernt waren. Wir bildeten vier Gruppen. Jede davon musste noch die Feldpost und einige wichtige Sachen für die jeweilige Kompanie mitnehmen. Ohne die Dienste des Zuges fand ich mich einmal mehr als Lastesel wieder. Man erklärte uns annähernd den Weg, den wir mit Hilfe des Kompasses einschlagen sollten. Ein Unteroffizier nahm eine Karte zur Hand und verkündete begeistert, dass wir fünfunddreißig Kilometer zurückzulegen hätten. Versehen mit diesen wertvollen Informationen, machten wir uns auf den Weg, der uns durch verschneites, leicht hügeliges Gelände führte. Um das Barackenlager, das wir gerade verlassen hatten, waren in einer Tiefe von etwa einem Kilometer starke Verteidigungsstellungen angelegt. Sie bestanden vor allem aus Pakstellungen, Minenfeldern, die wir sorgfältig umgehen mussten, und zahllosen Maschinengewehrnestern. Jenseits davon erstreckte sich unendlich weit die wilde, harte Winterlandschaft, wie geschaffen für böse Überraschungen. Wir spürten bald, dass von hier an der Boden jeweils dem gehörte, der gerade den Fuß darauf setzte. Und das wechselte vermutlich. Von hier an war die Front nicht mehr eindeutig abgesteckt. Sie war wie eine riesige Klöppelspitze, bestickt mit tausend Fallen, tausend mehr oder weniger erwarteten Begegnungen, tausend unvorhersehbaren Zusammenstößen.

Unter uns war ein neuer Rekrut. Es war ein langer Bursche, ganz jung, wie eine in der feuchten Jahreszeit zu schnell emporgeschossene Pflanze. Seine großen, ängstlichen Rehaugen versuchten vergeblich, diese unendliche Landschaft zu bewältigen. Er fühlte sich wirklich verloren. Die nahen, rauchschwarzen Horizonte des Ruhrgebiets gewohnt, hatte er sich so unermessliche Räume nie vorstellen können.

Ich hatte genauso empfunden und mich immer noch nicht ganz daran gewöhnt. In seiner Haltung erkannte ich meine eigene von vor einem Jahr wieder.

Nach zehn Tagen Schneefall und bedecktem Himmel herrschte nun trockene Kälte, die bei unvorstellbar weiter Sicht alles in klares Licht tauchte. Der Wind der letzten Tage hatte den Schnee zusammengeweht, an natürlichen Böschungen angehäuft, Senken eingeebnet, an anderen Stellen große Flecken brauner Erde freigelegt. Sofern es uns nicht zu großen Umwegen zwang, zogen wir es vor auf diesen nackten Stellen zu marschieren, um uns nicht vom Schnee abzuheben. Jede Stunde legte unsere kleine Gruppe eine Pause ein.

Vier oder fünf Flugzeuge flogen südlich von uns im Tiefflug vorbei. Wir hielten kurz inne, um zu erkennen, was sie suchten. Wir wussten nie, ob es sich um Jak oder um ME-109 handelte. Sie verschwanden am Horizont, zu weit entfernt für das menschliche Auge.

Es war mittlerweile Zeit, unsere in Winniza erhaltene Verpflegung zu uns zu nehmen, aber wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht. Der Unteroffizier, dem man unsere Gruppe anvertraut hatte, gab vor, dass wir uns in der richtigen Richtung befänden. Allem Anschein nach hatte er keine Ahnung, spielte aber den starken Mann. Dennoch verriet alles seine Unsicherheit. In einem Land von der Größe Russlands kann man nicht bluffen. Man kann Entdecker oder Abenteurer in einem Kaff am Wald von Fontainebleau spielen – der Tundra aber kann man nichts vormachen. Man fühlt sich klein und läppisch. Irgendetwas hindert einen daran, Späße zu machen. Fast muss man an Gott glauben, denn alles Übrige scheint von feindseliger Gleichgültigkeit.

Wir marschierten noch eine ganze Weile, bevor wir eine Telefonleitung wahrnahmen, die über kurze, in unregelmäßigen Abständen stehende Pfosten verlief. Die Leitung folgte einer Straße oder vielmehr einer Piste, die nach den Wagenspuren zu schließen von Zeit zu Zeit befahren wurde.

Unser Schafskopf von Unteroffizier entschloss sich, dieser Piste in südlicher Richtung zu folgen, um leichter unseren Sammelpunkt und unser Ziel zu finden. Das kam uns sonderbar vor, denn wir marschierten jetzt rechtwinklig zu unserer früheren Route. Aber keiner muckte auf. Wir hatten uns sowieso seit einer Ewigkeit abgewöhnt, über Ansichten zu diskutieren, die merklich an Bedeutung verloren hatten. Die trübe Aussicht, eine Nacht unter freiem Himmel im Schnee verbringen zu müssen, bedrückte uns, wussten wir doch, dass es einmal mehr der Anfang einer langen Reihe solcher Nächte sein würde und dass wir uns in Geduld üben müssten. Für den Bruchteil einer Sekunde leuchtete der Gedanke an meinen verpatzten Urlaub in meinem Unterbewusstsein auf, wie eine Sternschnuppe am Himmel. Dann schluckte ich, und alles versank wieder in eintönigem Grau.

Der lange Bursche, der neue Rekrut, sagte kein Wort. Sein erstaunter Blick ging von der verschneiten Steppe zu uns erfahrenen Alten. Im Vertrauen auf unsere Erfahrung und unseren Mut folgte uns der junge Soldat wie dem Abendstern.

In einer Entfernung von hundertfünfzig Metern vor uns machten wir eine schneebedeckte Masse aus. Ein langes Kanonenrohr ragte aus einer Schneewehe. Bei genauerem Hinsehen konnte man die Form eines in der Schneelandschaft gut

getarnten Panzers erkennen. Wir bemerkten sofort, dass es sich um einen der unseren handelte, sonst wären wir längst erledigt gewesen.

Tatsächlich war es ein Panther, der inmitten dieser Wüstenei bis zur Höhe des Turms eingegraben war. Dahinter wiesen zwei oder drei Hügel auf Unterstände hin. Plötzlich kam aus dem Panzerturm ein Soldat heraus. Über der schwarzen Uniform der Panzersoldaten trug er eine Weste aus Schaffell. Er sprang vom Panzer und kam uns entgegen. Er nannte seinen Namen und wir taten das Gleiche, wie es üblich war. Wir erfuhren, dass sein Panzer liegen geblieben war und er darauf den Befehl erhalten hatte, ihn bis zur Hälfte einzugraben, um ihn wie einen Bunker zu verwenden. Das war nicht so einfach gewesen. Sie waren neun Leute, die aufgrund der Umstände von ihrer Panzerabteilung getrennt waren. Und seit drei Wochen hielten sie Wache über dieses maßlose Panorama. Ein einziges Mal waren die Russen bis zu ihnen vorgedrungen. Man habe sie aber mit Hilfe von zwei zusätzlichen MPi und den Bordwaffen zurückschlagen können. Man hatte aus ihrem verunglückten Panzer einen offiziellen Posten hinter der Front gemacht, und man würde sie in zwei Wochen ablösen. Sie waren seit zwanzig Tagen hier und gestanden ein, nicht ruhig zu schlafen.

»Wo ist die Front«, fragte unser Spieß.

»So ziemlich überall«, antwortete sein Panzerkollege. »Es sind vor allem bewegliche Gruppen. Nachts fahren Konvois die Piste mit ausgeschalteten Scheinwerfern ab, und jedes Mal haben wir die Hosen voll. Durch einen Luftangriff ist unser Funkgerät zerstört worden. Wir sind von der Außenwelt abgeschnitten. Es ist zum Verrücktwerden.«

»Wir müssen unsere Einheit finden«, erklärte unser Spieß. »Glauben Sie, dass wir noch weit weg sind?«

»Irgendwo, so zehn oder fünfzehn Kilometer nach Osten, gibt es tatsächlich eine Front, aber sie verschiebt sich ständig. Wie soll man das wissen?«

Wir waren perplex.

»Also hin müssen wir« entschied unser energischer Leithammel, »wir werden sie schon finden.«

Die Panzerschützen bedauerten, dass wir weiter mussten, und wir setzten uns wieder in Marsch. Bei Einbruch der Nacht, die uns sehr früh überraschte, und bei dichtem Nebel fanden wir endlich, was in dieser Gegend die Front darstellte. Einige Pak, flüchtig in Stellung gebracht, tauchten in der Nacht auf. Ein Wachposten, grün vor Angst, rief ein »Wer da?«, das ihm fast zwischen den Lippen stecken blieb. Die gleiche Angst ließ unseren Feldwebel etwas Unverständliches piepsen, und wir entgingen einer Garbe aus der MP nur dank der Nachlässigkeit des Wachpostens. Ein brummiger, frierender Soldat brachte uns zum Kompanieführer.

»Die Russen kreuzen hier aus allen Richtungen auf«, schimpfte er. »Das macht einen wirklich fertig. Aber solange die Front nicht wieder gefestigt ist, wird sich daran nichts ändern. Jedenfalls ist das Regiment, das ihr sucht, nicht hier.«

Wir trafen den Offizier der Kompanie, auf die wir gestoßen waren. Er kam aus einem Loch, in dem wir eine Kerze flackern sahen. Ein richtiges Grab, zu klein,

um uns alle aufzunehmen. Dort hauste er mit seinem Funker und einem anderen Offizier nachgeordneten Ranges.

Der Hauptmann, falls er das war, tauchte aus dem Loch auf. Er sah alt und krank aus. Seinen langen Mantel hatte er nachlässig über die Schulter geworfen. Ein langer heller Schal, vor der Uniform zusammengebunden, war das einzige Stück, das sich von dem Grau abhob. Er trug keinen Helm, sondern eine Kappe. Aus Gewohnheit standen wir stramm.

Der Offizier musste eine Karte zur Hand nehmen, um uns Auskunft geben zu können. Er schien verwirrt. Die Karte, auf der man sich genauso leicht verirren konnte wie im Terrain, gab uns nur eine sehr vage Auskunft. Der Offizier studierte das Papier mit Hilfe einer Taschenlampe und überlegte schweigend. Schließlich entschied er, uns in nordöstliche Richtung zu schicken. Entsprechend der Reihenfolge der eingesetzten Regimenter konnte sich das unsere nur in dieser Richtung befinden. Es war ein großer Unterschied zwischen den präzisen und organisierten Plänen der Schreibstube der Division Großdeutschland in Winniza und denen des anwesenden Hauptmanns, der sich in seinen Folgerungen ebenso verirrte wie in dem weiten Raum.

Trotz unserer Müdigkeit – wir waren immerhin seit dem Morgengrauen unterwegs – setzten wir unseren Marsch durch die frostklirrende Nacht und einen zum Schneiden dicken Nebel fort. Nach einer Dreiviertelstunde rückten einige Jungs einer in diesem Meer von Schnee verlorenen Kompanie in ihrem Unterstand zusammen, der eng wie ein Maulwurfsbau war, um etwas Platz für uns zu machen. Wir mussten haltmachen, um uns nicht ernsthaft zu verirren. Außerdem brannte der fast greifbare und scharfe Nebel in den Bronchien und machte jede Anstrengung doppelt schwer. Wir schliefen trotz der Kälte ein, die immer zu Beginn des Winters schwerer zu ertragen ist, wenn der Körper nicht mehr daran gewöhnt ist und noch leichter fröstelt. Draußen in den Gräben vertraten sich die Wachposten die Füße, um nicht stehend zu erfrieren. Der Nebel hüllte sie ein und erlaubte ihnen ohnehin keine Sicht über den Grabenrand hinaus.

Wir verbrachten eine aufreibende Nacht in einer Art Halbschlaf. Trotz der Heizlampen und der über den Eingang des Unterstands gespannten Zeltplane ließ uns die Kälte, die jetzt am Anfang des Winters noch gar nicht so schlimm war, die ganze Nacht frieren. Das Thermometer dürfte auf zehn Grad unter Null gefallen sein. Der Nebel drang in den Unterstand und war fast genauso dicht wie draußen.

Die Burschen schlugen die Zeit tot, so gut sie konnten, indem sie trotz der Unbequemlichkeit pennten oder Skat spielten oder mit klammen Fingern schrieben. Kerzen, mit denen sie sparsam umgehen mussten, knisterten in kleinen Konservenbüchsen, die das geschmolzene Wachs auffingen, sodass die Lebenszeit der Kerzen um das Vier- oder Fünffache verlängert wurde. Was für eine ärmliche und zugleich erhabene Szenerie, diese einsamen Unterstände inmitten der vereisten Weiten der Steppe! Verschwommene Erinnerungen, die meinen Geist noch heimsuchen wie die Lektüre einer dramatischen Sage, die man in seiner Jugend gelesen hat.

Die demoralisierende Kälte der Morgendämmerung begrüßte uns am Ausgang des Unterstands. Schweigend setzten wir unseren Marsch und die Suche fort. Alles war ruhig und schien einmal mehr gelähmt von dem feindseligen Winter, der ebenso gefährlich war wie die Rote Armee. Wir marschierten lange parallel zu einem Stacheldrahtverhau, der von Raureif überzogen war. Der Nebel hatte sich noch nicht aufgelöst und hinterließ an den Spitzen des Drahtes feine Tropfen, die sofort gefroren.

Um die Mittagszeit fanden zwei Drittel unserer Gruppe endlich ihr Regiment. Die Offiziere gaben den anderen die ungefähre Position der zwei Regimenter an, die noch gesucht werden mussten. Tatsächlich waren es für die fünfzehn Soldaten, die sich noch zwei Einheiten anschließen sollten, drei verschiedene Kompanien, die es zu finden galt, wobei der junge Rekrut und ich selbst zu verschiedenen Kompanien gehörten. Ein komplettes Durcheinander! Und das Wetter war denkbar ungeeignet für ein solches Versteckspiel. Außerdem war noch eine erhebliche Entfernung zu bewältigen. Wir wurden allmählich sauer. Es war schließlich unbegreiflich, dass man uns nicht besser befördert oder zumindest besser orientiert hatte, um unsere Einheiten zu finden. Dieser Mangel an Organisation lastete schwer auf den deutschen Soldaten, die daran gewöhnt waren, dass mit Umsicht und zielstrebig gehandelt wurde. Tatsächlich waren es die Verantwortlichen selbst nicht mehr gewohnt. Die ganze einzigartige Organisation der deutschen Armee, die sich in Polen wie in Frankreich und in allen anderen von den Truppen der Wehrmacht besetzten Ländern so gut bewährt hatte, verlor sich in der russischen Unendlichkeit und an einer Front, deren Länge zwischen zweitausend und zweitausendachthundert Kilometern schwankte. Der von Tag zu Tag ein wenig geringer werdende Lastwagenverkehr sollte die Situation während dieses furchtbaren vorletzten Winters noch erschweren.

Unsere Gruppe von sechzehn Mann, die nur langsam von der Stelle kamen, setzte sich so zusammen: Vierzehn Mann gehörten zu einem Regiment, das aber weder meines noch das des jungen, langen Rekruten war.

Der junge Rekrut und ich gehörten zu einem anderen Regiment, dort aber zu zwei verschiedenen Kompanien. Kurz vor der Abenddämmerung hatten die vierzehn genannten Burschen ihre Einheit auf eine ebenso unerwartete Weise gefunden wie die ersten zwei Drittel unserer Gruppe. Der Neue und ich blieben auf dem vereisten Weg, den das Kommen und Gehen der anwesenden Truppen gebahnt hatte. Angespannt vor Unruhe folgten wir dem ungefähren Kurs. Wir kamen durch ein fast verlassenes Kaff, dessen Name auf -jewo endete. Ein paar Kinder in erbärmlichem Zustand beobachteten uns. Wir fühlten uns verlegen und eingeschüchtert.

Der Weg, den man uns gewiesen hatte, bog leicht in nordwestlicher Richtung ab, und so lange es hell war, suchten wir nach Orientierungspunkten auf dem kleinsten Hügel oder nach der geringsten Anomalie, die man mit gutem Willen in der unendlichen Weite entdecken konnte. Wir ließen die Reliefs der Front rechts liegen.

Unsere Orientierungsversuche nach der Art von Schiffbrüchigen waren schnell vom Abendnebel eingeholt, und das undurchdringliche Grau isolierte uns völ-

lig. Trotz meiner Jugend hatte ich unter dem Druck der Ereignisse das Gefühl, dass es an mir war, Entscheidungen zu treffen. Der andere sah mich überdies mit fragenden Augen an. Ich schlug daher vor, in aller Eile ein genügend tiefes Loch zu graben, es mit unseren beiden Zeltplanen zuzudecken und uns so einen Unterschlupf zu schaffen, um der langen und schrecklichen Nacht die Stirn zu bieten. Bestürzt meinte der andere, es sei besser weiterzugehen.

»Unser Regiment kann nicht mehr weit sein«, sagte er.

»Du bist verrückt«, erwiderte ich. »Wie willst du dich in diesem Nichts zurechtfinden? Wir verirren uns ganz bestimmt und werden am Ende von den Wölfen gefressen.«

»Von Wölfen?«

»Ja, von Wölfen, und das ist nicht das Schlimmste in Russland.«

»Aber … aber sie können auch hierher kommen?«

»Das kann sein, aber hinter das Zelt wagen sie sich nicht. Und wenn doch, dann empfangen wir sie mit ein paar Schüssen.«

»Das bleibt sich gleich. Außerdem werden wir morgen die Angaben auf unserer Wegbeschreibung vergessen haben.«

»Wir folgen doch einer Art Weg, den nehmen wir morgen früh wieder auf, und damit hat sich's. Glaub mir, das ist das Vernünftigste.«

Ich überzeugte meinen Kameraden, und wir begannen mit unseren Spaten in der gefrorenen Erde zu graben. Wir hatten gerade begonnen, als wir ein Brummen hörten.

»Ein Motor!«, rief ich.

»Ja, ein Motor, sicher kommt ein Lkw hier vorbei.«

»Ein Lkw! Du bist gut! Man hört das Klirren der Raupenketten.«

Der andere sah mich an. Er bemerkte meine Aufgeregtheit und fragte schnell: »Ein Panzer? Ein deutscher Panzer?«

»Mensch, wie soll ich das wissen?«

»Aber wir sind doch hinter der Front!«

»Hinter der Front! Ja … anscheinend …«

Es gibt nichts Beschisseneres als einen Typ, der nicht sofort kapiert. Man muss ihm Erklärungen in einem Moment abgeben, wo sich alles auf instinktives Handeln reduziert.

»Was sollen wir machen?«, beharrte er.

»Abhauen, jedenfalls weg von der Piste und uns irgendwo in ein Schneeloch verkriechen.«

Und ich lief auch schon davon. Das stählerne Ungeheuer blieb unsichtbar und deshalb umso unheimlicher. Wir hatten die Hosen gestrichen voll. Wir warteten eine Weile, die uns wie eine Ewigkeit erschien, dann zeichnete sich der gedrungene Umriss eines Panzers ab. Er schien über die Steppe zu gleiten, beinahe leicht, aber mit einem Höllenlärm. Ich strengte mich an, die Dunkelheit zu durchdringen. Dann richtete ich mich auf und ging, wie von einer geheimnisvollen Kraft

angestoßen, auf den Panzer zu. Meinen überraschten Kameraden ließ ich stehen. Schließlich holte er mich mit ängstlichem Blick ein.

»Das ist ein Tiger, einer von uns«, sagte ich. »Wir müssen ihn einholen.«

»Ja, dann los!«

»Vorsicht. Die könnten uns für Bolschewiken halten.«

»Wir müssen ihn erwischen, die werden uns mitnehmen.«

»Schon recht!«

Wir schrien aus Leibeskräften und liefen auf den Panzer zu, allerdings mit einem flauen Gefühl im Magen. Der Lärm des Panzers überdeckte aber unser Geschrei, und er fuhr einfach weiter.

»Raff deine Sachen zusammen«, schnauzte ich den Rekruten an. »Laufen wir ihm nach, wir müssen ihn einholen.«

Wir liefen in den Spuren des Panzers los. Er fuhr ziemlich langsam, aber trotzdem schneller als wir laufen konnten. Wir waren schon außer Atem. Mir war schnell klar, dass wir ihn nie einholen würden. Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Ich nahm mein Gewehr und feuerte einen Schuss in den Nebel, der den Panzer schon fast geschluckt hatte. Das war gefährlich, denn die Leute im Panzer hätten sich angegriffen und mit ihren automatischen Waffen um sich schießen können.

Der Panzer blieb stehen. Die Besatzung hatte den Schuss offenbar gehört. Wir schrien, was das Zeug hielt: »Kameraden!« Der Motor des Panzers lief jetzt im Leerlauf und machte deutlich weniger Lärm. Aus dem Turm wurde uns zugerufen: »Was ist los?« Wir strengten uns an, noch lauter zu rufen. Wir waren jetzt ganz nahe. Der Panzersoldat, der kaum zu sehen war, hatte bestimmt den Finger am Abzug seiner MP.

»Ihr seid nur zu zweit?« rief er, als er uns erkennen konnte, »was treibt ihr euch hier herum?«

»Wir suchen unsere Einheit, Kamerad, wir sind in der Nacht vom Weg abgekommen.«

»Kein Wunder«, rief der andere, »wir haben auch keine Ahnung, wo wir sind.«

Wir bemerkten, dass der Panzer seitlich einen weißen Stahlhelm aufgemalt hatte. Das war das Kennzeichen der Aufklärungsabteilung der Division Großdeutschland. Wir waren darüber sehr froh. Wir erklärten, warum wir hier waren, und unsere Kameraden ließen uns in den Panzer einsteigen.

»Ihr seid auch bei GD?«

»Ja, alle beide.«

Eine mit einem Schutzgitter versehene Lampe, wie sie Mechaniker benutzen, und die Leuchten der Zielgeräte verbreiteten ein gelbes Licht im Turm, der mir wie mit oranger Bleifarbe ausgemalt erschien. Im Turm befanden sich zwei Leute, und wahrscheinlich gab es vorn zwei andere. Der Motor, der einen Höllenlärm machte und beinahe jede Unterhaltung verhinderte, verbreitete eine milde Wärme, angereichert mit dem Geruch nach verbranntem Benzin und warmem Öl. Obwohl es im Innern einigermaßen geräumig war, hatten wir einige Mühe, zwischen den Apparaturen und Munitionskisten einen Platz zu finden. Der

Panzerkommandant blieb auf der Hut und streckte ab und zu seinen Kopf, der mit einer Mütze ähnlich jener der Russen bedeckt war, aus der Luke.

Wir erfuhren, dass auch sie ihre Einheit einzuholen suchten. Eine Panne hatte sie achtundvierzig Stunden aufgehalten. Jetzt versuchten sie unter großer Gefahr, denn ein einsamer Panzer ist wie ein blindes Tier, sich an den Batterien und Kompanien zu orientieren, die sie antrafen. Ihr Panzer besaß nur ein Empfangsgerät, und der Chef der Gruppe meldete sich nicht. Vielleicht hatte man sie schon abgeschrieben.

Wir erfuhren außerdem, dass die neuen Panzer im Einsatz mit einer Paste zum Schutz gegen magnetische Haftminen beschichtet und mit äußeren Löschtanks ausgestattet waren. Am gefährlichsten blieb der Raketenwerfer, der den Namen einer Frau trug und den die Russen entwickelt hatten, nachdem sie unsere Panzerfaust kennengelernt hatten.

Nach Ansicht der Panzersoldaten war kein feindliches Kettenfahrzeug dem Kampf mit dem Monster namens ›Tiger‹ gewachsen. Wir hatten übrigens im Frühjahr Gelegenheit gehabt, die Tiger an der rumänischen Front in Aktion zu sehen. Auch die T-34 und KW-85 machten zu ihrem Schaden die Bekanntschaft.

Eine Stunde später hielt der Panzer.

»Hier sind Wegweiser«, rief der Kommandant, »hier muss irgendwo ein Posten sein.«

Er stieg aus, und wir folgten ihm.

In der schwarzen Nacht fiel eine Art dichter Flaum und blieb an uns haften. Es schneite. Ein Pfosten von ungewöhnlicher Form ragte auf wie ein Gespenst. Der Panzersoldat fegte mit dem Handschuh den Schnee weg und nahm die Aufschriften zur Kenntnis. Die Kompanie des jungen Rekruten sowie drei oder vier andere waren in östlicher Richtung angezeigt. Das übrige Regiment lag nordöstlich von hier, also in der Richtung, in die der Panzer fuhr.

Der junge Rekrut, der wahrscheinlich jetzt erste Bekanntschaft mit der Front machte, musste sich von uns verabschieden und ging allein in die undurchdringliche Nacht nach Osten. Ich sehe noch sein jungenhaftes Gesicht vor mir, wie es von Angst gezeichnet war.

Zwanzig Minuten später stieß der Panzer auf meine Einheit, und sie beschlossen die Nacht hier zu verbringen. Ich sprang von meinem Taxi und ging auf eine Gruppe von elenden Hütten zu, deren Dächer vom Boden aufragten wie riesige Zelte, um weitere Erkundigungen einzuholen. In einer dieser Hütten hatte sich der Stab eingerichtet, und vor einem Schreibtisch aus Brettern und Kisten saß beim Licht dreier Kerzen ein Unteroffizier. Da es keinen Ofen in dem Raum gab, hatte er eine Decke über seinen Mantel geworfen. Ich erhielt die nötige Auskunft, um zu meiner Kriegsfamilie zu gelangen, das heißt meiner Kompanie, die tatsächlich wieder in vorderster Linie war.

Wie bei meiner ersten Frontberührung bewegte ich mich durch ein System von Unterständen, Löchern, Gräben und anderen Stellungen, die hundertmal unsicherer und weniger tief waren als die am Don. Pioniere standen hier anscheinend kaum zur Verfügung, das meiste hatte die erschöpfte Infanterie mit ihren Spaten

gemacht. Der Winter begann gerade erst, aber es herrschte schon strenger Frost, was nur schlimmer werden konnte.

Auf meine Frage hin brachte mich ein Verbindungsoffizier zum Unterstand des Kompanieführers. Der Wachsoldat musterte mich erstaunt, weil ich von einem höheren Offizier begleitet wurde, und hob die Zeltplane, die diesem Rattenloch als Tür diente. Wesreidau schlief nicht. Ein dicker Schal verhüllte das halbe Gesicht, und darüber ragte eine erloschene Pfeife heraus. Der Hauptmann, ohne Kopfbedeckung, schien in das Studium einer Karte vertieft.

Zwei Heizlampen leuchteten und versuchten, dieses Erdloch zu erwärmen. Hinten schlief ein Mann wie ein Toter in seiner Gruft. Ein anderer Mann, ein Leutnant, schlief ebenfalls, den Kopf zwischen den Händen und auf Marschgepäck sitzend. Hauptmann Wesreidau hob den Kopf und versuchte mich zu erkennen. Ich wollte meinen Namen nennen, als das Telefon läutete. Zweifellos eine nicht besonders wichtige Meldung. Ich setzte wieder an.

»Gefreiter Sajer meldet sich zurück, Herr Hauptmann!«

»Urlaub zu Ende, mein Junge?«

»Das trifft es nicht ganz, Herr Hauptmann, mein Urlaub wurde gestrichen.«

»Ah!«, sagte der Hauptmann. »Sie sind wieder gesund? Wie fühlen Sie sich?«

Am liebsten hätte ich ihm meine Enttäuschung ins Gesicht geschrien und meinen Wunsch, wenigstens ein paar Tage zu bekommen, aber die Worte blieben mir im Hals stecken. Ich fühlte plötzlich die Verbundenheit mit all den Kameraden, die hier in der Nähe waren. Das schien mir verrückt und zugleich ergreifend.

»Es geht so halbwegs, Herr Hauptmann, ich muss eben auf den nächsten Urlaub warten.«

Wesreidau erhob sich. Er schien zu lächeln. Er legte seine Hand auf meine Schulter und ich erbebte.

»Ich bringe Sie zu Ihren Freunden, ich weiß, Freunde bedeuten manchmal mehr als ein gutes Bett und was zu essen.«

Ich war immer noch verdutzt.

Der Hauptmann ging voran, und ich folgte ihm auf dem Fuß.

»Ich bemühe mich, meine Männer beisammen zu lassen, wie sie miteinander befreundet sind. Wiener, Halls, Lensen und Lindberg sichern zusammen eine Pakstellung ab. Die werden sich freuen, Sie wiederzusehen.«

In dem gespenstischen Nebel, der sich deutlich von der schwarzen Nacht abhob, folgte ich der hohen Gestalt des Offiziers. Vom Schlaf benommene Soldaten richteten sich auf, als wir vorbeigingen. Unteroffiziere signalisierten »Alles ruhig«.

Wir kamen zu einem tieferen Loch, in dem Landser zusammengerollt lagen und zwei Gestalten sich an den Grabenrand lehnten. Ich erkannte sofort die Stimme von Wiener.

»Willkommen in unserem Posten, Herr Hauptmann«, sagte der Alte. »Wir können ein wenig plaudern, so ruhig ist es hier.«

Ich war verblüfft über den vertraulichen Ton des Alten.

»Ich bringe euch den Sajer zurück.«

»Sajer! Nicht möglich! Ich dachte, er würde sich gerade in Berlin austoben.«

»Ich habe euch vermisst, Jungs!«

»Das ist mal ein Kamerad!« rief der Alte. »Du hast völlig recht. Hier haben wir nämlich manchmal ein Feuerwerk, während Berlin total verdunkelt ist. Jedenfalls erinnere ich mich, dass es vor eineinhalb Jahren so war.«

Die schlaftrunkene Stimme von Halls ließ sich hören.

»Was brüllst du denn so rum, verdammt noch mal!«

»Erwache, Sohn der Steppe«, trompetete Wiener, »der Herr Hauptmann und Freund Sajer sind hier!«

»Sajer«, stammelte Halls, »der ist wohl verrückt, hierher zurückzukommen!«

Der Hauptmann spielte den Empörten.

»Wenn ich nicht Ihre Unerschütterlichkeit im Kampf kennen würde, dann müsste ich jetzt eine Meldung über Sie beim Bataillon machen, Gefreiter Halls.«

Jetzt war Halls endlich wach.

»Bitte um Entschuldigung, Herr Hauptmann, ich war noch halb im Schlaf.«

»Sie haben einen pessimistischen Schlaf, Gefreiter Halls.«

Der Alte antwortete für ihn.

»Vorgestern der Don, gestern der Donez, heute der Dnjepr … Sie müssen zugeben, Herr Hauptmann, dass das den härtesten Landser entmutigt.«

»Ich weiß«, sagte Wesreidau leise. »Ich habe das befürchtet, seit wir Russland betreten haben. Aber wenn wir die Zuversicht verlieren, wird alles noch schlimmer.«

»Wir verlieren mehr Gelände und mehr Menschen als Zuversicht, Herr Hauptmann«, sagte der Alte und schüttelte missbilligend den Kopf.

»Die Russen werden die Pripjetlinie nicht überschreiten, daran haben sie aus geografischen Gründen kein Interesse, glaubt mir.«

»Wohin können wir uns noch zurückziehen?« fragte Lindberg naiv.

»An die Oder«, zischte der Alte.

Bei diesem Gedanken wurde uns kalt bis ins Herz.

»Gott möge uns eine solche Katastrophe ersparen!«, murmelte Wesreidau. »Lieber würde ich sterben, als das zu erleben.«

Wesreidau glaubte wahrscheinlich an Gott, denn sein Wunsch sollte erhört werden.

Zwölftes Kapitel. Die roten Panzer

Die zweite Front am Dnjepr

Zehn Tage waren vergangen, seit ich meine Kameraden im Unglück wiedergefunden hatte. Die Freude des Wiedersehens wurde gebührend gewürdigt. In der fensterlosen Isba, die uns zum Schlafen zugewiesen worden war, haben wir meine Rückkehr ins Land der ›Eisbeine‹ gefeiert, indem wir einen Kanister mit fünf Litern Ersatzkaffee wegputzten. Kein Wodka, kein Schnaps, keine Kekse, es fehlte uns an allem. Es war eben Krieg.

Um den Kanister herum saßen nur die engen Freunde. Die anderen von der Kompanie hielten sich abseits. Gleichgültig wuschen sie ihre schmutzigen Füße in großen Schüsseln, wo es ihnen gelungen war, das Wasser lauwarm zu bekommen, oder sie jagten ihre Läuse, wenn sie nicht gerade Wettrennen mit diesen verfluchten Tierchen organisierten. Das Fest flackerte einen Moment auf, fiel dann in sich zusammen, weil man nicht mehr als zwanzig Mal die gleichen Dinge erzählen konnte, und verlöschte schließlich, um der stumpfen Gleichgültigkeit der Soldaten an der vordersten Front Platz zu machen. Wir kannten das alles, und selbst an den Tagen, an denen die Moral gut war, bedrückte uns die Angst, die von der Front ausging, und erstickte jedes Lachen.

Seit zehn Tagen pendelten wir zwischen unserem Posten und der Isba zum Ausruhen. Alle zwölf Stunden machten wir den einen Kilometer langen Weg zwischen dem Unterstand und dem, was der Krieg von einem Dorf übrig gelassen hatte. Gegenüber vom Unterstand gab es nur das vereiste flache Land. Bei Tag verirrte sich dort unser Blick. Bei Nacht holte der Nebel unseren Horizont auf zehn oder fünfzehn Meter heran und zwang uns zu einer schmerzhaften Erweiterung der Pupillen. Ich fragte mich, wem wir hier den Weg versperren wollten. Vor uns war noch keine stabile feindliche Front errichtet worden – noch nicht.

Nur von Zeit zu Zeit zwangen uns Durchbruchsversuche beweglicher Einheiten zu einem Sperrfeuer. Einmal seit meiner Rückkehr hatten sich feindliche Panzer gezeigt und unsere vom Frost steif gewordenen Batterien unter Beschuss genommen. Abgesehen davon hatten wir Muße zu beobachten, wie der Pulverschnee Kristalle auf unseren Stiefeln bildete, die langsam hart wie Holz wurden. Die folgenden zwölf Stunden versuchten wir sie wieder weich zu bekommen, während wir mit sechzig anderen Männern in einer stallartigen Wärme aufeinander hockten und ins Leere starrten. Feuer zu machen war streng verboten. Der Rauch hätte die Stellungen verraten können.

Wesreidau suchte uns oft auf. Ich glaube, er mochte unsere Gruppe. Mit dem Alten sprach er von Mensch zu Mensch. Wir Jungen hörten den Gesprächen zu, wie die Kleinen dem Großvater lauschen. Sie brachten uns nur ernste, alarmierende Neuigkeiten. Kiew war von den erschöpften deutschen Truppen aufgegeben worden. Der Dnjepr, diese vielgepriesene Verteidigungslinie, hielt noch immer.

Leider nützte das nicht viel. Die Russen kamen bereits von Tscherkassy her den Fluss herauf, auf dem Ostufer ebenso wie auf dem Westufer.

Auch an der Desna rückten sie auf beiden Seiten vor. In Nedrigajlow hatte man die Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft, ein Sieg war nicht mehr möglich. Kiew blieb trotz allem das Zentrum der Kämpfe. Zum Glück deckten wir nur den Südflügel der eingesetzten Armeen, denn unsere Front war instabil und auch nicht sehr tief. Wir saßen auf einer Ebene fest, die platt wie ein Billardtisch war, und unsere Verteidigung, selbst wenn wir die Mittel gehabt hätten, wäre schwierig zu organisieren gewesen. Am zwölften Tag erlebten wir einen heftigen Luftangriff. Am selben Tag zeichnete sich eine Kolonne am Horizont ab. Es handelte sich um einen Teil der Streitkräfte, die aus dem Raum von Tscherkassy herausgedrängt worden war. Sieben oder acht zerlumpte, halb verhungerte, mit einer Unzahl von Verwundeten belastete Regimenter strandeten in unseren Stellungen und plünderten unsere Reserven. An den ausgezehrten, unrasierten Gesichtern dieser Landser konnte man das Ausmaß der Kämpfe ablesen, die dort stattgefunden hatten. Diese Wehrmachtsangehörigen, mit den abgetretenen Stiefeln, den leeren Brotbeuteln und fiebrigen Augen hatten einen Vorsprung von vier Tagen vor der russischen Dampfwalze, die von Cherson her auf dem Westufer des Dnjepr heranrollte. Auch der Winter schlug nun zu. Das Thermometer fiel auf minus fünfzehn Grad.

Und dann, eines Abends, während beißender Frost die in ihre Decken gehüllten Wachposten hinter den hartgefrorenen Erdwällen quälte, kam der Feind. Sein Lärm, den der Wind freundlicherweise zu uns trug, ging ihm voraus. Auf der unendlichen, in helles, eisiges Mondlicht getauchten Ebene tönte er anfangs dumpf und gleichförmig herüber. Wir nahmen ihn wahr mit der Angst von Tieren in äußerster Bedrängnis, welche die Meute kommen sehen. Wir hörten ihn mindestens zwei Stunden lang. Die Augen, in denen uns die Tränenflüssigkeit gefror, starrten hartnäckig auf das gespenstische Panorama. Noch war nichts zu sehen. Trotzdem ertönten immer wieder Rufe: »Sie sind da!«

Unsere angespannte Fantasie belebte die sichtbaren Ränder der Front mit den Formen einer beunruhigenden Fata Morgana. Tausend Gedanken schwirrten uns unter den Katzenfellmützen herum. Die ferne Heimat, die Familie, die Freunde, eine sinnlose, verzweifelte Liebe. Man fasste alle Lösungen ins Auge, Kapitulation, Gefangenschaft, Flucht … sogar den Tod, der aber bitte schnell kommen sollte, damit alles ein rasches Ende hatte. Einige griffen zu den Waffen und dachten an heldenhaften Widerstand, an Zurückwerfen des Feindes, an Durchhalten. Die meisten stellten sich aber auf den Tod ein. Aus dieser Resignation erwuchsen dann oft die größten menschlichen Leistungen des Krieges: Feiglinge, Angsthasen, Pazifisten, die von Anfang an nichts mit dem Krieg und Hitler zu tun haben wollten, und die, wahnsinnig vor Angst, alles taten um ihr Leben zu retten, retteten dabei oft zwangsläufig auch das der anderen.

Vor dem gewaltigen Orkan ergriffen wir die Flucht, wenn das möglich war. Aber oft war es das nicht. Die ruhmlosen Helden bewiesen dann oft eine Kraft, die der des Angreifers überlegen war. Man kämpfte nicht mehr für Hitler, man kämpfte nicht mehr für den Nationalsozialismus oder für das Dritte Reich, nicht einmal

mehr für die Verlobte, die Mutter oder die Familie, die in den von Bomben verwüsteten Städten litten. Man kämpfte mit der Angst und aus der Angst heraus. Und selbst wenn man sich mit dem Tod abgefunden hatte, bäumte man sich noch in ohnmächtiger Wut auf. Man schlug sich für eine elende Sache, die doch so viel stärker war als alle Doktrinen: Man kämpfte für sich selbst. Um nicht trotz allem in einem Schlamm- oder Schneeloch zu krepieren. Wie die Ratte, die, in die Ecke eines Kellers getrieben, nicht zögert einem viel größeren und stärkeren Menschen an die Gurgel zu springen.

Kaputt wie wir waren, verwandelte sich unsere Angst in eine Festung der Verzweiflung, mit der die kommunistische Walze der roten Soldaten noch viel Mühe haben würde. Der Lärm schwoll an. Wir warteten und krallten uns in die verfluchte Erde.

Jetzt waren die Geräusche deutlich unterscheidbar. Die Gestalt von Halls, die einem Kartoffelsack ähnelte, regte sich und kam auf mich zu. »Hörst du, das sind Panzer«, murmelte er.

Ich hörte nichts anderes.

Dann kamen auch Lieder. Unzählige Menschen sangen aus voller Brust. Die Russen taten sich keinen Zwang an. Das war ihr großer Ansturm. Jetzt waren sie an der Reihe, sie spürten den Schwung, die Begeisterung von Truppen auf dem Vormarsch.

»Vor eineinhalb Jahren habe ich genauso laut gesungen, als es auf Moskau zuging«, sagte der Alte leise.

Die Nacht verging. Der Lärm hörte sich anders an, aber er dauerte fort. Die Leute, die sich in der Isba ausgeruht hatten, waren in ihre Stellungen gegangen. Alle waren in Bereitschaft. Selbst die Hilfsdienste wurden zum Ausbau der Verteidigungsstellungen herangezogen. Die Front zog sich in einem langen Streifen von geringer Tiefe hin. Einem Streifen, wo die Regimenter unserer Division auf fast hundert Kilometer verteilt waren. Wir waren zahlreich, sehr zahlreich sogar. Aber noch immer fast dreißigmal weniger als die Flutwelle, die auf uns zukam.

Die Angst blieb wie eine pessimistische Ausdünstung unter den Stahlhelmen sitzen. Der Atem schlug sich auf den Nasenflügeln nieder, auf den Lippen, auf dem aufgeschlagenen Mantelkragen. Unsere Hände und Füße schmerzten schon seit langem. Steif von der Kälte, schienen sie uns unter unserer nervösen Anspannung nicht mehr zu gehorchen. An den anderen Abenden waren die Jungs im Kreis gelaufen, um nicht zu erfrieren. An diesem Abend waren die sperrigen Überschuhe auf die Seite geworfen worden, und trotzdem rührte sich keiner. Die beißende Kälte zog wie ein stiller Alptraum vorbei und hinterließ auf der Erde und den Menschen einen Film aus Raureif. Von Zeit zu Zeit mussten wir das Gewehrschloss bewegen, damit es nicht einfror. Jedesmal, wenn wir es berührten, hatten wir das Gefühl einen elektrischen Schlag zu bekommen. Im Osten waren die Russen jetzt nicht mehr zu hören. Nur ihre Motoren brummten beunruhigend.

Manchmal erreichte uns ein Wiehern, wenn ein unterernährtes Pferd in unserem Pferch krepierte und dabei eine heisere Klage ausstieß. Die Müdigkeit lastete auf uns ebenso schwer wie die Angst und die Kälte. Ab und zu überkam sie uns

mit offenen Augen. Fünf oder zehn Minuten ließ sie uns in Vergessen sinken. Dann schreckten wir auf und waren wieder in der Wirklichkeit. So ging es bis zum frühen Morgen, bis in die Stunden, wo viele vor Kälte starben.

Die Russen ließen sich Zeit. Schon vierundzwanzig Stunden waren vergangen. Der Lärm der sich bildenden russischen Front hielt an. Wenn wir noch die Kraft und die Möglichkeiten gehabt hätten, würde ein Gegenangriff einen gewissen Erfolg eingebracht haben. Aber unser Befehl lautete nur, uns in dieser verfluchten Kälte zu verteidigen. Man organisierte wieder Ruhepausen von jeweils vier Stunden, damit möglichst viele Leute draußen waren. Viele schliefen neben ihren Waffen ein und wachten plötzlich mit bösen Erfrierungen auf. Tag und Nacht verließen uns Verwundete auf Pferden oder zu Fuß. Aber es kam keine Verstärkung, und das schwächte unsere Front noch mehr.

»Ein schöner Schwindel«, brummte der Alte.

Gegen Ende des Tages überraschten wir Lindberg, der sich angeblich entfernt hatte um zu Scheißen, mit nackten Beinen in der Kälte stehend. Eine Dreiviertelstunde hatte er so ausgeharrt, um sich Erfrierungen zuzuziehen, und er hätte es kaum länger aushalten können. Jetzt heulte er wie ein Baby, und Halls machte seiner Wut gegenüber seinem zweiten MG-Schützen Luft, indem er ihm mit dem Riemen seiner Gasmaske auf Waden und Schenkel schlug.

Am nächsten Tag hatten die Russen noch immer nicht angegriffen. Wir wurden immer nervöser und durften uns keine Ruhe gönnen. Ein Flugzeug ging über uns hinweg und warf vier dicke Säcke Feldpost ab.

Ich hatte vier Briefe: zwei von meiner Familie, zwei von Paula. Sie hatten sehr lange gebraucht, um mich zu erreichen. Insbesondere einer aus Frankreich war schon einen Monat alt. Ich las hastig die Post von Paula, aus der große Traurigkeit sprach. Sie war in eine kleine Fabrik dienstverpflichtet worden, sechzig Kilometer von Berlin auf dem flachen Land. Das Leben sei in der Stadt nicht mehr auszuhalten, erklärte sie.

An wen sollte ich denken?

Der Brief meiner Eltern, mit dem üblichen Vers meines Vaters, nervte mich mit seinen unberechtigt wirkenden Klagen. Ich sprach mit Wiener darüber, der mir antwortete: »Die Franzosen können nur jammern.«

Der letzte Brief meiner Mutter setzte mich durch seinen Mangel an Realismus in Erstaunen. Die arme Frau bat mich, gut auf mich aufzupassen, keine Bravourstücke zu machen, nur meinen Dienst zu tun und mich nicht unnötig in Gefahr zu begeben. Diese unglückseligen Ratschläge waren so fehl am Platz, dass ich eine Weile sprachlos war. Mein Blick hob sich von dem gelblichen Briefpapier Richtung Osten, über den Schnee, der sich in Wellen in die Ferne zog und die schreckliche Gefahr verbarg, die sich uns gegenüber zusammenbraute. Die Lächerlichkeit der Ratschläge meiner armen Mutter trieb mir Tränen der Rührung in die Augen.

Jeder war in die Lektüre eines Briefes vertieft, der manchmal so unerwartete Nachrichten enthielt, dass auch ältere Leute als ich die Fassung verloren. Manche schrien und sprangen auf wie Wahnsinnige. Sie hatten erfahren, dass einer aus ihrer Familie bei einem Bombenangriff umgekommen war.

»Die Post hat uns nur noch mehr demoralisiert«, schrie ein großer Landser, der zusah, wie einer der Kameraden vergeblich mit den Tränen kämpfte.

Es blieb uns nichts erspart.

Am Nachmittag gingen Spähtrupps hinaus und verschwanden sofort im Schneegestöber. Der Stab hatte das Warten satt und beschloss den Feind zu testen. Wir hörten nur vereinzelte Feuerstöße, dann kamen die Spähtrupps zurück und berichteten, dass sie viel russisches Material gesehen hatten.

Kurz vor Einbruch der Nacht wurden wir aus unserer Ruhe gerissen. Mit jagendem Puls ging es im Laufschritt in die Stellungen. Die russischen Panzer hatten sich im Schneesturm in Bewegung gesetzt, und die gefrorene Erde hallte wider von den Erschütterungen.

Die Leute an den Pak, ebenso wie die mit den Panzerfäusten, hatten das Auge aufs Zielfernrohr gerichtet, von dem man ständig den Beschlag abwischen musste. Man hatte auch einige Panzergruben ausgehoben, völlig unzureichend an Zahl wie an Wirksamkeit. Wenn die Verteidigung gegen die Panzer versagte, waren wir verloren. Wir wussten das, und wir umklammerten nervös die Panzerabwehrgranaten und die Magnetminen, die an uns verteilt worden waren.

An der Pak, die wir deckten, standen feuerbereit Olensheim, Ballers, Freivitch und andere. Der Schneefall verringerte die Sicht. Ein schweres MG hatte gerade das Feuer im Norden eröffnet. Die Ungetüme dröhnten und blieben unsichtbar. Im Norden schwoll der Kampflärm an. Die Blitze waren trotz des Schneegestöbers und der jetzt schnell hereinbrechenden Nacht zu sehen. Das kurze Bellen der Pak peitschte über die Ebene und hallte seltsam gedämpft nach. Das Dröhnen wurde lauter und drückte auf die Brust. Lange Flammenstöße liefen waagrecht über die Erde. Andere dagegen schossen senkrecht in die Höhe und ließen die wirbelnden Schneemassen erglühen. Das Brüllen der Panzer beim Beschleunigen durchdrang die Nacht und peinigte die Trommelfelle. Fünf Ungeheuer tauchten undeutlich vor uns auf und rollten parallel zu unserer Verteidigungslinie. Unsere Kameraden an der Pak feuerten schon nach Kräften. Wiener drückte den Kolben seines MG ruhig gegen die Schulter. Ich war starr von tausend unbeschreiblichen Ängsten. Gelbe Blitze prasselten auf die Vorderseiten der T-34, deren Geschütztürme auf unsere Linien gerichtet waren. Fünf Granaten hatten schon weiße Striche durch die Luft gezogen, und unsere Kameraden an der Pak hatten keine Wirkung ihrer Schüsse erkannt.

Ein Panzer fuhr in einem Abstand von zehn Metern röhrend an unserer Stellung vorbei. Über dem Lärm war ein Aufheulen zu hören. Eine Panzerfaust explodierte an den Flanken des Ungetüms. Seine Fahrt wurde langsamer, und aus den Ritzen des Panzers quoll dicker schwarzer Qualm, den der Wind zu Boden drückte. Die Klappen öffneten sich und schepperten auf dem Blech. Schreie waren zu hören, die sofort von einer gewaltigen Explosion übertönt wurden. Der Panzerturm flog auseinander. Am Wrack hingen Fetzen menschlicher Leiber, deren Farbe von Dunkelrot zu Gold wechselte. Kein Triumphgeschrei war zu hören. Das Bellen der Pak peitschte über unser Loch. Eine Granate hatte den hinteren Teil eines Panzers getroffen, der ebenfalls sofort in Rauch gehüllt war. Die Patronen glitten durch meine Hände. Alles was aus den zum Stehen gekommenen Maschinen

heraus wollte, wurde unbarmherzig zusammengeschossen. Wir atmeten einen Moment durch. Die Brände erhellten das Operationsfeld. Weitere Panzer tauchten auf, die wir jetzt auf eine größere Entfernung hin sehen konnten. Einer von ihnen fuhr hinter unsere Linie. Uns sträubten sich die Haare, als der Panzer auf uns zu kam. Die Jungs an der Pak reagierten blitzschnell. In drei Sekunden war das Geschütz herumgerissen, auf das Ungetüm gerichtet und abgefeuert. Das Geschoss explodierte auf der Vorderseite des Panzers. Durch den Schock setzte der Motor kurz aus, heulte dann auf und schien schließlich abzusterben. Auf der rechten Seite blendeten uns zwei Mündungsfeuer und lösten eine schallende Explosion aus. Ein anderer Panzer nahm uns mit seiner Kanone unter Beschuss. Große Erdbrocken flogen uns um die Ohren.

Ich wusste nicht mehr, was sich abspielte. Der Panzer rechts von uns ging in Flammen auf und ächzte in allen Nähten.

»Ein Hoch auf die Panzerfaust«, brüllte eine Stimme.

Unsere Kanoniere schossen ohne Pause auf den zweiten Panzer, der hinter unsere Stellungen gelangt war und mechanische Probleme zu haben schien. Eine starke Explosion war auf seiner linken Seite zu sehen. Wir brauchten uns nicht mehr um ihn zu kümmern. Weiter hinten gab es noch ein weiteres, haarsträubendes Schauspiel. Ein T-34 rumpelte durch unsere Stellungen und zerquetschte alles unter seinen Raupenketten. Er wurde von einem Schützenpanzer verfolgt, der mit einem Panzerabwehr-MG bestückt war. Dessen Besatzung feuerte unaufhörlich auf das Ungetüm, mit dem sie sich ein Rennen lieferte. Die Kameraden von unserer Pak hatten Schwierigkeiten. Freivitch war verwundet, vielleicht schon tot. Wir schossen aus dem MG auf den russischen Panzer, der nicht langsamer wurde und wieder zurück zu den eigenen Linien wollte. Zwei Geschosse von anderen Panzern explodierten um den Schützenpanzer mit dem Malteserkreuz. Ein drittes zerfetzte vor unseren Augen die Plattform, von der die mutigen Panzerjäger geschossen hatten. Das mit dem weißen Helm der Division Großdeutschland markierte Fahrzeug zerschmolz in den Flammen seiner Tanks. Der Feind, der sich immer noch verfolgt glaubte, flüchtete im Schneegestöber.

Der Angriff der roten Panzer war vorüber. Er hatte etwa eine halbe Stunde gedauert und offenbar den Zweck gehabt, unsere Verteidigung abzutasten. Einige Panzer waren liegen geblieben. Ihre Verluste waren wesentlich höher als unsere. Aber leider zählten diese Verluste kaum für die Armada, die sich uns gegenüber neu formierte. Obwohl unsere viel geringer waren, bedeutete die Zerstörung von vier Pak in unserem Abschnitt eine wesentliche Schwächung unseres Verteidigungssystems.

Die Spannung ließ etwas nach. Die Telefone in den Unterständen schnarrten, die Stäbe verlangten Berichte. Es wurde nach den Sanitätern gerufen, die herbeieilten und auf dem vereisten Boden ausglitten. Der Alte ließ sich hinten in den Graben rutschen und zündete sich trotz des Verbots eine Zigarette an. Halls stürzte in unseren Unterstand.

»Ich habe gerade gehört, dass der Bunker von Wesreidau zusammengewalzt wurde. Von einem T-34«, ergänzte er außer Atem.

Wir sahen ihn an und warteten auf nähere Einzelheiten.

»Bleibt da«, entschied der Alte, »ich sehe mal nach.«

»Pass auf deine Zigarette auf!« rief Halls.

»Danke.«

Der Alte drückt die Kippe aus und steckte sie in seinen Ärmelaufschlag. Er tauchte erst nach einer halben Stunde wieder auf.

»Zehn Minuten haben wir gegraben«, berichtete er, »um Wesreidau und zwei andere Offiziere aus ihrer Gruft herauszuholen. Alle drei sind nur leicht verletzt. Nur der Melder, der vor dem Bunker Wache gestanden hat, ist tot. In seiner Panik wollte er sich wohl noch in den Schutz dieser Falle werfen. Wir haben seine Leiche zerquetscht unter den Trümmern des Eingangs gefunden.«

Gott sei Dank! Wir vergaßen dieses letzte Bild und dachten nur an unseren Hauptmann. Wesreidau war davongekommen. Es war uns wirklich wichtig, dass er uns als Chef erhalten blieb.

Am nächsten Tag schneite es nicht mehr, und so lag kein Schnee auf den Wracks der Panzer, an denen manche Metallteile durch die Brände rot angelaufen waren. Ungefähr zwanzig der großen, immer noch heißen Gerippe ragten in der Ebene auf. Die Roten hatten in dieser Nacht an vier Punkten angegriffen. Der eine Angriff richtete sich gegen unsere Stellung, die von sechs Kompanien gehalten wurde, die drei anderen gegen Stellungen nördlich von uns, im Abstand von je zwanzig Kilometern.

Um acht Uhr hatten wir die Ablösung übernommen. Alles war ruhig und wie in Watte gepackt unter einem tiefhängenden, düsteren Himmel. Es war der typische Himmel des russischen Winters. Es sah aus, als wölbe sich über der Erde ein undurchsichtiges, schweres Dach wie ein Deckel aus Blei. Ich habe nirgends wieder einen Himmel gesehen wie den des russischen Winters. Unwillkürlich ging der Blick der Landser nach oben, als wollte er seine Zuverlässigkeit prüfen. Das Licht sickerte zäh und unscharf herab und verlieh allem etwas Unwirkliches. Die weißen Tarnanzüge hoben sich pissgelb von dem makellosen Neuschnee ab. Jeder Infanterist ähnelte einem speckigen, aufgeblähten Kopfkissenbezug. Viele hatten alles angezogen, was sie an Winterausrüstung besaßen: Mantel, Weste, Schaffell usw. So eingemummelt bewegten sie sich nur langsam. Oft waren die Tarnanzüge aufgerissen, da sie nicht dafür gedacht waren, mit so vielen Sachen ausgestopft zu werden.

Trotz des Gefühls der Unterlegenheit waren die Menschen an diesem Morgen entspannter. Die Gerippe der zerstörten Panzer waren wie ein Bild einer erfolgreichen Jagd vor unseren dennoch pessimistischen Augen. Wir wussten alle, dass es kein ernsthafter Angriff war, aber es war uns immerhin gelungen, den gefährlichsten sowjetischen Ungetümen standzuhalten. Der Gedanke, dass die roten Panzersoldaten vielleicht nicht den Befehl hatten weiter vorzudringen, kam nur den Älteren. Für uns andere war klar, dass wir sie aufgehalten hatten. Einige Flaschen Schnaps, die reserviert waren, um die Verwundeten zu stärken, hatte der Hauptmann persönlich freigegeben. Am Abend wurden in den Isbas, die uns außerhalb der Einsätze beherbergten, kleine Feste gefeiert. In unserer wurden die Männer mit den Panzerfäusten geehrt.

Im schwachen, flackernden Licht von acht oder neun Kerzen hoben wir die Becher auf die Obergefreiten Lensen, Kellermann und Dunde. Die Grenadiere Smellens und Prinz stießen mit Hauptmann Wesreidau an, der einen dicken Verband an der linken Hand und zwei Pflaster im Gesicht hatte. Auf Tragbahren lagen zwei Verwundete, denen wir eine Zigarette nach der anderen anboten.

Überschwänglich wie gewohnt, beschrieb Halls bestimmte Szenen der Schlacht mit großen Gesten seines linken Arms, welcher den Becher schwenkte, während er sich mit der rechten Hand fieberhaft in den Achselhöhlen kratzte, in denen sich Läuse eingenistet hatten. Lindberg war ungemein munter, wie immer, wenn alles gut für uns ausging. Die Feigheit hatte ihn mehr gezeichnet als irgendeinen anderen. Sein Gesicht, das anscheinend nicht alterte, trug die Spuren davon wie Wundmale.

Einige schliefen ein, während die anderen weiter durcheinander schrien. Die Soldaten im Osten hatten gelernt überall zu schlafen, auch beim größten Lärm. Den anderen, die wach blieben, hatte der Alkohol den Kopf erhitzt und die Zunge gelöst. Im Halbdunkel der Isba bekam die Szene fantastische Züge. Es wurden Lieder angestimmt wie bei allen deutschen Zusammenkünften. Hier waren es Marschlieder, denn wir kannten kaum andere. Dann stimmte der Alte ein russisches Lied an, das er ganz mühelos wiedergab. Wir konnten es nicht übersetzen. Keiner wusste, ob es sich um ein Lied der russischen Revolution handelte oder um ein Lied der befreundeten Ukraine. Es war uns aber auch egal.

Jeder sang, was ihm gefiel in dieser großen Kakophonie. Halls drängte mich auf französisch zu singen, obwohl mir eher danach war zu kotzen. Also grölte ich den Marsch »Sambre et Meuse« und ließ noch zwei oder drei muntere Weisen folgen, die von Ärschen, von Haaren und von der Syphilis handelten.

Halls, voll wie eine Strandhaubitze, lachte laut auf und schrie: »Die Franzosen kommen uns zu Hilfe, Hurreeh!«

Da kam es zu einem bedauerlichen Zwischenfall. Lensen war aufgestanden, steif vor Trunkenheit.

»Was redest Du hier von den Franzosen? Was können wir schon von diesen Karnickeln erwarten?«

Er schrie Halls an, der schwerfällig tanzte wie ein Bär. Halls versuchte ihn am Arm zu nehmen, um einen Walzer zu tanzen.

»Halt's Maul, du Schwein!« brüllte Lensen. »Steck deinen Kopf in den Schnee und hör auf solchen Stuss zu quasseln.«

Halls, der fast einen Kopf größer war, tanzte einfach weiter. Darauf schlug Lensen ihn in die Rippen und missbrauchte den Vorteil, den ihm sein unbedeutender Rang gewährte.

»Stillgestanden, Gefreiter!« brüllte er.

»Was ist denn in dich gefahren? Willst du mich verarschen?« erwiderte Halls, der Blick trüb vom Alkohol.

»Stillgestanden!«, brüllte Lensen noch einmal. »Ich scheiß auf deine Franzosen.«

»Du vergisst Sajer«, brüllte Halls mit rotem Kopf, indem er auf mich zeigte. »Er ist halber Franzose und hat sein Leben in Frankreich verbracht. Die Franzosen sind auf unserer Seite«, versicherte er, ebenso wenig auf dem Laufenden wie ich.

»Was bist du für ein Trottel! Wer hat dir denn den Blödsinn erzählt?«

»Das stimmt!« warf einer ein. »Das steht im Wehrmachtsbericht.«

Ich wusste nicht mehr, wie ich mich verhalten sollte.

»Ihr spinnt doch alle, ihr Idioten! Auch wenn eine Handvoll von diesen Angsthasen bei uns ist, hat das gar nichts zu sagen. Die Schwarzhaarigen singen doch alle am liebsten den ganzen Tag nur ihre Chansons und Liebesschnulzen – wie einige andere hier auch.«

Lensen spielte damit auf die gründliche Abneigung zwischen Preußen und Süddeutschland an.

»Meine Mutter ist in der Nähe von Berlin geboren, Lensen, vergiss das nicht«, sagte ich.

»Dann musst du dich entscheiden. Entweder du bist Deutscher wie wir oder du gehst wieder zu deinen französischen Drückebergern.«

Ich wollte Lensen erklären, dass man mir sowieso keine Wahl gelassen hatte.

»In Polen und sogar schon in Chemnitz hat man euch gesagt, dass ihr euch entscheiden sollt. Ich erinnere mich. Ich war dabei.«

»Aber er hat ja gewählt«, schrie Halls. »Er macht hier die gleiche Drecksarbeit wie du.«

»Dann soll er mir nichts mehr von den Franzosen erzählen!«, trompetete Lensen, der unbestritten ein tapferer Bursche war und das Eiserne Kreuz bekommen hatte, nachdem er seinen siebten Panzer mit der Panzerfaust zerstört hatte.

Ich war niedergeschlagen. Ich fühlte mich verletzlich und unfähig, Lensen das Wasser zu reichen. Der Krieg lähmte mich, und ich dachte für einen Moment wirklich, dass das irgendwie mit meiner schlimmen französischen Seite zu tun haben musste, die Lensen angeprangert hatte. Ich fühlte mich plötzlich auf einer Stufe mit Lindberg, der nun wirklich kein Franzose war, aber aus der Bodenseegegend stammte und ein Schwarzhaariger war, wie Lensen sagte.

Eine ausgelassene Gruppe stimmte ›Marienka‹ an, und die Sauferei nahm ihren Fortgang. In meine Gedanken vertieft, hielt ich mich ein wenig abseits. Der ganze Stolz, den ich empfunden hatte, als ich im Lager F den Eid leistete, die ganze Freude, endlich auf einer Stufe mit meinen Kameraden zu stehen, die mir unbestreitbaren Respekt einflößten, alle Mühen, alle Qualen, die ich aushielt, weil ich an das glaubte, was ich tat – das alles war jetzt durch die Beschimpfungen dieses Trunkenbolds von Lensen infrage gestellt. Mehr oder weniger hatte ich schon immer eine gewisse Herablassung seinerseits gespürt. In Polen jedoch hatte Lensen mich einmal verteidigt. Also hatte ich mir eingebildet, Lensen hätte nichts gegen meine Herkunft. Heute jedoch war die Wahrheit an den Tag gekommen. Meine Leidensgenossen lehnten mich ab, trotz meiner Anstrengungen, trotz meines guten Willens. Würde ich überhaupt irgendwann als Soldat der deutschen Armee anerkannt sein? Insgeheim verwünschte ich meine Eltern, dass sie mich an einem solchen Scheideweg in die Welt gesetzt hatten.

Wütend und zugleich traurig fühlte ich mich unglaublich allein. Ich wusste, dass ich mich auf Halls, Wiener und sogar einige andere verlassen konnte. Aber die Kameraden hatten wieder begonnen, mit ihren Stammtischbrüdern zu trinken und zu singen. Nie wieder würde ich jetzt wagen, ihre Lieder zu stammeln, die mir doch so gefielen. Ich fühlte mich eher wie ein Sklave unter seinen Herren, und vielleicht würde ich eines Tages so sterben. Dieser Gedanke war mir unerträglich, und dazu kam noch die Übelkeit vom Alkoholgenuss, sodass ich hinausgehen musste, um mich zu übergeben und frische Luft zu atmen. Meine Trunkenheit hinderte mich daran weiterzudenken. Ich ging zurück und ließ mich auf einen Haufen Gepäck fallen. Dann knöpfte ich meine Klamotten auf und begann hingebungsvoll die Läuse zu kratzen, die meine Haut auf Gürtelhöhe malträtierten.

Am folgenden Tag geriet die russische Front wieder in Bewegung. Die Artillerie deckte uns ein. Seit mehreren Tagen hielten uns die Russen in Atem und bereiteten zweifellos mit der für ihre Organisation typischen Langsamkeit die entscheidende Offensive vor. Im Lauf des Tages kam eine Artilleriekolonne zur Verstärkung unserer Stellung. Das bedeutete für uns eine Übung am Spaten, die an unseren Händen zahlreiche Blasen hinterließ.

Alle Truppen in unserer Linie erhielten den Befehl, die russische Front zurückzuschlagen. Deshalb hatte man uns schwere Artillerie zugeteilt.

Den ganzen Nachmittag des folgenden Tages deckten unsere Kanoniere den Iwan, der sich völlig ruhig verhielt, mit Störungsfeuer ein. In der Nacht verließen schwerbewaffnete Stoßtrupps die Unterstände und rückten auf dem verschneiten Gelände vor. Wieder setzten wir uns Richtung Osten in Bewegung. Mit einem gewissen ängstlichen Schauder trafen die Stoßtrupps auf ein motorisiertes russisches Regiment, dessen ungewöhnliche Masse an Fahrzeugen für immer eingefroren schien. Wir hörten das Rattern der MG, die Detonationen der Granaten, die Schreie der Männer des gegenerischen Regiments, die von der Angriffslust unserer Seite überrascht wurden, und das Heulen der Brände in den Treibstofflagern, die teures Material vernichteten.

Die Stoßtrupps zogen sich zurück, bevor die Roten reagieren und sich grausam rächen konnten. Mit sehr vergänglichem Ruhm bedeckt, kehrten wir in unsere Unterstände zurück.

Tatsächlich hatten wir damit endgültig die Wut der Russen geweckt, die mit Tagesanbruch den Tanz begannen.

Wie bei Bjelgorod flammte mit einem Schlag der ganze Horizont auf, so jäh wie die ersten Noten einer Wagneroper. Der überstürzte Lauf in Richtung unserer Posten hatte von Anfang an einen tragischen Aspekt. Der Geschosshagel war so dicht, dass ein Viertel der Leute bereits außer Gefecht gesetzt war, bevor sie ihre Stellungen erreicht hatten. Es wiederholten sich die gleichen Szenen, die ich schon anderswo erlebt hatte. Der Anblick von Kameraden, die in ihren letzten Krämpfen schrien, war für mich schon immer unerträglich gewesen. Trotz meines Willens zu leben oder als Held der Wehrmacht zu sterben, war ich wie ein Tier in Schockstarre.

Die deutsche Luftwaffe, mit der wir schon nicht mehr gerechnet hatten, erschien glücklicherweise in beachtlicher Zahl und dämpfte ein wenig den Eifer der roten Artillerie.

Am nächsten Morgen aber war es die Luftwaffe der Russen, die ihrerseits die Totenglocke zwischen unseren Haubitzen läutete. Unsere unschädlich gemachte Artillerie erhielt den Befehl, sich in der Nacht zurückzuziehen, und überließ uns die Ehre des Schlachtfelds.

Trotz der von Panzern unterstützten Angriffe der Infanterie hielten wir die Stellung noch vier Tage. Wir erlebten Stunden, die mit einer entsetzlichen Tätigkeit ausgefüllt waren. Die Toten wurden im Rahmen des Möglichen in den Löchern begraben, die sie zu ihren Lebzeiten besetzt gehalten hatten. Die Kompanie strich dreiundachtzig Namen von ihrer Stammrolle. Unter ihnen war Olensheim, der schwerverwundet aus Bjelgorod gekommen war, um westlich des Dnjepr den Gnadenschuss zu erhalten, hier, wo wir eigentlich Ruhe hätten haben sollen.

Die Russen standen nun offensichtlich zum finalen Angriff bereit, und zweifellos hielten sie nur noch letzte Vorbereitungen auf. Ihre Artillerie, die nach unserem Gefühl von Stunde zu Stunde stärker wurde, nahm unsere Stellungen und unsere hinteren Verbindungen unter intensives Trommelfeuer. Der Alte war verwundet worden und wartete mit etwa hundert anderen Verwundeten auf den Abtransport in ein Lazarett in der Etappe oder zumindest einer ruhigeren Zone. Ein wenig angenehmer Unteroffizier war an die Stelle meines guten August getreten, und ich schleppte weiter die Munition für das MG, das jetzt von einem weit weniger geübten Schützen bedient wurde.

Diese Nacht war so schrecklich, dass ich von ihr nur eine lückenhafte und verwirrte Erinnerung bewahre. Der Nachschub an Munition durch die Schützengräben wurde oft in eine Zeltplane gepackt, die von zwei bis vier Mann getragen wurde. Wenn ich von ›dieser Nacht‹ spreche, so kann es auch abends um sieben oder acht Uhr gewesen sein – wie soll man das in Russland wissen. Im Sommer ging die Sonne praktisch nicht unter, im Winter erschien sie fast nicht mehr, besonders zu Beginn des Winters.

Wir hatten gerade Angriffe von zwei oder drei größeren Einheiten einstecken müssen. Aus den Stellungen links von uns hörte man viele Schreie, zweifellos waren dort Kameraden gefallen.

Fünf Magazine hatten wir bereits verschossen, und wir wärmten uns die Hände an dem fast glühenden Metall des MG. Das sechste und letzte Magazin war eingelegt, und wir warteten voller Angst auf Nachschub. Die Nacht war von sechsunddreißigtausend Explosionen russischer Granaten erhellt, die unaufhörlich einschlugen, was einen Ortswechsel oder ein Manöver sehr schwierig machte. Die Laufgräben, ohnehin nicht tief genug, führten nur zu bestimmten Posten. Den anderen musste man sich mit sukzessiven Sprüngen nähern, dann abtauchen und mehrere zehn Meter über den von gefrorenen Erdbrocken durchsetzten Schnee kriechen.

Im Aufblitzen der Detonationen waren ab und zu vier Gestalten zu sehen. Die vier Kameraden sprangen von einem Trichter zum anderen und brachten Granaten für den Mörser 50 und MG-Magazine. Vierzig Meter von uns entfernt

sahen wir sie in einem weißen Blitz verschwinden. Kein Schrei zeigte ihr Ende an. Zwei Minuten später kroch ich zu dem Einschlag. Auf Befehl des Unteroffiziers sollte ich wenigstens zwei Magazine zurückbringen. Ich war eben zu der Stelle gekommen, als ich das Gebrüll der angreifenden Russen hörte. Dann ging ein Regen von Geschossen aus den Granat- und Raketenwerfern nieder. Der Boden bebte unter mir. Ich kam mir vor wie eine kleine Erbse auf dem Fell einer geschickt geschlagenen Trommel. Ich lag der Länge nach zwischen den Kameraden, die Augenblicke zuvor getötet worden waren, ohne die Magazine erkennen zu können. Dann hörte ich das Brummen eines Panzers. Um mich herum herrschte ein Chaos aus tausend Leuchtspuren, von rosa und gelben Explosionen. Scheinwerfer durchschnitten die Nacht und beleuchteten ein kleines Schild mit der Aufschrift ›S. 157‹. Mit aufgerissenem Mund, weil es so Vorschrift war und vor allem weil ich keine Luft bekam, blieb ich liegen und versuchte mich irgendwo in diesem Inferno festzuhalten, wo Horizontale und Vertikale im Rhythmus der Lichtstrahlen wechselten, die das Dunkel durchschnitten. Durch alle diese Ungewissheiten glaubte ich das Rattern der Waffe zu erkennen, die früher der Alte bedient hatte und von der ich mich für einen Augenblick entfernt hatte. Ich war völlig durcheinander. Die Situation erschien mir ausweglos, und ich blieb an die Erde gepresst liegen, den Kopf gesenkt wie ein angebundenes Tier, das den tödlichen Schlag erwartet.

Hundert Meter links von mir flog die Pak mit der Munition, der Bedienungsmannschaft und dem Rohr nach elf Volltreffern in die von Blitzen gestreifte Nacht. Mit der Logik der Schwerkraft fiel alles auf die Erde zurück, auch die Menschen, die eigentlich den Himmel verdient hatten. Durch den Tumult dröhnte schauerlich das Geräusch eines Panzers. Das Licht eines Scheinwerfers wackelte und hüpfte über das Dämmerlicht. Das Ungetüm, das zweifellos gerade unsere Stellung überquert hatte, rollte zwanzig Meter entfernt an mir vorbei. Ich sah, wie es plötzlich in Flammen aufging, und trotz der rauen Kälte spürte ich einen brennend heißen Luftstrom, der mich fast erstickte. Halb bewusstlos hörte ich trotz der Knallerei Leute vorbeirennen und Schreie, die wie Flüche klangen, zwar nicht auf Französisch, aber auch nicht auf Deutsch.

Ich glaubte zu erkennen, dass zwei oder drei Paar Stiefel vorbeirannten, aber es ging zu schnell, so dass ich nicht sicher war, was ich gesehen hatte. Das MG ratterte noch. Dann erneut Schreie, die sich unter Hunderte andere mischten. Der Panzer explodierte ein zweites Mal und schleuderte seine stählernen Innereien bis zu mir. Einer von uns schoss trotzdem noch ein weiteres Mal auf ihn.

Diesem Tumult folgte eine relative Ruhe von etwa einer Dreiviertelstunde. Voller nervöser Spannung gelang es mir, mich aus meiner Erstarrung zu reißen, und ich machte einige Schritte auf den Posten zu, wo ich noch vor zwanzig Minuten gelegen hatte. Aber ich sah nur Rauch und ausgestreckte Körper. Der Rauch hatte sich übrigens über den ganzen Abschnitt gelegt. Ich machte sofort kehrt und lief entschlossen auf unsere hinteren Linien zu. Erst spät bemerkte ich eine Leiche auf meinem Weg und konnte nicht mehr vermeiden auf sie zu treten. Trotz meiner großen Aufgeregtheit wurde mir plötzlich bewusst, dass ich keine Waffe mehr hatte. Neben dem toten Landser lag ein Gewehr, ich packte es und rannte weiter.

Vier oder fünf Schüsse knallten in meinen Ohren, und das Pfeifen der Kugeln ließ mich an die Hölle denken. Jeden Augenblick glaubte ich ohnmächtig zu werden. Zwischen zwei Anfällen von Übelkeit landete ich in einem Loch mit drei Kameraden, die genauso angespannt waren wie ich. Sie würdigten mich keines Blickes, sondern starrten nach Osten in die Dunkelheit. Buchstäblich zusammengebrochen am Grund des Lochs versuchte ich einen Moment meine Gedanken zu sammeln. Tausend Schmetterlinge leuchteten auf meiner Retina, sodass ich eine Weile nicht klar sehen konnte.

Ich blieb eine Zeitlang einfach liegen und fragte mich, wohin ich mich wenden sollte. Plötzlich riefen die Jungs in dem Loch etwas. Ich richtete mich auf und wagte einen zaghaften Blick. In der Ferne, sehr weit im Süden, schien die Erde zu brennen. Donnergrollen erschütterte die Atmosphäre.

Dreißig Kilometer südlich von unseren Stellungen gab die zweite Front am Dnjepr unter dem unwiderstehlichen russischen Ansturm nach. Tausende deutsche und rumänische Soldaten kamen in der apokalyptischen Feuerwalze um. Etwa zwanzig Regimenter, die sich nicht rechtzeitig hatten retten können, legten schließlich die Waffen nieder und gerieten in Gefangenschaft.

Für uns andere ging der Krieg weiter. Ich entschloss mich, eilends den Zufluchtsort zu verlassen, in den ich einige Minuten zuvor gefallen war. Wie ein Wahnsinniger lief ich geduckt los und landete in einer anderen Verteidigungsstellung bei einer Gruppe, die einem reglos daliegenden Soldaten einen Verband anlegte. Ein Mann, den ich nicht kannte, sprach mich mit meinem Namen an.

»Wo kommst denn du her, Sajer?«

Mit schmerzendem Kopf sah ich in seine Richtung.

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht mehr … Da vorne ist alles tot … Ich bin abgehauen, als die Russen schon da waren.«

Hinter uns heulte ein Motor. Eine schwere Zugmaschine brachte ein Panzerabwehrgeschütz in Stellung, das sofort zu feuern begann. Die Russen nahmen das Störungsfeuer wieder auf. Alle, auch ich, stellten uns wieder auf die Verteidigung ein. Die Müdigkeit wirkte jetzt wie eine Droge. Die russischen Granaten schlugen in immer kürzeren Intervallen ein und schleuderten die Erde in Fontänen hoch. Wir sahen das Feuer auf uns zukommen. Mit einem Schrei der Verzweiflung duckten wir uns in den hintersten Winkel der Stellung, eng aneinandergepresst, alle zitternd vor Angst. Die Erschütterungen rückten mit entsetzlicher Heftigkeit näher. Schnee spritzte auf, und Tausende Erdbrocken regneten wie eine Sintflut in unser Loch. Ein weißer Blitz, begleitet von einem gewaltigen Luftsog und einem ohrenbetäubenden Lärm, hob die Wand des Grabens hoch. Ohne sofort zu begreifen, was mit uns geschah, wurde wir alle gegen die andere Wand und auf den Verwundeten geschleudert. Unter starkem Getöse regnete die Erde herunter und deckte uns zu.

In diesem Augenblick, dem Tod so nah, überfiel mich eine Angst, die mir fast den Kopf sprengte. Eingesperrt unter einer Masse Erde fing ich an, wie wahnsinnig zu brüllen. Die Erinnerung an diesen Augenblick raubt mir noch heute den Verstand. Sich lebendig begraben zu fühlen ist ein so schrecklicher Eindruck, dass mir dafür die Worte fehlen. Überall war Erde, in meinem Hals, in meinem Mund,

in meinen Augen. Mein ganzer Körper wurde von einer schweren, unglaublich zähen Masse niedergedrückt. Meine heftigsten Anstrengungen bewirkten nur, dass die Erdmassen über mir sich noch verdichteten. Unter meinen Schenkeln bewegte sich das Bein eines Kameraden mit der Hartnäckigkeit eines bockigen Pferdes vor einem schweren Wagen. Etwas löste sich auf meinen Schultern. Mit einem Ruck befreite ich meinen Kopf aus der Erde und meinem Stahlhelm, wobei ich mich mit dem Kinnriemen fast erwürgte. Neben mir, nur fünfzig Zentimeter entfernt, heulte ein zur entsetzten Maske erstarrtes Gesicht, aus dem Blut strömte, auf unmenschliche Weise. Mein Körper blieb festgeklemmt. Ich glaubte zu sterben oder den Verstand zu verlieren.

Ich heulte vor Wut und Verzweiflung. Kein Alptraum, glaube ich, kann jemals so schlimm sein wie diese Realität. Ich begriff in diesem Augenblick die Bedeutung all der Schreie des Entsetzens und der Verzweiflung, die ich in den verschiedenen Kämpfen gehört hatte, an denen ich beteiligt gewesen war. Die Worte der Marschlieder, die oft vom ruhmreichen Soldatentod handelten, bekamen plötzlich einen ernsten und furchtbaren Nachhall.

»Ich hatt‘ einen Kameraden / Einen bessern findst du nit / Eine Kugel kam geflogen / Gilt‘s mir oder gilt es dir? / Ihn hat es weggerissen / Er liegt vor meinen Füßen / Als wär‘s ein Stück von mir.«

Heute weiß ich, wie schwer es ist einen Kameraden sterben zu sehen. Ich weiß, dass es beinahe ebenso hart ist, wie selbst zu sterben.

In dieser Nacht versuchten die Russen neun Mal, unsere Stellungen zu durchbrechen. Es gelang ihnen nur, sie gefechtsuntauglich zu machen. Wären sie so beharrlich gewesen, ein zehntes oder elftes Mal anzugreifen, hätten sie unsere Verteidigung sicherlich völlig gesprengt. Zu drei Vierteln verschüttet, erlebte ich zwanzig Minuten lang einen Orkan aus Feuer, der seine Raketen auf unsere hinteren Stellungen regnen ließ, die Reste des Dorfs dem Erdboden gleichmachte und allein in unserem Regiment, das etwa zweitausendachthundert Mann stark war, knapp siebenhundert Leute tötete. Indem ich mit meinen Händen die Erde wegschob, war es mir nach diesen zwanzig Minuten endlich gelungen, mich aus der fürchterlichen Umklammerung zu befreien. Zwei Männer lagen in ihrem Blut über dem umgepflügten Feld. Der röchelnde Verletzte von vorhin war unter einer mindestens meterdicken Erdschicht begraben und konnte nur noch mit der Gnade des Himmels rechnen.

Im selben Loch stöhnte ein weiterer Verwundeter, der wie ich halb begraben war. Unter dem Krachen der Explosionen rundherum grub ich den Unglücklichen hastig aus und half ihm, sich auf allen Vieren nach hinten zu schleppen. Eine Waffe, die ich dort fand, nahm ich an mich.

Den Rest der Nacht verbrachte ich damit, von einer Schwierigkeit in die nächste zu gelangen. Meine Flucht war ein schreckliches Spiel, wo die eigene Haut der Einsatz war, und wo die Chancen auf ein Entkommen winzig waren im Vergleich zu denen, tot auf der Strecke zu bleiben.

Mit dem heraufdämmernden Tag trat an der vollkommen umgepflügten deutschen Front eine Gefechtspause ein. Die Reste des versprengten Regiments fanden sich zufällig zwischen den Löchern und Granattrichtern wieder zusammen. Die toten russischen und deutschen Soldaten bedeckten das Schlachtfeld, über dem eine zähe Rauchwolke hing. Die Verwundeten, soweit sie nicht der strengen Kälte des Morgens erlegen waren, stöhnten noch, und ihr kollektives Gejammer erhob sich über die Schneefelder wie eine einzige großen Wehklage. Unsere erschöpften Sinne hörten sie, wie man dem Wind lauscht, der durch das Dachstroh der Isbas pfeift. Es wurden Bergungstrupps gebildet, um den Sanitätern zu helfen, die machtlos waren gegenüber so viel Leid und Tod.

Wie immer überließen die Russen es unseren Sanitätern, sich mit all dem zu beschäftigen. Sie ließen ihren Verwundeten die Wahl, entweder an Ort und Stelle zu krepieren oder sich von unseren Helfern in die Etappe transportieren zu lassen. Wenn ihre Ausrüstung auch von Tag zu Tag größer wurde, mangelte es ihnen noch immer an medizinischem Personal.

Leider konnte unsere durch die ständigen Absetzbewegungen desorganisierte Armee schon kaum mehr viel für die Tausenden von eigenen Soldaten tun, und so durfte der verwundete Russe sich nicht mehr allzu große Hoffnungen machen.

Während man also mit einem letzten Rest von Menschlichkeit versuchte, die Schande des Krieges zu verwischen, fanden sich zwölf von uns in einem halb gedeckten Unterstand hinter unserer ehemaligen, jetzt völlig dem Erdboden gleichgemachten Ruhestellung wieder. Unter den Leuten befand sich auch Hauptmann Wesreidau, der in diesem Moment aufgetaucht war. Trotz der Erschütterung, die die Katastrophe ausgelöst hatte, brach jedes Mal große Freude aus, wenn wieder ein Kamerad im Unterstand auftauchte. Halls und Lensen waren ebenso da wie Lindberg. Ich erwies übrigens dem preußischen Stabsgefreiten Lensen einen Dienst, indem ich ihm an der rechten Hand, die schwer verbrannt war, einen Notverband anlegte. Der Hauptmann kündigte den Befehl zum Rückzug an. Er hieß die Unteroffiziere und auch uns, vor der Räumung des Lagers am Abend die dezimierte Kompanie namentlich durchzuzählen und umzugruppieren. Also half ich Lensen, seinen Abschnitt zu finden. Die Russen, für die alles auch nicht leicht gewesen war, legten für den Augenblick eine Verschnaufpause ein, bevor sie die Zerschlagung unserer Front fortsetzten. Vorerst blieb aber alles still in dem beunruhigenden, streuenden Licht dieses Dezembertages.

Lensen konnte nicht fassen, was mir passiert war. Für ihn hatte ich in einem außerordentlichen Kampf den russischen Ansturm überlebt. Es nützte nichts, dass ich ihm erklärte, ich hätte überhaupt nicht begriffen, was überhaupt geschehen sei. Er dachte sich selbst eine Geschichte aus.

Meine Überbekleidung war völlig verschwunden, sodass mein angesengter, feldgrauer Mantel zum Vorschein kam. Bei meiner überstürzten Flucht hatte ich eine Waffe erbeutet, und es stellte sich heraus, dass es eine russische war. Für Lensen war demnach alles klar: Die Russen waren über meine Stellung weggegangen und hatten mich nicht entdeckt oder für tot gehalten. In einem verzweifelten Kampf Mann gegen Mann hatte ich einen Feind entwaffnet und mich mit dieser Waffe in unsere Linien durchschlagen können.

»Du bist noch zu benommen«, behauptete er. »Die Erinnerungen kommen später wieder, ich sehe keine andere Erklärung.«

Lensens Version war angeberisch. Persönlich hatte ich unter dem Eindruck von tausend Mündungsfeuern, tausend unfassbaren Geräuschen und einem ungeheuren Durcheinander, in dem ich jede Orientierung verloren hatte, nur ganz schwache Erinnerungen. Vielleicht versuchte Lensen ganz einfach, sich für seine Haltung von neulich Abend zu entschuldigen …

In der Dämmerung, die mitten am Nachmittag einsetzte, wurde die zweite Dnjepr-Front aufgegeben. Während weiter im Süden der gewaltige russische Vorstoß, von dem wir nur die Ausläufer gespürt hatten, die deutschen und rumänischen Einheiten überrollt hatte, räumten unsere gelichteten Kolonnen das Feld und ließen an Material zurück, was nicht zu gebrauchen oder zu transportieren war. Die Regimenter der Division Großdeutschland verließen ihre Stellungen sozusagen zu Fuß und ziemlich lautlos, mit gebeugtem Rücken und der flehentlichen Bitte an den schiefergrauen Himmel, der Feind möge sich nicht unverzüglich an die Verfolgung machen.

Dreizehntes Kapitel. Der dritte Rückzug

Partisanenkämpfe. Weihnachten 1943. Die Belagerung von Bopordejwska

Unsere Gebete wurden erhört, und wir konnten auf dieser ersten Marschetappe an die fünfzig Kilometer zurücklegen, ohne behelligt zu werden. Wir waren unangenehm überrascht, auf der ganzen Strecke keine Auffangstellungen oder andere Verteidigungslinien vorzufinden. Abgesehen von einigen Posten der Feldgendarmerie, deren Besatzung zu ihrem Erstaunen mit uns ihr Bündel schnüren musste, trafen wir auf keine ernsthafte Verteidigung. Die Russen würden ihren Vorstoß jetzt also mühelos fortsetzen.

Am zweiten Tag dieses dritten Rückzugs blieb der beweglichste Teil unseres Bataillons zurück, um als Nachhut zu fungieren. Gut zweitausend Mann, zu denen auch ich gehörte, wurden in der Umgebung eines Dorfes verteilt, das nicht einmal auf den Stabskarten einen Namen hatte. Seine Bewohner waren bei unserem Herannahen in die dichten Wälder geflohen, an die das Dorf angrenzte. Wir blieben hier mit leichtem Material, waren aber motorisiert. Vier leichte Panzer, die vielleicht im Polenfeldzug ihre Wirkung erzielt haben mochten, für die T-34 aber nur ein Frühstück waren. Ihre Bewaffnung beschränkte sich auf ein Zwillings-MG und einen Granatwerfer. Tatsächlich wurden diese Panzer vor allem als Zugmaschinen für die zwölf Schlitten verwendet, die unsere Nachschubtruppe bildeten. Dann hatten wir noch vier Schützenpanzer, die ebenfalls Posten für Panzerabwehr-MG bildeten und zugleich dazu dienten, unsere fünf oder sechs Lkw aus Schneelöchern herauszuziehen. Drei gewaltige Motorradgespanne vom Typ Zündapp schlitterten in dem weißen Pulver, das häufig das Vorderrad zwischen Schutzblech und Reifen blockierte. Die Stärke ihres Motors vermochte das Hinterrad und das Rad des ebenfalls über einen Antrieb verfügenden Seitenwagens zu lösen, sodass das Ganze sich unter dem Gebrüll des Auspuffs in Bewegung setzte. Das blockierte Vorderrad diente als Lenkkufe, ein wenig wie bei den Bobsleighs. Drei Pak verstärkten die Verteidigung unserer Sperre. Mit diesem an die Jagd auf Partisanen angepassten Material, zu dem noch die klassischen Infanteriewaffen, MP, Granatwerfer, MG, Granaten usw. kamen, hatten wir den Befehl, drei russische Divisionen, die mehrere Panzerverbände umfassten, vierundzwanzig Stunden lang aufzuhalten. Danach sollten wir uns vom Feind absetzen, selbst wenn unser Unternehmen ein Erfolg wäre …

In unserem Frontabschnitt, der etwa hundert Kilometer lang war, gab es weitere Gruppen wie unsere, die an Ort und Stelle blieben, während das Gros der Truppe sich in Eilmärschen absetzte.

Die Russen, mit ihrem Durchbruch weiter im Süden beschäftigt, vernachlässigten unseren Abschnitt. Warum auch Verluste riskieren, um eine Wehrmacht zu jagen, die von allein abzog. Die Rote Armee vertraute diese Aufgabe vielmehr

den Partisanen an, die immer zahlreicher wurden. Diese Gruppierungen, die in einem Land, das sich im Prinzip noch unter unserer Kontrolle befand, bereits unvorstellbare Ausmaße angenommen hatten, beeilten sich auf Befehl des Genossen Stalin, unseren trostlosen Rückzug noch unerträglicher zu machen. Blitzartige Angriffe aus dem Hinterhalt, Minen, getarnte Granaten, verstümmelte Leichen der Besatzung von Stützpunkten im Landesinneren, Überfälle auf Versorgungskonvois, isolierte Gruppen und Sammelpunkte, dauernde Vermeidung von Kampfberührung mit starken Einheiten, entsetzliche Verstümmelungen von Gefangenen … Der Partisan, wie der Terrorist sich selbst bezeichnete, griff immer nur das an, was ihm als leichte Beute erschien, das, was er mit Sicherheit besiegen konnte, und verschlimmerte so noch die unbarmherzige Grausamkeit des Krieges. Was die reguläre Armee auch im Zustand der Raserei nicht tun konnte, das tat der Partisan.

Die Wehrmacht ächzte unter der Macht eines unvergleichlich größeren Feindes. Zu der übermenschlichen Härte der Front kam die unerträgliche, unannehmbare Belästigung durch die Freischärler. Die Etappe bot den erschöpften Truppen keine Erholung mehr. Auch die mit uns sympathisierende Ukraine litt unter den Plünderungen durch die Banden, die auf die Befehle des großen Genossen hörten. Der ukrainische Zivilist musste sich entscheiden. Für oder gegen uns. Eine abwartende Haltung wurde als Zaudern ausgelegt und bestraft. Die Banden ermordeten oder verschleppten die jungen Ukrainer, die sich zuvor der deutschen Organisation unterworfen hatten. Das Wort »Partisan«, bis jetzt der Legende zugehörig, wurde zur bedrückenden Realität. Der unsichtbare Krieg triumphierte. Ein Krieg, in dem es keinen Rückzug, keine Ruhe, kein Erbarmen mehr gab. Der subversive Krieg hatte kein Gesicht. Wie die Revolution brachte er seine Märtyrer, seine Unschuldigen, seine Geiseln hervor. Er bewirkte verworrene Urteile, unbedachte Handlungen. Man tötete, um »ihnen eine Lehre zu erteilen«, man tötete, um sich zu rächen, durch Vergeltungsmaßnahmen für etwas, das geschehen war oder geschehen konnte. Die Freischärler gossen Öl in die ungeheure Glut.

Der Hass schwoll an. Sein Gesicht wurde scheußlicher. Er entfesselte den Krieg in all seiner Grausamkeit. Er hinterließ verbrannte Erde. Er ließ der Landbevölkerung, den künftigen Besiegten, die ständigen Vergeltungsmaßnahmen ausgesetzt waren, keine Atempause mehr. Er zog in seinem grauenhaften, blutigen Kielwasser die Exzesse eines namenlosen Kampfes hinter sich her. Während dieser Krieg ohne Logik anschwoll, zählte unsere Einheit ihre vierundzwanzig Wachstunden in der mörderischen Kälte herunter.

Kein Geräusch störte die Stille der verschneiten Landschaft. Nur manchmal war das Heulen eines Wolfs der Taiga aus der Tiefe des fast unergründlichen Waldes zu hören. Ein Viertel der Mannschaft hielt Wache hinter höchst improvisierten Verschanzungen, auf dem von Raureif überzogenen Panzerturm oder als eilige Patrouille am Waldrand. Die Übrigen drängten sich in den verlassenen Isbas.

Die Öfen waren vor unserer Ankunft systematisch zerstört worden. Ohne Zweifel hatten das die Partisanen veranlasst. Der Feind hoffte, uns damit jede Zufluchtsmöglichkeit zu nehmen und uns an der Kälte krepieren zu lassen. Manche Hütten

hatten kein Dach mehr. Sie waren vor unserer Ankunft in Brand gesetzt oder abgerissen worden. Die Partisanen hatten zweifellos keine Zeit gehabt, um alles dem Erdboden gleichzumachen. Wir waren jedoch zu viele für die Zahl der noch brauchbaren Isbas. Wir hatten uns eingeigelt zwischen den stehen gebliebenen Mauern, mit einem schweren, verhangenen Himmel als Dach. In der Mitte der Ruinen machten wir Feuer mit allem was brannte. In den privilegierten Isbas brannten gleichfalls Feuer, die jeden Augenblick die Decke in Brand zu setzen drohten. Unsere erschöpften Soldaten machten sich nicht die Mühe, im Wald dürres Holz zu sammeln. Was von der spärlichen Einrichtung der Isba noch vorhanden war, wurde zerhackt und verbrannt. Die defekten Öfen schluckten alles, was von der Verwüstung noch vorhanden war. Blind vom Rauch, der die Isba füllte und nur durch die Tür entweichen konnte, flüchteten die Männer entnervt. Dicht gedrängt und halb aufeinander liegend, versuchten sie trotz der Hustenanfälle etwas Schlaf zu finden. Die in den Isbas ohne Dach litten zwar nicht unter dem Rauch, hatten es aber nie richtig warm. Die dem Feuer am nächsten waren, wurden gebraten und mussten flüchten. Die anderen, die vier oder fünf Meter entfernt lagen, bekamen bei vielleicht sieben oder acht Grad unter null kaum etwas von der Wärme ab.

Alle zwei Stunden löste ein anderes Viertel der Mannschaft die Wache ab und trat denen, die blass vor Kälte hereinkamen, das ungemütliche Ruhequartier ab. Der Winter machte Ernst: siebenundzwanzig Grad unter null zeigte das Thermometer der Funker. Der allgemeine Dreck verschlimmerte die Lage noch mehr. Wenn man pinkeln musste, sagte man es an. Den lauwarmen Urin ließ man über die von Frostbeulen geschwollenen Hände laufen. Dadurch entstanden jedoch häufig Infektionen.

Ich gehörte zum ersten Viertel der Wache, um fünf Uhr an diesem Morgen in der Polarnacht. Meine zweite Runde begann mittags um ein Uhr im unscharfen Licht einer Sonne, die im Zenit stand, aber von einem Himmel verdeckt wurde, der ebenso dunkel war wie der über Tempelhof am Tag seiner Zerstörung. Am Ende der Patrouille zeigte der Tag sich in einem ungewöhnlichen Rosa. Um drei Uhr am Nachmittag war ich wieder in der Räucherkammer, ohne etwas Besonderes zu melden gehabt zu haben.

Die Augen taten mir weh, meine von Frostbeulen gerötete Nase ertrug es nicht mehr, unbedeckt zu bleiben. Wir liefen herum wie die Verbrecher, den Kragen aufgeschlagen und mit einem Wollschal an das Gesicht gebunden oder mit einem Bindfaden, wer nichts anderes hatte. Eine Stunde später wurde das rötliche Licht violett, dann grau. Auch der Schnee war grau. Die Nacht brach mitten am Nachmittag herein, und es blieb dunkel bis um neun Uhr am nächsten Tag. Mit ihr schlug die Kälte noch heftiger zu. Das Thermometer musste an minus fünfunddreißig oder minus vierzig Grad heranreichen. Das Material ließ sich nicht mehr bewegen. Der Treibstoff gefror, das Motorenöl wurde erst zu einer zähen Paste, dann völlig fest, und blockierte die Mechanik. Der Wald hallte von merkwürdigen Geräuschen. Die Eiseskälte brachte die Rinde der Bäume zum Platzen. Nur die Steine zersprangen noch nicht. Das passierte erst ab etwa minus fünfzig Grad. Für die Menschen wurde das Martyrium noch schlimmer. Das Grauen, das wir so sehr gefürchtet hatten, war da.

Der Kriegswinter, den wir uns nicht mehr hatten vorstellen können, senkte sich wie die Matrize einer gigantischen Presse auf uns herab, um uns zu zermalmen. Alles, was es an Brennbarem noch gab, wurde verfeuert. Ein Leutnant verteidigte mit gezogener Pistole zwei Schlitten, weil an die vierzig Landser drohten, sie zu zerhacken, um ihr erlöschendes Feuer zu schüren. Die Männer hatten hochrote Köpfe und einen pfeifenden Atem. Die Nasenschützer aller Art waren nur noch Eisklumpen. Der Atem schlug sich dort nieder und ließ sie wachsen.

»Wir wollen das Holz von den Schlitten!« schrien die Leute.

»Zurück!«, brüllte der Leutnant. »Der Wald ist voll von Holz!«

Was sollten die Schlitten, wenn wir vor Kälte starben, dachten die Landser.

Mit bloßer Willenskraft rettete der Offizier unsere Schlitten. Ein Kommando zum Holzholen lief unter den Schirm des Waldes. Die vermummten Männer kamen mit ihren Bündeln zurück und warfen sie auf das Feuer, das am Erlöschen war. Doch die Scheiterhaufen brauchten ständig Nachschub. So wurde uns keine Ruhe gegönnt. Gott mochte geben, dass die Russen nicht angriffen. Wir wären nicht einmal zu einer oberflächlichen Verteidigung fähig gewesen.

Am härtesten war es für die Wache. Jeder, der sich nicht bewegte, riskierte zu erfrieren. Um neun Uhr abends war ich wieder an der Reihe. Eine Gruppe von fünfzehn Leuten wachte in den Ruinen eines Bauwerks, das in glasharten Schnee gehüllt war. Wir hielten stand, indem wir uns in der ersten halben Stunde gegenseitig schlugen. Die zweite Stunde war eine Quälerei. Zwei Soldaten fielen in Ohnmacht. Wir zogen unsere Hände, die steif waren wie Haken, aus den Ärmelumschlägen und versuchten ungeschickt die beiden zu schütteln. Die Handschuhe, halb Wolle, halb Leder, waren schadhaft und taugten zu nichts mehr. Scharfe, stechende Schmerzen zogen von den Händen und Füßen bis zum Herzen. Diejenigen, die den Mut hatten sich ein wenig zu entkleiden, urinierten, wenn sie konnten, in ihre gequälten Finger. Vier Kameraden brachten die Ohnmächtigen fort, um sie bei den Feuern aufzuwärmen, die in der Nacht leuchteten. Unsere Wache war lächerlich. Die Russen, wenn sie da draußen waren, konnten uns mit einigen Salven erledigen. Ein Mann weinte wie ein Kind, während er ständig auf einem Quadratmeter im Kreis lief. Meine Füße taten so weh, dass ich schreien mochte. Entgegen dem Befehl verließ ich den Posten und lief zur nächsten Isba. Ich drängte mich in die dichte Masse der Soldaten und blieb bei der Feuerstelle stehen, wo ich mich auf die Knie fallen ließ. Ich steckte meine Stiefel in die rote Glut und sie begannen zu knistern. Der Kontakt meiner erfrorenen Füße mit der Hitze löste einen Schmerz aus, dass ich unwillkürlich schluchzte. Ich war aber nicht der einzige, der stöhnte, und deshalb fielen meine Klagen nicht weiter auf.

Endlich kam die Stunde des Abzugs. Die Sowjets waren nicht aufgetaucht, und der Stahl der mit Reif bedeckten Waffen hatte keine Gelegenheit, sich durch einen Abschuss zu erwärmen. Dieser Stahl schien unter der Wirkung der schrecklichen Kälte blauer zu funkeln und wirkte brüchig wie Glas. Die Männer sammelten sich, ohne Regungen zu zeigen. Ein ungleicher Kampf hatte sie halb verrückt gemacht. Wenn der Russe auch in dieser Nacht nicht gegen sie vorgegangen war, wenn sie ihren Auftrag nicht hatten wahrnehmen und auch keinen posthumen

Ruhm hatten gewinnen können, so hatten sie doch eine andere, ebenso gewaltige Schlacht geliefert, nämlich die gegen die lange Nacht des russischen Winters, der sich mit dem Feind verbündet zu haben schien, um uns zu vernichten. Es war aber auch ein Kampf gegen die Müdigkeit und den Dreck. Und gegen die Läuse, die man fast nicht mehr spürte, so sehr waren sie schon ein Teil des eigenen Selbst geworden. Der Winter hatte auch seine Opfer gefunden. Drei Mal kamen Einheiten des letzten Wachkommandos mit reglosen Kameraden zurück. Lungenentzündung, allgemeine Erfrierungen – die allgemeine Schwäche unserer Körper war der Kälte nicht gewachsen. Für drei der Unglücklichen kam jede Hilfe zu spät. Fünf andere wurden mit Hilfe von Alkohol und Abreibungen wiederbelebt.

In der stillen Kälte der Polarnacht wurden die steifgefrorenen Toten unter dem Schnee begraben. Ein Stock, ein Helm, drei neue notdürftige Grabstätten in diesem elenden Land. Nichts erlaubte uns zu verweilen oder Rührung zu zeigen. Zu ihrem eigenen Erstaunen versuchten die Überlebenden, die allgemeine Erstarrung zu überwinden und die ebenfalls erstarrten Motoren in Gang zu bringen. Es war ein verzweifeltes Beginnen. Kein Anlasser gab auch nur einen Ton von sich.

Der Feldwebel Sperlowski trat mit aller Kraft auf den Starter seiner Zündapp, der auch seinen neunzig Kilogramm widerstand. Dann brach das Teil ab wie dürres Holz. Auch das Metall schien angegriffen. Unter den Wannen der Panzer wurden zwei Feuer entfacht. Man musste das Ganze langsam auftauen, bevor man daran denken konnte die Motoren anzuwerfen. Man hörte Gefluche und Keuchen der Landser, die außer Atem waren. Die Anstrengung verlangte tiefes Einatmen, was wiederum die Lungen beanspruchte, die zu pfeifen begannen. Selbst Wesreidau verlor die Geduld. Er hatte seine Stiefel mit Stoff umhüllt, den er auf dem Rückmarsch zufällig aufgetrieben hatte.

»Wir hätten wenigstens einen Motor die Nacht über laufen lassen sollen!«, brüllte er. »Das weiß doch jedes Kind. Unsere Nachlässigkeit wird unser Untergang sein.«

Die Landser hörten den Mann, den wir respektierten, ohne Reaktion an. Einige ahnten zweifellos bereits diesen Untergang, auf den der Hauptmann anspielte. Fast eine Stunde später war das asthmatische Geknatter eines Motors zu hören. Es war gelungen, einen Schützenpanzer in Gang zu setzen. Man ließ ihn einige Zeit warm laufen, dann konnte der Fahrer den ersten Gang einlegen. Nach zwei Stunden intensiver Anstrengungen setzte sich die Kolonne langsam in Marsch. Gemäß der Order der Offiziere durfte man das kalte Metall nicht zu stark belasten. Während man also wartete, dass das Ganze eine Mindesttemperatur erreichte, humpelte die Truppe hinterher.

Gegen Mittag brachten mehrere Pannen den Konvoi zum Stehen. Die Kühlwasserschläuche von einigen Fahrzeugen waren kaputt gegangen. Der reine Alkohol im Kühler hatte sie beschädigt. Man musste reparieren, bestimmte Teile austauschen, die glücklicherweise vorrätig waren, oder aber andere notdürftig flicken. Wir nutzten die Zeit, um die gefrorenen Konservenbüchsen zu öffnen. Fleisch, das man mit dem Beil zerhacken musste, Erbsen- und Sojabohnenpüree, das sich in Zement verwandelt hatte, gefrorener Wein. Eine Stunde ging verloren.

Wir sollten das Gros der Truppe eine Stunde später einholen. Die Funkverbindungen bestätigten das.

Wir passierten den Abschnitt einer Stellung der Feldgendarmerie. Zwei Blockhäuser aus Rundholz, umgeben von drei oder vier niedrigen Hütten. Alles schien verlassen, es gab keines der üblichen Signale. Dennoch stieg aus einem der Blockhäuser Rauch. Bestimmt schnarchten diese verfluchten Feldgendarmen bei einem schönen Feuer. Ein Kommando ging nachsehen. Nach fünf Minuten kam ein Mann zur Kolonne zurückgerannt. Sein Atem schwebte in weißen Wolken um sein Gesicht, als er ausgepumpt stehen blieb.

»Alles ist zerstört, Herr Hauptmann. Alle sind tot! Furchtbar!«

Auf den grauen Gesichtern zeichnete sich die Sorge ab. Als wir uns genauer umsahen, fanden wir die Türen der Isbas herausgerissen, dahinter vier oder fünf Leichen, zu denen drei der Unseren eilten.

»Partisanen«, schrien unsere Kuriere. »Sechs frische Leichen.«

»Die haben hier gekämpft, Herr Hauptmann. Die Banditen haben noch ihre Waffen in der Hand.«

Ein anderes Kommando wollte das zweite Blockhaus untersuchen, als es eine heftige Explosion gab. Eine Fontäne aus Erde, Schnee und Holzstücken schoss über das Gebäude. Wesreidau fluchte, was das Zeug hielt. Er rannte zu dem rauchenden Blockhaus. Wir folgten ihm. Drei Mann waren in Stücke gerissen worden. Zwei davon waren nicht mehr zu erkennen. Der dritte röchelte ganz in der Nähe, er blutete heftig aus dem Unterleib. In der Hütte lag zwischen einigem Krempel das, was von den vorher getöteten vier Männern des Postens übrig war.

»Vorsicht, Minen!«, brüllte Wesreidau.

Das Wort ging von Mund zu Mund. Die Landser waren vor dem Blockhaus stehen geblieben und stellten das Gemetzel fest, ohne sich weiter vorzuwagen.

Sechs fast nackte und grässlich verstümmelte Männer lagen in ihrem gefrorenen, schwarzen Blut. Manche Verstümmelungen waren so entsetzlich, dass wir uns lieber abseits hielten, starr und ungläubig vor dem Anblick. Zwei Männer hielten sich die Hände vors Gesicht und liefen weg. Diese Männer hatten vor Moskau, in Kursk, in Brjansk und in Bjelgorod gekämpft … Sie hatten unvorstellbare Dinge gesehen, aber niemals etwas so entsetzlich Mutwilliges.

Mit größter Vorsicht barg ein Kommando die sterblichen Überreste aus dieser Opferstätte. Zwei waren obendrein mit einer Sprengladung versehen. Das Massengrab wurde mit Trümmern bedeckt. Wir hatten weder die Mittel noch die Zeit, die harte Erde aufzugraben.

Die Leute murrten. Der Partisanenkrieg war ihrer Meinung nach das Dreckigste und Sinnloseste, was sie bisher erlebt hatten. Wesreidau richtete einen letzten Gruß an die achtzehn Massakrierten. Die Soldaten nahmen Mützen, Kappen oder Helme ab und setzten ihre zerzausten Köpfe der rauen Kälte aus.

»Ich hatt' einen Kameraden …« wurde angestimmt.

Der Trauergesang aus tausend unharmonischen Kehlen erhob sich über der Steinzeitkulisse. Ohne Fanfare, ohne Fahne, aber mit tiefer Betroffenheit.

Die Haltung der Partisanen, die von Rache sprachen, zerstörte noch ein wenig mehr von dem, was der verfluchte Krieg an Verhandelbarem bewahrt hatte. So etwas konnte man nicht verzeihen. Mit großer Opferbereitschaft mochten die Landser die Qual der Schützengräben ertragen, aber die heimtückische Aggression der Freischärler konnten sie nicht einfach resigniert hinnehmen.

Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung. Die Männer, die an der Grabstätte vorbeikamen, sahen ein grobes Schild, das den kleinen Hügel überragte. Dieses Schild trug, mit einem Stück verkohltem Holz gemalt, die Inschrift ›Rache‹.

Wir fuhren eine weitere knappe Stunde. Der Schnee dämpfte den Lärm der Panzerketten, trug aber weit entfernte Geräusche herüber. Das Rattern automatischer Waffen drang zu uns. Wesreidau ließ in Absprache mit den beiden anderen Offizieren der Kolonne halten. Der Lärm wurde jetzt deutlicher. Fünf oder sechs Kilometer westlich von uns wurde gekämpft. Wir erhielten Befehl zu beschleunigtem Marsch. Die paar leichten Panzer, die wir besaßen, wären gern vorausfahren und zu Hilfe geeilt, aber unsere Offiziere konnten die Kolonne nicht zurücklassen. Alles musste folgen, und die Panzer schleppten jeweils drei russische Schlitten voll mit Soldaten und Material. Die Schützenpanzer halfen den steckengebliebenen Lkw, die allein niemals herausgekommen wären. Ich saß auf einem der Schlitten, dem dritten in einem Gespann. Hinter uns war noch ein Kradgespann angehängt, dessen Getriebe defekt war. Die tapferen kleinen Panzer hatten ihr Tempo verschärft und zogen den ganzen Zug hinter sich her, immer mit der Gefahr, dass die Motoren überbeansprucht wurden. Der Gefechtslärm wurde immer lauter. Wesreidau ließ den Konvoi brüsk anhalten. Er sprang in den Schnee und kontrollierte die Karten. Alle, die auf den Schlitten saßen, wurden aufgefordert ihm zu folgen. Ich war einmal mehr dabei. Die Panzer kuppelten ihre Anhänger ab und fuhren in die angegebene Richtung. Wir folgten ihnen im Laufschritt. Wesreidau fuhr in einem starken BMW-Gespann und machte uns mit Gesten Mut. Ein Steyr mit einem Mörser 80 raste in einem Wirbel aus Schnee schleudernd los.

Außer Atem liefen wir am Rand der Piste hinter den Panzern her, die uns schon weit abgehängt hatten. Die Panzergruppe bekam zehn Minuten vor uns Feindberührung. Das Hacken ihrer MG zerriss die eisige Luft noch lauter, als wir es gewohnt waren. Das Kradgespann kam zurück und wendete unmittelbar vor uns.

»In Schützenkette in den Wald!«

Wir folgten dem Befehl. Einige blieben bei dem Krad, das in einer Schneewehe festsaß, um es wieder herauszuholen. Wir liefen zwischen den Baumstämmen, die gerade wie Schiffsmasten waren. Der unberührte Schnee knirschte und krachte in großen Brocken von den Bäumen auf uns herunter. Die Panzer waren nicht mehr zu sehen. Sie verfolgten wahrscheinlich den fliehenden Feind.

Was uns anbelangte, kamen wir nicht in Berührung mit dem Feind. Zwanzig Minuten später rief uns eine Leuchtrakete zu dem kleinen Fort zurück. Wie die vorigen Stützpunkte sollte auch dieser die Piste bewachen, der wir folgten, und die in normalen Zeiten ziemlich befahren war.

Bei dem Feind handelte es sich, wie zu erwarten war, um Partisanen. Wahrscheinlich war es dieselbe Bande, die den Posten von heute Mittag überfallen

hatte. Hier hatte man zum Glück Zeit zu reagieren gehabt. Sechs Verwundete und zwei Tote waren im Stützpunkt – bei zweiundzwanzig Mann Besatzung –, etwa zwanzig tote oder verwundete Feinde lagen auf dem zertrampelten Schnee. Waffen russischer und deutscher Herkunft waren zurückgeblieben. Auch einige amerikanische. Ein paar verwundete Partisanen versuchten, sich mit letzter Kraft in den Wald zu schleppen. Kein Befehl konnte die Männer zurückhalten, und unsere knallenden Karabiner machten ihren Leiden ein Ende. Zwei zerzauste Gefangene waren uns in die Hände gefallen. Sie blickten wild umher wie Wölfe, die in eine Falle geraten waren. Auf unsere Fragen gaben sie nur unverfängliche Antworten. Einige Wörter wiederholten sie ständig: »Wir nein Kommunist.« Waren sie einfältig? Hatten sie keine Ahnung? Das schien wahrscheinlich, denn sie machten den Eindruck von Tieren, die man zum Töten abgerichtet hatte. Ein Gespräch war nicht möglich. Die Landser murrten.

Wesreidaus Blick ging von den Partisanen zu seinen Leuten. Der Hauptmann versuchte weiter, etwas aus ihnen herauszuholen. Er redete, beharrte … aber es führte zu nichts. Müde hob er den Arm mit gespielter Gleichgültigkeit. Soldaten ergriffen die zwei Freischärler und stießen sie vor sich her.

Die menschlichen Wölfe wanden sich und schimpften. Beim Anblick der Waffen jedoch verloren sie den Kopf. Sie liefen los, bis sie von Feuerstößen erfasst zu Boden fielen.

Der Stützpunkt war in letzter Minute gerettet worden. Nach den Aussagen der Besatzung hatten ihn mindestens vierhundert Partisanen zwei Stunden lang angegriffen. Die Feldgendarmen umarmten uns in tief empfundener Freude. Sie brachen mit uns auf, denn wir brachten ihnen den Räumungsbefehl. Im Augenblick bildeten wir die Lumpensammler der Wehrmacht.

Als wäre das nicht schon genug gewesen, ereignete sich zehn Minuten, nachdem sich der Konvoi wieder in Bewegung gesetzt hatte, ein bedauerlicher Zwischenfall. Das Kradgespann an der Spitze, dreißig oder vierzig Meter vor dem ersten Panzer, fuhr los und bewegte sich mit einigen Schwierigkeiten auf dem Schnee fort. Der Panzer folgte ihm und passierte dieselbe Stelle. Plötzlich zerriss eine Explosion die Atmosphäre und schien den Panzer in die Luft zu heben. Ringsum fiel der Schnee von den Bäumen und mit einem kristallenen Geräusch durchs Geäst. Dem Panzer hatte es die Ketten weggesprengt und die Unterseite aufgerissen. Es brannte, und dicke Rauchschwaden quollen unter dem Motor hervor, wälzten sich über den vereisten Boden und färbten ihn schwarz. In den nachfolgenden Schlitten waren einige Tote und Verwundete zu beklagen, und es machte sich Hektik und Verwirrung breit. Ein Unteroffizier war auf den Panzerdeckel gesprungen und versuchte, die geschockte und vielleicht schwer verletzte Besatzung zu retten. Andere eilten zu Hilfe, während die Infanteristen, auf alles gefasst, an die Ränder der Piste eilten. Dichter, schwarzer Rauch hüllte jetzt den Panzer ein. Jede Hilfe war aussichtslos. Drei Feuerlöscher wurden auf den geschwärzten Schrott entleert, während eilends die Schlitten weggezogen wurden. Das Feuer wütete im Innern des Panzers und nichts konnte es löschen. Dann flossen aus dem Tank, der sich offenbar gelöst hatte, gut hundertfünfzig Liter Treibstoff, die explosionsartig in Brand gerieten und sich auf dem Schnee

ausbreiteten. Panik brach aus, die angesengten Landser zogen sich hastig zurück und überließen das Terrain den Flammen, die eine schwarze Wolke in den fast ebenso düsteren Himmel schickten. Offiziere und Soldaten sahen in ohnmächtiger Wut zu, wie die drei Panzersoldaten verbrannten. Der Geruch verschmorten Fleisches vermischte sich fürchterlich mit dem des Benzols. Die zwei Männer im Kradgespann an der Spitze hatten nur wenige Sekunden vorher dieselbe Stelle passiert. Ihre Räder hatten den Zünder der von den Partisanen gelegten Mine vielleicht nur um zwanzig Zentimeter verfehlt. Auch sie wurden Zeugen des Dramas, während ihnen der kalte Schweiß über den Rücken lief.

Die Kolonne ließ den vom Brand verformten Panzer zurück, dessen Munition schließlich auch noch explodierte. Sie ließ auch drei schwere Schlitten mit einem Teil des Materials zurück, das in Flammen aufging. Die Soldaten, die sich auf ihnen befanden, wurden auf die anderen Fahrzeuge verteilt. Wir ließen auch zwei Gräber zurück. Zwei Männer, die getötet worden waren, ohne dass sie sich hätten verteidigen können. Zwei Männer, die drei Jahre schwerer Kämpfe hinter sich hatten und ein würdigeres Ende verdient gehabt hätten.

Wir überließen das Gelände der roten Walze, die uns folgte. Was wir zurückließen waren Spuren vom Durchzug des letzten europäischen Kreuzzuges – mit allem, wofür dieses Wort stehen kann.

Die scharfe Kälte begleitete uns immer noch. Selbst die letzten Aufregungen hatten nicht vermocht, sie uns auch nur einen Moment vergessen zu lassen. Wenig später erreichten wir das Gros der Division in einem ziemlich großen Ort namens Bopordejwska, wenn ich mich recht entsinne. Wir sahen Schützengräben, spanische Reiter, von der Organisation Todt unterstützte Pionierkompanien, die den gesamten Abschnitt verminten. Andere Infanterieregimenter hatten sich ebenfalls hier eingefunden. Auch eine mit Tigern ausgerüstete Panzerabteilung war hier. Ein Dutzend dieser reglosen Ungetüme schienen höhnisch lachend dem Einzug unseres neu formierten Materials zuzusehen. Die Anwesenheit der Tiger wirkte auf alle beruhigend. Das waren wahre stählerne Festungen, mit denen kein russischer Panzer konkurrieren konnte. Bopordejwska beherbergte eine gewisse Anzahl von Wehrmachtsbeamten, die überrascht zu sein schienen, sich plötzlich im Kampfgebiet zu befinden. Ihre Stimmung war miserabel, und man glaubte sogar, bei ihnen eine gewisse Verachtung uns gegenüber zu erkennen. Vielleicht verziehen uns die Bürokraten nicht, dass wir zum Rückzug trommelten. Für sie war Russland nichts anderes als ein gut organisiertes Kaff, wo man sich vor der Kälte geschützt satt essen konnte, indem man Berichte über die Verteilung von Waren für die Front aufsetzte, vielleicht auch nette Abende mit den Ukrainerinnen verbrachte, an denen es hier nicht zu mangeln schien. Diese Damen und Mädchen schienen ihre rasche Abreise in Gesellschaft jener Herren an einen fernen und ruhigeren Ort vorzubereiten. Zweifellos waren wir diejenigen, denen die Ehre zuteil wurde, die Strohsäcke dieser Bürokraten zu verteidigen. Das zu sehen machte uns wütend, und es kam zu Schlägereien, denen schnell Einhalt geboten wurde. Schließlich waren wir zu kaputt und erfroren, um uns mit diesem Problem auseinanderzusetzen. Wir nahmen mit großer Genugtuung die noch warmen Isbas in Besitz, die uns zugewiesen wurden. Wir hatten hier zu essen und zu trinken und konnten uns sogar mit warmem Wasser waschen. Die

Beleuchtung war dürftig, aber die Feuerstellen, die wir mit allem fütterten, was uns in die Hände fiel, erhellten dieses wiedergefundene Paradies. Zwei Stunden nach unserer Ankunft hatte jedes Quartier Massen von Schnee zum Schmelzen gebracht, die uns zu reichlich warmem Wasser verhalfen. Alle waren nackt und schrubbten sich um die Wette mit dem segensreichen Wasser ab. Wir weichten die Hosen ein, die verdreckten Unterhosen, die Hemden, die Jacken. Das alles geschah mit einer Unruhe, die an Panik grenzte. Der paradiesische Zustand würde sicher nur kurz sein, und jeder versuchte möglichst viel davon zu haben. Ein Aufgeweckter brachte sogar ein Kistchen mit feiner Toilettenseife. War das eine Freude! Wir lösten sie in den größten Zubern auf. Nach sehr langer Zeit konnte man die Leute wieder einmal lachen hören.

Der Reihe nach, mit der Uhr in der Hand, teilten sich die Landser das duftende, schäumende Bad. Jeder bekam zwei Minuten, um den Hintern in den Schaum zu hängen. Man durfte nicht schummeln. Das Wasser schwappte über und überflutete die Stube, wo an die dreißig Nackte herumtobten. Damit die Zuber voll blieben, wurde immer wieder Wasser nachgegossen. Im Halbdunkel merkten wir nicht, dass der so sehr geschätzte Schaum durch den Schmutz grau wurde. Die Läuse wurden ersäuft, sie starben denselben duftenden Tod, den die französische Seife namens ›Marie-Rose‹ anpries. Als die Orgie der Waschungen beendet war, wurden die Zuber in ein Loch geleert, das ein Landser in den Boden aus gestampfter Erde in der Hütte gegraben hatte. Es kam nicht infrage, die Nase nach draußen zu stecken. Es fror bei minus dreißig Grad, und alle waren nackt. Dann wurden die Zuber zerschlagen und verbrannt. Das Feuer hatte einen Appetit, der schwer zu befriedigen war. Halls jubelte und kaute langsam ein Stück Seife. Er grölte, dass er sich auch innen abschrubben müsse, da die Läuse und der Dreck überall eingedrungen wären.

»Jetzt können sie kommen, die Iwans, ich fühle mich wie neugeboren«, schrie er.

Plötzlich flog die Tür auf und ließ eine eisige Kälte herein. Alle schrien lauthals auf. Zwei Soldaten standen da, die Arme voll köstlicher Sachen. Unsere verblüfften Augen betrachteten dieses Geschenk des Himmels, das die Burschen auf einen Haufen feuchter Mäntel legten. Konservendosen, eine Kette duftender Würste, Lebkuchen, aus Norwegen importierte Sardinen. Ein Block wie ein brauner Pflasterstein rollte am Boden: Räucherspeck! Acht oder zehn Flaschen Schnaps, Kognak, Rheinwein. Zigarren! Unvorstellbar! Und die Burschen leerten erst noch ihre tiefen Manteltaschen. Alle jubelten, dass die Wände wackelten.

»Woher habt ihr denn diese Schätze?« fragte einer weinerlich.

»Diese Beamtenschweine haben hier eine ruhige Kugel geschoben. So ein Futter habe ich nicht einmal in der Offiziersmesse von dem verfluchten Grandsk gesehen. (Grandsk war der Koch der Kompanie.) Die Schweine hier haben alles für sich behalten und wollten jetzt damit abhauen! Macht euch das mal klar! Wir haben nur eine kleine Stichprobe gemacht. Sie sind wütend und wollen Meldung machen. Persönliches Eigentum, behaupten sie. Wo glauben die, dass sie sind? Ha, Ha, die Meldung können sie sich in den Arsch stecken. Ich pfeif drauf, wir haben viel zu lang Kohldampf geschoben.«

Alle jubelten und stürzten sich auf die Delikatessen. Halls quollen die Augen aus dem Kopf.

»Hebt mir meinen Teil auf«, japste er, während er in seine noch feuchten Sachen schlüpfte. »Das muss ich sehen. Ich hole noch Nachschub. Die Hunde werden uns nicht den Dienst an der Front überlassen, während sie mit ihren Leckereien abhauen, verdammt noch mal!«

Halls hatte sich eine sowjetische Daunenjacke übergezogen und stürzte hinaus in die schneidende Kälte. Solma folgte ihm. Solma war ein junger Ungarndeutscher, der fast unter den gleichen Umständen in die Division Großdeutschland gekommen war wie ich. Während die beiden Spürhunde auf die Suche nach einem neuen essbaren Schatz gingen, wurde die Verteilung Pastor Pferham übertragen, dem der Obergefreite Lensen und dessen zweiter Mann an der Panzerfaust, Hoth, assistierten. Der Speck wurde mit kräftigen Spatenschlägen zerteilt, denn den schlecht geschärften Bajonetten hielt er stand. Pferham, der seine religiösen Überzeugungen mit seinem Brotbeutel beim Übergang über den Dnjepr verlegt haben musste, fluchte wie ein Heide.

»Unerhört, dass dieses Bajonett, das schon in Eingeweiden herumgestochert hat, von einem Stück Speck matt gesetzt wird, verdammt noch mal!«

»Leih dir doch Dynamit bei den Todt«, brüllte einer, »aber mach schnell!«

Die Kameradschaft bei der Wehrmacht war erstaunlich. Keiner übervorteilte den anderen, jeder erhielt seinen Teil. Der Krieg hatte alle diese Männer zusammengeschweißt, die aus den verschiedensten Gegenden kamen, aus ebenso verschiedenen gesellschaftlichen Schichten stammten und die sich vielleicht unter anderen Umständen merkwürdig gering geschätzt haben würden. Die derzeitige unglückliche Lage führte alle diese Leute in einer einzigartigen Symphonie zusammen, wo jeder sich ein wenig für das, was dem anderen geschehen konnte, verantwortlich fühlte. Die Haltung der Beamten in dieser vergleichsweise friedlichen Atmosphäre erstaunte uns mehr, als dass wir uns darüber empörten. Wir fühlten, dass wir alles Recht hatten, uns die gestohlenen Fressalien schmecken zu lassen. Der Ordnungssinn, der Teil des Nationalsozialismus war, war noch immer fest verwurzelt in den Menschen, die für ihn den Kopf hinhielten. Leute dagegen, die sich Proviant aneigneten, während die Soldaten an der Front verhungerten, schienen einer anderen Spezies anzugehören. Pferham sprach darüber, während er aß, und verglich diese Beamten mit der Bourgeoisie, auf die Hitler nach seiner Meinung in ›Mein Kampf‹ anspielte. Die kämpfende Truppe hatte jedoch unmittelbarere Sorgen. Für uns, die wir das angespannte Leben von gehetzten Tieren führten, waren diese müßigen Gespräche vergeudete Zeit. Heute musste man essen, was man konnte, trinken, was man hatte, und lieben, wenn das möglich war, ohne sich über die Haare oder Augen des Mädchens Gedanken zu machen. Die Zeit war kostbar. Morgen würde man vielleicht schon sterben müssen.

Die Anteile von Halls und Solma wurden in ihren umgekehrten Helmen wie in Blumentöpfen aufgehoben. Die Flaschen leerten sich, während Lieder angestimmt wurden. Die Kameraden, die Nachschub suchen gegangen waren, kamen nicht zurück. Draußen hielt der strenge Frost an. Halls verfluchte seine

Dreistigkeit. Er hatte sich mit Solma erwischen lassen, als sie den Kognak eines hohen Beamten mitgehen lassen wollten. Sie hatten sechs Tage Arrest bekommen.

Stille Nacht, heilige Nacht …

Der Weihnachtsabend 1943 kam heran. Der Wind heulte im Labyrinth der Schützengräben im Norden des Verteidigungssystems von Bopordejwska. Zwei Kompanien hielten die Stellungen besetzt, die von der Sicherungsdivision und der Organisation Todt, die sich seither nach Westen über die Grenze von Bessarabien abgesetzt hatten, vorbereitet worden waren. Seit achtundvierzig Stunden hielten wir diese von Eis betonierten Maulwurfshügel besetzt. Die Front schien stabil, und es würde wahrscheinlich bald zu einer großen Schlacht kommen. Die Auflösung der Front im Süden hatte uns zu unserem letzten Rückzug gezwungen, um uns auf dieser Linie neu aufzustellen. Der gewaltige sowjetische Keil bewegte sich mit der gewohnten Langsamkeit einer Dampfwalze, aber unerbittlich auf uns zu. Wir wussten das sehr wohl, und die ständige Verstärkung unserer Abschnitte ließ auf einen großen Zusammenstoß schließen.

Wir hielten Wache über ein Gelände von großen bewaldeten Talmulden. Panzer, die als bewegliche Artillerie dienten, standen in dem mit Reif überzogenen Unterholz. Beklemmende Stunden des Wartens, unfassbare Kälte, die die Baumstämme von ihrer Rinde entkleidete. Alle Lebensmittelvorräte von Bopordewjska waren verprasst worden. Der Standortkommandant hatte die Augen zugedrückt und uns zwei Tage Völlerei gegönnt, vermutlich in Gedanken an das unmittelbar bevorstehende Drama, in dem wir die Akteure sein würden.

Am Heiligen Abend packte uns trotz der harten Bedingungen, die uns zu diesem Leben von wilden Tieren geformt hatten, die Rührung, als wären wir Kinder, denen man lange eine große Freude vorenthalten hatte. Tausend leuchtende Erinnerungen schwebten unter den Stahlhelmen, hinter den verschlossenen Gesichtern. Manche sprachen von der Friedenszeit, die anderen von ihrer noch so nahen Kindheit, und sie versuchten, ihre Gefühle hinter einer festen Stimme zu verbergen. Kleine Träume, die durch die Gräben voller Männer liefen, denen es bestimmt war, hier ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Wesreidau machte die Runde und unterhielt sich mit den Leuten. Aber seine Worte schienen die Träume zu stören, und der große Hauptmann suchte seinerseits in seinen eigenen Zuflucht. Er hatte selbst Kinder, bei denen er ohne jeden Zweifel jetzt gerne hätte sein mögen. Sein Blick wanderte von einer schweigenden Gruppe zur anderen. Manchmal blieb er stehen und starrte zum Himmel, der aufgeklart war. Der Raureif funkelte auf seinem langen Mantel wie der Schmuck auf einem Weihnachtsbaum.

Vier Tage vergingen, ohne dass wir anderes haben ertragen müssen als die Kälte. Die Gruppen in der vordersten Linie wurden ständig abgelöst. In den unerträglichen Nächten gab es zwei Ablösungen. Lungenentzündungen wurden immer häufiger. Die Erfrierungen waren nicht mehr zu zählen. Zweimal hintereinander war ich in den Schutz einer geheizten Isba gebracht und im letzten Moment ins Leben zurückgeholt worden. Mein Gesicht war ganz rissig, besonders an den Mundwinkeln. Zum Glück war die Verpflegung ausreichend. Die Küchenbullen hatten besondere Weisungen bekommen. An die Frontsoldaten sollte besonders

fettreiche Kost ausgegeben werden. Der Nachschub traf regelmäßig ein, sodass Grandsk uns Suppen kochen konnte, die voll von synthetischer Margarine waren.

»Nutzt es aus«, rief der Koch, »daheim verkneifen sich die Kinder euretwegen die Butterbrote.«

Das war leider wahr. Die Einschränkungen wurden immer strenger, wie mir Paula in einem Brief erklärte, der mich nach nur sechs Tagen erreicht hatte. Die Distanz zur Heimat war schon bedenklich geschrumpft und verringerte sich mit jeder Woche. Bald würde uns Deutschland in seiner verzweifelten Lage auch keine Margarine mehr schicken, meinte Grandsk. Wir sollten uns daher glücklich schätzen, so lange wir noch etwas bekämen.

Eines Morgens rissen uns die Trillerpfeifen in der überheizten Isba hoch, wo wir wie die Murmeltiere pennten. Sowjetische Aufklärungspanzer standen zwei Kilometer vor Bopordejwska. Die Kälte draußen traf uns wie ein Schlag. Jeder hetzte zu einem vorbestimmten Punkt.

Wir waren noch nicht auf unseren Posten, als schwere Detonationen im Westen die dünne Luft erschütterten. Die russischen Panzer, die wie wütende Stiere vorpreschten, waren in die Minenfelder geraten. Jetzt waren die Russen an der Reihe zu verkohlen.

Durch den Feldstecher verfolgten unsere Beobachter ihre Panik. Fast alle Panzer zogen sich zurück, während unsere Artillerie schwieg. Unsere Kanoniere überließen es den Minen, die die Pioniere nach einem ausgeklügelten System im Gelände verteilt hatten, den Feind zu vernichten. Artilleriefeuer hätte diese Fallen möglicherweise nur zerstört.

Drei roten Panzern war es gelungen, durch die Sperre zu kommen, und sie rollten unter großem Lärm der Ketten und Auspuffe auf den Ort zu. Ohne ihre Geschwindigkeit zu verringern, trotzten sie dem Feuer von siebenunddreißig Pak. Aber die im Hinterhalt stehenden Tiger mit ihren gefürchteten 8,8-cm-Kanonen zielten schon auf sie. Es ging zu wie in einem amerikanischen Film. Die drei feindlichen Panzer wurden von der ersten Salve getroffen. Einer kippte um und explodierte. Der andere blieb auf der Stelle stehen wie ein an der Schulter getroffenes Wildschwein. Der dritte schließlich hatte etwas abbekommen, fuhr aber, ohne langsamer zu werden, eine Kurve. Er bot seine Flanke den Panzerabwehr-MG dar, die alles wegputzten, was sich von seiner Fläche abhob. Er drehte sich schlingernd, um kehrtzumachen, ein dramatisches Karussell, bei dem er unseren Schützen immer neue Zielflächen bot. In seinem Bemühen, sich zu retten, fuhr der Russe unbesonnen auf das Minenfeld zu. Eine Serie von Explosionen riss ihm die linke Raupenkette ab. Er legte sich auf die Flanke wie ein getroffenes Tier. Schwarzer Qualm drang aus dem Innern, gleichzeitig tauchten zwei Gestalten aus dem Feuer auf. Unsere vor Kälte starren Finger drückten nicht auf den Abzug. Die zwei Russen hatten Pistolen in den Händen und träumten noch davon sich zu verteidigen. Überrascht, kein MG zu hören, machten sie ein paar Schritte, dann warfen sie die Waffen weg und hoben die Hände. Einen Augenblick später überquerten sie die vordersten deutschen Linien. Die Landser betrachteten sie wie Helden und deuteten ein Lächeln an. Auch die Russen antworteten mit einem Lächeln und zeigten ihre weißen Zähne. Sie wurden zu einer warmen Isba ge-

führt, wo zwei oder drei Gläschen Schnaps sie beruhigten. Die Haltung der zwei Panzersoldaten schien so unendlich weit entfernt vom Verhalten der Partisanen, dass wir ihnen gegenüber keinerlei Hass empfanden. Lensen sah ihnen nach und sagte: »Wenn Wiener hier wäre, würde er wahrscheinlich mit ihnen anstoßen und seine ganzen Russischkenntnisse auspacken.«

In der folgenden Nacht würden die Patrouillen die Minen ersetzen. Der Minenkrieg rückte immer stärker an die Stelle der Feuerkraft unsere ungenügenden oder nicht vorhandenen Verteidigungslinien. Am nächsten Tag wurde die Front verstärkt. Zwei rumänische Regimenter und ein ungarisches Bataillon teilten sich das Gulasch mit der Wehrmacht. Angekündigt war auch ein Geschwader Jagdbomber, das seine Basis in der Nähe von Winniza haben musste.

»Sieht nach einem großen Schlag aus«, stellt Pferham fest. »Das gefällt mir nicht besonders.«

Er erntete Widerspruch des Obergefreiten Lensen, der seinerseits froh war, dass unsere Streitkräfte unaufhörlich verstärkt wurden. Für ihn musste die russische Flut hier auflaufen. Der Gedanke, dass sein Preußen eines nahen Tages in die Hände des Feindes fallen könnte, kam ihm jedoch nicht. Tatsächlich mochte sich niemand eine solche Katastrophe vorstellen.

Es vergingen noch fünf Tage. Die Einsätze der deutschen Luftaufklärung bewiesen, dass die Geschichte von den Jagdbombern kein Hirngespinst war. Auch die Russen zogen ihre Kräfte zusammen, und ihr Lärm war manchmal in der Nacht zu hören. Die Kälte ließ leider nicht nach. Das Wetter klarte auf und ließ für den Januar und Februar 1944 Kälterekorde erwarten. Zu unserem großen Glück war die Front nun spürbar besser organisiert, und die ordentlichen Quartiere erlaubten den Soldaten, die ständig abgelöst wurden, sich anständig zu erholen.

Eines Nachts schickten die Russen eine Welle von Mongolen, die dem Angriff auf unsere Stellungen einfach geopfert wurden. Sie waren dazu bestimmt, das Gelände für den eigenen Durchmarsch von Minen zu befreien. Die Russen zogen es vor, mit ihren Panzern zu haushalten und lieber Männer zu opfern, an denen es ihnen nicht mangelte.

Der Angriff der Mongolen scheiterte natürlich, aber der Genosse Stalin hatte gar nichts anderes verlangt. Das Minenfeld wurde durch die brüllende Meute gelichtet. Es war ein Vorhang aus weißem und gelbem Feuer, ein grässliches Gemetzel, das unsere MG nach Überlebenden absuchten. Der Frost verwandelte die Haufen von Leichen, die normalerweise die Luft im Umkreis von zehn Meilen verpestet hätten, in Glas.

Die russische Artillerie hatte die Mongolen nicht einmal unterstützt, was unsere Schlussfolgerung bekräftigte. Die deutschen Patrouillen versuchten erneut das Gelände zu verminen, aber die russischen Schützen waren auf der Hut und ließen sie nicht herankommen. Nur zum Preis bedauerlicher Verluste gelang eine oberflächliche Verminung. Wir brauchten also nicht mehr mit den ›flachen Tellern‹ zum Schutz unserer vordersten Linien zu rechnen.

Eines Abends, als die Kälte dramatische Ausmaße angenommen hatte, griffen die Roten erneut an. Die Wehrmacht und ihre unterstützenden Einheiten nahmen ihre Stellungen bei dreiundvierzig Grad unter null ein. Einige fielen auf Grund

der Kälte sofort in Ohnmacht. Die Männer erstarrten, ohne auch nur schreien zu können, von der Kälte völlig gelähmt. Wir hatten uns Hände und Gesicht mit dem für die Motoren bestimmten Schmierfett eingerieben. Unsere abgenutzten Handschuhe, die von diesem Sirup bedeckt waren, erschwerten die kleinste Geste. Die Panzer, die ihre Motoren nicht mehr anwerfen konnten, bestrichen das Gelände mit ihren langen Geschützrohren wie in einer Falle gefangene Elefanten.

Die zum Angriff angetretenen Russen litten genauso wie wir. Viele erfroren an Ort und Stelle, bevor sie noch ihr »Hurreh« schreien konnten. Die Männer auf beiden Seiten, konfrontiert mit dem gleichen Martyrium, sehnten sich danach alles zu beenden. Das Metall der Waffen brach mit erstaunlicher Leichtigkeit. Die sowjetischen Panzer rückten aufs Geratewohl unter den fahlen Leuchtraketen vor, die das Ganze in ein hartes, bläuliches Licht tauchten. Sie fuhren stur auf die letzten Minen auf, die noch in einem Gürtel von etwa dreißig Metern vor den vordersten Linien lagen, oder endeten unter den Einschlägen von den Tigern, die feuerten, ohne sich vom Fleck zu rühren. Die rote Infanterie, die Hände und Füße erfroren, scheiterte und zog sich ungeordnet unter dem Feuer zurück, das wir trotz der unsäglichen Schmerzen an den Händen aufrechterhielten. Die Russen hatten gehofft, uns vor Kälte gelähmt und unfähig zur Verteidigung vorzufinden. Die Situation der eigenen, von Unterkühlung betroffenen Truppen war ihnen gleichgültig. Sie hätten diese Opfer zweifellos in Kauf genommen, wenn unsere Linien dafür überrannt worden wären. Der Krieg war also nicht von der Stelle gekommen.

Ich hatte meine Hände vor dem Frost geschützt, indem ich sie mit den Handschuhen in zwei Konservenbüchsen gesteckt hatte. Ich weiß nicht mehr, wie ich die Patronengurte so in das MG gebracht hatte. Die MG-Schützen und alle, die ihre Hände gebrauchen mussten, befanden sich mit schweren Erfrierungen im Lazarett. Es haben sogar Amputationen stattgefunden.

Die intensive Kälte hielt noch drei Wochen an. Die Russen begnügten sich damit, uns mit Musik zu beschallen, damit wir Sehnsucht nach dem heimischen Herd bekommen würden, und mit Reden, in denen sie uns aufforderten uns zu ergeben.

Gegen Ende Januar ließ der Frost etwas nach und wurde erträglich. Am Tag kletterte das Thermometer manchmal auf minus fünfzehn Grad. Die Nächte waren noch immer mörderisch, aber dank der häufigeren Ablösungen hielten wir es aus. Es war eine Frage der Zeit, bis die rote Offensive wieder Fahrt aufnehmen würde. Eines Nachts oder vielmehr eines Morgens gegen vier oder fünf Uhr schickten uns die Trillerpfeifen wieder auf unsere Abfangposten.

Zahllose T-34 und Sherman-Panzer rückten unter großem Getöse vor. Ein heftiger Artilleriebeschuss war ihnen vorausgegangen und hatte vor allem in Bopordejwska Schaden angerichtet, was zum endgültigen Exodus der noch verbliebenen Ukrainer führte, die schon halb tot waren vor Angst. Die deutschen Panzer, ungefähr fünfzehn Tiger, zehn Panther und ein Dutzend Marder II und III, hatten ihre Motoren seit dem Vorabend ständig laufen gelassen. Zu Beginn der Offensive gingen zwei Marder nebeneinander im russischen Artilleriefeuer unter. Die Front von Bopordewjska erbebte jetzt unter den Detonationen. Die Landser rührten sich nicht in ihren Löchern und spähten mit zusammengekniff-

fenen Augen nach der roten Infanterie, die sicher nicht mehr lange zögern würde uns zu überrollen. Für den Augenblick schwiegen ihre automatischen Waffen und Panzerfäuste noch. Der Himmel gehörte der Artillerie, der Boden den Panzern.

Geschickt getarnt warteten die Tiger regungslos, die Motoren im Leerlauf, dass ihre Beute in Reichweite kam. Ihre grellen, sauber gezielten Schüsse setzten fast jedes Mal einen der russischen Panzer in Brand, die langsam und selbstsicher vorrückten, wobei sie einfach auf gut Glück feuerten. Ihre Zermürbungstaktik hätte bestimmt Wirkung gezeigt, wenn wir nicht so viele schwarze Rauchsäulen in den klaren Februarhimmel hätte steigen sehen. Die 37er und die Panzerfäuste, Waffen, die dafür gedacht waren aus nächster Nähe gebraucht zu werden, waren praktisch nicht zum Einsatz gekommen. Die erste Welle der sowjetischen Panzer wurde hundertfünfzig Meter vor unseren ersten Stellungen aufgerieben. Sie waren durch den unglaublichen Beschuss der Tiger, der Panther und der schweren Panzerabwehrwaffen zum Stehen gebracht worden.

Der Tiger war eine erstaunliche Festung. Die feindlichen Schüsse schienen keinerlei Wirkung auf seine Panzerung zu haben, die an der Stirnseite vierzehn Zentimeter erreichte. Sein einziger wunder Punkt war die Beweglichkeit.

Jetzt kam die zweite russische Welle, dichter als die erste und begleitet von einem Schwarm von Infanteristen, die eine ernste Gefahr darstellten.

Wir hatten die Gewehre im Anschlag, die Stielgranaten in Griffweite und warteten mit trockenem Mund und beschleunigtem Puls.

Doch da geschah ein Wunder am Himmel. Etwa dreißig Flugzeuge mit schwarzen Kreuzen tauchten unter lautem Motorengeheul auf. Das versprochene Geschwader von Winniza eilte herbei und stürzte sich auf die feindliche Infanterie, die ein leichtes Ziel bot. Jede Bombe zeigte ihre Wirkung.

Ein ungeheures »Es lebe die Luftwaffe!« stieg aus allen Kehlen, so laut, dass man sich fragte, ob die Piloten es nicht hätten hören müssen. Alle deutschen Waffen brüllten auf einmal gegen die russische Offensive los, die unter unbeschreiblichen Verlusten langsam vorankam. Da verließen die deutschen Panzer ihre getarnten Stellungen und gingen mit einem Elan gegen den verblüfften Feind vor, der an den Vormarsch von 1941 erinnerte.

Der Lärm wurde unerträglich. Die Luft brannte vom Rauch, vom Geruch des Pulvers und des verbrannten Treibstoffs. Die Hurra-Rufe der Deutschen mischten sich mit den Hurreh-Schreien der Russen, die unter dem Schock des Unerwarteten kleinlauter wurden.

Wir konnten das großartige Vorrücken der Tiger beobachten, die einen feindlichen Panzer nach dem anderen pulverisierten, der noch nicht rechtzeitig kehrtgemacht hatte. Die Luftwaffe griff mit Raketen und Bordkanonen die Hals über Kopf flüchtenden Russen an, die nun von einer sagenhaften Wand aus Feuer und Rauch verdeckt wurden.

Die russische Artillerie ließ immer noch Granaten auf unsere Stellungen regnen, die auch einige Opfer forderten, welche wir aber kaum bemerkten. Bald schwieg jedoch auch sie angesichts des Rückstroms der eigenen Truppen.

Eine weitere Welle deutscher Flugzeuge tauchte auf wie ein unerwarteter Luxus für uns, um das rote Debakel vollkommen zu machen. Die Landser fielen sich

in die Arme und Freude machte sich Luft bei den Männern, die sich seit einem Jahr vor einem immer stärker werdenden Feind hatten zurückziehen müssen. Lensen schrie wie ein Besessener: »Ich habe es euch doch gesagt! Ich habe es euch doch gesagt!«

Die Front an der rumänischen Grenze hielt und wurde im Wehrmachtsbericht hervorgehoben: Nach einem Monat ständiger Angriffe bei schrecklicher Kälte hätten die deutschen und rumänischen Truppen die russische Offensive zum wiederholten Male abwehren können und beträchtliche Mengen an Material vernichtet.

Die Masse der zerstörten Panzer mit den Toten dazwischen, die sich unseren Blicken bot, rechtfertigte diese Darstellung. An einer Front von dreihundertfünfzig Kilometern Länge hatte die Rote Armee tatsächlich binnen einem Monat sechzehn Angriffe vorgetragen. In Anbetracht der drei Wochen Stille, als auf Grund der Kälte praktisch keine Operationen möglich gewesen waren, rückten die sechzehn Angriffe auf den Zeitraum einer einzigen Woche zusammen. Sie waren alle zusammen an nur fünf Punkten vorgetragen worden. Nur ein einziger dieser Angriffe hätte beinahe Erfolg gehabt. Im Süden war die Front eingedrückt worden, aber die Einbruchstelle konnte abgeriegelt und die roten Einheiten gefangen genommen oder vernichtet werden.

In unserem Abschnitt hatten alle standgehalten, und wir waren sehr stolz darauf. Wir hatten den Beweis geliefert, dass wir mit angemessenem Material und einem Minimum an Vorbereitung trotz zahlenmäßig deutlich unterlegenen Truppen einem Feind widerstehen konnten, der seine ungeheuren Mittel allerdings nie sinnvoll eingesetzt hatte.

Der Alte, Wiener, hatte diese Überlegung in schwierigen Situationen oft angestellt. Beim Anblick eines brennenden feindlichen Panzers hatte er seine Zähne in einem breiten Grinsen entblößt.

»Was für ein Trottel! Sich so dumm abknallen zu lassen! Sie werden uns irgendwann nur mit ihrer Masse unterkriegen können!«

Es gab dreißig Eiserne Kreuze für die Division. Ebenso viele für die kleine Abteilung des Panzerregiments, welche sie wahrlich verdient hatte.

Vierzehntes Kapitel. Neuaufstellung in Polen

Die Division war in der Folge mehrere Male geschlagen worden, und ihre Verluste waren hoch. Oft entzog man ihr Einheiten, die man für vollzählig hielt, um sie als Verstärkung an Punkte zu schicken, wo sie dringend benötigt wurden. Wenn sie am Bestimmungsort ankamen, stellte sich heraus, dass zwei Drittel der Sollstärke fehlten. Es blieb nichts übrig, als das zu bedauern.

Die Rückkehr in eine Ruhestellung tat uns sehr gut. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre idyllisch gewesen, aber die Idiotie des Kasernenbetriebs war doch zu deprimierend. Das Exerzieren, dem wir uns unterziehen mussten wie Rekruten, brachte uns in eine Wut, die nahe an einer Meuterei war.

Nach einer Reise von vierhundert Kilometern befanden wir uns diesmal wirklich weit hinter der Front. Wir waren in Polen, etwa achtzig Kilometer von Lemberg entfernt, am Ufer des Dnjestr. Der Fluss war an dieser Stelle, am Fuß der Karpaten, noch ziemlich schmal. In ungestümem Lauf schlängelte er sich um winzige schnee- und eisbedeckte Inselchen. Über weite Strecken hatte er auch eine zusammenhängende Eisdecke, unter der das Wasser mit einem merkwürdigen Glucksen dahinfloss.

Über uns lag ein sehr blasser, blauer Himmel, vor uns ein Horizont aus Schneebergen, über denen Adler kreisten, ein unverdorbenes und grandioses Panorama. Ostgalizien sollte uns für zwei Monate seine Freizeitkulisse bieten, eine angenehme Abwechslung nach der grauschwarzen, winterlichen Ukraine. Auch hier lag viel Schnee und es herrschte strenge Kälte, aber die Holzbaracken, die sich am Ufer des Dnjestr gruppierten, waren sauber und geheizt. Zwar heizte man aus Gründen der Sparsamkeit nur auf etwa zehn bis zwölf Grad, doch nach dem, was wir vorher durchgemacht hatten, war uns das egal. Es reichte aus, um nicht zu erfrieren. Das Lager war groß und mit der typischen preußischen Strenge der Armee am Vorabend des Krieges organisiert. Etwa hundertfünfzig einstöckige Holzbaracken waren zu Blocks gruppiert, die einen Buchstaben und eine Nummer hatten. Ein großes Gebäude aus Stein ragte aus den verschneiten Tannen. Es gehörte offenbar zu dem benachbarten Dorf und beherbergte die Schreibstube und die hohen Offiziere. Das Material wurde überprüft und überholt, frisch gestrichen und aufmerksam gewartet. Angesichts dieser Ordnung und des Anscheins von Überfluss konnte man sich nicht vorstellen, dass Deutschland am Rande seiner Möglichkeiten sein sollte. Hier war alles Organisation. Auf uns jedoch wirkte diese schriftliche Registrierung jeder Kleinigkeit, besonders nach der Unordnung, die wir überstanden hatten, wie das Gitter auf wilde Tiere, die man in einen Käfig gesperrt hatte.

In der Mitte gab es einen großen Appell- und Exerzierplatz, wo junge Rekruten den Umgang mit Waffen lernten, die für Paraden bestimmt, aber an der Front absolut nutzlos waren.

Die Jungen fügten sich willig allen diesen Manövern. Einige wie Halls, ich und viele andere sahen sich um eineinhalb Jahre zurückversetzt in das Polen, wo wir

zum ersten Mal mit Sprengstoff hantierten. Es schien uns, als würden diese Erinnerungen zehn Jahre zurückliegen. Man alterte schnell in Kriegszeiten. Unsere etwas blasierten Mienen entgingen den neu Aufgenommenen nicht, die gleich noch ein wenig zackiger wurden, als wollten sie uns zeigen, dass der Krieg jetzt ihre Sache sei!

Dieser große Schuljungen waren begeistert, dass sie jetzt in Feldgraue verwandelt wurden. Es war eine Begeisterung, die nach einigen Nächten im Dreck und beim Anblick des ersten Feldlazaretts ein wenig abflauen würde. Uns allen war es so ergangen. Sie würden sich früh genug darüber klar werden, dass der Krieg nichts mit der neugierigen Erregung zu tun hatte, die man bei der berauschenden Explosion einer Übungsgranate während der Kriegsspiele in der Ausbildung fühlte. Nach drei Wochen würde ihr Schwung erheblich nachlassen und ihr Regiment würde einen neuen Zustrom brauchen, um die Gefallenen zu ersetzen.

Der Führer, der bereits seine letzten Reserven zusammenkratzte, schickte nun die Hälfte der arroganten Feldpolizei in den Krieg. Diese neuen Rekruten in honorigem Alter würden endlich ein wenig ins Schwitzen kommen. Die Gesichter der ehemaligen Gendarmen, die in der Scheiße kriechen mussten, machte uns so viel Vergnügen, dass wir darüber unsere eigenen Qualen vergaßen. Die Polizeioffiziere, die nicht viel Erfahrung im Krieg hatten, überließen ihre Polizisten den Wehrmachtsoffizieren, die sich ihnen in Erinnerung an gewisse Schikanen mit größtem Vergnügen widmeten. Was war das für ein wunderbares Schauspiel! Kein Glück allerdings für die jungen Rekruten, die sich das Gulasch und die Stimmung mit diesen Deppen würden teilen müssen, die ihrerseits alles tun würden, um die Jungen klein zu halten.

Für uns andere lief auch nicht alles zum Besten. Nach einer langen, unangenehmen Reise hatten wir unsere Quartiere bezogen. Die Reise hatte mit einem Fußmarsch von fünfzig Kilometern auf den schlechten russischen Pisten begonnen, die von ausgefahrenem Eis bedeckt waren. Dann hatten uns Lkw in eine Stadt mit östlichem Gepräge namens Mogilew gebracht. Von dort schafften uns zwei zu drei Vierteln zerstörte Züge, angeblich entlang der bessarabischen Grenze, nach Lemberg in Polen. Lkw brachten uns schließlich bis zum Lager, wo wir verdreckt und müde unter den misstrauischen Blicken der geschniegelten und gesunden Ausbilder landeten.

Wir bekamen zwei Tage Erholung zugestanden, danach maßregelten die Feldwebel die geringste Nachlässigkeit unsererseits. Beim ersten Appell riefen unsere Uniformen und Mäntel, die wir doch gewissenhaft ausgeschüttelt und abgebürstet hatten, bei den Ausbildern helles Entsetzen hervor. In der Tat hatte unsere Bekleidung ihre Farbe und ihr ursprüngliches Aussehen eingebüßt. Das Feldgrau hatte sich in ein schmutziges Gelbgrau verwandelt. Risse, Löcher und rotbraune Brandflecken zierten das Ganze. Die fürchterlichen Stiefel waren schiefgelaufen, ausgetreten, und die schwarze Farbe war dahin. Absätze fehlten, Schuhsohlen klafften auf. Das alles genügte, dass wir wie zerlumpte Penner aussahen. Die Ausbilder beobachteten, musterten uns von oben bis unten, suchten den schwachen Punkt, der natürlich allein unserer Nachlässigkeit geschuldet wäre. Aber die Zeichen des Schlachtfeldes waren wie demütigende Ohrfeigen für sie, denen sie

nichts entgegenzusetzen hatten. Ihre untadelige Kleidung stach unvorteilhaft von jener der drei Kompanien ab, die vor ihnen strammstanden. Eigentlich waren es diese Wichtigtuer, die uns die Ehrenbezeugungen hätten leisten müssen.

Das fühlten sie auch, und es nervte sie. Sie nörgelten fortwährend an Kleinigkeiten herum, um nicht völlig das Gesicht zu verlieren. In einiger Entfernung marschierten die Polizisten und die Schuljungen in Tarnuniform zum täglichen Schwitzbad ab. Sie sangen fröhlich im klaren Morgen, in der trockenen, eisigen Luft, die ihre Wangen rötete.

»Das Schönste auf der Welt / Ist mein Tiroler Land …«

Das schöne Tirol, das sie besangen, war leider nicht Zeuge dieser ein wenig bemühten Fröhlichkeit. Vorläufig mussten es die majestätischen Gipfel der Karpaten ersetzen.

Die Ausbilder, zu sehr mit ihrer Musterung beschäftigt, blieben unempfänglich für diese Poesie. Einer von ihnen war plötzlich vor einem Gefreiten stehen geblieben, dessen langer Mantel am Saum so löchrig war wie Spitze aus Alençon. Endlich konnte der Stabsfeldwebel unter dem sarkastischen Blick seiner Kollegen seinem Groll Luft machen. Wir riskierten eine kaum sichtbare, gespannte Drehung des Kopfes nach rechts zu dem Burschen hin, dem Schlamperei vorgeworfen wurde. Unsere Augen bewegten sich, so weit es ging, um sehen zu können, wer als Blitzableiter diente.

»Name? Personennummer?«, bellte der Stabsfeldwebel, indem er den Hals reckte.

»Frösch, Herr Stabsfeldwebel«, brüllte der Beschuldigte und gab seine Personennummer an, die niemand überhören konnte.

Frösch … Der Name kam mir bekannt vor. Ja, jetzt fiel es mir wieder ein. Das Barackenlager am Tag nach dem Übergang über den Dnjepr. Das heiße Wasser! Der Kerl mit dem albernen Gesicht und der Güte eines Engels. Die Ohrfeige des Feldwebels …

Frösch war hier, in der Kompanie rechts von uns, und er bekam schon wieder eins auf den Deckel. Der Name, vorher uninteressant, hallte mir in den Ohren. Was konnte man Frösch denn vorwerfen? Ich wagte meinen Kopf ein wenig nach rechts zu drehen, um etwas sehen zu können.

In der dritten Reihe, zehn oder zwölf Meter von mir entfernt, stand Frösch nach dem Verweis stramm. Er blickte geradeaus, wie es das militärische Reglement vorschrieb. Der schwere Stahlhelm verdeckte zum Teil sein ausgemergeltes und ziemlich dummes Gesicht. Leider so dumm, dass der Stabsfeldwebel sich plötzlich überlegen fühlte gegenüber diesem Infanteristen, der sicher schon viel durchgemacht hatte. Unten an den Ärmeln seines zerlumpten Mantels pressten sich zwei grobe, von Frostbeulen rote Hände in die Falten des schmutzigen Stoffes. Der Mantel hatte keinen einzigen Knopf mehr. Frösch hatte jedes Knopfloch mit einem Stück Draht zusammengeschnürt, von dem er mit einem rührenden Schönheitssinn jedes Ende umgebogen hatte, offenbar um seinen guten Willen zu beweisen. Leider hatte Frösch zu seinem Pech ein unteres Knopfloch mit einem oberen verbunden, sodass eine deutlich sichtbare Falte entstanden war. Dies war dem Feldwebel sofort aufgefallen, und er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Da schaltete sich völlig unerwartet der Kompanieführer ein und

wies den Stabsfeldwebel auf die Schwierigkeiten hin, welche die Einheit durchgemacht hatte. Der Stabsfeldwebel wurde rot wegen des Affronts seitens eines Vorgesetzten, der mit der Musterung eigentlich nichts zu tun hatte.

»Ihr Beschaffungsbericht gibt an, dass Sie Ersatz für Bekleidung hatten, Herr Leutnant, und zwar ausgerechnet Knöpfe.«

Der Leutnant wusste nicht, was er sagen sollte.

»Außerdem hat sich der Gefreite Frösch nicht einmal bemüht, die zwei Knopflöcher gegenüber zu legen, Herr Leutnant.«

Die Stille zwischen den zwei Gegnern war beeindruckend. Der Leutnant betrachtete Frösch mit Milde. Hätte es der arme Schlucker nicht vermeiden können, diesem Schwein von Ausbilder Gelegenheit zu geben, so einen Krach zu machen? Aber es war passiert, der Leutnant konnte es bei allem Wohlwollen nicht leugnen. Mit gleichgültiger Miene ging er wieder an seinen Platz. Die schlechte Stimmung legte sich über die Kompanien.

»Stillgestanden!«, brüllten die Feldwebel.

Es gab zwanzig Tage Bau für Frösch, trockenes Brot und Wasser, Strafdienste aller Art, willkürliche Schikanen. Frösch muckte nicht auf, er trat aus dem Glied und auf die Seite der Bestraften, wo er allein stand. Die Musterung ging dem Ende zu. »Links um, links!« Die Kompanien setzten sich für eine Runde von einer Stunde außerhalb des Lagers in Bewegung. Frösch blickte immerzu starr geradeaus. Er war als einziger bestraft worden und bildete allein eine Reihe, welche die Ungerechtigkeit zum Ausdruck brachte. Er war allein, so wie er es sein Leben lang gewesen sein musste. Vielleicht war er seinen Kameraden im Schoß der Wehrmacht näher gekommen. Aber diese Annäherung ließ ihn die militärische Unbeugsamkeit teuer bezahlen. Zehn Tage später, als die Einheit neu eingekleidet wurde, behielt der Bestrafte seine Lumpen. Frösch war zum Symbol geworden. Er war unfähig zu hassen. Sein dümmlich rührendes Gesicht strahlte gutmütig weiter. Er verschenkte das wilde Kraut, das auf den Bäumen am Rand des Lagers wuchs und das er während seiner einsamen Strafarbeiten gepflückt hatte.

Später sollte der Alte von ihm sagen: »Er ist genauso demütig wie Diogenes. Wenn er den Sieg nicht verdient hat, dann verdient er das Paradies.«

»Abteilung marsch! ... Hinlegen! ... Aufstehen! ... Sprung vorwärts! ... Hinlegen! ... Stillgestanden! ...« Die hartgefrorene Erde schürfte uns die Knie und die Hände auf.

Die schwärzlichen Zweige der blattlosen Büsche gaben unseren sowieso schon fadenscheinigen Uniformen den Rest.

Es gab Übungen mit falschen Granaten. Landser, welche die Raketen der Stalinorgeln um sich hatten explodieren sehen, pfiffen darauf. Landser, die sich einst platt wie die ukrainische Erde gemacht hatten, ließen sich mit halb belustigter, halb gereizter Miene aufs Knie fallen. Es setzte Anschisse, Zurechtweisungen und kollektive Bestrafungen für die Kompanie, die einmal ums ganze Lager robben musste. Die Erde, die Zentimeter für Zentimeter unter den robbenden Männern dahinzog, steckte Flüche und gedämpft gemurmelte Beleidigungen

ein. Die Schleifer machten ihre Arbeit gut. Sie liefen an dem feldgrauen Teppich vorbei, der vorrückte wie die Wanderameisen in Amazonien.

Etwas abseits diskutierte Wesreidau, Zeuge dieses üblen Scherzes, erregt mit den für das Lager verantwortlichen Offizieren. Er hätte sich die Mühe sparen können, denn sie hatten Befehle von oben. Der Schlendrian der Truppen, die von der Front kamen, sollte aufhören. Man sollte zur unbeugsamen Strenge der Divisionen von 1940/41 zurückfinden, um den Krieg bedingungslos, auf Leben und Tod führen zu können.

Es gab Märsche mit voller Ausrüstung, Durchquerungen von Käffern, singend und im Gleichschritt. Diese Demonstration war dazu bestimmt, den Dorfbewohnern, die uns tatsächlich beim Durchmarsch zuwinkten, unseren Elan zu beweisen. Die Kinder jubelten uns zu, die Mädchen lächelten uns an. Es war kein beschaulicher Tag. Wir lernten auch, uns in Sprüngen zurückzuziehen. Das konnte immerhin von Nutzen sein.

Alle vier Tage gab es Ausgang von fünf bis zehn Uhr abends. Wir schwärmten nach Newotoretschy und Sueka aus, zwei Dörfern in der Nähe des Lagers, wo uns oft Bauern hereinbaten, um uns zu trinken und manchmal auch zu essen anzubieten. Die Soldaten flirteten heftig mit den ein wenig schüchternen Mädchen. Diese wenigen Augenblicke der Freiheit, die wir bis zur Neige auskosteten, ließen uns alles andere vergessen.

Am nächsten Tag begannen wir wieder mit der Kasernenroutine. Trotz der Unlust, die uns das bereitete, fügten wir uns mit dem Gedanken, dass es vielleicht doch sein musste. Wir vertrauten noch immer den Weisungen von oben. Diese Routine würde uns vielleicht helfen, den Krieg schneller zu beenden.

War es naive Treuherzigkeit? Vertrauen in unsere Kriegskunst? Wie würden wir deutschen Soldaten später beurteilt werden? Würden wir einfach als Verbrecher bezeichnet werden, um alles zu erklären?

Endlich bekamen wir neue Uniformen. Ein Teil davon unterschied sich übrigens von denen, die wir bisher kannten. Sie bestanden aus einer Jacke ähnlich der, die man später im französischen Heer sehen konnte. Die Hosen endeten unten in Gamaschen aus sehr grobem Leinen, was sie wie lächerliche Golfhosen aussehen ließ. Es waren vor allem die neuen Rekruten, die diese Hosen bekamen. Für uns andere von der Elitedivision Großdeutschland blieb der Schnitt der gleiche. Wir waren sogar so privilegiert, neue Stiefel zu bekommen.

Das Leder dieser Stiefel war jedoch merkwürdig. Es war viel härter als das der früheren Stiefel und erinnerte an Karton, den man irgendwie besonders behandelt hatte, damit er geschmeidig wurde. Auch hatten die neuen Stiefel nicht mehr das gleiche Tragegefühl. Sie waren aus einem viertklassigem Leder, steif und rau, das keine normalen Falten auf Höhe des Knöchels bildete, sondern eher Bruchstellen. Am scheußlichsten war die Unterwäsche. Sie war aus einer Faser hergestellt, die nur durch die Säume zusammengehalten wurde. Vermutlich würde sich beim kleinsten Riss die ganze Montur auflösen. Auch die sonst so geschätzten Strümpfe sahen merkwürdig nach Kunstfaser aus.

»Wenn das so ist«, stellte Halls fest, »behalte ich meine russischen Socken.«

Tatsächlich sollten sie sich widerstandsfähiger als die alten erweisen, aber auch weit weniger warm. Sie waren bereits mit den ersten Nylonfasern hergestellt worden, die damals noch ganz unbekannt waren.

Wir klatschten die schwarze Schuhwichse aus dem Laden mit der Kelle auf unsere Stiefel, damit sie das Aussehen von Pappkarton verloren. Trotz der Uniform aus Ersatzmaterial fühlten sich die Landser mit den neuen Sachen besser in Form als in ihren ausgesonderten, dreckigen, alten Mänteln. Das war gut für uns und auch für die einheimische Bevölkerung, die angesichts der neu eingekleideten Soldaten nicht mehr an den Möglichkeiten der Wehrmacht oder an unserem Eifer zweifelte.

Halls, ebenfalls in neuer Kluft, hatte sich wieder einmal verliebt. Diesmal war es eine junge Polin, blond und zierlich. Bei ihm war das krankhaft, er musste sich immer gleich verlieben. Jede Ruhestellung hatte ihn ein Stück seines Herzens gekostet. Der Kerl hatte während der kurzen Stunden des Ausgangs wieder Zeit zum Flirten gefunden. Dieses Thema bot uns immer wieder Gesprächsstoff.

»Du gehst uns auf den Wecker mit deinem Liebchen«, beschwerte sich Lensen, »mach es wie die anderen und vögel im Vorbeigehen.«

Lindberg lachte höhnisch. Er dachte an den letzten Ausgang mit Lensen, Pferham und Solma. Die vier hatten eine Polin von etwa vierzig Jahren in einer Scheune gestellt. Die Schöne hatte ihrem Feuer nachgegeben, das sich über die vier noch verbleibenden Stunden hinzog.

»Ihr Mann ist aufgetaucht, als wir gerade mittendrin waren«, erzählte Solma lachend. »Der hat mit uns gelacht und gesagt: ›Mama jetzt zu alt für mich, jetzt für euch!‹ Danach haben wir eine Korbflasche Schnaps mit dem Polen geleert, der glücklich war, dass wir ihm diesen Dienst erwiesen haben.«

Die ganze Baracke lachte sich schief.

»Eine Sau«, erklärt Halls, »nichts als eine Sau, eure Polska. Kein Sinn für Poesie, Schweine seid ihr!«

Das Gelächter brachte die Bretter der Baracke zum Beben. Pferham, der Pastor, lachte mit, weil ihm nichts anderes übrig blieb, aber ein bisschen verlegen war er doch. Jeder kam jetzt mit seiner Geschichte.

Ich selbst hatte kein besonderes Abenteuer zu erzählen. Ich hatte auch ein oder zweimal mit einer Polin geflirtet, aber weiter war das nicht gegangen. Ich war ja auch in Paula verliebt, und ich schrieb ihr oft. Ich hoffte vor allem auf Urlaub. Aber das war nicht alles. Ich hatte eine Art von Trauma. Eine Art von Widerwillen. Immer wenn ich einen entblößten Körper sah, hatte ich Angst, die Eingeweide herausquellen zu sehen. Die Szenen des Krieges kamen mir wieder in den Sinn, Körper, die sich dampfend entleerten und dabei einen ekelerregenden Geruch verströmten, Körper die aussahen wie aufgeblasene Gummitiere. Im Grunde genommen zog ich die platonische Liebe meines Briefwechsels vor. Paula stand in meinen Augen noch für etwas anderes. Etwas Feines und Köstliches, das nicht in Gefahr war, aufgeschlitzt zu werden. Wenigstens versuchte ich, sie nicht mit solchen Gedanken in Verbindung zu bringen.

Wir hatten Ausgang und waren in Sueka. Es herrschte leichter Frost, und das Wetter war prächtig. Wir waren lustig aufgelegt und außerdem damit beschäftigt

die Mannschaftsverpflegung aufzubessern. Die Wehrmachtsrationen waren so herabgesetzt, dass wir die Kantine mit richtigem Hunger verließen. Die Bauern waren durchaus bereit, uns einige Lebensmittel gegen Mark zu überlassen, welche die Rentenbank über ihre Goldreserven hinaus zu drucken schien. Wir hatten tatsächlich Mark als Zulage zum Wehrsold bekommen, neben besonderen Bezugsscheinen für Besatzungstruppen. Am ehesten bekamen wir Eier. In Sueka teilten wir uns die Aufgabe. Wir waren zu dritt, Hoth, Schlesser und ich. Halls hatten wir in Nowotoretschy bei seiner Polin gelassen. Nowotoretschy grenzte an das Lager an, und die Soldaten hatten dort schon alles mitgehen lassen. Deshalb haben wir beschlossen, fünf Kilometer weiter nach Sueka zu gehen, das ebenfalls am Dnjestr lag. Wir grasten die einzelnen Bauernhöfe ab, deren Lage die ganze Kompanie kannte.

Ich folgte entschlossen einem Weg, der zwischen zwei Mauern aus schneebedecktem Gebüsch verlief. Der Weg fiel ab – ich sehe es noch heute vor mir. Unten war ein zugefrorener Tümpel, wo gelbe und rosa Enten mit den Schnäbeln hackten, in der Hoffnung, ihr bevorzugtes Element wiederzubeleben, das unbegreiflicherweise erstarrt war. Ich wandte mich nach rechts. Dort waren zwei niedrige Pfosten, die, wie mir schien, von wildem Wein ohne Blätter umrankt waren. Gegenüber dem Tor war ein riesiger, aufgestapelter Holzhaufen. Er verdeckte fast das strohgedeckte Wohnhaus. Links davon, beinahe an den Fluss gelehnt, waren ein paar aus ungleichmäßigem Holz wunderlich zusammengezimmerte Gebäude, die wahrscheinlich als Ställe oder Scheunen dienten.

Die Verzierungen waren rustikal, hatten aber Stil, der selbst in dem plumpen Dekor zu erkennen war.

Ich ging auf das kleine Bauernhaus zu, als eine pausbäckige Frau erschien, aufgemacht wie im Mittelalter. Sie kam aus einem der Ställe auf der linken Seite. Wir lächelten einander zu. Sie redete in einem unverständlichen Kauderwelsch.

»Guten Tag, Frau. Ei, bitte«, sagte ich. Ich glaubte nicht, dass sie Französisch verstand, war mir aber sicher, dass sie das Wort Ei auf Deutsch verstehen würde. »Ei … Ei … bitte«, wiederholte ich.

Sie kam auf mich zu, immerzu lächelnd und freundlich. Sie redete und machte Gesten, die ich nicht verstand. Ich begnügte mich damit, ihr Lächeln zu erwidern. Sie gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Ich fügte mich und ging mit ihr auf eine Leiter zu. Sie packte eine Sprosse ganz fest, damit ich verstünde, dass ich die Leiter halten sollte.

Die Bäuerin stieg hinauf, wobei sie unentwegt schwatzte und aus vollem Halse lachte. Mein Blick folgte ihr natürlich, wie sie auf einen Dachboden mit Lattenwänden stieg, der voll mit Heu war. Mein verdatterter Blick fiel auch auf die zweifelhafte Unterwäsche der Polin. Ein Hintern bot sich meinen Augen dar, der den Brüdern Montgolfier Freude gemacht hätte. Das Ausmaß ihrer Hinterbacken ließ den kurzen Rock so hoch rutschen, dass mir nichts entging. Etwas, das wie ein handgestrickter Pullover aussah, diente ihr als Schlüpfer. Mein Blick wurde davon angezogen wie der eines Touristen vor einem Bauwerk aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die Polin, die bemerkte, dass ich sie beobachtete, blieb schließlich vor dem blinden Fenster des Dachbodens stehen, drehte sich um und gab mir

ein Zeichen, meinerseits hinaufzusteigen. Ich war ziemlich verlegen, denn ich hatte zwar die Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie man einen Panzer unter Kugelregen manövrierte, aber vor einer Unterhose diesen Ausmaßes fühlte ich mich als totaler Anfänger. Da ich jedoch gewohnt war anzugreifen, erklomm ich die Leiter, wie man unter dem Gebell eines Unteroffiziers eine Mauer stürmte. Und schon kroch ich mit der Polin mit dem gewaltigen Hintern, die lachte und gluckste, als ob sie selbst ein Ei legen wollte, in dem Heuhaufen herum. Ich blieb überall mit dem Gewehr hängen, und ich hatte einmal mehr den Eindruck, als kröche ich in einem Schützengraben herum. Überall im Heu waren Hühner. Die Polin scheuchte sie auf und sammelte mehrere Eier ein. Sie drehte sich nach mir um, immerzu lachend, und zeigte ihre Zähne, die etwas weit auseinander standen, aber schneeweiß waren. Sie kam auf mich zu, um mir die warmen Eier zu reichen, die sie gerade für mich aufgelesen hatte.

Ich spürte, wie ihr Atem und ihre Wärme auf mich eindrangen. Das Luder versenkte die Eier und die Hände in den Tiefen meiner Rocktaschen. Ich spürte ihre Finger auf meinen Hüften und verdrehte verdutzt die Augen, während ich auf den Befehl zum sofortigen Rückzug wartete. Der Befehl kam jedoch nicht, und die lüsternen Finger des Feindes kneteten mein Fleisch durch das Futter der Taschen und die Hose hindurch.

»Himmel noch mal! Danke schön … danke schön!«, stotterte ich und versuchte mich zurückzuziehen, selbst auf die Gefahr hin, als Deserteur zu gelten.

Aber die üppige Polin rückte noch näher an mich heran, alles deutete auf einen Nahkampf hin. Sie lächelte mehr als nur zufrieden, und ihre Augen hatten einen fiebrigen Glanz.

Mein Gott! Ich machte mich darauf gefasst, ein Hurreh zu hören. Mir blieben zwei Möglichkeiten: noch weiter zurückzuweichen und mir am Fuß der Leiter das Genick zu brechen oder zum Gegenangriff überzugehen und die Gegnerin ins Heu zu werfen.

Doch es war zu spät, meine zögerlichen Überlegungen halfen nicht mehr. Die Schöne, die mindestens zehn Kilo schwerer war als ich, hatte mich plötzlich gepackt und mit einem geschickten Griff nach links geworfen, wobei ich das Gleichgewicht verlor. Ich fand mich zappelnd unter einem Feind von fünfundsiebzig Kilo wieder, dessen eine Hand sich am Schlitz meiner funkelnagelneuen Kunstfaserhose zu schaffen machte. Obendrein hatte ich Rührei in jeder Tasche, und ich konnte keinen Gebrauch von meiner Waffe machen, die ich am Schulterriemen hinter dem Rücken trug.

Wenn der Führer mich jetzt sehen würde, dachte ich, dann würde ich für immer aus der Division Großdeutschland ausgestoßen und in ein Strafbataillon der Division Brandenburg gesteckt werden … Um meine Pleite zu vollenden, stürzte sich die Schöne, wohl eher gewohnt, den Stiel einer Hacke zu handhaben, auf mein Gemächt mit einer Verve, die mich hochschnellen ließ, als hätte ich Schluckauf. Vielleicht hätte ich schließlich doch noch Vergnügen an dem wilden Tun gefunden, wenn sich die Polin auf dem Höhepunkt der Raserei nicht plötzlich entschlossen hätte, ihre Unterröcke über dem zellulitischen Ensemble aus Schenkeln und Bauch hochzunehmen. Der Anblick dieses aufgeblähten

Fleischberges genügte, um den letzten Rest von Lust zu vertreiben, der mich vielleicht gestreift hatte. Die zarte Erinnerung an Paula bot mir einen allzu absurden Vergleich. Mit einem jähen Ruck befreite ich mich endlich von dieser brünstigen Bäuerin, die sich selbst in Wallungen gebracht hatte. Ihr Schweinchengesicht, dem man vielleicht gerade noch ein wenig Charme attestieren konnte, hatte jetzt den Ausdruck von sich paarenden Kühen. Ich stand auf und drehte meine Taschen nach außen, die voll von einem weißen und gelben Mus waren. Die Frau hatte sich gefangen und versuchte zu lachen, da sie für ihre maßlose Dreistigkeit das Schlimmste fürchtete. Im Nu war ich am Fuß der Leiter und versuchte der Polin durch Gesten klarzumachen, dass sie etwas bringen sollte, um die Taschen meiner Jacke zu waschen. Wenn die Flecken nicht herausgingen, riskierte ich gehörigen Ärger. Ich versuchte eine zornige Miene aufzusetzen, aber was mir eben widerfahren war, hatte mir gewiss keinen Ruhm eingetragen, und so stieg mir die Röte ins Gesicht.

Halb belustigt, halb beunruhigt, nahm mich die Polin mit zum Wohnhaus. Wir gingen durch eine Tür, die sich nach außen öffnete. Man musste hinuntersteigen, um zu einer zweiten Tür zu gelangen, die sich diesmal nach innen öffnete.

Das Haus war nämlich achtzig Zentimeter in die Erde versenkt. Es hatte eine lange, niedrige und düstere Stube, kaum erhellt durch das einzige Fenster, das als Schießscharte hätte dienen können und dessen gelbliche Scheiben nur spärliches Tageslicht hereinließen. Ein offenes Feuer glomm und warf einen zuckenden Lichtschein auf den plumpen Zierrat. Das Haus war durch gitterartig gesetzte schwere Holzbalken zweigeteilt. Auf der einen Seite lebten die Menschen, auf der anderen Seite das Vieh. Das erklärte den üblen Geruch, der einen an der Tür überfiel und von einem oder zwei Mastschweinen im benachbarten Raum herrührte. Angelehnt an die Gitterwand, die den Stall vom Hauptraum trennte, dienten große, breite Bänke wohl als Bett und boten Gastfreundschaft auf Stroh an. Ein altes Mütterchen hatte sich zu uns umgewandt. Sie lächelte mit der Gleichgültigkeit einer Sphinx. Bei ihr wusste ich nicht einmal, ob sie Deutsch verstand. Zwei Knirpse spielten auf dem Holzhaufen, der die Mitte der Wohnung füllte. Die Polin brachte mir Wasser in einem sehr feinen Holzmaß, mit dem die Russen im Kleinhandel die Hirse bemaßen. Ich musste meine Jacke ausziehen und so mein Elend an den Tag bringen: einen weinroten Pullover, den meine Mutter mir vor einem Jahr hatte zukommen lassen und dessen Ärmel völlig ausgefranst und vom Ellbogen ab so gut wie nicht mehr vorhanden waren.

Ich wollte mich eben ans Auswaschen machen, als mir die Polin die Jacke aus der Hand nahm. Sie rieb zwischen einem runden Stein und einer Art Stopfen aus trockenem Stroh die verschmutzten Stellen. Mit einer Liebenswürdigkeit, die mich ihr Benehmen von vorhin verzeihen ließ, gab sie mir mein wieder sauberes Kleidungsstück zurück. Aus Angst, ihren Liebesfuror erneut zu entfachen, wagte ich nicht sie anzulächeln. Aber für sie schien alles bereits vergessen. Merkwürdige, einfache Leute, bei denen alles nur für den gegenwärtigen Moment galt, und die sich weder um die Vergangenheit noch um die Zukunft zu kümmern schienen. Es blieb mir nur, mich zu verabschieden. Ich grüßte vorschriftsmäßig mit erhobenem Arm.

Während mir die hundertjährige Alte ein Lächeln schenkte, das eine Jahrtausende lange Erfahrung auszudrücken schien, durchsuchte die pausbäckige Polin einen Stapel Töpfe, die pyramidenförmig auf einer Art Hobelbank standen. Sie holte dort ein Ei hervor und reichte es mir.

Ich nahm das Geschenk an, wusste aber nicht, was für ein Gesicht ich machen sollte. Verlegen und mit rotem Kopf, weil das Ei mich an den Heuboden von vorhin erinnerte, kramte ich in meinen Taschen nach den entsprechenden Pfennigen. Die Polin machte mir ein Zeichen, dass das nicht nötig sei. Verlegen und mit vielen »Danke schön!« trat ich den Rückzug an.

Ich hatte draußen schon einige Schritte gemacht, als die Tür wieder aufging. Die Polin rief mich und reichte mir meinen Karabiner, den ich an den groben Tisch gelehnt und in meiner Zerstreuung vergessen hatte. Was für eine Aufregung! Ich nahm die Knarre an mich und bedankte mich aufs Höflichste. Ich kam mir lächerlich und nervös vor. Ich bemühte mich um einen strammen Schritt und versuchte ihr einen martialischeren Anblick zu bieten, um alles zu kompensieren, was gerade geschehen war und die Abende dieser Polen mit lustigem Gesprächsstoff füllen würde.

Innerlich verzieh ich mir mein Verhalten nicht! So was von dämlich! Die Schlacht von Bjelgorod erlebt zu haben und sich dann von einer fetten Polin die Hose ausziehen zu lassen!

Ganz ›Großdeutschland‹, das ich war, kam ich mit einem einzigen Ei zurück und mit einem Abenteuer, von dem ich erst einmal nichts erzählen würde, weil ich fürchtete, dass die Kameraden mir die Hosen ausziehen würden, um nachzusehen, ob die Polin mir nichts geklaut hatte.

»Warum hast du denn nichts gesagt?«, würden sie mir viel später vorwerfen. »Wir hätten hingehen und alles von ihr verlangen können! Repressalien, kapiert?«

Plötzlich war der Frühling da. Die Lage an der Ostfront verschlimmerte sich, aber wir lebten weiter wie die Sportler, die sich auf ein Endspiel vorbereiteten. Der Dienst war einigermaßen lasch geworden, und wir hatten jetzt halbe Tage lang frei. Diese waren übrigens notwendig, damit wir uns mit Verpflegung eindecken konnten. Die Rationen waren noch einmal herabgesetzt worden zu wahren Hungerrationen. Die zwei Dörfer in der Nähe gaben praktisch nichts mehr her, und wir mussten ziemlich lange Märsche machen, um uns die Kalorien zu beschaffen, die durch unser Hin- und Herlaufen verbrannt wurden. Das Fischen im Dnjestr wurde zu einem notwendigen Zeitvertreib. Leider waren wir dafür nicht ausgerüstet, und wir verstanden uns nicht so aufs Fischen wie die Polen. Dreimal war Hauptmann Wesreidau mit von der Partie. In seiner Eigenschaft als Offizier hatte er sich Sprengstoff beschafft. Mit diesen Mitteln wurde der Fischfang lohnend. Aus manchen Wasserlöchern holten wir riesige Fische.

Es kam auch zu einem Zwischenfall. Zwei Soldaten waren nicht zurückgekommen. Ihre Kameraden meldeten, dass sie zur Proviantbeschaffung in die Berge aufgebrochen waren. Zwei Tage vergingen ohne Nachricht von ihnen. Die ganze Kompanie machte sich auf die Suche. In den Dörfern, durch die wir kamen, wussten sie nichts, aber das Ganze roch nach Partisanen. Zwei weitere Suchexpeditionen brachen auf. Sie kamen mit einer Gruppe Partisanen in Berührung,

die für fünf sinnlose Todesfälle sorgten, ohne eine Spur von den zwei Männern zu finden, die als vermisst registriert wurden.

Während die Rote Armee in Polen eindrang und unser Lager bald zum Kampfbereich werden würde, aalten wir uns, wann immer es möglich war, in der Sonne und warteten auf Befehle. Halls wurde immer verliebter und besuchte seine ›Verlobte‹, denn er beabsichtigte sie zu heiraten. Ich begleitete ihn häufig, ohne jedoch selbst ein Mädchen dabei zu finden. Wir lachten oft zusammen, und Halls wiederholte ständig, dass ich bestimmt Fronturlaub bekommen würde, um Paula zu besuchen. Manchmal sonderten sich die beiden ab, und ich suchte dann das Weite, damit es nicht so aussah, als wollte ich auf sie aufpassen.

Der Krieg schien uns in dieser reizvollen Umgebung vergessen zu haben. Doch eines Morgens war Schluss mit den Liebschaften und der Ruhe. Im schummrigen Licht des frühen Morgens war das Lager in eine große Hektik und Unruhe verfallen. Vor unseren erstaunten Augen packten die Kompanien eilig ihr Material zusammen. Die Motoren brummten. Man zerstörte sogar die Baracken. Wir waren wie vor den Kopf geschlagen.

»Was ist denn eigentlich los?« fragten wir.

»Los, schnell, wir hauen ab!«

Bevor wir begriffen hatten, was los war, waren wir bereits auf graublaue Lkw verladen und holpernd in nördlicher Richtung abtransportiert worden. Mitten im schönen Frühling, wo alles am Keimen war, stand das Lager hinter uns in hellen Flammen, von denen Rauchsäulen in die stille und klare Luft aufstiegen wie ein böses Omen.

Alle redeten durcheinander. Was war los? Warum zerstörten sie das Lager? Wo war die Front jetzt? Gegen zehn Uhr hielt die Kolonne ›Großdeutschland‹ auf einer Straße im Schatten von Ästen, die Millionen von aufbrechenden Knospen und hellgrüne kräftige Blätter trugen. Die Vögel, ebenso wenig vorgewarnt wie wir, sangen und flogen bis auf die Seitenteile der Lkw. Ein Kradgespann war neben den Volkswagen der Offiziere gefahren und gab Befehle weiter. Dann ließen die Feldwebel uns kehrtmachen.

In diesem Augenblick hörte jemand durch das Knallen der Fehlzündungen der Lastwagen hindurch das Brummen eines Luftgeschwaders.

Trillerpfeifen ertönten.

»Achtung! Feindliche Flieger über uns!«

Die Soldaten sprangen von den noch fahrenden Lkw. Eine allgemeine Hektik brach aus.

Tatsächlich ließen sich die Flugzeuge – Jagdbomber vom Typ Il –, die uns ausfindig gemacht hatten, noch ein wenig Zeit. Etwa fünfzehn von ihnen kreisten in einer Höhe von vier- oder fünfhundert Metern über uns. Die Lkw waren überstürzt auf der Straße zurückgelassen worden. Die Offiziere rannten und brüllten die Fahrer an, die, zwischen die Fronten geraten, nicht wussten was sie tun sollten. Schließlich rannten sie zu ihren Lkw zurück, warfen die Motoren an und steuerten sie rasch ins nahe Gebüsch. Es war auch höchste Zeit, denn die Aasgeier stießen jetzt auf uns herunter.

Zuerst kamen die Bomben. Unmittelbar vor der Explosion hatte man sie während des Fallens erkennen können. Sie sahen aus wie dicke Wurfpfeile mit langen Schäften, die es ihnen ermöglichten, direkt über dem Boden zu detonieren. Der erste Hagel schlug zum Glück auf der anderen Seite der Straße ein, in die Dornenbüsche, die zum Rhythmus der Donnerschläge in die Luft wirbelten. Die Flugzeuge hatten ihre Aufgabe auf zwei Gruppen verteilt, wobei die zweite ihre Bomben fast an der gleichen Stelle fallen ließ.

Die Einschläge waren von ungeheurer Gewalt. Alles flog in die Luft und fiel auf uns nieder. Ein getroffener Lkw wurde bis zehn Meter vor unsere Deckung geschleudert. Der Brand breitete sich bis zu uns aus, sodass wir eine andere Deckung suchen mussten. Wir sahen nicht mehr, was passierte. In Sprüngen entfernte sich jeder möglichst weit von der Straße, die von den Fliegern bald darauf mit Raketen und MG bearbeitet wurde.

Soldaten versuchten zu fliehen, ohne zu bemerken, dass weitere Flugzeuge der ersten Welle folgten. Sie wurden von den MG, die über die Gruppe der Fliehenden strichen wie eine unbarmherzige Nähmaschine, buchstäblich zerhackt. Sie flogen in die Luft, schlugen auf dem Boden auf und wurden zerfetzt wie Hampelmänner, denen die Fäden herausgerissen wurden.

Der Rauch von achtzehn brennenden Fahrzeugen schwärzte den Himmel. Endlich hatten die feindlichen Flugzeuge abgedreht. Der Angriff war so blitzartig, dass es noch keiner so richtig begriffen hatte. Wir näherten uns der Katastrophe, ohne den Himmel aus den Augen zu lassen. Der Feind konnte durchaus nur vortäuschen abzudrehen, um kurz darauf erneut aufzukreuzen.

Die Straße, noch schlammig vom Tauwetter und vom Frühjahrsregen, war übersät mit Trümmern und zerstückelten Körpern. Die Einschläge hatten einige so heftig getroffen, dass ihre Eingeweide sieben oder acht Meter weit geschleudert wurden. Der friedliche Weg, wo vor einer Viertelstunde noch die Vögel piepsten, war nicht wiederzuerkennen. Die frühlingsgrünen Büsche waren zerhackt und vom Rauch des brennenden Treibstoffs und Öls geschwärzt. Die kaum aufgebrochenen Knospen lagen auf dem Boden zwischen dem Blut, das überall verspritzt war.

Innerhalb einer Viertelstunde hatte unsere Kolonne, die aus etwa dreißig Fahrzeugen bestanden und drei Kompanien umfasst hatte, zwanzig Mann und achtzehn Fahrzeuge verloren. Drei Verwundete waren in hoffnungslosem Zustand gefunden worden.

Wir bargen die Reste unserer Toten, während alle sich am Ausheben der Gräber beteiligten. Unter den Opfern waren Hoth und Dunde, bei dem man das Eiserne Kreuz fand, das er sich erst kürzlich an der zweiten Dnjeprfront verdient hatte. Beide waren Kameraden, mit denen wir noch vor kaum vierundzwanzig Stunden Spaß gemacht hatten. Der Krieg begann erneut Namen auszustreichen, die uns gut bekannt waren. Erst ein wenig später wurde uns die ganze Tragik des Geschehens bewusst und überwältigte uns mit bedrückenden Gefühlen.

Die Soldaten wurden auf den intakten Lkw zusammengepfercht, die unter der Last ächzten. Auch auf den Trittbrettern, den Kotflügeln, den Motorhauben und den Stoßstangen klammerten sie sich fest. Zweige hingen noch immer an den Menschen, während die Lkw mit vierzig Stundenkilometern Fahrt aufnahmen.

Unter dieser übergroßen Belastung gaben zwei Fahrzeuge den Geist auf. Ihren Insassen blieb nichts übrig, als zu Fuß weiterzugehen.

Sechs Tage später stießen sie an der rumänischen Front wieder zu uns, als wir uns anschickten, bei Winniza die Nahtstelle zwischen der durchbrochenen Mittelfront und der Südfront zu verstärken, welche noch immer zu halten schien. Die Kameraden waren zwischenzeitlich von russisch-polnischen Partisanen angegriffen worden. Zum Glück hatten sie dabei die Oberhand behalten. Sie hatten die Pferde der Partisanen und weitere von Bauernhöfen erbeutet. Es war daher ein fantastisch anmutender Kavallerietrupp, der uns erreichte. Bei strahlendem Wetter und unmittelbar nach der Schneeschmelze setzten wir wieder Fuß auf russischen Boden. Wir requirierten einige rumänische Lkw, die noch zivil genutzt wurden, und ersetzten die Fahrzeuge, die wir vor kurzem verloren hatten. Es waren alte Maschinen, die noch die Namen privater Herstellerfirmen trugen. Es blieb keine Zeit, sie zu übermalen. Meine Abteilung bestieg einen Möbelwagen englischen Fabrikats, der spätestens 1930 von der Fabrik ausgeliefert worden sein musste.

Fünfzehntes Kapitel. Wieder in der Ukraine

Letzter Frühling. Tod des Hauptmanns Wesreidau. Exodus

Nach einer hektischen Fahrt, bei der wir kräftig durchgeschüttelt wurden, kamen wir wieder in die Ukraine, wo die Erde das Schmelzwasser noch nicht wieder aufgesogen hatte. Manche Strecken konnten wir nur langsam und mit großer Mühe überwinden. Immerhin, das Wetter war schön und sogar warm. Wir arbeiteten oft mit nacktem Oberkörper.

Unterwegs erreichten uns neue Befehle. Wir gingen nicht mehr nach Winniza, sondern sollten die Verbindungen zwischen dem Hinterland und der Front wieder herstellen, die ständig von Partisanen gestört wurden. Wir sollten die Banden niederkämpfen und vernichten. Der Partisanenkrieg war heftiger denn je geworden und legte häufig die ohnehin schon unsichere Versorgung der kämpfenden Einheiten lahm. Der Brückenkopf Winniza musste unbedingt halten. Von hier aus sollten Gegenoffensiven den Keil abschneiden, den die Russen nach Polen hinein bis Lemberg vorgetrieben hatten, und die Verbindung zur Front im Norden wieder herstellen, die noch zu halten schien.

Unsere Verbände sollten, unterstützt von anderen Einheiten, den Partisanen in einem Guerillakampf die Stirn bieten, wo derjenige im Vorteil war, der den anderen überraschen konnte. Die Division war einmal mehr auseinander gerissen. Der größere Teil kämpfte im Norden von Lemberg und im Nordabschnitt von Weißrussland. Einzelne Gruppen, verstreut wie wir, kämpften an der inneren Front, an der Grenze zu den Abschnitten Mitte und Süd, bevor sie einige Wochen später wieder zum Gros der Division stießen. Unser Operationsgebiet erstreckte sich durch Bessarabien bis nach Rumänien. Wie schon früher blieben wir eine sehr bewegliche Einheit, die an gewissen besonders kritischen Punkten zur Unterstützung eingesetzt wurde.

Leider hing unsere Beweglichkeit an den eher ungeeigneten Fahrzeugen, die ich weiter oben beschrieben hatte. Wir würden sie im Verlauf unserer kraftraubenden Touren nach und nach aufgeben, um zu Pferd oder auf Fahrrädern voranzukommen, deren Schläuche oft mit Gras ausgestopft waren. Pferde und Fahrzeuge requirierten wir bei den Tausenden Ukrainern, Zigeunern, polnischen Bauern und anderen, die in einer langen, ununterbrochenen Kolonne vor der roten Walze flohen. In diese Züge schmuggelten sich manchmal Partisanen ein, die sich als einfache Bauern ausgaben. Bei der richtigen Gelegenheit schossen sie uns dann in den Rücken und stifteten zugleich Verwirrung in den Reihen der Flüchtlinge. Diese Taktik verfolgte den Zweck, uns in Wut zu versetzen und zu Repressalien zu verleiten, die dann wiederum die Bevölkerung auf der Flucht gegen die deutschen Soldaten aufbringen sollten. Den Partisanen waren alle Mittel recht.

Gegen Ende Mai gelang es uns, eine bedeutende Partisanengruppe in einem Waldgebiet einzukesseln, in dem sie Zuflucht gesucht hatte. Es waren ungefähr

vierhundert Mann. Drei Kompanien zogen den Ring um den stark bewaffneten Feind zusammen.

Die Luft war schwer von tausend Düften, die der Wald verströmte, und nichts deutete auf die kriegerischen Ereignisse hin, die sich vorbereiteten. Es war ein strahlender Morgen. Vögel und Kleintiere aller Art hüpften im Unterholz von Ast zu Ast und wurden durch unser Herannahen verscheucht.

Wenn die Soldaten kamen, suchten die Tiere immer das Weite, selbst die Raubtiere. Aber die Jäger suchten diesmal ein anderes und viel gefährlicheres Wild. Die Vögel, die sich vor uns ängstigten und flohen, hätten sich wohl nicht träumen lassen, dass wir Menschen, die wir doch keine natürlichen Feinde hatten, es fertig brachten Feinde in unseren eigenen Reihen zu schaffen, durch die wir uns selbst vernichteten. So entrissen wir uns selbst die Krone der Schöpfung, durch eine natürliche, wenngleich oftmals schlecht organisierte Auslese.

Wir waren alle aufgeregt. Trotz der Resignation, die uns seit einiger Zeit beschlichen hatte, zeigte sich im Moment der Wahrheit wie immer, wer Angst hatte, wer feige war, und wer noch Hoffnung hatte zu überleben. Die weichen Blätter der Bäume, die über unsere stahlbewehrten Köpfe strichen, erinnerten uns daran, wie gut es sich hätte leben lassen, besonders bei diesem schönen Wetter. Für uns war es keine Feuertaufe mehr, es war beinahe Routine. Eine gefährliche Routine allerdings, bei der die Verdienstmedaille im Allgemeinen posthum verliehen wurde. Wir hatten das alles schon erlebt, hatten die Ausgezeichneten mit erloschenen Augen gesehen. Auf diesem Gebiet hatten wir nicht mehr viel zu lernen. Wir pflegten sogar eine morbide Philosophie, die wir mit gezwungenem und stakkatohaftem Lachen unterstrichen wie durch MG-Feuer. Einige hatten es sogar geschafft sich selbst davon zu überzeugen, dass wir ohnehin alle irgendwann sterben mussten, und dass es deshalb kaum wichtig wäre, wann es passierte. Diese innerlich starken Naturen marschierten und dachten dabei an ganz andere Dinge. Einige Andere, nicht ganz so stark, trachteten diesen Moment hinauszuschieben und beobachteten die Umgebung mit Pupillen, die so finster waren wie die Mündungen ihrer Waffen. Der ganze Rest, also die Mehrheit der Soldaten, schwitzte vor Angst unter den synthetischen Jacken, und der Schweiß rann ihnen in die Stiefel und bis in die Falten ihrer feuchten Hände.

Ihre Angst war so groß, dass sich alle Überzeugungen dabei in nichts auflösten. Keine Routine konnte sie dagegen abstumpfen. Die Angst war vor jedem Einsatz da, wenn sich die Minuten in unendliche Länge zogen. Man versuchte das Denken auszuschalten, was nur selten gelang, aber die Angst kam trotzdem, so sicher wie der Tag, der sich hinter den Bäumen erhob, auch wenn man ihn noch nicht sah. Erst die Berührung mit dem Feind würde dieser Art Angst ein Ende setzen. Die ersten Feuerstöße würden den Vorhang über dem Drama heben, das uns zu Tieren machen und völlig in Anspruch nehmen würde. Mit Bezug auf die Angst war es fast bedauerlich, dass die Soldaten fähig waren zu überlegen. Sobald aber die ersten Kameraden fielen, würde die lähmende Angst verloren gehen, und wir würden nicht mehr Aufmerksamkeit für die Sterbenden haben, als für die die trockenen Zweige, die jetzt unter unseren Tritten knackten.

Feldwebel Sperlowski, der unsere Gruppe führte, machte uns auf einige Spuren aufmerksam. Festgetretene Pfade und aufgegebene Standorte verrieten die Nähe eines Partisanenlagers. Wir rechneten mit Minen.

Abgesehen von allem anderen mussten wir genau darauf achten, wohin wir den Fuß setzten. Der Schweiß rann an unseren Schläfen herunter und lockte Schwärme von Stechmücken an. Das Gestrüpp und die niedrigen Zweige boten tausend Möglichkeiten, Stolperdrähte für Minen anzubringen. Jeder Meter erforderte höchste Konzentration. Ein Flugzeug ging im Tiefflug über uns hinweg, und das Dröhnen seiner Motoren ließ uns den Atem anhalten. Wir hatten Angst, dass die Vibrationen genügen könnten, um den ganzen Abschnitt hochgehen zu lassen. Endlich kam ein kurzes Signal. Die Gruppe legte sich flach auf den Boden. Am Ende eines kaum erkennbaren Fußpfades ragte ein kleines Fort aus tief in den Boden gerammten Baumstämmen auf. Am anderen Ende des eingekreisten Gebietes hatte der Kampf schon begonnen.

Sperlowski bestimmte zwei Männer, Ballers und Prinz, die zwei Bündel Granaten auf das Fort werfen sollten. Prinz war einer von Lensens Kameraden an den Panzerfäusten. Doch der heutige Einsatz verlangte keine Panzerjäger. So war er zum Panzergrenadier geworden und ging keuchend mit seinem tödlichen Paket nach vorne. Ballers, mehr tot als lebendig, kroch mit einer entsprechenden Sprengladung auf der anderen Seite des Pfades. Die ganze Gruppe verfolgte ihr Vorrücken mit einer Spannung, die uns zittern ließ.

Wer waren Ballers und Prinz? Zwei Männer, die von wer weiß wo kamen. Waren sie gute oder schlechte Menschen? War Gott mit ihnen oder hatte er sie verdammt? … Am Ende des Tages waren sie einfach zwei Menschen, die uns zu Kameraden geworden waren in dieser Kompanie von Verrückten; Menschen, die wir im zivilen Leben vielleicht gemieden haben würden. Hier aber ließ jeder Meter, den sie zurücklegten, unsere Herzen schneller schlagen. Sie gehörten zu uns, und wir dachten nur noch an diese beiden Unbekannten, die in unseren Augen plötzlich wichtiger waren als die nächsten Familienangehörigen. Wir ahnten, dass es auch gut und gerne wir selbst hätten sein können, die dort vorwärts krochen. Aber unabhängig von den Beweggründen wünschten wir einfach, dass sie um Gottes willen davonkommen möchten. Sie waren schon ein ganzes Stück entfernt, aber vielleicht dem Tod ganz nah. Das Laub verdeckte etwas die Sicht, aber ich konnte sie erkennen. Prinz hatte sich plötzlich aufgerichtet und sein Paket auf das kleine Fort geschleudert. Dann hatte er sich wieder auf den Boden geworfen.

Der ganze Wald zitterte von der Wucht der Explosion. Ihr Donner rollte unter dem Laubdach dahin. Durch die Baumkronen konnten wir am Himmel die Vögel sehen, die wie Pfeile davonflogen. Doch Prinz hatte seine Ladung nicht weit genug geschleudert. Sieben oder acht Meter vor dem Unterschlupf der Partisanen hatte sie einen großen Krater aufgerissen, der nun von zerstückelten Ästen bedeckt war.

»Scheiße«, sagte unser Unteroffizier zähneknirschend, »sie sind nicht nahe genug herangegangen.«

»Da ist überhaupt keiner drin«, flüsterte irgendwer.

Und dann hatte ich Ballers aufspringen sehen. Ich hatte ihn auf das Fort zulaufen sehen und geglaubt, an seiner Stelle zu sterben. Auch er hatte sein Bündel Granaten geschleudert. Er hatte sich hingeworfen, und gleichzeitig hatte ein Blitz die Bäume im Umkreis zerrissen. Der Wald ächzte unter dem Schock. Es gab keine Vögel mehr, die hätten flüchten können. Nur wir waren noch da, in unseren Tarnanzügen, die uns eins werden ließen mit der Natur. Ballers war wieder aufgestanden, ebenso wie Prinz ein wenig weiter vorn. Ihre Silhouetten hoben sich von dem zerpflügten Gelände ab. Hinter ihnen war alles, was von dem Fort zu sehen gewesen war, verschwunden.

»Hierher, Kameraden!«, schrie Ballers, stolz auf seine Heldentat. »Es war kein Schwein da drin.«

Wir erhoben uns, um ihm entgegenzugehen. Er lachte nervös. Eine trockener Knall pfiff durch die Blätter … Dann zwei weitere. Prinz rannte auf uns zu. Ballers rannte nicht. Er setzte einen Fuß vor den anderen und streckte die Hand nach uns aus … Dann brach er zusammen.

Eine knappe Stunde später verteidigten sich vierhundert Partisanen wie die Teufel in dem Ring, den wir um sie geschlossen hatten und der allmählich immer enger wurde. Drei fast vollzählige Kompanien, also achthundert bis neunhundert Mann, versuchten die Partisanen aufzureiben, die sich mit den verschiedensten Waffen aller Kaliber verteidigten und eine beachtliche Feuerkraft entfalteten. Zudem war ihre Stellung gut ausgebaut, und jede Annäherung grenzte an Selbstmord.

Während dieser knappen Stunde waren zwei Soldaten unserer Gruppe unglücklicherweise auf den Auslösedraht versteckter Minen getreten. Ihre zerfetzten Körper blieben im Laub hängen. Wir waren dem Dauerfeuer eines Vierlings-MG ausgesetzt, und es war zu riskant, unsererseits ein MG in Feuerstellung zu bringen. Wir versuchten Schutzlöcher zu graben, aber das Gelände widersetzte sich unseren Spaten mit einem Gewirr von Wurzeln, was unsere Angriffsposition in eine Verteidigungsposition verwandelte, die schwer zu halten gewesen wäre, falls der Feind einen Durchbruch versucht hätte.

Nur die leichten Granatwerfer mit ihrer fast senkrechten Schussbahn konnten dem Feind etwas anhaben. Leider steckten unsere Gegner, die sich in ihrer gut ausgebauten Stellung verkrochen hatten, unseren Beschuss weg ohne schwächer zu werden. Sie nahmen ihrerseits mit zwei oder drei schweren, wahrscheinlich erbeuteten deutschen Granatwerfern unseren Einschließungsring unter Beschuss. Die Einschläge rissen ganze Bäume mitsamt den Wurzeln heraus.

Die Positionen dieser Granatwerfer waren nicht auszumachen, was ihre Zerstörung schwierig machte. Zehn Mal waren Stoßtrupps gegen die organisierten Terroristen vorgerückt, und jedesmal hatten sie umkehren und dabei Kameraden schreiend auf dem Boden im Unterholz zurücklassen müssen. Später erfuhren wir, dass Wesreidau alles versucht hatte, um motorisierte Verstärkung und Panzer zu bekommen. Es gab aber keinen Panzer in der Umgebung, da alle noch verbliebenen an der in allen Nähten ächzenden Front eingesetzt waren. Wir mussten ohne diese Schützenhilfe auskommen.

Nach einer Stunde des Wartens und vergeblicher Angriffe entschloss sich unser Kommandeur, deprimiert, weil er diese »Wunde in unserem Rücken« nicht

meistern konnte, alles auf eine Karte zu setzen. Vorsichtig veränderte er die Aufstellung der Truppen des Einschließungsrings und ließ an vielen Stellen nur einige Scharfschützen zurück, um den Feind im Glauben zu lassen, dass die Zange, die sich um ihn geschlossen hatte, nach wie vor hielt. Wesreidau zog auf diese Weise etwa fünfhundert Mann an einem einzigen Punkt zusammen, um alle auf einmal gegen die empfindlichste Stelle der gegnerischen Verteidigung zu werfen. Diese Stelle wurde durch einen v-förmigen Graben gebildet, der von etwa vierzig Mann gehalten wurde, die nur mit einem einzigen MG sowie mit Karabinern bewaffnet waren. Auf seinen Befehl hin setzten sich die fünfhundert Landser fast gleichzeitig in Bewegung und griffen mit Handgranaten die feindliche Stellung an, die unter dem Druck dieser Lawine nicht mehr gezielt zurückschießen konnte.

Sieben oder acht unserer Männer fielen dabei, aber die Aktion war so erfolgreich, dass sich im Moment niemand darum kümmerte. Ich war in der zweiten Welle von insgesamt vier. Wir erreichten die feindliche Stellung, als die Arbeit schon getan war. Etwa vierzig Partisanen hatten versucht Widerstand zu leisten. Ein Regen von Granaten hatte zwei Drittel von ihnen vernichtet. Die anderen waren unter den Bajonetten der Panzergrenadiere gestorben, die schon in die feindliche Stellung eingedrungen waren. Wir folgten ihnen auf dem Fuß. Hinter uns kamen die anderen und verteilten sich in alle Richtungen. Grauenvolle Schreie hallten im Unterholz wieder, das nach Pulver, Verbranntem und Blut roch. Ich sah weitere Russen aus ihrem Fort aus Baumstämmen auftauchen und aus nächster Nähe auf die berauscht kämpfenden Landser schießen. Alle zugleich eröffneten wir in dem allgemeinen Durcheinander das Feuer. Ein großer Russe schoss dreimal in meine Richtung, ohne mich zu treffen und ohne dass ich etwas tat, um ihm auszuweichen. Dann stürzte er sich brüllend auf mich und schwenkte sein Gewehr mit dem Griff in der Luft wie einen Prügel. Zwei Kameraden waren mir zu Hilfe geeilt und schossen auf den Wahnsinnigen. Er fiel hin und bemühte sich, seine Waffe wieder durchzuladen. Doch dazu ließen wir ihm keine Zeit. Unsere Kolben gingen zehn- oder zwölfmal auf den Sterbenden nieder. Er hatte seinen Geist schon ausgehaucht, als wir noch immer zuschlugen.

Etwas weiter weg spielte sich vor einem Bunker eine dramatische Szene ab. Deutsche und Russen waren in einen Nahkampf von unmenschlicher Wut verwickelt. Irgendetwas explodierte mitten in dem Tohuwabohu und wirbelte Landser und Partisanen wild durcheinander. Andere Kameraden tauchten auf und stürzten sich zwischen die Sterbenden. Schreie und Flüche mischten sich mit trockenen Abschüssen. Auch wir eilten dazu. Einem der beiden, die mich begleiteten, wurde der Unterarm mit einer Brechstange zertrümmert. Vor einer Holzwand wurde Mann gegen Mann gekämpft, mit dem Messer, mit dem Spaten, mit Fußtritten und mit Steinen. Ein Obergefreiter hatte gerade mit dem Spaten das Gesicht eines Russen getroffen. Eine ekelhafte Wunde verunstaltete den Kopf des Russen, der sich auf dem Boden krümmte. Kellermann schoss mit kurzen Feuerstößen auf einige Partisanen, die sich hinter die beiden Granatwerfer geflüchtet hatten, die uns so viel Ärger gemacht hatten. Eine Menge Russen entkamen, vermutlich etwa die Hälfte. Diejenigen, denen dies nicht gelang, erhöhten die Zahl der Toten.

Wir sammelten die Waffen ein, zerstörten die Granatwerfer, da wir sie nicht mitnehmen konnten, nahmen alle Lebensmittelvorräte an uns und räumten den Ort, nicht ohne vorher siebzig der Unseren begraben zu haben. Zahlreiche Verwundete trugen wir auf Bahren aus Ästen davon. Am selben Abend erreichten wir eine Kolchose, wo wir alles tranken, was uns in die Hände fiel, um den grauenvollen Tag zu vergessen.

Der Frühling zog ein in der Ukraine. Endlose Tage, wo das Licht praktisch nicht schwand. Die Nächte waren hell und begannen erst gegen elf Uhr abends, um bereits um etwa drei Uhr morgens einem rosafarbenen Tag Platz zu machen. Es herrschte ideales Wetter und eine belebende Brise vor der drückenden Hitze des Sommers. Alles hätte nach einem idyllischen Frieden ausgesehen, wenn nicht zur gleichen Zeit auch das Ungeheuer des Krieges wieder erwacht wäre, die große Kälte und den darauf folgenden Schlamm hinter sich lassend, und eine neue und noch größere Welle der Gewalt vor sich herschiebend. Der klare, blaue Himmel gehörte den sowjetischen Fliegern, die überproportional zugenommen hatten. Die Luftwaffe, die an zwei Fronten fliegen und zudem die deutschen Städte verteidigen musste, verwickelte sich in selbstmörderische Kämpfe gegen einen an Luft- und Landstreitkräften zahlenmäßig weit überlegenen Feind. Ihre wenigen Siege verdankten sich nur noch einigen halsbrecherischen Manövern. Im Übrigen gehörte der Himmel dem Feind. Auch die Front gehörte dem Feind, und im Hinterland kämpften unsere Einheiten mit den Partisanen um die Vorherrschaft. Immer wieder wurden Spähtrupps nach ihnen ausgeschickt, fast immer kam es dabei zu Zusammenstößen. Jeder Hügel, jeder Hochwald, jedes baufällige Haus konnte vermint sein oder einen Hinterhalt bedeuten. Wir verfügten praktisch über keine Fahrzeuge mehr, hatten keinen Treibstoff, keine Ersatzteile. Auch an Verpflegung mangelte es. Die gelegentlichen Konvois, die unter ständigen Luftangriffen fuhren, waren nicht für uns bestimmt. Sie fuhren in Richtung der sich auflösenden Front. Wenn sie dorthin gelangten, fanden sie die Adressaten ihrer Ladung nur durch reinen Zufall. Zumeist ging alles irgendwo unter den ausgehungerten Truppen verloren, die sich im Feuerhagel absetzten.

Was uns betraf, so erhielten unsere drei Kompanien ein Zehntel dessen, was wir benötigen, und auch das nur nach dem Zufallsprinzip. Wir mussten von den Einheimischen leben, die ebenfalls mittellos waren und ihre wenigen Vorräte naturgemäß nicht gerne teilten. Das Problem der Ernährung wurde alarmierend. Das Frühjahr bot noch kaum Früchte, und die Jagd war für uns gefährlicher als für das Wild.

Ein kleines Dorf beherbergte, was von unseren drei Kompanien übrig war. Zwischen zwei Einsätzen schliefen die Leute fast nackt auf dem frischen Gras der Ebene. Schlafen war ebenso gut wie essen, behauptete ein gewisses Sprichwort. Wir hatten keine andere Wahl als es wahr werden zu lassen.

Wenn sich ein Geschwader näherte, gingen alle in Deckung und warteten, dass die Aasgeier sich verzogen. Dann setzten wir unsere ausgemergelten Körper wieder der Sonne aus, die dabei half, die Läusebisse des Winters zu heilen. Mit halb geschlossenen Augen dösend, ließen wir die Gedanken ins Unendliche driften. Es war, als hätten wir uns Lichtjahre von unserer eigenen Vergangenheit

entfernt. Die Erinnerungen an den Frieden erschienen wie vage Bruchstücke von Erzählungen, die man einmal gelesen hatte.

Der Krieg hatte uns gelehrt, selbst die geringste Kleinigkeit auszukosten. Heute ersetzte die Sonne das Gulasch, die Wurst, die Hirse und die Post, die nicht mehr bis zu uns kam. So lagen wir ausgestreckt auf der scheinbar ruhigen und friedlichen ukrainischen Erde.

Morgen würde vielleicht Verpflegung kommen. Vielleicht würde es auch Treibstoff geben und irgendetwas, um unsere klapprigen Karren zu reparieren. Vielleicht würde es sogar Post geben und vielleicht einen Brief von Paula … Vielleicht würde es aber auch einfach nur uns geben, die Erde, den Himmel und die Sonne … Wozu sich also Gedanken machen?

Eines Tages um Mittag herum empfingen wir einen Funkspruch mit Hilferufen, die von einem Feldgendarmerieposten an der rumänischen Grenze kamen. Man wendete sich an uns, um den von einer Partisanenbande eingeschlossenen Posten zu befreien.

In den Augen der Wehrmacht waren wir noch immer ein Verband einer motorisierten Einheit. Wir sollten folglich ständig in Bewegung sein und in einem Umkreis von zweihundert bis zweihundertfünfzig Kilometern rasch zuschlagen können. Das war jedoch leicht gesagt. Der Posten, den es zu erreichen galt, war etwa hundertfünfzig Kilometer entfernt. Er wandte sich an uns, weil man ihm gesagt hatte, dass er gegebenenfalls mit unserer Hilfe und unserer Mobilität rechnen konnte. Wir hatten jedoch gerade einmal vier Lkw in schlechtem Zustand zur Verfügung, sowie einen zivilen Lieferwagen, ein Kradgespann und den Kübelwagen des Kommandeurs.

Wesreidau fluchte und raufte sich die Haare.

Bei extremer Überlastung konnten wir hundertfünfunddreißig Mann transportieren, gebeten wurde aber um fünfhundert. Es gab nicht genügend Treibstoff für alle Fahrzeuge, nicht einmal für die einfache Hinfahrt. Wesreidau entschloss sich, nur drei Lkw, seinen Kübelwagen und das Kradgespann für die Melder mitzunehmen. Ich war bei dem Unternehmen dabei.

In großer Eile brach ich mit hundert Kameraden zu dem SOS-Einsatz auf. Wir hatten ein Maximum an automatischen Waffen dabei, um unsere Unterzahl auszugleichen. Zwei MG waren auf jeden Lkw montiert. Vor allem fürchteten wir die Flieger. So schnell es unsere Ladung erlaubte, fuhren wir auf den schlechten russischen Wegen dahin und wirbelten eine dichte Staubwolke auf. Nach fünfzig Kilometern brausten wir durch eine Ortschaft, die aus der Steinzeit zu stammen schien. Die Leute flüchteten Hals über Kopf vor unseren rasenden Fahrzeugen. Wir waren ja auch bis an die Zähne bewaffnet, und unsere Gesichter waren von braunem Staub bedeckt, so dass wir in der Tat beängstigend aussehen mussten. Am Dorfausgang jagten wir eine eingeschüchterte Gruppe aus der Bahn. Der Kübelwagen fuhr vorbei, der erste Lkw nahm einen Hund mit, der zweite fuhr ein schwarzes Schwein an, das plötzlich aufgetaucht und unter die Räder geraten war.

Wir im dritten Lkw waren Zeugen des Unfalls: abruptes Bremsen, Schreie der auseinander rennenden Dorfbewohner, Gebrüll des Schweins, das sich am Wegrand wand. Fünf oder sechs Landser konnten nicht widerstehen, sprangen über

die Seitenwände, liefen zu dem Schwein und versuchten es totzuschlagen. Es war furchtbar anzusehen. Schließlich fuhren fünf oder sechs Bajonette in den Körper des Tieres, das im Todeskampf schrille Schreie ausstieß. Es zappelte noch, und Blut spritzte auf seine Peiniger, während ihm die Beine mit Koppeln und Schnüren zusammengebunden wurden und es mit seinen geschätzten achtzig Kilo an die Rückwand des Lkw gehängt wurde.

Jetzt mussten wir schnell die anderen einholen. Der Motor heulte auf, wir starteten mit durchdrehenden Reifen und verließen das Nest. Das Schwein war bald von einer dicken Staubschicht bedeckt, die sich mit seinem Blut mischte. Darauf kam es jetzt aber auch nicht mehr an. Heute Abend würde es Schweinebraten geben für die Überlebenden.

Wir fuhren jetzt durch eine seltsame Landschaft. Sie bestand aus glatten, schwarzen Hügeln. Man hätte sagen können, aus riesigen Kieselsteinen, die mit verkrüppelte Bäumchen bewachsen waren. Die sichtbaren Bodenflächen waren ebenfalls schwarz und wirkten hart wie Stein. Ich bedauerte, kein Geologe zu sein, um die Art des Geländes bestimmen zu können, das wir über eine Strecke von rund zwanzig Kilometern durchquerten.

Kaum hatten wir diesen Landstrich hinter uns gelassen, als eine Staffel Flugzeuge gemeldet wurde. Einer unserer Späher bestätigte, die Staffel zwischen den Wipfeln der Bäume ein wenig links von uns gesehen zu haben. Die Lkw fuhren aus Vorsicht unter das schützende Blätterdach. Wesreidau suchte mit dem Fernglas den Himmel ab, ohne etwas zu bemerken. Es war besser, einige Minuten abzuwarten. Die Landser vom dritten Lkw nutzten die Zeit, um das Schwein in rekordverdächtiger Zeit auszunehmen. Seine Eingeweide lagen auf der Straße und die Arbeit war noch nicht ganz zu Ende, als wir weiterfahren mussten. Die selbst ernannten Metzger setzten ihr Werk während der Fahrt fort.

Einige Kilometer weiter, als wir eine zerklüftete Landschaft durchfuhren, erschienen zwei Flugzeuge im Tiefflug. Auf unsere Schreie hin machten die Fahrer eine Vollbremsung. Weit und breit war kein schützender Baum zu sehen. Eine irrsinnige Angst befiel uns, als die Maschinen mit gewaltigem Lärm über uns hinwegbrausten. Einige pissten sich dabei in die Hosen. Als wir jedoch den Kopf hoben, sahen wir zwei Messerschmitt 109-F sich entfernen, die von irgendeiner Staffel übrig geblieben waren. Niemand dachte daran, »Hoch die Luftwaffe!« zu schreien. Die Angst war einfach zu groß gewesen.

Gegen vier Uhr näherten wir uns dem Operationsgebiet. Unsere Lkw folgten einer Piste, die sich durch bergiges Gelände wand. Wir fuhren langsam, denn es bestand überall die Gefahr eines Hinterhalts. Wesreidaus Kübelwagen fuhr an der Spitze. Zwei Beobachter saßen auf der Motorhaube und hatten die Augen auf den Staub der Straße und die Höhen ringsum gerichtet. Wir waren ziemlich nervös.

Bald verlief die Straße oberhalb eines übersichtlichen Tals. Der Konvoi hielt und die Motoren wurden abgestellt. Sofort hörten wir aus der Ferne das Rattern von Maschinengewehren. Kein Zweifel, wir waren am Ziel. Durch die flimmernde Luft konnten wir weiter unten so etwas wie ein Dorf erkennen. Wir hielten einen Abstand von hundert Metern zwischen den Lkw und fuhren in mäßigem Tempo

weiter. Die Männer hingen außen an den Seiten. Es war höchste Vorsicht geboten. Einmal mehr überwältigte uns diese gemeine Anspannung in der Magengegend. Wann würden wir endlich Männer werden, dachten wir, die nicht einen solchen Heidenschiss hätten.

Selbstverständlich hatte der Feind seinen Nachrichtendienst, und wir waren bereits gemeldet. Die Leute im ersten Lkw sahen plötzlich den Wagen des Kommandeurs im Rückwärtsgang um eine Kehre rasen. Der Fahrer ließ den Wagen auf einen Hang rollen, und im gleichen Augenblick schlug zehn Meter vom Wagen entfernt mit trockenem Knall ein Geschoss ein.

Alle gingen zu Boden. Die Lkw suchten Schutz, so gut sie konnten. Ein zweites Geschoss explodierte auf der Straße, riss ein Loch und wirbelte eine Staubwolke auf.

Wir fluchten. Sie deckten uns mit einem Feldgeschütz ein. Eine MG-Garbe verwandelte das Führerhaus des ersten Lkw in ein Sieb. Zum Glück hatten die Leute es schon verlassen. Der Fahrer musste in kaltem Schweiß gebadet sein.

Der Feind lag zwischen den Geländebuckeln und war schwer auszumachen. Immerhin wussten die Leute aus Wesreidaus Wagen, was von dem kaum getarnten, hinter den Bäumen rechts von der Kehre stehenden Feldgeschütz zu halten war. Die Partisanen hatten direkt hinter der Kurve einen Baum über die Straße gelegt. Es war ein Wunder, dass sie das Feuer nicht sofort eröffnet hatten, als der Kübelwagen aufgetaucht war.

Zwei leichte Granatwerfer wurden in Stellung gebracht, und ihre Geschosse schlugen in schnellem Rhythmus in die feindliche Artilleriestellung ein, die schnell zum Schweigen gebracht war.

»Wahrscheinlich Amateure«, dachte Wesreidau laut.

Ein Dutzend Männer mit MPs war in Stellung gegangen, sodass die Lage für die feindlichen Schützen, die sich an die Berge klammerten, bald brenzlig wurde. Unsere Gruppe schob sich durch das Gestrüpp und erklomm die ersten Felsblöcke. Die Granatwerfer ließen einen eher verwirrenden als zerstörerischen Geschosshagel auf die Punkte niedergehen, von denen Gegenwehr zu kommen schien. Gerade hatten wir eine feindliche Stellung entdeckt. Es waren wirklich Anfänger, spätrekrutierte Neulinge, die hier den Fritz verjagen wollten, um sich um das Vaterland verdient zu machen.

»Idioten«, sagten Prinz und Smellens, die neben mir lagen, »kommen ein bisschen rumballern, nur so zum Spaß. Denen werden wir einheizen.«

Wir griffen die Stellung mit Handgranaten an. Die Explosionen machten großen Lärm auf diesem engen Raum. Dann bestrich ein Kamerad mit seinem MG den Rand des Widerstandsnests. Die Anfänger, die noch nicht reagiert hatten, schrien in Panik. Ein Mann sprang aus dem Schlupfwinkel und versuchte verzweifelt zu entkommen, doch er hatte keine Chance. Eine Garbe aus dem MG durchsiebte ihn.

»Der hat wohl einen Schatten!« schrie Prinz. »Es ist ein Jammer, solche Typen abknallen zu müssen. Können die nicht zu Hause bleiben und warten, bis der

Krieg vorbei ist, verdammt? Ich an ihrer Stelle würde mich nicht lange bitten lassen. Was, Sajer?«

Zu Hause … Die Vorstellung drehte sich in meinem Kopf wie Alkoholdunst. Zu Hause und abwarten, bis der Krieg vorbei war …

»Klar!«, antwortete ich Prinz schließlich.

Aus der feindlichen Verschanzung waren klagende Schreie zu hören. Links von uns erschütterten die MG und Handgranaten den schönen Frühlingstag. Plötzlich reckte sich einer dieser jungen Bürschchen übereifrig bis an den Rand seiner Deckung und gab eine Garbe aus seiner MP in unsere Richtung ab. Obwohl der Junge gar nicht gezielt hatte, erwischte er dennoch einen von uns an der rechten Hand und einen anderen, zweifellos durch einen Querschläger, an der Wade. Unser MG antwortete und zerfetzte dem Wahnsinnigen die Brust, während unser Verwundeter in einer schattigen Ecke das Gesicht verzog.

»Verdammte Scheiße!«, schrie einer, »hört endlich auf mit dem Mist!«

Zwei Gestalten tauchten ohne sichtliche Eile auf und versuchten zu flüchten. Sie wurden von dem MG getroffen und fielen in den Staub.

»Du«, sagte Smellens zu dem Schützen, »das war ein Rock, den du ins Jenseits befördert hast.«

»Eine Frau?«, fragte der andere, »bist du sicher? Wenn sich jetzt auch noch die Weiber einmischen, dann ist alles aus!«

Einige Minuten später konnten wir die Leichen der Partisanen zählen, die um die Stellung herum gefallen waren. Sechs Leichen junger Menschen in unserem Alter. Unter ihnen lagen zwei recht hübsche Mädchen in ihrem Blut, umschwirrt von blauen und grünen Fliegen.

Wir warfen einen angeekelten Blick auf unsere Opfer. Warum hatten sie sich unserem Unglücksmarsch in den Weg gestellt? Die dilettantische Straßensperre war schnell weggeräumt, und die Gruppe marschierte im Gleichschritt auf das Dorf zu. Die Fahrzeuge fuhren langsam hinterher.

War der Feind schlecht informiert? Hatte er übertriebene Meldungen über unsere geringe Mannschaftsstärke erhalten? Hatte er Angst? Jedenfalls ließ er den Gendarmerieposten links liegen, den er schon beinahe in der Hand hatte, um sich unserem Anmarsch entgegenzustellen.

Die Sonne brannte auf der kleinen staubigen Straße, auf der wir marschierten. Die Spitze war gerade auf den Feind gestoßen, der auf dem Friedhof des Dorfes Zuflucht gesucht hatte. Es war einer dieser russischen Friedhöfe, blau, weiß und golden, von denen gar keine Traurigkeit ausging. Es war sehr schönes Wetter. Es war Juni, schon beinahe Sommer. Es wirkte fast so, als würde man zum Spaß kämpfen. Jede kleine Rauchwolke nach einem Schuss wurde sofort von einer leichten Brise hinweggetragen. Wahrscheinlich hätten wir uns mit einem recht kurzen Schusswechsel begnügt, hätte unser Kommandeur die Lage nicht anders eingeschätzt. Wir sollten dem Feind nicht den Eindruck vermitteln, als wären wir nicht in der Lage ihn anzugreifen. Also pflügten die Handgranaten und leichten Granatwerfer den blauen Friedhof um. Zwei Gruppen vertrieben die Partisanen und besetzten die Totengärtchen. Die Partisanen hatten sich in

ein großes Gebäude aus Holz geflüchtet, das als Scheune diente. Eine Kolchose im Kleinen. Über das Tor hatte der Feind die berühmte kommunistische Parole geschrieben: ›Proletarier aller Länder, vereinigt euch …‹

Die Buchstaben, in Eile hingepinselt, waren verlaufen und gaben den marxistischen Überzeugungen einen weinerlichen Aspekt.

Um mit dieser improvisierten und nicht sehr robusten Festung leichter fertig zu werden, wurde an das MG ein spezielles Magazin mit Kugeln ausgegeben, die wie Brandbeschleuniger wirkten.

Die ersten Patronen setzten fast sofort das Strohdach in Brand. Der Feind verteidigte sich mit MG und MP und sparte nicht mit Gegenfeuer.

Eine Serie von Wurfgranaten ließ das brennende Dach ins Innere des Gebäudes stürzen. Unter diesen Umständen mussten die Partisanen ihre unhaltbar gewordene Stellung schnell verlassen. Die zwei Gruppen, die den Angriff vortrugen, waren in Sprüngen in die Kolchose eingedrungen und setzten den Fliehenden nach. Mit dem Rücken gegen einen Steinhaufen gelehnt lag ein alter, bärtiger Russe und bedachte uns mit heftigen Flüchen. Seine rechte Hand ruhte auf dem Kopf eines toten Kameraden, der neben ihm ausgestreckt lag. Er selbst war verwundet. Seine Kleider waren zerrissen und stellenweise angesengt. Wir kamen in drei Metern Entfernung an ihm vorbei. Auch die auf ihn gerichteten Gewehrläufe brachten ihn nicht zum Schweigen. Mit hochgereckter Faust verfluchte er uns. Die ganze Gruppe sah ihn an durch den Rauch und die Funken der Scheune, die abbrannte während wir uns zurückzogen. Keiner kam auf die Idee ihn herauszuholen. Er überhäufte uns mit Flüchen, bis das brennende Gebäude einstürzte und ihn unter sich begrub. Eine Funkengarbe stieg in den blauen Himmel auf. Die Spitze der Gruppe rückte bereits in die Straßen des Dorfes vor und schoss auf alles, was sich bewegte.

Die letzten Partisanen machten sich zur Straße und in die Berge davon. Es gab einen Moment auf ihrer Flucht, wo sie dem Feuer unserer Gruppen direkt ausgesetzt waren. Etwa zwanzig von ihnen fielen auf der staubigen Straße und zwischen den Wacholderbüschen nieder.

Das MG mit der Spezialladung sorgte für eine verheerende Wirkung unter den Flüchtenden. Dann wurde das Feuer eingestellt. Die Besatzung des Stützpunktes kam ihrerseits heraus und schloss sich uns an. Viele waren verwundet. Sie hatten auch ein Dutzend Tote. Wir versorgten zuerst unsere Verwundeten und trieben dann die Einheimischen aus ihren Häusern. Es brannte an vielen Stellen, und wir mussten etwas dagegen tun.

Männer, Frauen und Kinder schlossen sich uns nur widerwillig und schimpfend an. Es dauerte eine Stunde, bis wir den Brand unter Kontrolle hatten. Dann schleppten alle, wir eingeschlossen, die Leichen zu einem Sammelpunkt. Frauen schrien und weinten, wenn sie unter den Opfern vertraute Gesichter erkannten, den Mann, den Sohn oder Freunde. Allem Anschein nach stammte die Mehrzahl der Männer, die wir gerade in die Flucht geschlagen hatten, aus dem Ort.

Bald verwandelten sich die Tränen und Klagen in Drohungen und Beschimpfungen. Wir dagegen sammelten unsere Verwundeten und unsere Toten mit dem gleichen stummen Mitgefühl, das uns zur Gewohnheit geworden war. Heute war

das Wetter so herrlich, dass nichts wirklich schlimm zu sein schien. Unsere von so vielen Sorgen desillusionierten Augen nahmen die Tragik des Augenblicks nicht mehr wahr.

Halls' Blick blieb an der majestätischen Kulisse der Berge hängen, die den Horizont begrenzten, während er einen Kameraden mit einer Jacke voll brauner Flecken schleppte. Die munteren Vögel flogen wieder im Blau des Himmels und ließen sich kaum von den Rauchfahnen stören, die von den noch nicht ganz erstickten Bränden aufstiegen.

Für uns übrige Kämpfer im Osten milderte diese Fröhlichkeit der Natur ein wenig das, was geschehen war. Nach dem Schlamm und der Kälte waren wir wie wilde Tiere, froh über die frühlingshafte Sonne und beruhigt bei dem Gedanken, dass das Problem eines Unterschlupfs für die Nacht nicht mehr wichtig war.

Wir bedauerten, was geschehen war und was diese so friedliche Ruhe verwandelt hatte.

Die russischen Bauern gaben sich weiter ihrer Verzweiflung und ihren Klagen hin. Beschimpfungen, die allein durch ihren Ton schon als solche verständlich waren, prasselten weiter auf uns ein.

Plötzlich flog ein Stein und traf einen unserer Verwundeten im Gesicht. Empört drehten sich zwei Landser um und rissen ihre MP hoch.

»Haut ab, ihr Schweine, oder wir machen Hackfleisch aus euch!«

Die Beschimpfungen hörten nicht auf. Die Gesichter wutverzerrt, besonders die der Frauen, bespien und beschimpften sie uns weiter. Erhobene Fäuste drohten voller Rachsucht. Plötzlich tauchten am schönen Himmel sechs Flugzeuge in dichter Formation auf. Sechs sowjetische Jagdflugzeuge auf der Suche nach irgendeinem Konvoi. In der Meinung, sie bekämen Hilfe, riefen die Russen ihr »Hurra, Stalin!« zum Himmel. Sie zeigten mit den Fingern auf uns, doch die Piloten setzten ihre Runde fort.

Wir lasen in all diesen Gesichtern einen solchen Hass, dass es uns trotz des warmen Frühlingstags kalt über den Rücken lief. Wir erinnerten uns an die Kameraden der Stützpunkte, die gefoltert, verstümmelt und ermordet worden waren von Leuten, die sich in eine Sache eingemischt hatten, von der sie sich hätten fernhalten sollen. Wir hatten die Toten vom Stützpunkt der Feldgendarmerie auf unserem Rückzug im Winter vor Augen. Ihre Gesichter mit der Hacke gespalten, um an die Goldzähne zu kommen. Die grauenvolle Agonie der Verwundeten, die man gefesselt und deren Kopf man in den klaffenden Bauch eines toten Kameraden gesteckt hatte. Denen man das Glied abgeschnitten hatte. Die Leute der Abteilung Ellers, die wir gefesselt und nackt bei fünfunddreißig Grad unter null gefunden hatten, die Füße in eine Viehtränke getaucht und zu Eisblöcken gefroren. Die Gesichter all der Gefolterten unter dem düsteren Winterhimmel ...

Mit trockenem Mund hörten wir, wie die Wut dieser Menschen, die heute für etwas zahlten, das sie von Anfang an hätten vermeiden können, immer größer wurde. Wir warteten nur auf den Befehl, auf diese verachtenswerte Herde zu schießen. Die Waffe zitterte in den schmutzigen und nervösen Händen des Kameraden neben mir. Etwas weiter weg konnte ein anderer das Zucken seiner

Gesichtsmuskeln nicht mehr beherrschen. Die Arbeit hatte aufgehört, und die Wut schwoll an wie ein Unwetter.

Ein schlanker Mann trat mit großen Schritten zwischen die zwei Gruppen.

Wir erkannten Wesreidau.

Der Offizier war blass vor Wut. Er blieb fünf Meter vor den Russen stehen und sah sie mit einem so furchterregenden Blick an, dass es still wurde.

Wesreidau hatte während des langen Feldzugs Gelegenheit gehabt, Russisch zu lernen. Er riet ihnen, ihre Toten in der gleichen Ruhe und mit der gleichen Ehrfurcht zu begraben, die er von seiner Truppe verlange. Er beruhigte die Leute, indem er ihnen sagte, dass der Krieg bald zu Ende sein würde und dass sie Geduld haben und sich heraushalten sollten. Er erklärte ihnen ganz offen, dass er niemals geglaubt hatte, der Krieg würde ihn dazu bringen auf Zivilisten zu schießen, die sich aufgrund von Propaganda bewaffnet hätten. Er entschuldigte sich für das, was er zu tun gezwungen war. Dann wurde seine Stimme hart wie der Tod. Er unterstrich, dass er keine Beleidigung mehr dulden würde und dass er beabsichtige, alle seine Leute unversehrt zurückzubringen. Das Dorf als Ganzes müsse dafür geradestehen.

Wesreidaus Worte wirkten wie Balsam. Es stellte sich eine unverhoffte Ruhe ein. Die Toten wurden beerdigt, die Leute weinten nur noch still vor sich hin.

Von der Reserve des Stützpunkts bekamen wir den nötigen Treibstoff für die Rückfahrt.

Die Soldaten, die sich dort befanden, beschenkten uns mit einigen Flaschen, die sie seit Monaten auf die Seite gelegt hatten. Schließlich trat der Konvoi die Rückfahrt an. Acht verwundete Kameraden blieben in dem Stützpunkt, wo am nächsten Tag die Helfer eintreffen sollten. Sechs fehlten beim Appell. Die ukrainische Erde hatte sie für immer in ihrem Schoß aufgenommen.

»Wenigstens ist es weniger eng als auf der Herfahrt«, bemerkte einer mit unangebrachter Einfalt.

Niemand widersprach. Unsere Blicke gingen zurück zu dem Dorf, das in den Staubwolken unserer Lkw verschwand. Noch immer umgab der schöne Frühlingstag unsere vom Staub geschwärzten Gesichter unter den Stahlhelmen. Aber irgendein unlösbarer Konflikt belastete die Gewissen. Unsere Gedanken wie unsere Blicke fanden nichts Beruhigendes, an dem sie sich hätten festhalten können. Niemand im Konvoi schien sich wohlzufühlen.

Im aufgewirbelten Staub war vom strahlenden Frühling bald nichts mehr zu erkennen.

Es gab nur noch diese Wagen mit ihrer tragischen Fracht, an welche der groteske Kadaver eines Schweins voller Blut und Fliegen gehängt war.

Die Lkw holperten auf einer kleinen Straße durch die bergige Landschaft. Es war eine seltsame kleine Straße, wie entworfen von einer Ziege, deren Trampelpfade später ausgebaut worden waren. Sie übersprang Hindernisse, anstatt sie zu umgehen, indem sie sich bald eine grob geschotterte Anhöhe hinaufwand, bald an einem natürlichen und schattigen Abhang entlangführte. Manchmal verirrte sie sich in einen Flusslauf oder einen mit Schmelzwasser gefüllten Teich. Dann

wieder verbreiterte sie sich zu einer Staubwüste, in der ewige Trockenheit zu herrschen schien. Die Lkw folgten langsam ihrem Verlauf, auf den Ladeflächen die ungewohnte Fracht aus Soldaten, die zwischen den Seitenwänden schwankten.

Wir schienen zu immer neuen Horizonten unterwegs, die wir jedoch kaum Zeit hatten zu betrachten. Wir fuhren durch einen herrlichen und intensiven Frühling, und doch konnten wir nicht vergessen, dass wir hier waren um Krieg zu führen. Wir blickten in die Landschaft wie Kinder vor einem weihnachtlichen Schaufenster.

Auch wir hätten uns gewünscht, dass der Krieg zu Ende ginge. Wir träumten davon wie die Schwerkranken, die im Angesicht der ersten Knospen einen letzten Funken Leben empfanden.

Aber der Krieg hörte nicht auf, obwohl es manchmal so scheinen mochte. Es gab immer jemanden, der ihn unter irgendeinem Vorwand wieder entfachte. Dieser Jemand – gleich auf welcher Seite er stand – hatte auch immer gute Gründe parat. Heute hatte einer dieser Leute die Straße überquert, während wir eine lange Steigung hinauffuhren. Er hatte uns gesehen und sich beeilt. Es blieben ihm etwa zehn Minuten, um seine Falle in einem der zahlreichen Schlaglöcher zu tarnen, die die Fahrspur aushöhlten. Dann hatte er sich versteckt und vielleicht gewartet, um zuzuschauen. Vielleicht hatte auch er den gelben Blitz gesehen, der das Fahrzeug an der Spitze zerfetzte. Wie immer gab es dabei einen gewaltigen Krach, gefolgt von Staub, Feuer und Rauch. Der Rauch stieg in großen, schwärzlichen Säulen in den verzweifelt lächelnden Himmel, und im Schatten dieser Rauchsäulen starben langsam sechs blutbefleckte Männer. Der Kübelwagen hatte sein Vorderteil verloren, der übrige Teil war auf die Seite gekippt.

Während wir schnell in Verteidigungsstellung gingen, zogen einige Kameraden die Sterbenden aus den Flammen. Wir lehnten Wesreidau und die fünf anderen Insassen des Wagens gegen die Böschung aus roter Erde.

Zwei von ihnen waren bereits tot.

Bei einem anderen war das Bein an mehreren Stellen von verbogenem Blech aufgerissen worden, sein Schenkel ähnelte einem Blätterteigkuchen. Wesreidau war von Splittern durchsiebt. Mehrfache Knochenbrüche hatten offenbar seinen Körper von innen zerrissen. Alles, was wir tun konnten, wurde getan. Wesreidau hatte eine ganze Kompanie von Freunden. Alle wollten mithelfen. Es gelang uns, ihn wieder zu Bewusstsein zu bringen.

Im Gegensatz zu allen, die wir bisher gesehen hatten, war Wesreidaus Gesicht weder von Schmerz noch von Todesangst verzerrt. Es war angeschwollen und deutete sogar ein Lächeln an. Wir glaubten ihn gerettet. Mit sehr schwacher Stimme sprach er von unserem gemeinsamen Abenteuer. Er appellierte an uns, angesichts dessen, was auf uns zukommen würde, zusammenzustehen. Er deutete auf eine seiner Taschen, aus der Feldwebel Sperlowski einen Umschlag herauszog, sicher für seine Familie bestimmt. Dann vergingen etwa fünfzig Sekunden, in welcher Zeit wir unseren Chef langsam sterben sahen. Unsere Augen, die diesen Anblick gewohnt waren, blieben fest. Es herrschte nur ein furchtbares Schweigen.

Es gelang uns am Ende doch, zwei der Leute zu retten. Wir legten sie vorsichtig auf unsere letzten Fahrzeuge. Leutnant Wollers übernahm den Befehl und ließ

unseren verehrten Offizier mit allen Ehren begraben. Die Landser traten einer nach dem anderen ans Grab und salutierten. Wir hatten gerade den Mann verloren, an dem das Schicksal der Kompanie hing. Wir fühlten uns im Stich gelassen.

In der Nacht kamen wir wieder in dem Dorf ohne Namen an, wo die Kameraden voller Angst auf unsere Rückkehr warteten. Die Mitteilung vom Tod unseres Kommandeurs löste größte Bestürzung aus. Wir waren zwar alle stets in Lebensgefahr, aber das Verschwinden von Wesreidau hätte niemand für möglich gehalten. So wie Kindern das Leben ohne ihre Eltern unmöglich erscheint.

Mit den anderen Getöteten hatten wir gerechnet, wenn ich mich so ausdrücken darf, aber keiner wollte das Schicksal unseres Chefs so recht wahrhaben.

In dieser Nacht erschien die Wache unsicherer als zuvor.

Unsere drei Kompanien fühlten sich verwundbarer denn je. Die Stimmung glich einem stummen Hilferuf.

Von wem würde von jetzt an das Schicksal des Verbands abhängen? Welchen Offizier würden sie uns schicken?

Bei Tagesanbruch, nachdem unser Funkspruch das Hauptquartier erreicht hatte, überflog eine Do 127 unser Quartier und setzte eine Rauchnachricht ab. Die drei motorisierten Kompanien sollten schnellstens zu einem nördlich gelegenen Abschnitt stoßen, an eine Schlüsselstelle der Front.

Es herrschte allgemeines Durcheinander, und wir erhielten den Befehl zur Zerstörung unseres Stützpunktes und großer Teile des Dorfes. Nichts sollte stehenbleiben, was dem Feind hätte helfen oder Unterschlupf bieten können. Mangels Sprengstoff mussten wir uns darauf beschränken, nur das Dachstroh der Bauernhäuser in Brand zu setzen.

Dann machten sich die motorisierten Kompanien zu Fuß auf den Weg. Die vier klapprigen Lkw wurden mit dem Material beladen, der Funkwagen und das Kradgespann fuhren voran. Alle fünfzehn oder zwanzig Kilometer sollten sie anhalten und auf uns warten. Wir würden zusammen ankommen – oder gar nicht. Die Befehle des Hauptquartiers ergaben keinen Sinn. Sie wussten nicht, in welchem Zustand die mobilen Einheiten waren, die sich angeblich in Ruhestellung befanden. Es blieb uns nur, das Beste daraus zu machen.

Am ärgerlichsten war das Problem mit der Verpflegung. Seit langem hatte uns kein Nachschub mehr erreicht. Die Küche hier war zur Zauberei geworden. Die Landser waren Trapper, Fallensteller, Nestausnehmer geworden. Wir machten kulinarische Erfahrungen mit unbekannten Pflanzen, die Salat ähnelten. Hin und wieder erbeuteten wir auf langen Ausflügen einen zurückgelassenen Gaul. Aber achthundert Mann hatten einen großen Bedarf an Nahrung, und jeden Tag stellte sich das gleiche Problem. Jeden Tag ging ein Funkspruch hinaus. Jeden Tag kam die gleiche Antwort: »Verproviantierung auf dem Weg, müsste angekommen sein.« Auch Feldpost gab es keine mehr, weder Briefe noch Pakete, nichts.

Trotz des Sommers und der schönen Sonne – die übrigens langsam ein wenig zu warm wurde – war die Lage dramatisch geworden.

Das Schwein von gestern war gebraten oder gekocht und in der Nacht verschlungen worden, mit hundertfünfzig Litern heißem Wasser, das als Schlachtsuppe durchging.

Heute brachen wir an die Front auf. Unsere Augen glänzten wie die hungriger Wölfe. Die Mägen waren leer. Die Essgeschirre waren leer. Der Horizont war leer von allen Versprechungen. Hinter unseren vom Hunger glänzenden Pupillen nisteten sich Mordgedanken ein. Der Hunger war eine merkwürdige Sache. Er versetzte einen in einen sonderbaren Zustand. Im Allgemeinen kann man sich nicht vorstellen, dass man vor Hunger sterben könnte. Und wir waren seit langem darauf dressiert, uns mit sehr wenig zufriedenzugeben. Unsere aggressiven Mägen hatten Sachen verdaut, die jeden normalen Menschen im Laufe eines Monats umgebracht hätten. An uns war kein Gramm Fett mehr, kein Bauch, kein Doppelkinn. Die langen Muskeln traten am Körper hervor, als wäre die Haut darüber abgezogen worden. Gleichzeitig schärfte das Fasten unsere Sinne. Wir ähnelten diesen mageren Tieren mit den flinken Augen, wie man sie in der Wüste trifft. Nur Märsche über mehrere Tage hinweg und der Staub konnten diese Schärfe der Pupillen auslöschen. Für den Augenblick war trotz des hohlen Magens noch alles möglich. Wir würden die vielen Kilometer bewältigen, die nötig waren, um uns zu verpflegen. Immerhin war Russland keine trockene Wüste! Hier machte das Grasland einen fruchtbaren Eindruck. Wir würden schon ein Dorf finden, das wir plündern konnten.

Sperlowski und Lensen zogen die Karte zu Rate. Man sah viele Namen darauf. Also schien es zunächst nicht so schlimm. Doch dieses Rechteck aus Papier stellte ein Gebiet dar, das einem Viertel Frankreichs entsprach. Und zwischen zwei Dörfern dehnten sich öde Strecken von vielen Kilometern. Die kleinste Abweichung vom Weg zwischen zwei auf der Karte angegebenen Namen bedeutete zusätzliche Marschtage.

»Immer mit der Ruhe«, beteuerte Lensen, der sich nicht davon abbringen lassen wollte, »es gibt Dörfer, die sich in der Steppe verlieren und die hier nicht eingezeichnet sind. Und dann gibt es ja noch Kolchosen.«

Wir hatten jedoch den Befehl nach Norden zu marschieren. Ausflüchte kamen nicht infrage. Jedenfalls gab es hier nichts zu essen, und wir mussten weiter. Unser langer Zug setzte sich in Bewegung. »Kompanie, ohne Tritt Marsch!«

Das unkultivierte Grasland zog unter unseren Schritten in einem Tempo von vier bis fünf Kilometern in der Stunde vorbei.

»Hier ist Geld zu machen mit der Landwirtschaft«, dachte ein Bauer aus Hannover laut.

Getreide wurde nur in der Nähe der Dörfer angebaut. Auf den übrigen Flächen, die größer als zuhause ganze Landkreise waren, gab es nur wild wachsendes Gras, grauen oder roten Staub, sowie dichten und wahrscheinlich an vielen Stellen unberührten Wald. Die weiten Räume waren uns vertraut geworden. Für uns waren sie vor allem mögliche Schlachtfelder. Diejenigen, die zurückkehren würden, mochten es später noch einmal unter einem anderen Licht erinnern, wenn sie es mit ihren Heimatländern verglichen, wo alles eng und dicht besiedelt war, wo man den Horizont anfassen konnte, wo alles mit öffentlichen Gebäuden verbaut war

und mit einer fragwürdigen, steinernen Architektur. Diese Leute, die sich daran gewöhnt hatten ein Land zu durchstreifen, das so groß war wie der Himmel selbst, würden sich noch einmal daran erinnern, wenn sie daheim keinen Platz mehr zum Hinsetzen fänden, weil jedes Stück Gras immer irgendjemandem gehörte.

Für uns gab es im Moment nur den weiten, grenzenlosen Raum, in dem unsere Stiefel vielfarbige Staubwolken aufwirbelten, die sich auf alles legten, was sich bewegte. Wir gehörten schon mehr zu diesem Land, als es zu uns gehörte. Abgesehen vom Krieg war es ein wunderbares Land. Es bot eine Fülle, nach der wir uns immer zurücksehnen würden.

Nach einer Rast gegen elf Uhr setzten wir unseren Marsch fort. Wir hatten einen vor zwei Tagen zubereiteten Salat aus Getreidesprossen hinuntergeschlungen wie ein Abführmittel. Die in Wasser gekochte Hirse wurde als letzte Reserve aufbewahrt. Die Hitze war drückend. Zum Glück machte die mehr als leichte Mahlzeit nicht schläfrig.

Wir tranken das Wasser, das in den Feldflaschen lauwarm geworden war, mit einem unguten Gefühl, denn auch die Bäche und Flüsse lagen ziemlich weit auseinander, und das Wasser aus den Tümpeln hätte Sumpffieber, Typhus oder sogar Cholera verursachen können. Um sich aufzumuntern, stimmten einzelne Gruppen Marschlieder an. Ein leichter Wind nahm die Worte wie die Noten mit in die weite Leere. Sie hatten ihre ganze Bedeutung verloren gegenüber der Zeit, als sie noch zwischen den Mauern beflaggter Städte widerhallten.

»Der Heller ward zu Wasser / Der Batzen ward zu Wein …«

Der Text war belanglos, denn hier war die Auswahl schon getroffen. Wein gab es nicht, und das Wasser musste mit Vorsicht getrunken werden.

Die Nacht kam spät. Sie legte sich über das Lager und über die Ebene, auf der wir nicht vorangekommen zu sein schienen. Sie legte sich auf die staubbedeckten Gesichter, auf die schmerzenden Muskeln. Die todmüden Männer schliefen schon. Eine überwältigende Stille, die vom Ende der Welt zu kommen schien, senkte sich auf uns.

Bei Tagesanbruch ging es weiter. Seit Stunden blieb die Hügelkette, die sich am Horizont hinzog, immer in der gleichen Entfernung. Wir marschierten über eine steinige Ebene, wo die höchste Erhebung kaum an die Taille eines Mannes heranreichte. Kleine Wäldchen, wie ich sie auch auf Fotos von Afrika gesehen habe, waren über die wüstenartige Steppe verstreut. Es wirkte merkwürdig, denn die gedrungenen Bäume kannte man sonst nur von Höhenlagen. Überall war roter Staub, der bei jedem Schritt empor wirbelte. Er schien aus einem Universum von zerstoßenen Ziegelsteinen zu stammen. Es war nun schon eine Ewigkeit her, dass wir die Dreierreihe, die vorschriftsmäßige Formation von Truppen auf dem Marsch, aufgegeben hatten. Wir machten es eher wie die Partisanen, die sich wie in einer Herde in mehr oder weniger dichten Gruppen verteilten. Die Männer an der Spitze befanden sich dort nur so lange, bis sie von denen am hinteren Ende eingeholt wurden, die ohne große Mühe zu den müden Anführern aufschlossen. Das Tempo hatte nachgelassen.

Die kleinen Gespräche waren verstummt. Es war besser, den Atem und die Kräfte zu schonen, um sich darauf zu konzentrieren, einen Fuß vor den anderen zu

setzen. Wie viele Tausende von Schritten würden wir noch zurücklegen müssen? Unsere Stiefel hatten das staubige Rot der Ebene angenommen, und es schien nicht so, als ob diese irgendwohin führen würde. Der leichte Wind trug den roten Staub in unsere langen, zerzausten Haare. Wir fixierten Dinge, die auf ewig unbeweglich am Horizont zu stehen schienen. Das Marschtempo, der Lärm, der Wind, alles wurde zu einem monotonen Rauschen. Ab und zu stieg ein Knurren aus dem großen Hohlraum auf, den wir auf der Höhe des Magens hatten.

Nachdem wir um elf Uhr die letzte Ration Hirse angegriffen hatten, störte ein Zwischenfall die Monotonie unseres Marsches. Am blauen, flimmernden Himmel tauchten zwei zweimotorige Flugzeuge auf, die wir glücklicherweise schon sehr früh sahen. Auf Grund des weiten Gesichtskreises sahen wir alles, was am Himmel auftauchte, etwa fünf Minuten bevor es über uns war. Wir verteilten uns wie gewohnt im Gelände und formierten eine Fliegerabwehr. Bestimmt würden wieder einige aus unseren Reihen sterben …

Es waren zwei leichte sowjetische Bomber oder Aufklärer, so viel stand fest. Die zwei Kisten überflogen uns in etwa zweihundert Metern Höhe. Das Dröhnen ihrer Motoren schnitt durch den leichten Wind und klang bis in die Tiefe unserer Mägen nach, die dagegen protestierten.

Die zwei Russen steckten unser MG-Feuer ein, ohne uns etwas auf den Kopf fallen zu lassen. Sie beschrieben einen großen Bogen, dem wir mit ängstlichen Blicken folgten. Bestimmt würde der zweite Anflug die Bescherung bringen.

Doch die zwei Flugzeuge ließen nur eine Flut von weißen Zetteln fallen, die in der Luft flatterten und vor dem blauen Himmel funkelten.

Nachdem sie sich entfernt hatten, liefen einige Landser los, um die Flugblätter aufzusammeln.

Einer schwenkte eine ganze Handvoll und rief: »Der Iwan weiß nicht, dass wir nichts mehr zum Scheißen in uns haben, er schickt uns Klopapier!«

Wir nahmen die kommunistische Prosa zur Kenntnis.

»Deutsche Soldaten, man hat euch verraten … Ergebt euch unseren Truppen, die euch rehabilitieren werden … Der Krieg ist für euch verloren.«

Dann, um unsere Moral ein wenig zu heben, sehr schlechte Fotos von namenlosen Ruinen, die von den Bomben zerstörte deutsche Städte sein sollten. Und obendrein noch Fotos von lächelnden deutschen Gefangenen. Unter jedem Foto war ein kurzer Text: »Kameraden, die vorübergehende Gefangenschaft, in der wir uns befinden, hat nichts mit den Lügen zu tun, die man uns über die kommunistische Welt erzählt hatte. Wir waren angenehm überrascht vom Entgegenkommen unserer Lagerkommandanten. Wenn wir an euch denken, unglückliche Kameraden, die ihr im Schlamm der Schützengräben herumwatet, um die kapitalistische Welt zu retten, können wir euch nur raten: Legt die Waffen nieder.«

Und so weiter.

Hinten schrie einer, dem es gelungen war aus Tomwos zu fliehen, indem er sich totgestellt hatte, seine Wut heraus: »Diese Arschlöcher! Wenn ich daran denke, dass ich vielleicht der einzige Überlebende aus der Grube von Tomwos bin!«

Er zerriss das Papier in immer kleinere Schnipsel und warf sie in den Wind.

Wir marschierten weiter. Die Flugblätter gingen noch eine Weile von Hand zu Hand. Die Worte »verlorener Krieg«, »Verrat«, »zerstörte Städte« drehten sich im Kopf wie ein schwarzer Reigen.

Ja, sicher, das war kommunistische Propaganda. Man brauchte nur den Mann zu sehen, der aus Tomwos entkommen war, um zu wissen, dass sie logen. Aber da waren auch die deutschen Städte, die alle Urlauber selbst hatten sehen können. Und unsere schmerzlichen Rückzüge, einer gefolgt auf den anderen. Und es fehlte an Fahrzeugen, Treibstoff, Verpflegung, Post, an allem. Sollte der Krieg tatsächlich verloren sein? Nein, das konnten wir einfach nicht glauben.

Hier trampelten wir über die russische Ebene und fragten uns, ob sie uns noch gehörte. Oder ob sie uns nur zusah, wie wir langsam dahinsiechten?

Aber morgen würde die Verpflegung ankommen. Morgen würde alles wieder seine Ordnung haben. Morgen …

Wir schüttelten die Köpfe, versuchten die düsteren Gedanken loszuwerden. Heute schien ja noch die Sonne, und wir mussten weiterkommen.

Einige Gruppen stimmten erneut ein kräftiges Marschlied an.

»Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein / Und das heißt Erika / Heiß von hunderttausend kleinen Bienelein / Wird umschwärmt Erika.«

Es war das zweite Mal, dass Halls mich weckte. Trotz der Müdigkeit, die uns schnell wieder einschlafen ließ, war es nervtötend, aus dem bleiernen Schlaf gerissen zu werden.

»Ich sag dir, dass man die Kanonen hört«, behauptete er.

Ich horchte, aber da war nichts als die helle, funkelnde Nacht.

»Lass mich in Ruhe, Mensch, weck mich nicht wegen nichts, Herrgott! Morgen heißt es wieder marschieren! Und ich bin völlig kaputt.«

»Ich sag dir, zeitweise hört man die Kanonen. Du siehst doch, dass andere auch aufgestanden sind.«

Ich horchte wieder … Nichts, immer nur der leichte Hauch der Luft.

»Kann schon sein, na und? Ist ja nichts das erste Mal, dass du Kanonen hörst. Du solltest lieber pennen.«

»Ich kann nicht pennen mit leerem Magen. Ich hab die Nase voll, ich muss was zu fressen finden.«

»Und deshalb lässt du die anderen nicht schnarchen!«

Jemand näherte sich uns. Es war Schlesser, der Wache hatte.

»Habt ihr gehört, Jungs? Das ist die Artillerie, was?«

»Das will ich diesem Holzkopf die ganze Zeit klarmachen«, rief Halls und zeigte auf mich.

Trotz der Müdigkeit, die mich zurück in die Ohnmacht zog, musste ich den Aussagen der Kameraden für einen Moment meine Aufmerksamkeit widmen.

»Würde bloß noch fehlen, dass uns die Sowjets hier mit einem Durchbruch überraschen«, sorgte sich Schlesser.

»Dann sind wir geliefert«, stellte Halls mit heiserer Stimme klar.

»Wir können uns immer noch wehren«, behauptete ein anderer, der dazugekommen war.

»Uns wehren«, erwiderte Halls in aller Nüchternheit, »womit denn? Mit diesen sieben- oder achthundert vom Hunger geschwächten und nur mit leichten Infanteriewaffen ausgerüsteten Hanseln! Du machst Witze. Wir sind geliefert, sag ich euch. Wir haben nicht mal mehr die Kraft davonzulaufen.«

Der Kerl, der als Vierter dazugekommen war, machte aber keine Witze. Er war gerade zwanzig Jahre alt, hieß Kellermann und besaß bereits den Realitätssinn eines reifen Mannes, der ihm erlaubte, die Lage recht klar zu beurteilen. Diese Klarheit hob den Schleier der Angst von seinem Gesicht und enthüllte einige von Qualen gezeichnete harte Züge, die nicht zu seinen gerade mal zwanzig Jahren passen wollten.

Der Wind trug uns tatsächlich ein sehr fernes Grollen zu, das kaum hörbar war. Wir sahen einander an. Das Grollen hörte auf, setzte dann wieder ein, und hörte wieder auf.

»Artillerie«, meinte Schlesser.

Wir schwiegen.

Ich hatte es gehört wie alle anderen, aber ich war so müde, dass ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr auseinander halten konnte. Ich hatte das Gefühl, in einem tiefen Schlaf zu leben und von einer in der Zeit verlorenen Kanonade zu träumen. Meine Kameraden redeten fortwährend. Ich lauschte ihnen, ohne sie zu verstehen. Feldwebel Sperlowski war zu uns getreten und äußerte, wie mir schien, seine Folgerungen.

»Das ist weit weg«, sagte er, »sehr weit, aber es ist die Front, ganz bestimmt. In einem Tag, oder eineinhalb Tagen werden wir dort sein.«

»Das heißt eine oder zwei Stunden mit dem Auto«, fügte Halls hinzu.

Sperlowski schaute ihn an.

»Hast du es so eilig hinzukommen? Schade für dich, dass wir nicht mehr motorisiert sind.«

»Eigentlich dachte ich an den Iwan«, murrte Halls, »der Benzin und Panzer zu haben scheint. Wenn er durchbricht, kann er in der Zeit, die ich gerade genannt habe, hier sein.«

Sperlowski entfernte sich, ohne etwas hinzuzufügen. Hatte er das Recht, entmutigt zu sein, er, Unteroffizier der Division Großdeutschland?

»Schlafen wir«, schlug Kellermann vor, »was anderes können wir nicht machen.«

»Schöne Aussichten«, konnte ich mir nicht verkneifen hinzuzufügen. »Wir sind wie Tiere im Schlachthof, die auf das Morgengrauen und die Ankunft der Schlächter warten.«

»Und wir werden am Ende noch mit leerem Bauch krepieren«, ärgerte sich Halls.

Trotz Angst und Unbequemlichkeit schliefen wir bis zum Morgengrauen. Für einen ordentlichen Zivilisten war das noch mitten in der Nacht.

Kein Läuten war nötig, kein Signalhorn, nicht einmal eine Trillerpfeife. Ein wenig Bewegung durch die Gruppenführer genügte, um uns aus dem bleiernen Schlaf zu reißen, der seltsamerweise sehr empfindlich war. Nach den Regeln von Einsatztruppen, die sich dem Kampfgebiet näherten, war ein Marsch in der Nacht oder in der Morgendämmerung vorzuziehen, um nicht vom Feind entdeckt zu werden. Die stark geschwächte aber gefügige Wehrmacht, die selbst am Rande des Abgrunds den Geist einer professionellen Gewissenhaftigkeit wahrte, ließ die Soldaten zur vorgesehenen Stunde aufstehen und brachte sie diszipliniert auf den Weg zu den Schlachtfeldern.

Im Reglement war jedoch nicht vorgesehen, dass Soldaten ohne Proviant sich aus den Kämpfen hätten raushalten dürfen. Das Reglement besagte in allen Fällen, dass das, was noch geleistet werden konnte, mit einem Maximum an Effizienz zu geschehen hatte. Die Uhr zählte die Stunden für die Armen und die Reichen herunter, und ebenso für die Unterernährten.

Die ausgebleichten Uniformen wirkten grau im Licht des anbrechenden Tages. Die vertrauten Gestalten, mit denen ich seit beinahe zwei Jahren zusammen war, marschierten neben mir in einem Rhythmus, der auf pathetische Weise zu meiner Existenz geworden war und sich mir unauslöschlich eingeprägt hatte. Wann immer ich an diese Zeit zurückdenke, sehe ich noch immer mit großer Klarheit selbst belanglose Details vor mir wie damals. Profile von Gesichtern im diffusen Morgenlicht. Der zu weite Stoff der Hosen, die schlecht in den Stiefeln stecken. Die von der Last ausgeleierten Koppel. Die irgendwo zwischen der Ausrüstung angehängten Helme, die ständig gegen irgendeinen anderen metallischen Gegenstand stoßen und dabei ein Geräusch machen wie eine gedämpfte Triangel. Gerüche und Rücken, Rücken in tausend Formen. Sie haben alle einen eigenen Ausdruck, bilden Falten an ganz bestimmten Stellen. Die Anonymität des Feldgraus schuf ihre eigenen Besonderheiten in der Form und Haltung ihrer Träger, so dass kein Rücken dem anderen glich. Obwohl es also Unterschiede gab, war dennoch keine andere Uniform so genau darauf zugeschnitten worden, aus dem Menschen einen Soldaten zu machen und ihn in ihrer absoluten Einheitlichkeit vom verkleideten Zivilisten zu unterscheiden, wie die deutsche. Für den Rest der Welt gab es daher nur den einen, feldgrauen deutschen Soldaten, den man in nichts von seinem Kameraden unterscheiden konnte. Für uns jedoch war dieses Wort ›Kamerad‹ als abstrakte Beschreibung eines Soldaten bereits veraltet. Für uns existierte hinter jeder Uniform ein Individuum.

Dieser Rücken da vorn, in derselben Farbe wie mehrere Millionen andere, war nicht der Rücken von irgendwem. Es war der Rücken Schlessers, und dort, weiter vorne rechts, das war der von Solma. Etwas näher zeigte sich der von Lensen. Und auch sein Helm. Es war sein Helm, Lensens Helm, der nicht vergleichbar war mit den hunderten oder den tausenden, die in derselben Serie gefertigt worden waren. Alle Helme waren im gleichen graugrünen Ton gestrichen, matt vom Staub, und doch hing keiner auf die gleiche Weise herab. Man konnte sie alle unterscheiden. Dann waren da Prinz und Halls, Lindberg, Kellermann, Frösch … Frösch erkannte man unter einer Million heraus. Durch all die Vereinheitlichung hindurch zeigte sich unsere Persönlichkeit, so wie sie sich bei all den nackten Menschen am Beginn der Welt schon gezeigt haben musste.

Eine einzige Sache jedoch bleibt beinahe unbeschreiblich: die ansteckende Angst der erschöpften Soldaten, dass jeder Schritt eine unvergleichliche Gefahr näher

brachte. Daneben gab es noch die Resignation, aber auch ein starkes und tiefes Verlangen danach, am Leben zu bleiben.

Abgesehen von diesen drei Gefühlen, die wir alle teilten, waren wir in den anderen Dingen sehr verschieden. Doch das konnten nur wir selbst sehen. In den Augen der anderen waren wir einer wie der andere.

Wir hatten sie aus fünfhundert Metern Entfernung bemerkt. Sie wimmelten um unsere drei oder vier Fahrzeuge, die angehalten hatten, um auf uns zu warten. Es waren mindestens zehntausend. Zehntausend Menschen, das war so gut wie nichts auf der ukrainischen Ebene, aber es waren doch viele. Da waren zehn- oder zwölftausend Landser in bedauernswertem Zustand, die über unsere kläglichen Lastwagen herfielen, sie durchsuchten und durchwühlten, auf der Suche nach Vorräten an Medikamenten oder Verpflegung. Sie hatten sich auf unsere klapprigen Karren geworfen, als wollten sie sich dafür rächen, dass man sie im Stich gelassen hatte. Als sie dann das Elend unserer Truppen wahrnahmen, die ihnen entgegen kamen, verfielen sie in eine Benommenheit, die nahe am Selbstmord war.

Die Unglücklichen, die von mehreren Infanterieregimentern kamen, befanden sich seit Tagen kämpfend auf dem Rückzug vor einem unerbittlichen Feind, der sein Spiel mit ihnen trieb und sie nach Belieben dezimierte, wenn er Lust dazu hatte. Sie gingen zu Fuß, zerlumpt, die Gesichter totenbleich nach so vielen Prüfungen, und schleppten ihre ekelerregenden Verwundeten auf Tragen aus Ästen nach Art der Sioux-Indianer mit sich.

Diese Menschen, die zu viel Leid und Schmerz erlebt hatten, kämpften nicht mehr für irgendeine Ideologie, sondern nur mehr mit dem Instinkt hungriger Wölfe. Sich diesem letzten Überlebenswillen entgegen zu stellen, hätte unser eigenes Leben in Gefahr gebracht. Diese Menschen, die nicht mehr Freund noch Feind kannten, waren bereit für ein Viertel dessen, was zu einem Frühstück gehörte, zu töten. Sie bewiesen es leider auch einige Tage später, während einer schrecklichen Etappe dieses unübersichtlichen Krieges, als die Hungerleider zwei Dörfer massakrierten, nur um Lebensmittel einzuheimsen, die auch nicht mehr verhindern konnten, dass etwa dreißig Leichen von an Auszehrung gestorbenen Landsern vor den Toren der rumänischen Grenze auf der Strecke blieben.

Unsere Enttäuschung, eine kämpfende Truppe in einem solchen Zustand anzutreffen, kam jener gleich, die sie erlebten, als sie bei uns nichts vorfanden.

»Wohin wollt ihr denn?«, spottete ein großer, ausgemergelter Leutnant, an dem die zusammengewürfelte Uniform schlotterte.

Er wandte sich an den Leutnant unserer Abteilung, der seit Wesreidaus Tod das Kommando hatte. Unser Chef nannte ihm den Frontabschnitt, der unser Ziel war. Er nannte Namen, Zahlen, Breitengrade … Der andere hörte zu und schwankte dabei steif wie ein abgestorbener Baum, der sich im Wind bewegt.

»Wovon reden Sie? Was für ein Abschnitt? Welche Nummer? Träumen Sie? Es gibt nichts mehr, nichts mehr, hören Sie. Es gibt nur noch Massengräber, über die der Sturm hinzieht.«

Der Mann trug auf seiner versengten und von tausend Flecken beschmutzten Jacke noch ein nationalsozialistisches Ehrenzeichen von 1935. Er war groß und sah finster aus. An seinem Koppel hing ein schweres Bündel Granaten.

»Hören Sie, Kamerad, das kann doch nicht Ihr Ernst sein«, erwiderte unser Leutnant. »Sie haben eine schlimme Prüfung hinter sich und verlieren den Kopf. Sie leiden Hunger, aber wir auch, wir leben praktisch von Luft.«

Der andere kam näher. Seine Augen hatten einen so beunruhigenden Schimmer, dass man ihn am liebsten wie ein bösartiges Tier erschlagen hätte.

»Ja, ich habe Hunger!«, brüllte er, »Hunger, wie ihn sich keiner vorstellen kann. Ich habe Hunger, ich habe Schmerzen, ich habe Angst, so sehr, dass ich nur noch leben möchte, um mich an der ganzen Menschheit zu rächen. Ich habe Lust, Sie zu verschlingen, Leutnant. Und so weit wird es kommen, Leutnant, in Stalingrad hat es solche Fälle gegeben. Das wird es auch hier bald geben.«

»Sie sind verrückt! Im schlimmsten Fall kann man immer noch Gras fressen. Und im ganzen besetzten Teil von Russland gibt es noch eine Menge Reserven für die Truppe! Nur Mut, verdammt, setzen Sie sich ab. Wir geben Ihnen Deckung.«

Der andere brach in ein Gelächter aus, das mehr an einen Schluckauf erinnerte. »Ihr gebt uns Deckung! Wir können in aller Ruhe abziehen! Erklären Sie das den Leuten, die Sie da sehen. Die haben fünf Monate Krieg auf dem Buckel, die haben vier Fünftel ihrer Kameraden verloren, auf Verstärkung gewartet, auf Munition, Rationen, Vitamine, Medikamente, was weiß ich was! Die haben tausendmal gehofft, tausendmal überlebt. Denen können Sie nichts mehr erzählen, Leutnant. Versuchen Sie's doch …«

Einen Teil des Materials, das unsere klapprigen Lkw – letzte Überbleibsel unserer drei motorisierten Kompanien – transportierten, mussten wir auf unsere Schultern laden, um Platz für die Schwerverwundeten der Infanterie zu machen. Sie fuhren als erste ab, vorbei an uns, die wir nun ohne Fahrzeuge in der Weite des ukrainischen Graslandes zurückblieben. Wir sahen den Wagen nach und beneideten das Los der Verwundeten, die der bedrückenden Unermesslichkeit dieser Weite vielleicht entkommen würden.

Dann setzte die bunte Truppe, die aus Teilen mehrerer Einheiten zusammengewürfelt war, ihren Rückzug fort. Es war ein Marsch ohne Weg und Ziel. Man hatte das Gefühl, auf einem riesigen rollenden Teppich zu gehen, der unter unseren Schritten dahinglitt und uns auf der Stelle treten ließ. Wie viele Stunden, Tage, Nächte vergingen? Ich weiß es nicht mehr. Die Gruppen lösten sich auf. Manche blieben lange an einem Ort, um zu schlafen. Kein Befehl, keine Drohung konnte sie mehr dazu bringen, sich zu rühren. Andere, kleinere Gruppen, marschierten voraus, entweder weil sie zäh waren, oder weil sie noch etwas zu essen hatten und deshalb durchhalten konnten. Es gab viele Selbstmorde. In zwei Dörfern wurde alles Essbare geplündert. Es gab Massaker. Man tötete wegen eines Liters Ziegenmilch, wegen ein paar Kartoffeln, wenig eines Pfunds Hirse. Hungrige und verfolgte Wölfe haben keine Geduld für Diskussionen.

Unter den Wölfen waren aber auch Menschen. In Feldgrau gekleidete Menschen, die starben, nur weil sie den Inhalt einer Konservendose mit Dickmilch für zwei Säuglinge retten wollten. Einige starben auch von der Hand ihrer eigenen Waffen-

brüder, weil sie sich gegen den Wahnsinn stellten, den der Hunger hervorgebracht hatte. Wieder andere wurden zu Tode geprügelt, weil man glaubte, sie hätten etwas Essbares in ihrem Brotbeutel versteckt, nur um danach herauszufinden, dass er leer war. Nur im Brotbeutel eines Österreichers, der an einem Fußtritt gegen seinen Kopf starb, fand man noch zwei Handvoll Krümel von Vitaminkeksen, die er zweifellos aus den Verpflegungssäcken einer seit Wochen aufgegebenen Versorgungsstelle geschüttelt hatte. Die Leute starben für Kleinigkeiten – für die Aussicht auf eine einzige Tagesration. Als alles bis zur geringsten Sprosse der kümmerlichen Gärten verzehrt war, betrachteten zwölftausend Soldaten das von den verwirrten Bewohnern verlassene Dorf.

Es waren Kadaver, die da herumirrten und auf die tragischen Reste der Existenz starrten, die ihnen geblieben war. Zwölftausend Soldaten blickten auf die Szenerie aus Plünderung und Verwüstung, im Versuch die Vergangenheit zu begreifen und einen Anhaltspunkt für die Zukunft zu finden. Sie blieben dort bis zum Abend, als drei oder vier Fahrzeuge der russischen Vorhut in das Dorf eindrangen und mit Maschinengewehren auf jeden schossen, der nicht schnell genug fliehen konnte.

Dann machten die Wagen kehrt, und die verzweifelten Wölfe verstreuten sich auf der Steppe.

Jeder floh und rannte in Richtung Westen, der die Verzweifelten anzog wie der Norden die Nadel des Kompasses. Die Steppe hatte sie aufgesogen und zerstreut. Es gab nur noch kleine Gruppen, die stur auf die rumänische Grenze zu marschierten, die so nahe und doch immer noch nicht zu sehen war. Ich gehörte zu einer dieser Gruppen. Wir waren neun. Halls und ich, immer unzertrennlich, Sperlowski, Frösch, Prinz, ein älterer Mann namens Siemenleis, der vor dem Krieg ein unbestechlicher Beamter gewesen sein musste, und drei Ungarn, mit denen jede Unterhaltung unmöglich war, die aber ebenfalls die deutsche Uniform trugen. Waren sie Freiwillige oder unter den gleichen Bedingungen wie ich Soldat geworden? Keiner wusste es. Ständig ließen sie einen Blick voller Bitterkeit und Vorwürfe auf uns ruhen, der zu bedeuten schien, dass wir in ihren Augen allein die Verantwortung für das Missgeschick des Dritten Reiches trugen, in das sie hineingezogen worden waren. Sie klammerten sich an uns als letzte Rettung, die sie in ihre ferne Heimat zurückbringen musste.

Eines Tages begegneten wir einer Reihe von Wäldchen oder Hecken, die ich wie in einem trunkenen Traum noch vor mir sehe. Dahinter lag eine ausgedehnte Wiese, die wir zu überqueren planten. Auf einer Bergkuppe sahen wir ein paar Bauten. Wir hatten entschieden, ihnen einen Besuch abzustatten, da wir immer auf der Suche nach Verpflegung waren.

Auf halbem Weg ließ uns das Brummen von Flugzeugmotoren die Nasen zum Himmel erheben. Zwei Jagdbomber kreisten auf der Suche nach Beute.

Sieben von uns warfen sich sofort in die weite Grasfläche, blieben reglos und versuchten sich unsichtbar zu machen. Zwei rannten, es waren Frösch und ich.

Mit dem Selbsterhaltungstrieb gehetzter Tiere dachte jeder nur an sich selbst. Niemand rief uns zu, um uns vor unserer Unbesonnenheit zu warnen.

Die russischen Flieger entdeckten unseren wilden Galopp und stürzten sich auf die zwei springenden Grashüpfer. Wir waren nur noch Haut und Knochen, aber in den Augen der beiden Russen waren wir dennoch ein Feind, den man dezimieren musste.

Als der Lärm eine bestimmte Stärke erreichte, warfen auch wir uns instinktiv ins Gras. Die Geschosse gingen über uns hinweg und schlugen weit vor uns ein. Als wir uns wieder aus dem Grün erhoben, in das wir das Gesicht vergraben hatten, sahen wir die zwei Schweine eine schöne Flugkurve am gewittrigen, blauschwarzen Sommerhimmel beschreiben. Keuchend legten wir einen verzweifelten Sprint ein, bis die Aasgeier wieder die Luft mit ihrem ohrenbetäubenden Lärm erfüllten. Während zweier weiterer Anläufe durchsiebten die Jabos den Boden immer zwanzig bis dreißig Meter vom Ziel entfernt. Nur zum Spaß stießen die zwei Scherzkekse ein drittes Mal auf die vor Panik zitternden und in kalten Schweiß gebadeten Landser herab. Wie durch ein Wunder erreichten wir einen unverhofften Graben.

Deutlich hörten wir, ohne sie zu sehen, den Abschuss der russischen Raketen, welche die Wände unseres Grabens umpflügten. Unsere Kameraden hielten uns für tot. Die Flugzeuge überflogen uns noch ein weiteres Mal und entfernten sich dann in der Überzeugung, unseren Spaziergängen eine Ende gesetzt zu haben. Als wir aus dem Dreck auftauchten, schrien die Kameraden ihre Freude und Überraschung heraus.

In dem Bauernhof, den die Einheimischen eine Viertelstunde vor unserer Ankunft geräumt hatten, fanden wir einen Eimer mit dampfenden Topinambur, die uns zu Ehren zurückgelassen worden waren. Wir setzten unseren Marsch fort und stopften uns dabei mit unserem glücklichen Fund voll. Zwei Tage später, nachdem wir zweimal Kartoffeln von Iwans verlangt hatten, indem wir ihnen den Lauf der Maschinenpistole auf den Bauch drückten, stießen wir auf einen endlosen Militärkonvoi, der sich in Richtung Rumänien absetzte. Wir wurden unausweichlich in ihn eingegliedert.

Dann lernten wir Rumänien mit seiner Bevölkerung kennen, die der Entwicklung der Ereignisse fassungslos gegenüber stand. Sie waren erschüttert vom Zerfall ihrer Armee und von der schmerzlichen Auflösung der einst so gepriesenen Wehrmacht.

Das Leben wurde beherrscht von einer allgemeine Panik, von rumänischen und anderen Partisanen, täglich auftauchenden Flugzeugen, Kommandos zur Nahrungsbeschaffung und rumänischen Huren, die sich um die Truppen auf dem Rückzug drängten. Sie waren so zahlreich, dass man glauben konnte, Rumänien bestünde mehrheitlich aus Prostituierten.

Zu Fuß marschierten wir täglich dreißig, vierzig, ja sogar fünfzig Kilometer, in einem Meer von Schweiß und im Fieberwahn der Enttäuschung. Wir zogen die Stiefel von den schmerzenden Füßen und gingen barfuß durch den Staub der gewundenen, kleinen Straßen, dann zogen wir die Stiefel wieder an, um sie wenig später wieder von den nackten und blutenden Füßen zu reißen. Unsere leeren Mägen knurrten. Zwischen den Plünderungen wurden Einheiten umgruppiert. Es war alles ein sinnloses Durcheinander, in dem erneut Militärpolizisten auf-

tauchten, die noch immer ihrer alten Disziplin anhingen und stets auf die Gelegenheit einer exemplarischen Erschießung lauerten. Es passierten tausend Dinge, die ich flüchtig mitbekam, aber wieder vergessen habe. Es war eine ungeheuer beschwerliche Reise. Ich erinnere mich an Umwege, ungewöhnliche Punkte, ein paar Details, die aber bedeutungslos waren in der Geschichte des Krieges. Namen von Bezirken, Namen von Dörfern, Namen von Männern und Frauen, alles ging unter in der verzweifelten, aussichtslosen Flucht …

Wieder wanderten wir durch ein schönes Land, doch Wölfe, die wir waren, dachten nur ans Fressen.

Aus dem Chaos der Erinnerung taucht ein Ereignis auf. Es taucht auf, weil es im höchsten Grade tragisch war, und es steht mir heute noch vor Augen als Symbol einer wahnsinnig gewordenen Menschheit.

Die Szene spielte sich im Gebirge in der Nähe eines Marktfleckens ab, den wir gerade durchquert hatten und der damals so ähnlich wie Arlau oder Erlau hieß. Wir schleppten uns grau vom Staub und schwitzend dahin. Wie durch ein Wunder waren wir der Eingliederung in neuaufgestellte Behelfsgruppen entgangen, und unser endloser und elender Konvoi schlängelte sich durch eine nicht enden wollende gebirgige Gegend. Der Konvoi zerfiel in mehr oder weniger große Gruppen von zerlumpten Landsern, die auf allen möglichen Karren die Reste dessen schoben, was regulär zur Ausrüstung unserer bewaffneten Einheiten gehörte.

Die unvorstellbarsten Beförderungsmittel tauchten auf. Diejenigen, die das Glück gehabt hatten, ein Fahrrad zu entdecken, selbst wenn die Bereifung fehlte, lösten sich stolz vom Rest des Fußvolks und fuhren voraus, wo sie vor uns alles mitgehen ließen, was sich als einigermaßen essbar erwies. Die feindliche Luftwaffe ließ uns in den Bergen in Frieden, wo die Gipfel und Schluchten jedes Manöver verhinderten. Hingegen waren die Partisanen hier in ihrem Element und lieferten sich stellenweise harte Kämpfe mit den ehemals organisierten Gruppen, die nun völlig zersprengt und unabhängig voneinander um ihr Überleben kämpften.

Wir waren eine dieser miserabel ausgerüsteten Gruppen, die in Richtung Heimat zogen. Hinter unseren glänzenden Augen, die tief in den dunklen Höhlen lagen, hielt uns ein Gedanke aufrecht.

Wir dachten, dass wenn es uns gelänge, den tausend möglichen Toden hier zu entgehen, dann würde die Heimat uns wie eine Mutter in ihrem Schoß aufnehmen, uns trösten und alles versuchen, damit wir die unvorstellbaren Prüfungen würden vergessen können, die wir durchlebten. Wir dachten, dass der Krieg zu Ende sein würde, sobald wir erst einmal zu Hause wären, oder dass wenigstens die Neuaufstellung der Armee den Feind daran hindern würde, die Grenzen Deutschlands zu überschreiten.

Wir hielten unbedingt an diesen Gedanken fest, obwohl man sie leicht hätte in Frage stellen können. Sie gaben unserem gegenwärtigen Leidensweg einen Sinn und hielten uns vom Selbstmord ab, den einige zuvor bereits gewählt hatten.

Die Männer, die gestern noch Landser gewesen waren, die Eliteeinheiten und Panzergrenadiere, die tausendmal dem Tod die Stirn geboten hatten, alle klammerten sich an diesen Gedanken von der Heimat, der letztendlich ein Hirngespinst war. Man musste leben, um hoffen zu können und man musste hoffen

können, um so zu leben wie wir. Täglich mussten wir uns der Hinterhalte der Partisanen erwehren und zugleich in einem mörderischen Tempo marschieren, um den russischen Verfolgern zu entkommen, die wir im Nacken spürten. Man musste auch noch wenigstens ein Minimum essen, was gar nicht so einfach war.

Unsere Gruppe bestand aus etwa einem Dutzend Männern mit vertrauten Namen. Ich sehe vor mir Schlesser, Frösch, Leutnant Wollers, Lensen, Kellermann – und schließlich Halls und mich, die wie durch ein Wunder oder eine stille Übereinkunft beharrlich zusammen geblieben waren. Halls, der sonderbar abgemagert war, schleppte seinen großen knochigen Körper auf der engen Gebirgsstraße dahin, vier oder fünf Meter vor mir. Halls marschierte oft voraus, was mir eine gewisse Sicherheit gab, auch wenn sein großer Körper schon sehr mitgenommen war. Er ging mit nacktem Oberkörper. Ein Lederriemen und ein Patronengürtel für das MG hingen ihm über die Brust. Über einer Ledertasche, die seine Habseligkeiten und drei oder vier Handgranaten enthielt, flatterte eine russische Feldbluse als Reserve für kalte Nächte in der bergigen Höhe. Der schwere Stahlhelm schien endgültig mit seinem Kopf verwachsen zu sein, und die Läuse, die sich in seinen verdreckten Haaren eingenistet hatten, mussten in Ermangelung von Licht und Luft unter dem schweren Metall bereits krepiert sein.

Viele hatten die massiven Helme weggeworfen, aber Halls behauptete, dass dies das letzte Stück wäre, das ihn noch als Angehörigen der deutschen Armee kenntlich machte, und dass man in diesen schrecklichen Zeiten unbedingt Soldat bleiben müsste, wenn man nicht vollständig den Halt verlieren wollte. Um mich solidarisch zu zeigen, hatte ich meinen Helm ebenfalls behalten, der an einer Kette an meinem Koppel baumelte.

Plötzlich schrie jemand von der Spitze, dass wir kommen und schauen sollten. Wir blickten in eine grüne Schlucht, auf deren Sohle ein mit Tarnanstrich und der Inschrift ›W.H.‹ versehenes Fahrzeug zu sehen war. Lensen sprang schon die Böschung hinunter, um es aus nächster Nähe untersuchen zu können.

»Pass auf, das kann eine Falle sein«, schrie einer

Leutnant Wollers folgte ihm. Wir duckten uns, denn wir waren überzeugt, dass die Partisanen die umgekippte Karre vermint hatten und wir unsere beiden Kameraden gleich in die Luft würden fliegen sehen. Aber aus dem Abgrund kam eine beruhigende Stimme.

»Das nenn ich einen Glücksfall! Mein Gott! Der ganze Nachschub ist da runtergefallen!«

Mehr brauchten wir nicht zu hören, schon stürzten wir alle den verheißungsvollen Abhang hinunter.

»Guck dir das an! Schokolade, Zigaretten … und Wurst!«

»Gott, der Gerechte! Da sind drei Flaschen …«

»Haltet die Schnauze!«, zischte Schlesser, »sonst kommt gleich die ganze fliehende Armee hier runter. Es ist schon ein Wunder, dass die vor uns nichts gemerkt haben.«

»Mensch, das sind lauter gute Sachen«, sagte Frösch gerührt. »Wir lassen alles mitgehen und teilen unterwegs. Beeilt euch da drinnen!«

Frösch und ein Kamerad beluden sich reichlich und kletterten wieder zur Straße hoch, um Schmiere zu stehen. Da Tausende Landser in kurzem Abstand hinter uns folgten, mussten wir alles mitnehmen, wenn wir es nicht verlieren wollten. Wir sammelten die Sachen ein, als unsere zwei Aufpasser »Achtung!« schrien.

Wir sprangen in das nächste Gestrüpp und hörten vage das Geräusch eines Motorrads. Das Geräusch entfernte sich zunächst, dann schien die Maschine zu wenden. Wir zogen uns weiter ins Geröll zurück, die kostbare Last fest an uns gedrückt. Wir waren gewohnt, uns schnell zurückzuziehen, und hatten durch Erfahrung gelernt, uns im Gelände unsichtbar zu machen, wenn ein forschendes Auge sich für unsere gefährdete Existenz interessierte. Wir hörten das Bellen eines Unteroffiziers, woraus wir schlossen, dass unsere zwei Kameraden in die Hände einer Militärpatrouille gefallen waren. Vielleicht sogar in die Hände der Feldgendarmerie.

»Die zwei Trottel haben sich mit den Flaschen im Arm erwischen lassen«, flüsterte Wollers.

»Nichts wie weg hier«, sagte Lindberg, der auch nach unten gekrochen war.

»Da steigt einer herunter«, zischte Lensen. »Es ist ein Gendarm, ich kann sein Abzeichen sehen.«

»Scheiße, los, bringen wir uns in Sicherheit!«

Es herrschte Panik. Wir verkrümelten uns im dafür günstigen Gelände und liefen, als hätten wir den angreifenden Iwan im Nacken. Fünf- oder sechshundert Meter weiter sammelten wir uns wieder im Schutz einiger Felsen.

»Ich hab die Nase voll, wegen diesen Mistviechern zu schwitzen«, stieß Halls aus. »Wenn sie den Mumm haben, uns bis hierher zu verfolgen, dann soll's mir recht sein.«

»Sei nicht blöd«, sagte Lindberg ängstlich, »was sollen sie schon mit uns machen.«

»Halt die Schnauze«, sagte mein großer Kamerad wütend, »du krepierst schon noch, bevor du dein Kaff zuhause wiedersiehst. Dich wird sich der Iwan bestimmt noch holen. Im Moment solltest du aber mal lieber an Frösch und den anderen denken, die den Gendarmen in die Hände gefallen sind.«

»Wenn ihr Hunger habt, dann könnt ihr das Zeug auch gleich auffressen«, schlug Wollers vor. »Ich hab keine Lust mehr zu kommandieren, zu schwitzen und mir vor Angst in die Hosen zu scheißen. Wenn wir verrecken sollen, dann können wir das auch mit vollem Bauch.«

Wie gehetzte Tiere rissen wir die Konservendosen und den anderen Proviant auf und verdrückten alles unter lauten Kaugeräuschen.

»Wir müssen alles aufessen«, verkündete Lensen. »Wenn die uns mit Proviant der Armee erwischen, der nicht zur Marschverpflegung gehört, dann gibt's ein Standgericht.«

»Den Wanst werden sie uns schon nicht aufschlitzen, um nachzuschauen, obwohl diese blöden Bullen imstande sind unsere Scheiße zu sezieren, nur um festzustellen, aus was sie sich zusammensetzt.«

Wir aßen eine Stunde lang, bis es uns fast wieder oben herauskam. Als es dunkel wurde, wagten wir uns durch einen Umweg zurück auf die Straße. Lensens Stiefel knirschten als erste wieder auf dem Schotter des Weges.

»Kommt, die Luft ist rein.«

Wir liefen drei- oder vierhundert Meter und kamen wieder an der Schlucht vorbei, wo wir einige Stunden vorher die Sachen gefunden hatten, die uns für den Moment die ausgehungerten Mägen stopften. Weit und breit war keine Menschenseele. Wir liefen noch zwei bis drei Kilometer, dann ließen wir uns am Straßenrand hinfallen.

»Großer Gott, das rutscht nicht«, murmelte Schlesser. »Wir sind es nicht mehr gewohnt, normal zu essen. Das haben wir jetzt davon.«

»Wir schlafen hier«, schlug ein Landser vor. »Das fördert die Verdauung.«

Gegen zwei Uhr morgens kam eine starke Abteilung vorbei und weckte uns.

»Abmarsch, ihr Bummler«, schrie ein alter Feldwebel, »sonst ist der Iwan noch vor uns in Berlin.«

Wir setzten uns wieder in Marsch. Die Jungs hatten einige Pferdekarren requiriert und wir machten ab und zu Gebrauch von diesen primitiven Fortbewegungsmitteln. Bei Sonnenaufgang erreichten wir einen Marktflecken am Hang des Gebirges. An einem Trog mit eisigem Wasser erfrischten sich ein paar Männer. Einige schliefen entlang den Mauern und Böschungen. Weiter vor uns waren andere wieder losmarschiert und setzten den Rückzug fort, in Richtung Westen, in Richtung Sicherheit, in Richtung einer Heimat, die sie erwarten würde – von deren wahrem Zustand sie jedoch nichts ahnten.

Und dann war da noch ein Baum. Ein majestätischer Baum mitten an einem gottverlassenen Ort. Ein Baum, dessen mächtige Äste den Himmel zu stützen schienen. Und an seinen Ästen hingen zwei Säcke, wie zwei leere Vogelscheuchen, die ein leichter Luftzug bewegte. Sie drehten sich langsam am Ende zweier kurzer Stricke. Wir gingen unter ihnen hindurch und sahen in die grauen, blutleeren Gesichter der Gehenkten. Wir erkannten die Züge unseres unglücklichen Freundes Frösch und seines Kameraden.

»Mach dir keine Sorgen, Frösch«, flüsterte Halls, »wir haben alles aufgegessen.«

Lindberg verbarg sein Gesicht und weinte. Mit Mühe gelang es mir zu lesen, was man auf einen Pappdeckel gekritzelt hatte, der um den gemarterten Hals von Frösch hing.

›Ich bin ein Plünderer und Verräter an meinem Vaterland.‹

Etwas abseits standen etwa zehn Gendarmen in vorschriftsmäßiger Uniform bei einem Kradgespann und einem Volkswagen. Ihre Blicke begegneten den unseren.

Fünfter Teil. Das Ende

Herbst 1944 – Frühjahr 1945

Sechzehntes Kapitel. Von Polen nach Ostpreußen

Der Volkssturm. Die Invasion

An einem Septembermorgen trafen wir uns im Hof eines großen Gutes in Südpolen wieder. Die Schrecken der vorangegangenen Tage hatten uns endgültig abgestumpft und gegenüber allem gleichgültig gemacht. Wir betrachteten die Aufgeregtheit rund um uns, als stünden wir unter Drogen. In einiger Entfernung brüllte ein Offizier eine Ansprache oder irgendeinen Lagebericht, doch wir hörten ihm kaum mehr zu. Wir schauten zum Himmel, um die Erde nicht mehr sehen zu müssen, die die Menschen trug. Nur eine Explosion oder allenfalls der Pfiff des Feldwebels hätte uns aus unserer Lethargie reißen können. Immerhin hatten wir hier wieder einen Anflug von Ordnung vorgefunden, und wir versuchten im Schutz dieses letzten Restes von Organisation wieder einigermaßen zu Kräften und innerem Halt zu kommen.

Der russische Vorstoß an der Südfront hatte Rumänien praktisch in die Hände des Feindes gebracht. Bald würde man sich in Ungarn schlagen, vor Kecskemét und dann vor Budapest.

Der Offizier, der immer noch redete, sprach von Gegenoffensive, Verbesserung der Lage, Neuformierung, sogar von Sieg. Dieses letzte Wort hatte für niemanden mehr einen Sinn. Wenn wir uns auch die kommende Niederlage nicht vorstellen konnten, so konnten wir keinesfalls mehr auf den Sieg hoffen. Wir wussten, dass wir noch zu großen Anstrengungen gezwungen sein würden, aber wir zweifelten nicht daran, dass es uns gelingen würde, den Feind vor den Toren Deutschlands zum Stehen zu bringen.

Trotz unserer Misere und Verwahrlosung, trotz der Enttäuschungen auf ganzer Linie, wussten wir, dass wir nicht völlig aufgeben konnten. Wir konnten uns die bevorstehende Katastrophe nicht ernsthaft vorstellen. Heute noch fällt es denen, die für Deutschland gekämpft haben, oft schwer die Tatsachen zu akzeptieren. Trotz unseres Glaubens daran, dass wir die Katastrophe noch würden aufhalten können, fühlten wir uns augenblicklich nicht in der Lage, den Kampf fortzusetzen. Alle brauchten unbedingt Erholung und Fronturlaub. Von den ausgemergelten Soldaten am Ende ihrer Kräfte, die auf diesem Hof herumhingen, war nichts zu erhoffen.

»General Frießner hat die Südfront wieder hergestellt«, verkündete der Offizier unentwegt. »Die Regimenter werden neu aufgestellt und durch bedeutende Reserven verstärkt. Der Feind darf nicht weiter vordringen. Ihr werdet ihn daran hindern!«

Man sortierte also die Gruppen, die Kompanien, die Regimenter. Man belud die Lastwagen mit ihnen, denn hier gab es offenbar noch Benzin. Uns von ›Großdeutschland‹ schickten sie nach Norden. Man war sehr erstaunt, uns überhaupt hier zu sehen, wo doch unsere Division oder das, was von ihr übrig war, im

Mittelabschnitt kämpfte, ja sogar mit der Heeresgruppe Nord, da sich die beiden bedrängten Armeen schließlich zusammengeschlossen hatten.

Die Lastwagen brachten uns zum Zug, der auf einer eingleisigen Strecke im Schutz eines Tannenwaldes abgestellt war. Einen Bahnhof gab es nicht. Wir stiegen auf den endlosen Konvoi, der aus Waggons aller Art zusammengestellt war. Mit den Kameraden wurde ich auf einen offenen Güterwagen verladen, ähnlich dem, der uns vor langer Zeit aus ebendiesem Polen nach Russland gebracht hatte. Heute brauchten wir nicht mehr zu befürchten, nach Russland transportiert zu werden. Für Feldgrau gab es in diesem Land keinen Platz mehr. Heute rollte der Zug nach Norden, langsam und vorsichtig. Die Strecke konnte vermint sein und vom Himmel drohten tausend böse Überraschungen. Wir fuhren bis Lodz hinauf, und in Lodz sah ich erstaunliche Dinge.

Wir blieben etwa dreißig Stunden in dieser Stadt. Die Front war nicht weit, und wie in allen Städten nahe dem Kampfgebiet fanden große Truppenbewegungen statt. Auch hier wurde – wie im Süden – sortiert und umgruppiert. Dreißig, vierzig, fünfzig Prozent der Namen, die in den Bestandslisten erschienen, wurden gestrichen, als man sie mit den geschwächten Gruppen abglich, denen sie entsprechen sollten. Dagegen tauchten Soldaten aus dem Nichts auf, Wiederauferstandene, deren Namen bereits gestrichen waren, weil sie als vermisst gemeldet worden waren.

Auch die Gruppe Großdeutschland besaß ihre Sammelstelle. Sie hatte ihr Quartier in einer von allen Waren geräumten Konditorei, in der daran anschließenden Pförtnerloge sowie in der Verlängerung eines breiten Flurs. Ein großes, korrekt bepinseltes Schild, schwarz auf weißem Grund, und ein stilisierter weißer Helm, Emblem der Einheit, hingen über dem intakten Portal, unter dem Posten in vorschriftsmäßiger Uniform Wache hielten.

»Division Großdeutschland«, murmelte Lensen, »da sind wir richtig.«

Bis wir die Stelle gefunden hatten, waren wir zuvor anderthalb Stunden lang in der von Zivilisten fast verlassenen Stadt im Kreis herumgeirrt. Leutnant Wollers übergab dem Offizier die Liste der Männer, die er unter sich hatte, mit den Nummern der Regimenter, der Kompanien und sogar der Gruppen. Wir waren ungefähr zweihundert.

»Hier ist die Liste meiner Kameraden, Herr Hauptmann.«

»Aber das sind ja Russen, die Sie mir da bringen, Herr Leutnant«, sagte der Hauptmann, während er seinen Blick über den miserabel gekleideten Haufen, der wir waren, wandern ließ.

Viele von uns trugen tatsächlich russische Steppwesten.

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Hauptmann, es gab einen Engpass bei der Kleidung.«

»Einen großen Engpass«, sagte der Offizier lächelnd. »Nun, ich schicke euch erst mal auf einen Rundgang durch die Bekleidungskammer, dann seht ihr ja, ob was übrig ist. Lange werdet ihr nicht hierbleiben, ihr müsst euch beeilen.«

In einer angrenzenden Straße fanden wir das besagte Magazin, das alles in allem noch viel besser ausgestattet war als die Kleiderkammern der normalen Divisionen. Wir waren halt immer noch eine Eliteeinheit. Einige unserer Leute konnten so mit dem Notwendigsten versorgt werden. Während wir geduldig warteten, sahen wir einen Teil eines neuen Volkssturm-Bataillons in den Hof einer großen Fabrik schwärmen. Uns fielen fast die Augen heraus beim Anblick der Gestalten, aus denen dieses Bataillon gebildet worden war. Hier hatte der Führer die letzten Reserven mobilisiert, Jungen, die gerade den Windeln entstiegen waren, und Greise, die zu Napoleons Zeiten einberufen worden waren.

Gebeugte, krummbeinige Gestalten von sechzig oder fünfundsechzig Jahren, denen die feldgraue Uniform in Falten herunterhing, standen da mit dem Karabiner über der Schulter. Aber noch erstaunlicher waren die Jungen. Wenn wir, die wir unser achtzehn-, neunzehn- oder zwanzigjähriges Leben durch so viele Gefahren bewahrt hatten, von ›Jugend‹ sprachen, dann dachten wir an die Kindheit, nicht an die Zeit des Erwachsenwerdens, in der wir selbst uns noch immer befanden, ungeachtet unserer verlorenen Illusionen. Es handelte sich wirklich um Kinder, die dort Seite an Seite mit den kläglich dreinblickenden Greisen gingen. Kinder, von denen der Älteste knapp sechzehn sein mochte. Aber ich lüge nicht, wenn ich behaupte, dass manche kaum dreizehn waren. Man hatte sie hastig in gebrauchte Uniformen gesteckt, die für deutlich größere Männer bestimmt waren, und mit einem Gewehr bewaffnet, das fast genauso groß war wie sie selbst. Das hatte etwas Komisches und zugleich Herzzerreißendes. In ihren Augen stand eine Sorge, wie sie die Stöpsel bei Schulbeginn haben. Keiner von ihnen konnte sich auch nur im Entferntesten ausmalen, was sie erwartete. Manche lachten und machten Radau, wobei sie völlig die ohnehin nicht zu ihrem Alter passende militärische Ausbildung vergaßen, die man ihnen in knapp drei Wochen hatte angedeihen lassen. Rührende Details unterstrichen den ersten Akt der Tragödie, in die diese Kinder hineingezogen werden sollten. Viele trugen in der erst vor kurzem von Schulsachen geleerten Mappe Proviant oder Kleidungsstücke, die eine mütterliche Hand hineingestopft hatte. Sie tauschten sogar Sacharinbonbons aus, die gemäß der Lebensmittelzuteilungen nur Kindern unter dreizehn Jahren zustanden. Und die Alten, mitten unter dem jungen Gemüse, schauten ihnen verständnislos zu.

Was wollte man mit diesen Truppen anfangen? An welchem Ort würde man sie einsetzen, und was würde man von ihnen erwarten? Wie sollten sie Krieg führen? Auf diese Fragen fanden wir keine Antwort. Würde man sie nur opfern, um die Rote Armee ein wenig aufzuhalten, mit der jeder Vergleich auf tragische Weise lächerlich erscheinen musste? Würde der totale Krieg auch diese Kinder verschlingen? Wer würde über diesen Wahnsinn oder letzten Einsatz eines Tages urteilen? Eine lange Stille hatte sich auf uns gesenkt. Wir konnten nichts anderes tun als zuhören und den jugendlichen Kindern bei den letzten Augenblicken ihres Lebens zuzusehen.

Einige Stunden später wurden wir zu einem neuen Sammelpunkt in einem Ort namens Medau, ein paar Kilometer von der Weichsel entfernt, in Marsch gesetzt. Wir stießen auf eine große Formation unserer Stammdivision, die uns so lange im Süden im Stich gelassen hatte. Wir fanden sogar unser Regiment und einige bekannte Offiziere wieder. Die Hilfstruppen unserer selbständigen Einheit hatten Wunder an Einfallsreichtum vollbracht, um in dieser Unordnung eine vollwertige Organisation aufrechtzuerhalten. Überrascht stellten wir fest, dass

die Division Großdeutschland noch eine beträchtliche Schlagkraft hatte, und das hob ein wenig die Moral.

Wir klammerten uns an alles, was uns irgendeine Form von Stabilität bot, um nicht die ganze Tragödie anerkennen zu müssen, die uns umgab, und die bescheidene Wahlmöglichkeit zwischen verzweifeltem Kampf, Gefangenschaft oder einem schnellen Ende. Wir fanden hier an den Ufern der Weichsel, sozusagen an der Wiege aller Feindseligkeiten, Kompanien vor, die aus den eben beschriebenen Jungspunden neu formiert und uns eingegliedert worden waren, um die klaffenden Löcher zu stopfen, die der Krieg in unsere Elitedivision gerissen hatte. Wir fanden aber auch bekannte Gesichter wieder, namentlich das von Wiener, dem Alten, der mindestens so überrascht war wie wir, dass wir alle noch am Leben waren.

»Wir sind wirklich nicht kleinzukriegen!«, rief er. »Als ich euch an der zweiten Dnjeprfront zurückgelassen habe, sah alles so finster aus, dass ich nicht gedacht hätte euch jemals wiederzusehen.«

»Es fehlen ja auch einige«, bemerkte Wollers.

»Aber es sind auch noch welche übrig, bei Gott, Leutnant!«

Wir berichteten Wiener vom Tod Wesreidaus und von Frösch. Der Alte nannte seinerseits einige Namen, die wir abschreiben mussten. Tiefste Trauer legte sich auf unsere hohlen Gesichter, ohne dass sich deren Ausdruck verändert hätte. Wir bedrängten August Wiener mit Fragen über Deutschland, über das zivile Leben daheim und in den Städten. Wir alle hatten tausend Gründe besorgt zu sein. Jeder hing an den Lippen unseres Freundes und versuchte zu verstehen, was seine unzureichende Sprache nicht ausdrücken konnte.

»Ich bin in Polen behandelt worden«, erzählte der Alte. »Im Lazarett von Kansea. Ich hatte so viel Blut verloren und war so schwach, dass sie mich zwei quälend lange Tage fast aufgegeben hatten. Ich hätte nie geglaubt, dass dieses Hundeleben mir so treu sein würde. Es hätte so einfach sein können … ein Schnaufer und hopp, in die Grube. Fertig. Aber nein, acht oder zehn Tage habe ich gejammert, an zweien besonders. Infektion, Transfusion, Desinfektion, neue Infektion – und da bin ich wieder, bei euch in diesem Scheißherbst. Aber ich vertrage die Feuchtigkeit und die kalten Nächte nicht mehr so gut. Ich habe Rheuma – ein Verdammtes Verhängnis.«

Der Alte erzählte weiter mit ungebrochenem Galgenhumor.

»Aber du warst doch Rekonvaleszent, du hattest doch bestimmt Urlaub, oder?«

»Ja, sicher, Halls, ich war in Deutschland. Auf ›Genesungsurlaub‹. Haha! In Frankfurt, Jungs! Aber nicht am Main, an der Oder. Ich hätte weiterfahren können, aber ich hatte keinen Grund, woandershin zu fahren. Wir waren in einer Mädchenschule untergebracht, leider ohne Mädchen! Die Verpflegung war ziemlich schlecht, aber man hat uns wenigstens in Ruhe gelassen. Habt ihr eigentlich gemerkt«, fragte der Alte lachend, »dass mir ein Ohr fehlt?«

Tatsächlich, ihm fehlte das rechte Ohr, und der Schädel sah an dieser Stelle fast glänzend aus, überzogen von einer blassrosa Haut, die zum Zerreißen gespannt wirkte. Wir hatten es alle gesehen, ohne ihn darauf anzusprechen. Es gab hier so viele Soldaten, denen irgendetwas fehlte, dass niemand mehr groß darauf achtete.

»Tatsächlich«, erklärte Prinz, »von dieser Seite könnte man glauben, du bist tot.« Der Alte lachte höhnisch.

»Wenn man nur noch von Toten umgeben ist, dann sieht man sie irgendwann überall.«

»Hör mit dem Blödsinn auf«, schnauzte ihn Solma an, »erzähl uns von daheim.«

»Ach ja, richtig …«

Es trat eine lange, nicht enden wollende Stille ein.

»Ihr dürft euch nicht zu große Illusionen machen, Jungs, zuhause schieben sie auch keine ruhige Kugel mehr.«

»Wie sieht es in Frankfurt aus?«, warf Feldwebel Sperlowski ein und schob die anderen beiseite. (Er stammte aus Frankfurt, wahrscheinlich wohnte seine Familie noch dort.)

Der Alte wich seinen Blicken aus und wurde nachdenklich.

»Die Schule lag auf der anderen Seite der Oder, am Ostufer, auf einem Hügel. Man konnte einen großen Teil der Stadt sehen … Sie war grau. Grau wie ein abgestorbener Baum. Hohe Mauern ragten auf, geschwärzt von früheren Bränden. Und da drinnen hausten die Menschen, wie die Landser in den Schützengräben.«

Sperlowski hörte zu, und sein Gesicht zuckte vor Aufregung.

»Aber die Jäger, die Flak … Wehrt sich denn niemand gegen diese Schweine?«, stammelte er völlig durcheinander.

»Doch, sicher, aber das steht in keinem Verhältnis …«

»Machen Sie sich nicht zu viele Sorgen, Sperlowski«, wagte Wollers einzuwerfen, »Ihre Familie ist sicher aufs Land evakuiert worden.«

»Aber nein«, rief der Feldwebel völlig verzweifelt, »meine Frau hat mir geschrieben, dass sie vor Ort dienstverpflichtet ist. Niemand darf seinen Arbeitsplatz verlassen.«

Wiener sah sehr wohl, welche Verzweiflung er bei denen provozierte, die auf beruhigende Nachrichten gehofft hatten, aber es schien ihn nichts mehr zu kümmern.

»Das ist der totale Krieg«, fuhr er fort. »Er ist unmenschlich. Niemand bleibt verschont, und als deutsche Soldaten müssen wir eben alles ertragen können.«

Sperlowski hatte sich entfernt, mit abwesendem Blick, die Gedanken durcheinander, der Schritt unsicher wie bei einem Betrunkenen.

Der deutsche Soldat musste eben alles ertragen können in dieser Welt, die er selbst geschaffen hatte. Und er war nur für diese Welt gemacht. Für alles andere war er ungeeignet. Lensen war starr wie ein Stein, er lauschte dem Alten, und sein Gesicht zeigte eine verbissene Härte.

»Gilt das für alle unsere Städte?«, fragte der ängstliche Lindberg.

Er dachte sicher an seine Heimatstadt und seinen Bodensee.

»Davon weiß ich nichts«, antwortete der Alte, »aber möglich ist es.«

»Wenigstens kann man sagen, dass du weißt, wie man die Moral hebt«, warf Halls genervt ein.

»Willst du die Wahrheit wissen oder willst du Gefasel hören?«

Ich war wie benebelt. Schutt hier, Trümmer dort … unsere Existenz lag in Ruinen. Ich konnte nicht mehr stärker enttäuscht werden. Doch ehe ich die leidende Welt beklagen konnte, musste ich erst einmal mein eigenes Gleichgewicht wiederfinden. Ich dachte freilich an Paula, aber ich hatte so lange keine Nachrichten von ihr, dass ich mich fragte, ob ich überhaupt noch in der Lage wäre, einen plötzlich ankommenden Brief ordentlich zu lesen. Die schlechten Nachrichten sammelten sich auf mir, wie das Wasser, das aus einer Dachtraufe in einen Eimer rinnt. Irgendwann fließt der Eimer über, und sämtliche Wasserfälle der Welt ändern nichts an seinem Fassungsvermögen.

Wir fanden uns kurz darauf in einem der wenigen Züge wieder, die in dieser Gegend noch verkehrten, und rollten durch den ersten Raureif des dritten Kriegswinters in Richtung Ostpreußen. Für manche war es der fünfte oder der sechste. Wir fuhren bei Nacht und ohne Lichter, denn die russische Luftwaffe, die unsere Stützpunkte in Polen besetzt hielt, war bei Tag besonders angriffslustig. Wir fuhren in Richtung Preußen, Litauen, Lettland und Kurlandfront, wo sich die Überbleibsel einiger deutscher Divisionen noch immer hielten.

Durch die Dunkelheit und den dichten Nebel konnten wir riesige Menschenmassen erkennen, die sich zu Fuß durch die einsamen Weiten Nordpolens bewegten. Wir dachten zuerst an marschierende Infanterieeinheiten, doch als wir nahe genug vorüberfuhren, konnten wir sehen, dass es sich um Zivilisten handelte. Tausende von Zivilisten auf dem Exodus, auf der Flucht durch Nacht und Nebel vor der roten Horde, die man schon im Nacken fühlte. Wir konnten uns nicht damit aufhalten den Leuten zuzusehen, aber wir konnten uns ihre Lage sehr gut vorstellen.

Dann fuhren wir über die preußische Grenze. Wir warfen einen Blick auf das Land, in dem Lensen und auch Smellens zu Hause waren, zwei echte Preußen, die sich plötzlich wieder auf heimatlichem Boden befanden. Lensen war aufgestanden und lehnte sich aus der kleinen Tür des Güterwagens, um sein Land besser sehen und aufmerksam betrachten zu können. Uns ließ es ziemlich kalt. Für uns sah es kaum anders aus als in Polen. Vielleicht gab es etwas mehr Seen und immer noch viele Wälder.

»Das müsste man verschneit sehen«, rief Lensen, der plötzlich sein Lächeln wiedergefunden hatte. »So wirkt es gar nicht.«

Da wir weiter schweigsam und mürrisch blieben, fuhr Lensen uns an.

»He, was ist los? Ihr seid in Deutschland, Herrgott, wacht auf! Wie lange habt ihr euch das gewünscht!«

»In Ostdeutschland! Wir sind ganz im Osten, fast an der Front. Übrigens weiß ich nicht, ob es euch bewusst ist, aber ich habe einen Kompass und stelle fest, dass wir nach Nordosten rollen. Das ist überhaupt nicht gut«, bemerkte Wiener.

Lensen wurde einmal mehr rot vor Zorn.

»Ihr seid nichts als räudige Hunde«, brüllte er wie ein Verrückter. »Ihr Defätisten seid schuld an der ganzen Misere. In euren weichen Birnen ist der Krieg schon verloren, aber ihr müsst euch verdammt nochmal wehren! Ob ihr wollt oder nicht.«

»Halt's Maul«, schrien fünf oder sechs Stimmen. »Die sollen uns ein normales Soldatenleben führen lassen, dann gewinnen wir wieder die Oberhand.«

»Nein, Hunde seid ihr. Seit ich euch kenne, seid ihr am Jammern. Seit Woronesch ist für euch der Krieg verloren.«

»Aus gutem Grund«, sagte Halls.

»Ihr werdet kämpfen, das sage ich euch, um jeden Preis, denn es gibt keinen anderen Ausweg.«

Der Alte richtete sich auf.

»Wir werden schon kämpfen, Lensen, denn keiner kann hier den Gedanken an die Niederlage ertragen. Leider haben wir auch keine Alternative mehr. Ich jedenfalls kenne keine. Ich bin Teil einer Maschine geworden, die in eine Richtung walzt, aus der sie längst nicht mehr umkehren kann. Ich bin zu lange dabei, verstehst du.«

Sprachlos sahen wir den Alten an. Wir hatten alle gedacht, dass der Alte imstande wäre, sich an jede andere Lebensweise zu gewöhnen. Und jetzt verkündete ausgerechnet er, dass der Krieg, der ihn schon so viel gekostet hatte, so sehr zu seinem Leben geworden war, dass er sich nichts anderes mehr vorstellen konnte.

Lensen brummte weiter vor sich hin, und wir blieben ratlos hinsichtlich der Zukunft, die der Alte, dem wir immer großes Vertrauen entgegenbrachten, angedeutet hatte. Was mich anging, so erschien mir Frankreich, von diesem Preußen aus gesehen, durch das wir jetzt fuhren, in bedeutungslose Ferne gerückt. Diese Sache, von der Wiener eben gesprochen hatte, das war die meine. Und trotz allem, was ich mitgemacht hatte, fühlte ich mich eng mit ihr verbunden. Ich wusste, dass der Kampf immer ernster werden musste und wir uns auf schreckliche Dinge würden einstellen müssen. Ich fühlte mich, ohne Zwang, solidarisch mit meinen Kameraden. Ich sah ernst und gefasst meinem Ende entgegen, ohne allzu sehr zu zittern. Es war wie ein schmerzlindernder Schleier, der langsam auf mich fiel und meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ängste dämpfte. Mein Kopf schien von einem dichten milchig-weißen Nebel erfüllt, ohne Fröhlichkeit zwar, aber dafür wurde alles plötzlich so leicht … Ob die Anderen das Gleiche empfanden? Ich konnte es nicht genau sagen, doch schienen wir alle von einer ähnlichen Gelassenheit zu sein.

Wir fuhren mehrere Stunden mit verlangsamtem Tempo. Dann hielt der Zug im grauen Licht eines nebligen Morgens. Kommandos riefen uns aus den Waggons, und wir erreichten ein Lager aus Holzbaracken, dem man noch die stramme militärische Organisation anmerkte, die man seit neuestem aufgegeben hatte. Man gönnte uns eine Stunde Ruhe, und wir bekamen einen Becher heißes Wasser, in dem einige Sojabohnen schwammen.

»Wenn ich daran denke, dass es Leute gibt, die sich wegen des Futters freiwillig zur Armee melden«, murmelte ein Soldat.

»Von denen kann es nicht mehr allzu viele geben in diesen Zeiten«, antwortete eine Stimme. »Die meisten machen es nicht mehr lange genug, um überhaupt darauf hoffen zu können Offizier zu werden. Selbst zum Obergefreiten reicht kaum noch die Zeit, und man bekommt die ersten Streifen meist schon posthum.«

Einige konnten trotz der Tragik darüber lachen. Dann ließ uns ein Major, wahrscheinlich der Lagerkommandant, antreten und schwang eine Rede.

»Stolze Soldaten der Division Großdeutschland«, titulierte er uns. »Eure Ankunft in unserem Abschnitt erfüllt uns mit großer Freude. Wir kennen eure Tapferkeit im Kampf, und wir wissen diese Unterstützung sehr zu schätzen. Eure Kameraden von den Infanterieregimentern, die in den polnischen Wäldern nahe unserer Grenze kämpfen, empfinden gewiss das Gleiche, was ich hier zum Ausdruck bringe. Dass ihr hier unter uns seid, gibt uns mächtigen Auftrieb und hilft uns bei der schwierigen Aufgabe, die uns zufällt: die Verteidiger der deutschen und europäischen Freiheit zu sein. Eine Freiheit, die uns die Bolschewiken mit den abwegigsten Mitteln zu entreißen suchen. Heute mehr denn je muss unsere Eintracht im Kampf total und entschieden sein. Mit euch gemeinsam werden wir den entscheidenden Wall errichten, der der sowjetischen Meute Einhalt gebietet. Denkt daran, deutsche Soldaten, dass ihr die Vorkämpfer der europäischen Revolution seid und dass ihr stolz sein müsst, für diese Aufgabe auserwählt zu sein, sei sie auch noch so schwer. Ich wünsche euch also den größten Ruhm und übermittle euch die Glückwünsche des Oberkommandos und des Führers. Fahrzeuge und Lebensmittel sind eigens zu eurer Verfügung bereitgestellt, um euch zu helfen, eure Mission zu vollenden. Ich bin sicher, dass solange ein deutscher Soldat Wache hält, kein Bolschewik unseren Boden betreten wird. Heil Hitler!«

Wir sahen den strammen Major in seiner schönen Uniform verdattert und benommen an und versuchten den Schleier der Ahnungslosigkeit zu zerreißen, der uns offenbar unseren wahren Wert verbarg.

»Heil Hitler!«, brüllte ein Feldwebel, als er sah, dass der Gruß, den wir dem Major erwidern mussten, nicht auf Anhieb kam.

»Heil Hitler!«, schrien wir alle.

Dann durften wir uns rühren.

»Ich hör wohl nicht recht«, murmelte Kellermann. »Der hat uns gebraucht, damit wir seine Moral stärken?«

»Schnauze!«, zischte Prinz, »es kommt noch eine Rede.«

Diesmal war es ein Hauptmann, der das Wort ergriff.

»Ich habe die Ehre, zwei Drittel eures Regiments unter mein Kommando zu nehmen und an meiner Seite ins Feuer zu führen.« Jeder wusste, was uns erwartete, aber bei diesem Satz mussten wir doch schlucken. »Die gesamte Division wird in einem etwas weiter nördlich gelegenen Abschnitt operieren. Sie wird in mehrere Teilabschnitte aufgeteilt werden, um breit gestreute Vorstöße gegen den hier besonders starken russischen Keil vorzutragen. Ich erwarte von euch größte Tapferkeit und dass ihr über euch hinaus wachst. Wir müssen den Russen in diesem Abschnitt zum Stehen bringen. Jede Nachlässigkeit, jeder Mangel an Kaltblütigkeit ist unverzeihlich. Drei Offiziere können in jedem Augenblick ein Kriegsgericht bilden und auf der Stelle das Urteil vollstrecken ...« (Frösch, mein armer Frösch! Wie viele waren es, die beschlossen, dich zu hängen?) »Wir werden hier siegen oder ewig mit der Schande leben. Niemals, hört ihr, niemals wird ein Bolschewik deutschen Boden betreten. Jetzt, Kameraden, habe ich gute Nachrichten für euch. Es gibt Post, Auszeichnungen und für manche auch Beförderungen. Bevor ihr eurer Freude freien Lauf lasst, müsst ihr euch aber

im Magazin melden, um Proviant und Munition in Empfang zu nehmen. Wegtreten! Heil Hitler!«

Wir zerstreuten uns, ohne die Situation klar zu erfassen.

»Das wird was Schönes geben«, sagte ich.

»Eine Drecksau ist das, die uns wünscht, dass wir alle krepieren«, knurrte Halls.

Wir standen jetzt in einer endlosen Schlange vor einer großen Baracke.

»Und so was soll Wesreidau ersetzen. Ich sage euch, da wird was auf uns zukommen, das so noch nicht dagewesen ist, Prinz.«

»Unmöglich, wir haben alles gesehen.«

»Das ist ein Irrer«, murrte Halls.

»Nein, er hat recht«, warf einer hinter uns ein.

Wir drehten uns bestürzt um.

»Er hat recht«, fuhr der Alte fort, »wir stoppen sie hier oder niemals. Ich kann euch das nicht so ohne Weiteres erklären, aber er hat recht.«

In zunehmender Verwirrung musterten wir wortlos unseren Kameraden, ohne seine plötzlich geänderte Haltung zu verstehen.

»Ich komme darauf zurück«, fuhr Wiener fort. »Ich komme darauf zurück. Im Moment könnt ihr das noch nicht begreifen.«

> Liebe Paula!
>
> Ich lese gerade Deine verzweifelt erwarteten Zeilen, lese immer wieder Deine Sätze, und vergesse dabei den kalten Boden ebenso wie den Osten, in dem es bedrohlich grollt.
>
> Dein Brief ist wie ein Wunder des Himmels in meinen Händen.
>
> Von der normalen, bürgerlichen Welt, von der wir uns hier scheinbar für immer losgesagt haben, erwarte ich nichts mehr. Ich lese Deine Zeilen, wie unser Kamerad Smellens, der das Glück hat, gläubig zu sein, seine Gebete aufsagt.
>
> Aber Gebete sind nichts als ein bisschen Wodka, sie lindern die Kälte für einen Augenblick. In Wirklichkeit kann uns nichts mehr retten, Paula.
>
> Wir spüren hier täglich, wie schrecklich relativ das Glück ist. Für uns liegt es schon allein im Anbruch des Tages, der die nächtlichen Gedanken ans Sterben verscheucht.
>
> Ich bin zum Obergefreiten befördert worden, und obwohl der Streifen noch in meiner linken Jackentasche steckt, fühle ich mich wichtiger als zuvor.
>
> Ich glaube, wir sind in diesen schwierigen Augenblicken zu echten Männern geworden.
>
> Noch immer höre ich das Grollen aus dem Osten, Paula ... Vielleicht ist es aber nur der Wind.
>
> Ich würde gern noch mehr von Dir lesen ...

Seit mehreren Tagen schon führten wir wieder Rückzugsgefechte. Niemals sollte ein Russe deutschen Boden betreten, hatte es geheißen. Dennoch waren drei

starke sowjetische Armeen an fünf oder sechs Punkten bereits etwa fünfzig Kilometer auf unserem so heiligen Boden vorgedrungen. Diese drei Armeen hatten die Verteidiger, die mit allem kämpften was sie hatten, einfach niedergewalzt. Die Überlebenden schleppten das letzte Material, das noch rechtfertigte, dass sie sich als Soldaten bezeichneten, mit bloßen Händen durch die Herbstlandschaft.

Zu meinem großen Bedauern kann ich das Chaos dieser bitteren Stunden nicht in allen Einzelheiten vergegenwärtigen. Aber ich kann schon auf das Ende von Kameraden wie Prinz, Sperlowski und Solma hinweisen, auch von Lensen, der entgegen dem Anschein ein wirklicher Freund war. Ich will ihn ehren, indem ich die Tragödie seines Endes schildere, die ich neben so vielen anderen heute noch klar vor mir sehe und die gleichsam für alle anderen stehen soll. Was immer Lensen in gewissen Momenten von mir gedacht haben mochte, ich bin davon überzeugt, dass er für uns alle und für sein Land, das er zu verteidigen glaubte, ein sehr tapferer Mensch war, der ohne zu zögern sein Leben geopfert hätte, um den Geringsten von uns zu retten. Seine Ende beweist dies übrigens zur Genüge, und ich verdanke ihm vielleicht die Möglichkeit, diese Zeilen heute in Ruhe schreiben zu dürfen.

Lensen hätte das heutige Leben und alles, was die ehemaligen Kämpfer an der Ostfront heute zugeben und einräumen müssen, sicherlich niemals akzeptieren können. Ganz wie der Befehl, für den er gestorben war, war seine Haltung nicht zu ändern. Menschen, die eine Idee ganz und gar verinnerlicht haben, können nur durch diese Idee und für diese Idee leben. Jenseits davon gibt es für sie nichts als ihre Erinnerung.

Unsere Operation zur Entlastung der Kurlandfront war gescheitert. Die Sowjets hatten auf ihrem unaufhaltsamen Vorstoß an mehreren Punkten die Ostsee erreicht. Wo genau, das könnte ich nicht mehr sagen. Auf jeden Fall war die Nordfront nun in zwei Teile gespalten. Ein Teil lag im äußersten Norden, um die Rigaer Bucht in Lettland, zumindest bis Libau. Der andere Abschnitt, wo auch wir lagen, musste eine immer schmaler werdende Front in Preußen und Litauen halten, die sich im Süden an die Weichsel klammerte, wo sich erbitterte Kämpfe abspielten.

Unsere Division, die sich in viele kleine Kampfgruppen aufgespalten hatte, die den Feind durch Attacken von allen Seiten stören sollten, hatte größtenteils erfolglose Offensiven unternommen und musste hastig zur Verteidigung übergehen. Zu diesem Zeitpunkt versuchte die Division sich hektisch neu zu gruppieren, um etwa sechzig Kilometer weiter nordwestlich eine Verteidigungslinie aufzubauen. Die schlechten Straßen, der Treibstoffmangel, der Schlamm und die problematischen Verbindungen verlangsamten schließlich ein Manöver, das unter besseren Bedingungen keinerlei Zeitverlust verursacht hätte. Außerdem musste man mit der immer aktiveren feindlichen Luftwaffe rechnen, deren Einsätze eine verhängnisvolle Verwirrung in unsere bereits geschwächten Kolonnen brachte. Von großen geschlossenen Kolonnen rieten unsere Offiziere übrigens ab. Wir sollten unseren Rückzug in kleinen Gruppen durchführen, während das Hauptquartier immer wieder Umgruppierungen anordnete. Der Gedanke unserer Offiziere war insofern richtig, als wir den feindlichen Luftwaffenverbänden so

weniger Angriffsfläche boten. Wenn andererseits eine feindliche Panzerabteilung zwei oder drei versprengten Kompanien in den Rücken fiel, waren die Überlebenschancen der letzteren mehr als fraglich. So kam es in einem aus verstreut liegenden Gebäuden gebildeten kleinen Dorf zu einem Drama, das den Namen unserer Gruppe beinahe aus der Stammliste der Division gelöscht hätte.

»Hier bin ich schon mal durchgekommen«, schwor Lensen, den das Heimweh gepackt hatte. »Ich bin mir ganz sicher. Es sieht zwar alles so anders aus, dass ich gerade nichts im Besonderen wiedererkenne, aber ich weiß, dass da drüben die und die Dörfer liegen.« (Er nannte einige Namen.) »Seht ihr, Jungs«, fuhr er fort, »ungefähr hundert oder hundertzwanzig Kilometer von hier liegt mein Dorf.« (Er wies nach Südwesten.) »Da drüben liegt Königsberg, ich war öfter dort. Einmal waren wir auch in Cranz, da herrschte ein Sauwetter, aber gebadet haben wir trotzdem.«

Er lachte, und wir hörten ihm zu.

Trotz des deprimierenden Rückzugs, trotz der lähmenden Kälte war Lensen auf seinem heimatlichen Boden wieder aufgelebt. Er allein füllte die beängstigende Stille rings um dieses Dorf, das tags zuvor von seinen Bewohnern geräumt worden war. Dreihundert Landser, todmüde von einem am frühen Morgen begonnenen Marsch über zwanzig Kilometer durch aufgeweichtes Gelände, hockten mehr oder weniger verstreut in der Gegend herum und warteten geduldig auf die ungewisse Essensausgabe, die es um elf Uhr geben sollte. Lensen ging als Einziger entlang der Stallmauer auf und ab, wo jeder seinen Hintern auf die Steine unter der Dachkante gesetzt hatte, die uns vor dem zeitweiligen Regen schützte. Wir hörten Lensen zu. Im Südosten waren in unregelmäßigen Abständen die mehr oder weniger dumpfen Detonationen zu hören. Wir schenkten ihnen keine Aufmerksamkeit mehr. Diese Geräuschkulisse war zum Hintergrundrauschen unserer Existenz geworden. Alles, was sich nicht in einem Umkreis abspielte, der eine unmittelbare Gefahr darstellte, rief bei den Landsern keine Reaktion mehr hervor. Abgesehen von dem dumpfen Getöse im Osten war alles still. Wir waren damals ein wenig wie die Menschen heute, die Ruhe und Frieden nicht mehr genießen können, ohne dass dabei ständig ein Plattenspieler läuft. Vielleicht fürchten sie ja die wirkliche Stille. Was uns betraf, so hatten wir leider keinen Einfluss auf die Intensität der Geräuschkulisse, und im Grunde hätten wir gern darauf verzichtet.

Außer dass Lensen redete, geschah also erst einmal nichts. Fünfundzwanzig Meter von mir entfernt bereiteten sechs Mann die Essensausgabe vor. Etwas weiter weg verrichteten einige in einer Gruppe mit großem Ernst ihre Notdurft. Die anderen ruhten sich wie gesagt aus, die Augen halb geschlossen oder dösend nach all den Strapazen. Der melancholische Herbst brachte uns eine feuchte Frische. Wir hatten so viel Mühsal und Elend durchgemacht, dass wir mittlerweile Bedingungen schätzen konnten, die heutzutage die Wohlfahrt auf den Plan rufen würde.

Trotz unserer Benommenheit nahmen wir wahr, dass manche leise vor sich hin litten oder weinten. Verwundete wimmerten, andere starben. Doch das hielt keinen mehr vom Schlafen ab, wann immer es die Möglichkeit dazu gab.

Die Ersten fassten ihr Essen: eine Wurst in Cellophanhülle, gefüllt mit Sojapüree, für je zwei Mann und selbstredend kalt. Im Verlauf des Rückzugs hatten die Jungs vom Küchendienst in rührendem Pflichteifer verrunzelte Äpfel gesammelt. Sie hatten damit den Beiwagen eines Krads gefüllt und teilten sie jetzt an die Kameraden aus.

Drüben sprangen vier Soldaten über einen Zaun. Sie schienen außer Atem. Als sie die Gebäude erreicht hatten, wo wir dösten, fuchtelten sie heftig mit den Armen. Einer von ihnen sagte, ohne besonders die Stimme zu erheben: »Der Iwan!«

Mit einem Schlag sprang der ganze schläfrige Haufen auf. Wir wussten, was für eine tödliche Gefahr in den nächsten Minuten liegen konnte. Mit dem Instinkt von gejagten Tieren stoben wir in alle Richtungen davon. Jeder rannte dorthin, wo er auch nur ein Minimum an Deckung zu finden hoffte. Diejenigen, die das Glück gehabt hatten, ihre Essensration zu bekommen, schlangen sie hastig hinunter. Leutnant Wollers war eben zu uns gestoßen. Wir hockten in einer Mauernische unter dem Schutz eines Daches. Sein Funkgerät, das er immer bei sich trug, gab den Alarm bereits durch. Wir warteten schweigend etwa zehn Minuten. Nichts tat sich. Dennoch waren die Russen wahrscheinlich nicht weit, denn unsere Wachen hatten Schützen zu Fuß gemeldet. War es ein Zug? Ein Trupp? Ein Regiment oder zehn? Diese Frage konnte niemand beantworten. In aller Eile wurden Patrouillen gebildet. Wir mussten herausbekommen, ob wir einer unbedeutenden Gruppe Widerstand leisten sollten oder uns schnell von einer beträchtlichen Meute absetzen müssten.

Die sechs Mann, die um Wollers herumstanden, wurden in Richtung Zaun geschickt, von wo unsere Wachposten aufgetaucht waren.

Ich gehörte zu diesem Trupp.

Zwei weitere Gruppen gleicher Stärke wurden in andere Richtungen geschickt. Meine Angst hier noch einmal zu beschreiben ist nicht notwendig und würde wie ein Wiederkäuen aussehen. Sie war die Gleiche, die ich in Utscheni, in Bjelgorod, in der Halle mit den Partisanen etc. verspürt hatte.

Wie die anderen hatte ich mich damit abgefunden. Die Angst gehörte eben zu den unliebsamen Momenten der Existenz, wie wenn man von einem Wecker aus dem Schlaf gerissen wird, der einen an eine unangenehme Verpflichtung erinnern will. So ähnlich jedenfalls, aber multipliziert mit hundert.

Wir liefen an der anderen Seite des Stalls entlang, vor dem wir gerade noch gedöst hatten, und kamen in ein freies Gelände, auf dem alte Dachbalken gestapelt waren.

Wir kannten die Gefahr genau, und eine dumpfe Angst, die unseren Puls aber kaum mehr beschleunigte, ließ uns den Tod hassen und für Momente auch herbeisehnen. Der Karabiner lag in meiner Hand wie ein wertloser Gegenstand, auf den ich mich nicht mehr verlassen konnte.

Früher, wenn wir durch ein Dorf in Polen oder Russland gezogen waren, wie sehr hatte ich ihm da vertraut! Hatte ich mich nicht unter dem Gewicht des Stahls und des hölzernen Schafts unverwundbar gefühlt? Heute schien es unmöglich, mit diesen Waffen noch irgendeine wirksame Verteidigung zu organisieren.

Wir überquerten das Gelände und kamen zu einer Häusergruppe. Dort teilten wir uns in zwei Dreiergruppen und rückten mit der Vorsicht eines Minenräumkommandos weiter vor. Um eine Hausecke herum hatten wir einen weiteren Ausblick. Den Horizont säumte eine Reihe von fast astlosen Tannen. Dahinter verlief eine Straße, und auf dieser Straße war deutlich eine Reihe von Gestalten zu erkennen. Aus noch größerer Entfernung schienen sich weitere zu nähern.

»Das sind drei- oder vierhundert«, murmelte mein Kamerad. »Sehen wir mal drüben nach.«

Wir gingen zurück hinter das Haus, an dem wir gerade entlanggekommen waren. An seinem Ende hob sich eine Reihe von Teerfässern schwarz von dem kreidigen Boden ab. Ein Stück weiter weg stand ein kleineres Haus. Unsere Schritte knirschten leise auf dem feinen Kies. Immer noch schweigend erreichten wir die Teerfässer. Wir machten vier weitere Schritte und standen plötzlich Auge in Auge vier sowjetischen Soldaten gegenüber, die auf ihrer Patrouille die gleichen Vorsichtsmaßregeln und die gleiche Stille eingehalten hatten wie wir. Uns blieb der Verstand stehen.

Unsere Gesten verrieten keinerlei Eile. Die Russen uns gegenüber bemühten sich wie wir, Ruhe zu bewahren, und starrten uns an. Es schien, als hätte ein Wunder uns allen im selben Moment die gleiche Ruhe auferlegt. Kein Schuss krachte. Mit langsamen, bedachten Bewegungen wichen Russen und Deutsche in die Deckung des Gebäudes zurück. Dabei fixierten wir einander mit aufgerissenen Augen.

»Wir haben genug gesehen«, murmelte Wiener und drehte sich um.

Unsere Patrouille kehrte zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Wiener machte Meldung. Wir glaubten geträumt zu haben.

Eine Viertelstunde später hatten wir unsere Verteidigungsstellung im nördlichen Teil des Dorfes und im Vorgelände ausgebaut. Der Nachrichtendienst hatte gemeldet, dass wir es mit einem Schützenregiment zu tun hatten, also mit zwei- bis dreitausend Mann. Wir waren dreihundert, hatten aber keinen Befehl zum Rückzug erhalten.

Die Stunden schlichen in banger Erwartung dahin. Wir kannten die Langsamkeit der russischen Vorbereitungen, wussten aber auch, mit welcher Entschlossenheit sie angreifen würden, wenn es so weit war. Kurz vor Anbruch der Nacht kam es zur ersten Feindberührung. Im Schutz des abendlichen Zwielichts sickerten die ersten Sturmtrupps vorsichtig zwischen die Gebäude ein. Der Eifer der sowjetischen Infanteriewellen war nicht mehr ganz derselbe, wie noch in Bjelgorod oder am Dnjepr. Die brüllend anrennenden Horden hatten während der Rückeroberung ihres Landes einen solchen Blutzoll entrichten müssen, dass das russische Oberkommando sich gezwungen gesehen hatte, eine weniger heldenhafte Taktik ins Auge zu fassen. Außerdem rechneten die sowjetischen Soldaten trotz ihres großen Verlangens nach Rache und dem Bedürfnis uns niederzutrampeln, mit unserem verzweifelten Widerstand. Auch setzten sie jetzt mehr auf die Wirksamkeit ihrer Panzer und ihrer Luftwaffe, um unsere unterlegenen und schlecht ausgerüsteten Truppen aufzureiben.

Im gleichen Maße wie die schönen Reihen brüllender Infanteristen seltener wurden, kämpfte der Russe zunehmend europäischer, sozusagen mit den Metho-

den, die er sich von uns abgeschaut hatte. Das machte unsere Aufgabe übrigens nicht leichter, eher im Gegenteil. Unsere Gruppe schickte eine Gewehrsalve in Richtung einer russischen Patrouille, die sich in kurzen Sprüngen näherte. Die Granatwerfer schwiegen noch, um Munition zu sparen, die allmählich knapp wurde für diese Waffen.

Es war ein einfacher Zusammenstoß, nichts Ernstes für uns, die wir Feuerstürme gewohnt waren. Nur einige kleinkalibrige Geschosse trudelten durch den Abendnebel, zerschmetterten hier eine Schulter, drangen dort in eine Brust, nahmen weiter weg ein Leben. Insgesamt nichts, was an die Heftigkeit einer echten Schlacht herangekommen wäre. Sicher, heute würde man wegen eines solchen Schusswechsels in Paris ein ganzes Viertel räumen und die Titelseiten der Zeitungen füllen. Aber jede Zeit hat eben ihre eigenen Sitten und Gebräuche …

In der nebligen und finsteren Nacht setzten sich die Russen vor unseren unsicheren Stellungen allmählich fest. Es machte uns krank, dass wir nicht genau wussten, wann sie losschlagen würden. Vielleicht würden wir an diesem Abend unser Ende finden. Der Iwan würde uns überrennen und der entnervenden Verfolgung ein Ende setzen, die nun schon fast zwei Jahre dauerte, zwei Jahre voller Angst, über eine Wegstrecke von Tausenden von Kilometern, getränkt mit Blut. In dieser Nacht war es vielleicht so weit, und vielleicht sehnten wir es sogar herbei. Aber die Nacht verstrich. Eine kalte, schlaflose Nacht, begleitet vom bleichen Schein von Leuchtraketen. Nichts Entscheidendes geschah. Die Russen, die es offenbar nicht eilig hatten, belauerten uns, wie wir sie belauerten. Es war nichts weiter als eine miese Nacht.

Mir gelang es sogar zu schlafen, obwohl wir ständig auf der Hut sein mussten. Nicht wenige machten es mir nach, und nur die Kälte hinderte uns daran, uns wirklich auszuruhen. Endlich graute der Morgen, und mit ihm wuchs unsere Bangigkeit, die sich schon bald in Entsetzen und panische Angst verwandeln sollte. Luft und Erde begannen zu vibrieren. Der Regen, der normalerweise alle Geräusche dämpfte, konnte diesen Lärm nicht mehr unterdrücken. Er rührte vom dumpfen Knirschen der Panzerketten und vom dröhnenden Motorenlärm zahlreicher Kriegsmaschinen. Eine Panzerkolonne rückte auf das reglose Dorf vor, aus der Richtung, wo die russischen Infanteristen ruhig und gelassen darauf warteten, dass man uns das Halali blasen würde.

Wir wussten, dass wir nicht stark genug waren, uns gegen die Panzer zu verteidigen. Wir besaßen keine einzige Pak, und die wenigen Panzerfäuste, die wir noch hatten, würden nie ausreichen, um die Masse an Panzern aufzuhalten, die, dem Lärm nach zu schließen, beträchtlich sein musste. Während uns vor Angst und Kälte die Haare zu Berge standen, organisierten wir in gewohnter Eile den Rückzug. Wir waren alle zu Fuß, mit Ausnahme von zwei Kradgespannen, die als Melder die Verbindung zur Kommandogruppe gehalten hatten. Zehn Infanteristen spannten sich vor jedes Fahrzeug und zogen es leise fort. Motorenlärm hätte die Russen auf unsere Absetzbewegung aufmerksam gemacht. Mit einer Lautlosigkeit, die Indianern zur Ehre gereicht hätte, zog sich die Kompanie mit Ausnahme von drei Abfanggruppen zurück. Jede dieser Gruppen zählte sechs Mann, zwei Panzerjäger und vier Grenadiere als Sicherung.

Meine Gruppe bestand aus Smellens und einem ganz jungen Kerl, der speziell an der Panzerfaust ausgebildet worden war. Lindberg, zwei andere Kameraden und ich bildeten die Deckung. Dies war mein einziges Kommando in diesem ganzen Krieg. Das einzige, einmalige und tragische Mal, wo ich die Verantwortung für fünf Kameraden trug. In der zweiten Gruppe kannte ich nur einen: Lensen mit der Panzerfaust. In der dritten waren lauter Fremde.

Jeder Panzerjäger bekam drei schwere und sperrige Panzerfäuste. Das bedeutete achtzehn mögliche Treffer, achtzehn vernichtete Stahlungetüme – vorausgesetzt wir hätten das Glück, dass wir jedesmal trafen. Achtzehn Panzer also im besten Fall, gegenüber sechzig oder achtzig, die wir drüben vermuteten.

Dieser Gedanke sickerte langsam in unsere verzweifelten Hirne und machte uns starr vor Furcht. Leutnant Wollers erzählte uns etwas vom Nachlassen des Gegners, von seiner Demoralisierung, sobald wir fünf oder sechs Panzer in Brand geschossen hätten, und von unserer Rückkehr zur Kompanie in vierundzwanzig Stunden. Leider konnte uns nichts von der teuflischen Milchmädchenrechnung ablenken, deren unwiderlegbare Zahlen uns vor ein unlösbares Problem stellten. Wir wussten, dass man den Gegner in diesem Krieg auch durch den größten Einsatz nicht mehr würde aufhalten können, und wir hofften nicht mehr, dass sich das Blatt wenden würde. Zu viele Beispiele, zu viele erbarmungslose Dramen hatten sich vor unseren Augen abgespielt. Heute, an diesem verfluchten Tag, heute mit größerer Wahrscheinlichkeit als gestern, waren wir an der Reihe.

Die Kompanie zog nun leise an unserer Gruppe vorbei, die vom Chef letzte Weisungen erhielt. Der Panzerlärm hörte nicht auf. Ich sah Halls neben dem Alten vorbeigehen. Ich stürzte auf meinen besten Kumpel zu und schüttelte ihm die Hand. Wollers hielt inne, als er dies sah. Ich redete irgendetwas auf Halls und Wiener ein, das gar nicht zum Ernst der Stunde passte. Ich dachte kurz daran, Halls etwas mitzugeben, damit er später die Meinen benachrichtigen könnte. Ich fand jedoch leider auf die Schnelle nichts und deutete ein schrecklich steifes Lächeln an. Halls wusste nicht, was er sagen sollte, und Wiener zog ihn fort.

Wollers verließ uns nun auch, und unsere Gruppen entfernten sich voneinander. Ich blieb allein zurück mit meinem Kommando und mit diesem zweifelhaften Freund Lindberg, der vor Angst leichenblass aussah. Ich war ein viel zu junger Vorgesetzter, der fünf Kameraden, welche noch nicht einmal die Volljährigkeit erreicht hatten, in ein fürchterliches Räuber-und-Gendarm-Spiel führen musste. Ich warf einen Blick auf die mir Unterstellten. Ihre Blicke richteten sich nach Süden, von wo das Grollen kam. Lensen rief uns etwas zu. Er wies auf eine Senke, in der vier oder fünf Gebäude standen, vermutlich ein Gehöft. Ich lief mit meiner Gruppe hinter der von Lensen her. Die dritte suchte am Weg eine Deckung.

Der Wind wirbelte die ersten leichten Schneeflocken durch die Luft. In diesem Augenblick begannen die Russen die Stellungen, die wir gerade verlassen hatten, dicht mit Granaten zu belegen. Um die etwa einen Kilometer entfernten Häuser des Dorfes schossen schwarze Fontänen hoch, die von den Explosionen der Geschosse der schweren russischen Artillerie herrührten. Eilig wies ich meinen zwei Jägern eine Stellung zwischen dicken Stümpfen entwurzelter Bäume zu. Sie

nahmen ihren Platz ein und bearbeiteten hastig die aufgeweichte Erde, um sich noch etwas tiefer einzugraben.

Wir anderen, ihr Feuerschutz, suchten in der näheren Umgebung nach Deckung. Ich entfernte mich mit einem jungen Kerl, dessen Namen ich vergessen habe, dessen Gesicht voller zäher Entschlossenheit ich jedoch noch vor mir sehe. Lindberg und der vierte stürzten in das hinter uns liegende Haus. Hundert Meter weiter links, gleich vor dem Bauernhof, vermutete ich Lensen und seine Kollegen aus der zweiten Gruppe. Die Russen walzten inzwischen das Dorf nieder, und es war ein Glück, dass wir es kurz zuvor geräumt hatten.

Die Panzer schwärmten zwischen den rauchenden Ruinen aus. Wir hörten sie nun ganz deutlich. Die Minuten wurden lang, entsetzlich lang, bevor sich der Vorhang hob. Wir versuchten uns zu konzentrieren, aber unser Leben zog wie ein Film an uns vorbei. Die Bilder der Erinnerung, gute wie schlechte, wechselten in einem Tempo, dass man nicht dabei verweilen, nicht darein flüchten konnte, nicht einmal für einen Augenblick. Meine Kindheit, der Krieg, Paula, alles geriet durcheinander. Ich sah Dinge, die ich noch tun wollte, und andere, die ich hätte tun sollen – wie eine Schuld, die man nicht mehr begleichen konnte, weil es zu spät dafür war.

Wir waren hin- und hergerissen. Einerseits fühlten wir die Pflicht, der Gefahr entgegenzutreten, andererseits wollten wir am liebsten heulen und davonlaufen. Wir wünschten uns, dass wir schnell sterben würden, wenn es so weit wäre, hofften aber irgendwo, dass alles vielleicht nur ein Traum wäre. Niemals sollte ein Bolschewik deutschen Boden betreten, hatte es geheißen! Nun waren sie da, um ihn zu Tausenden, unter rasendem Jubel zu zerstampfen. Und hier waren ganze achtzehn von uns, die sie daran hindern sollten. Achtzehn gegenüber Tausenden! Achtzehn junge Männer, die sich an irgendeinen Wunderglauben klammerten, nur um auf ein Morgen hoffen zu können, das nicht weniger qualvoll sein würde wie das Heute.

Dann tauchten sie auf. Zunächst waren es zehn. Sie folgten dem Weg, an dem die dritte Gruppe lag.

Diese Gruppe sah die Panzer schwerfällig vorrücken, brüllend wie erbarmungslose Ungeheuer.

Die dritte Gruppe tat, was sie tun musste, und wir sahen mit unerträglicher innerer Bewegung zu, Tausendstel Sekunde um Tausendstel Sekunde.

Der erste Panzer kam zwanzig Meter vor den beiden Jägern der Gruppe zum Stehen. Eine der Panzerfäuste war auf der vorderen Abdeckung aufgeschlagen, zerfetzte eine Vielzahl von Nieten und erledigte das Ungetüm und seine Insassen. Die anderen begannen ein langsames, schwerfälliges Manöver und rollten auf den Abhang zu, um den brennenden Panzer zu umfahren.

»Jetzt sind wir dran«, konnte ich mir nicht verkneifen zu murmeln.

Aber die drei Panzer kletterten die Böschung wieder hoch, um sich dem Kampf zu stellen. Sie hofften die Jäger durch ihren furchterregenden Anblick einzuschüchtern, eine Rechnung, die in der Regel aufging. Dennoch ging binnen Kurzem ein zweites Ungetüm in Flammen auf. Der nachfolgende Panzer schob den getroffenen zur Seite und bahnte sich einen Weg in Richtung der Gruppe.

Er fuhr auf das Schützenloch der Kameraden zu, die in diesem Moment die Nerven verloren, aus dem Loch sprangen und davonstürzten. Sie versuchten zum Wald hin zu fliehen und begannen den Hügel hinaufzuklettern. Der Panzer blieb ihnen jedoch auf den Fersen, holte sie schließlich ein und zerfetzte sie mit seinen automatischen Bordwaffen. Die anderen ereilte das gleiche Schicksal, und binnen drei oder vier Minuten war die dritte Gruppe aufgerieben.

Zehn bis zwölf Panzer rasselten nun auf dem Weg dahin, auf dem eine Stunde zuvor die Kompanie marschiert war. Sie waren zu weit weg, als dass wir sie sicher hätten treffen können. Doch es tauchten fünf weitere auf, die der Talsenke folgten und direkt auf den Bauernhof zuhielten, vor dem Lensen lag.

Lensen und sein zweiter Mann feuerten auf die Panzer. Sie trafen zwei davon aus zwanzig Meter Entfernung, und die Explosionen hallten durch das ganze Tal. Ein dritter Panzer fuhr in weitem Bogen an ihnen vorbei, und ich glaubte schon, dass er auf unsere Gruppe zurollen würde. Da kam von der Gruppe Lensen ein dritter Schuss, der das Ungetüm zwar verfehlte, aber uns selbst um ein Haar getötet hätte. Das Projektil heulte kurz auf und schlug in das Gebäude, das nur fünf Meter neben mir und meinen Kameraden stand. Wir wurden fast darunter begraben, und für einen Augenblick waren wir taub. Die drei Panzer setzten ihre Runde fort und zerhackten den Hof mit ihren Geschossen. Bei der schlechten Sicht, die sie hatten, glaubten sie sicher, dass die Gegenwehr daher kommen würde. Zwei weitere T-34 waren gerade vom Weg abgeschwenkt und hielten auf das von Lensen gehaltene Widerstandsnest zu. Es war noch immer zu weit entfernt für uns, aber meine Jäger feuerten trotzdem. Smellens schoss auf eine der fahrenden Zielscheiben in hundertfünfzig Metern Entfernung. Das Projektil verfehlte knapp den letzten Panzer. Der Sprengkopf glitt über den Schnee, hob noch einmal ab und blieb dann liegen ohne zu explodieren. Uns war es nur gelungen, auf uns aufmerksam zu machen, und einer der Panzer fuhr nun wild feuernd auf uns zu.

Ich hörte die Kameraden schreien. Sie konnten das Ungetüm nicht ins Visir bekommen, das auf die Reste des Hauses zudonnerte und darüber hinwegrutschte, wahrscheinlich in der Überzeugung, unseren Widerstand unter seinen Ketten zu zermalmen. Von meinem Loch aus hörte ich das Mahlen und Knirschen der Ketten, ein Geräusch, das sich mit dem anderen Lärm mischte und das ich nie mehr vergessen werde.

Das Ungetüm stoppte abrupt und drehte in Richtung des Weges zurück, von dem es gekommen war.

Aber noch immer kämpfte weiter unten David gegen Goliath, das hieß Lensen und seine Gruppe gegen vier Feuer speiende, stählernen Riesen. Ein letztes Mal krachte eine der Panzerfäuste. Der Lensens Stellung am nächsten liegende Panzer drehte sich um die eigene Achse und stieß mit dem knapp hinter ihm fahrenden zusammen. In dem wahnsinnigen Durcheinander aus Rauch und Flammen drangen schreckliche Schreie durch den Lärm. Ein T-34 fuhr direkt über das Loch, in dem Lensen und sein Kamerad hockten. Dann setzte er zurück und ebnete den Platz ein.

So starb Lensen auf preußischem Boden, dort, wo er sich zu sterben gewünscht hatte.

Für uns ging das Grauen weiter. Wenn die Panzer auch den Ort verließen, um weiter vorzustoßen, so fürchteten wir doch, dass ihnen die Infanterie schon bald folgen würde. Voller unbeschreiblicher Angst suchten wir mit den Blicken die Umgebung ab. Wenn ich ›wir‹ sage, meine ich nur den Kameraden, der mit mir das Schützenloch teilte, und meine zwei Jäger, die so regungslos dalagen wie die Baumstümpfe, zwischen die sie sich geflüchtet hatten.

Was war aus Lindberg und dem sechsten meiner Gruppe geworden? Sie mussten unter den Trümmern des Gebäudes liegen, die der Panzer niedergewalzt hatte. Für den Augenblick konnte ich nichts anderes annehmen. Ich wusste weiter, dass die Gruppe, die den Weg gehalten hatte, aufgerieben worden war und dass Lensen ein schreckliches Ende gefunden hatte. Aber wo lagen die vier eingegraben, die ihm Feuerschutz gegeben hatten? Vielleicht waren auch sie unter den Ruinen des von Einschlägen durchsiebten Gehöfts … Vermutungen und Folgerungen gingen mir durch meinen verwirrten Kopf. Sich auf dem hellgrauen Boden ringsum unsichtbar zu machen, wo alle Erhebungen sich dunkel und scharf abhoben, schien kaum möglich. Beim Gedanken an Flucht schossen mir eine Menge Möglichkeiten durch den Kopf, die sich aber schnell als undurchführbar erwiesen. In den Tannenwald links drüben zu laufen bedeutete dreihundert Meter praktisch ohne Deckung. Die Iwans hätten mich gesehen, bevor ich die Hälfte des Weges geschafft hätte. Noch lag der Rauch der brennenden Panzer über dem Schauplatz, aber dieser Rauch stieg senkrecht zum Himmel und nebelte das Gelände nicht ein.

Plötzlich, in einem Anfall von Selbstmitleid, hatte ich das Gefühl in einer Falle zu sitzen, aus der es kein Entrinnen gab. Ich hatte das sichere Gefühl, hier und jetzt dran glauben zu müssen. Ich war so sicher, dass ich unvermittelt und wie ein Irrer meinen Kameraden am Arm packte und ihm befahl, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen. Der andere, der von der gleichen Angst gepackt war, wandte mir sein fassungsloses Gesicht zu.

»Nein«, murmelte er, »nein, das könnte ich nie. Aber erschieß du mich, bitte, ja, erschieß mich!«

Gefangen in unserem grotesken Dilemma, starrten wir uns voller Misstrauen und Verachtung an, wobei jeder die Verantwortung dem anderen zuschieben wollte.

»Wir werden hier krepieren, du Schwein«, knurrte ich. »Knall mich ab, ich habe das Kommando.«

»Nein, nein, hör auf, ich kann nicht«, heulte der Andere.

»Du hast Angst, allein übrig zu bleiben, das ist alles.«

»Ja, und du genauso.«

»Aber siehst du nicht, dass es keinen anderen Ausweg gibt?«

Wir hörten Kampflärm. Er kam von Norden, lag also hinter uns.

Jetzt sind die Bastarde bestimmt auf die Kompanie gestoßen, dachte ich.

Der Lärm hielt an. Wir sahen uns weiter regungslos und schweigend in die Augen. Es gab nichts mehr zu sagen. Alles war schon seit langem gesagt.

Dann stießen meine zwei Jäger zu uns. Auch Lindberg war nicht tot. Er tauchte aus den Ruinen auf und schleppte seinen Kameraden mit, dessen Gesicht angeschwollen war. Wir hockten nun alle im selben Loch. In diesem Augenblick bemerkte einer von uns Männer, die sich von den Resten des Gehöfts lösten und in vorsichtigen Sätzen den hundertfünfzig Meter entfernt liegenden Wald links von uns erreichten.

»Das sind die Leute von Lensens Feuerschutz«, sagte einer, »sie retten sich in den Wald.«

»Da sollten wir auch hin«, flehte Lindberg, »die Russen sind bald da.«

»Leicht gesagt«, bemerkte ich, »aber schau dir an, wie weit wir ohne Deckung laufen müssen, da hätten die Iwans uns gleich ausgemacht.«

Dagegen konnte niemand etwas sagen. Die Blicke gingen vom Tannenwald zum Rand des Dorfes und zu mir. Wenn ich nur genau in diesem Augenblick, in diesem besonderen Moment den anderen Männern zwingend hätte sagen können, was unter solchen Umständen zu tun gewesen wäre. Wenn ich nur die Entschlossenheit gehabt hätte, den Willen und die Überzeugung, um die Zukunft der Gruppe, die man mir anvertraut hatte, in meine Verantwortung zu nehmen. Aber ich hockte da, apathisch und unfähig, denjenigen, die von mir irgendeine Initiative erwarteten, einen Rat zu geben. Alles, was Lensen über mich gelästert hatte, erwies sich als wahr: Es war riskant gewesen, mir das Kommando anzuvertrauen, und ich war im entscheidenden Moment unfähig zu führen.

Ausgerechnet hier, hundert Meter von Lensens todesmutigem Einsatz und Untergang, manifestierte sich meine Unfähigkeit.

Da saß ich nun, traurig und überwältigt von tausend Nöten, innerlich schluchzend vor Verzweiflung.

Ich spürte, dass meine Kameraden von sich aus einen Entschluss fassen würden, da ich nicht in der Lage war, mit der Autorität eines Chefs zu entscheiden. War ich also nur ein Feigling? War ich nicht in Wirklichkeit dieselbe traurige Gestalt wie Lindberg, dessen allzu sichtbare Angst uns so oft angewidert hatte? Im Augenblick wünschte ich mir nicht mehr den Tod, sondern verfluchte mein ganzes Dasein, das aus einer Folge von Alpträumen bestand. Hier, in diesem entscheidenden Augenblick, versagte ich auf ganzer Linie. Ich versagte in allem, was ich von den Menschen wie von mir selbst erhofft hatte.

Den Kopf wiegend wie ein Betrunkener in dem Moment, wenn seine Heiterkeit in verzweifelte Traurigkeit umschlägt, saß ich da. Ich war mir der Lage voll bewusst, und trotzdem saß ich nur da, regungslos, besiegt, überwältigt von unüberwindlicher Panik, ein Bild des Jammers. Ich konnte nichts dagegen tun. Niemals werde ich mir diesen Augenblick verzeihen, als mein tiefstes Inneres durch die Realität offenbar wurde.

Die Minuten verstrichen, ohne eine Veränderung meines Zustands zu bringen, Minuten, die man schnell und hellsichtig hätte nutzen müssen. Die Angst nagelte mich fest, inmitten von fünf anderen Verzweifelten, die dem Wahnsinn nahe waren. Mein Blick versuchte nicht mehr, die äußere Gefahr zu erkennen, die unmittelbar drohte. Er war auf mich selbst gerichtet, auf mein eigenes Inneres, und er sah dort nur einen Jungen in Not.

Dann hörten wir wieder Panzerlärm, Rasseln und brüllende Motoren. Ein Zittern überkam mich, ohne dass ich mich von meinen zwanghaften Gedanken hätte befreien können. Die anderen klammerten sich aneinander, mit verkrampften Gesichtern, dem Weinen nahe.

Lindberg sprang unwillkürlich auf. Er wollte sehen, was nun kommen würde. Er hatte sein Gewehr verloren und dachte gar nicht mehr an seine Verteidigung. Eine wahnwitzige Überlegung hatte sich in seinem zerrütteten Gehirn festgesetzt. Er fiel nach vorn auf den Rand des Lochs, wie ich von einem heftigen Zittern geschüttelt, stammelnd und heulend. Mein Kamerad aus den ersten Tagen hielt die Griffe zweier Handgranaten in den verkrampften Fäusten. Der Tod nahte mit großen Schritten. Diesmal spürte ich seine Gegenwart mit einem grauenhaften Schaudern.

Wieder donnerten die Geschütze von allen Seiten. Die nahen Einschläge raubten uns den letzten Verstand. Wir waren nicht mehr in der Lage, noch irgendetwas zu begreifen. Ganz in der Nähe hörten wir unablässig das Geräusch eines Motors. Ebenso das Bellen leichter Geschütze. Wir starrten uns immer noch an, stumm vor Entsetzen. Worte drangen an unsere ungläubigen Ohren. Hinter dem eingestürzten Gebäude, in der Nähe eines Fahrzeugs mit laufendem Motor, wurde Deutsch gesprochen. Die Luft vibrierte von neuerlichem Panzerlärm und dem Rattern von Maschinenpistolen. Wir rührten uns nicht, starr und steif vor unerträglicher Angst. Ein Mann beugte sich über unser Loch. Es war ein deutscher Offizier. Wir nahmen seine Gegenwart wahr, ohne ihn wirklich zu sehen. Vielleicht hielt er uns für tot. Er ging weiter. Erst einige Minuten später holten uns zwei Panzergrenadiere aus dem Loch. Wir liefen folgsam hinter ihnen her.

Der geplante deutsche Gegenangriff hatte eingesetzt. Er wurde von zwei SS-Panzerregimentern geführt, welche die roten Verbände von der Flanke her aufgerollt und ihnen schwere Verluste zugefügt hatten. Das Dorf wurde sogar für einige Tage zurückerobert. Dann ging der Rückzug weiter.

Siebzehntes Kapitel. Memel

Wir zogen nach Norden. Die Verbindung mit der Kurlandfront war nicht mehr möglich. Was von der Division übrig war, formierte sich nach und nach neu. Sie hatte bei dem Versuch, die Verbindung zum Nordosten wiederherzustellen, schreckliche Verluste hinnehmen müssen. Währenddessen hatten die Russen mit ungeheurer Stoßkraft weiter südlich die Ostsee erreicht. An mehreren Stellen hatten die unvergleichlich grausamen Kämpfe über Scharen von verschreckten Flüchtlingen hinweg stattgefunden, was den operierenden Verbänden die Verteidigung sehr schwer machte.

Die gesamte preußische Zivilbevölkerung strömte vor der russischen Angriffswalze in einer dramatischen Flutwelle zur Küste. Wir hatten zwei Möglichkeiten: nach Süden durchzustoßen und uns einen Weg durch die zahlreichen, vorgeschobenen sowjetischen Stellungen zu bahnen oder aber nach Norden zurückzuweichen, zur neu gebildeten Memelfront. Das Divisionskommando erkannte sehr rasch, dass die Mittel für einen Marsch nach Süden, Richtung Königsberg oder vielleicht sogar Elbing nicht mehr reichten. Beide Städte waren gleichermaßen bedroht, und die nächste davon war ungefähr hundertfünfzig Kilometer entfernt. Das wären hundertfünfzig Kilometer voller verzweifelter Kämpfe gewesen, mit geringer Aussicht auf Erfolg. Mit Verpflegung war in dieser Richtung, wo sich der Massenexodus abspielte, ebenfalls nicht zu rechnen.

Man entschied sich daher für Memel, eine kurze, praktisch seit dem Herbst eingeschlossene Front, zu der wir uns eine Gasse würden schlagen müssen. Eine Gasse für die Armee und für die mitleiderregende Flut von Flüchtlingen, die wir mitschleppten und die alle unsere Bewegungen lähmten sowie jedes kleinste Manöver verzögerten.

Es war ein bedauernswertes, flehendes Gefolge, das sich zumeist zu Fuß durch die schneidende Kälte schleppte, und durch den Matsch des ersten nassen Schnees. Ein unglaubliches Chaos, in das wir ungeachtet der militärischen Befehle helfend, unterstützend und beruhigend eingriffen. Alles, was einen Motor besaß, der noch lief, und wäre es nur für eine Stunde gewesen, transportierte außer dem militärisch absolut Notwendigen einen wimmelnden Haufen verschreckter Kinder, die vor Kälte, Hunger, Angst und Gott weiß was schlotterten. Neben den dahinschleichenden Fahrzeugen liefen ihre Familien mitten unter den Soldaten, welche ihre letzte Hoffnung auf Schutz waren.

Wir zogen durch Dörfer und Marktflecken. Es war erst vier oder fünf Tage her, dass die Bewohner ihren Beschäftigungen fast wie in Friedenszeiten nachgegangen waren, obwohl sie die Gefahr schon ahnten. Während der letzten zwei Tage hatten Greise, Frauen und Kinder in verzweifelter Anstrengung Panzergräben, Artilleriestellungen und Gräben für die zurückströmende Infanterie ausgehoben, an denen sich die Wellen der feindlichen Panzer brechen sollten. Diese ergreifenden und heroischen Anstrengungen gingen dem infernalischen Zusammenbruch voraus, welcher sie bald in den verzweifelten Rückstrom der

verschreckten Zivilbevölkerung reißen würde. Es war der erste Schock für diese tapferen Bürger, die Front in Form einer erschöpften und ausgehungerten Truppe auf sich zukommen zu sehen, die müde war vom Kämpfen und des Lebens überdrüssig, einer Truppe, die ohne mit der Wimper zu zucken ihre letzten Reserven in die Waagschale warf, wie ein Schachspieler seine Bauern in einer aussichtslosen Partie.

Wann immer eine Verteidigung organisierbar und möglich schien, versuchten wir unser Glück. Wir mussten den Feind bremsen, der uns auf den Fersen war und der, begleitet vom rasenden Geschrei der Sieger, ein grässliches Gemetzel unter der Zivilbevölkerung anrichtete, welche ihr Schicksal in stummem Entsetzen erduldete. Die für diese Verteidigung abkommandierten Gruppen fügten sich in ihr Los mit der lächerlichen Hoffnung, die Flammen noch austreten zu können, während das Feuer bereits lichterloh brannte. Jeder, der sich von ihnen verabschiedete, wusste genau, was sie fühlten und was ihnen blühen würde. Diese Männer waren an dem Punkt angelangt, dass sie den Tod herbeisehnten, doch der Krieg ging gnadenlos weiter. Keine noch so tief empfundene Sehnsucht nach dem Ende der Kämpfe konnte seine Feuerwalze aufhalten, die alles zu Asche verbrannte. Diejenigen, die es schafften bis nach Memel durchzubrechen, würden sehr wahrscheinlich dort sterben. Das hatte sogar etwas Erleichterndes an sich, denn es war irgendwie ordentlicher, als an einem Ort zu krepieren, der militärisches Niemandsland war und nie wieder erwähnt werden würde.

So begann das Absolute in die Nähe des Absurden zu rücken, wenn beides in diesem Krieg nicht schon längst dasselbe geworden war.

Schließlich schaffte unsere Division – das heißt ein Drittel von ihr – den Durchbruch, womit das Kommando in Memel nun zusätzliche Kräfte zur Verfügung hatte. Die rund fünfzehnhundert Mann, die der Durchbruch gekostet hatte, waren nur eine Zahl, die man den Heldentoten zurechnete. Für uns, die wir den Gefallenen nahestanden, galt es, neben all den anderen etwa zwanzig Namen unserer Kompanie zu streichen. Siemenleis und Wienke waren darunter.

Es hätte auch ganz leicht schiefgehen können. Wir hatten sogar den Eindruck, dass der russische Schraubstock sich absichtlich gelockert hatte, um uns durchzulassen. Wir hatten so viele Zivilisten wie möglich mitgenommen, doch noch immer waren viele andere zurückgeblieben. Sie waren so gut wie erledigt. Sie hätten den Panzern ausweichen müssen, die sie verfolgten, und zugleich die Haubitzensperren, die Vierlings-MG und die Bajonette der Iwans überwinden müssen, wenn sie überhaupt noch hätten durchkommen wollen. Das alles war praktisch unmöglich für eine Mutter mit einem Säugling auf dem Arm und einem weiteren Knirps, der sich an ihrem Rockzipfel festhielt. Aber waren wir nicht alle geboren worden, um irgendwann zu sterben?

Da waren wir nun in Memel, die Überlebenden des Augenblicks. Wir waren mit Lastwagen angekommen, die von Menschen gezogen wurden, mit Panzern, die als Lokomotiven fungierten und hinter sich Konvois von einer Länge schleppten, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. Wir hatten den äußersten Tiefpunkt erreicht. Alles, was noch einen Funken mechanischen oder menschlichen Lebens in sich hatte, bewegte sich vorwärts, vergaß die Schmerzen und pries den

Himmel für diese letzte Galgenfrist. Die Bombenangriffe hielten nur diejenigen auf, die wirklich starben. Der Rest, die zu Tode Geängstigten oder Verwundeten, schleppten sich weiter, mit brennenden Augen, vorbei an den Zusammengebrochenen, die den Weg säumten.

Memel war noch immer am Leben, unter all den Flammen der brennenden Ruinen, unter dem vom Rauch verdunkelten Himmel, unter dem Hämmern russischer Jagdbomber und der schweren Artillerie, unter der Last der Angst und des wirbelnden Schnees.

Einmal mehr reicht mein Wortschatz nicht aus, um auszudrücken, was meine Augen in Memel sahen. Die Sprache scheint geeigneter dafür, belanglose, alltägliche Dinge zu beschreiben, als so etwas wie das Ende des Krieges in Preußen. Ich habe in Frankreich die Flucht vor den deutschen Truppen erlebt, zu denen ich dann eingezogen wurde, ich habe Mütter auf den friedlichen Bauernhöfen um Milch betteln sehen, ich habe umgestürzte Karren gesehen, ich bin sogar einmal in der Umgebung von Montargis von MG beschossen worden. Aber meine Erinnerung bewahrt davon nur eine kleine, fast enthusiastische Unruhe, wie von einer Reise, die man mit jemandem zusammen unternommen hat. Und das Wetter war damals schön gewesen. Hier war es kalt, es schneite, und ringsum war alles zerstört. Die Flüchtlinge starben zu Tausenden, ohne dass ihnen jemand hätte Hilfe leisten können. Wenn die Russen nicht gerade durch Gefechte mit unseren Verbänden beschäftigt waren, schoben sie eine Flut von Zivilisten vor sich her. Sie schossen mit Kanonen in die entsetzte, wie gelähmt starrende Menge oder fuhren direkt mit Panzern hinein. Wer ein wenig Fantasie hat, kann sich ausmalen, was ich hier zu erklären versuche. Zu keiner Zeit des Krieges wurde ein solcher Gipfel an Grausamkeit erreicht. Der Begriff ›Grauen‹ allein würde in keinster Weise ausreichen, um das Geschehen zu beschreiben.

Wir steckten also nun in der Sackgasse von Memel, einem Halbkreis von etwa zwanzig Kilometer Durchmesser, angelehnt an die Ostsee, von wo unter undurchdringlichem Nebel eine kalte und graue Dünung hereinkam. Die halbkreisförmige Frontlinie, die durch weiß Gott welches Wunder über einen großen Teil des Winters hinweg halten sollte, schrumpfte unter den anhaltenden Bombardierungen und stetigen Angriffen im gleichen Maße zusammen, wie der Druck durch die Russen zunahm. Wir waren darin eingeschlossen mit Tausenden und Abertausenden von Flüchtlingen, deren Elend kein Bericht ausreichend darzustellen vermag und die darauf warteten, auf dem Seeweg evakuiert zu werden – vor den Soldaten, die dann Mitte Dezember hätten folgen sollen.

Das zerschossene Memel konnte den erheblichen Teil der preußischen Bevölkerung, der sich in seine Mauern geflüchtet hatte, weder aufnehmen noch beherbergen. Die Masse an Leuten, denen wir nur geringfügig helfen konnten, verlangsamte unsere Bewegungen und behinderte unsere ohnehin stark geschwächte Verteidigung. In diesem von uns geschützten Halbkreis, bebend unter dem alle Schreie übertönenden Geschützdonner, wurden ehemalige Elitetruppen, Volkssturmeinheiten, zur Organisation der Verteidigung wieder eingezogene Kriegsversehrte, Frauen, Kinder, Säuglinge und Kranke gleichermaßen gemartert, während sie auf der gefrorenen Erde warteten, unter dem Dach eines vom Feuer-

schein der Geschütze erhellten Nebels, im Schneesturm, der seinen Eishauch über den vorletzten Akt des Krieges blies. Die Lebensmittelrationen waren so mager, dass das, was dort an einem Tag an fünf Personen ausgegeben wurde, heute nicht einmal für das Pausenbrot eines Schülers reichen würde. Ununterbrochen wurden Aufrufe zu Disziplin und Einschränkung durch den Nebel gesendet, der das Drama teilweise verhüllte. Tag und Nacht wurden Menschen mit Schiffen aller Art aus Memel evakuiert. Besonders tagsüber wurden sie dabei von der sowjetischen Luftwaffe bedrängt. Die endlosen Reihen von Flüchtlingen, die man vergebens zahlenmäßig zu erfassen versuchte und die sich zu den Anlegestellen vorschoben, boten den russischen Piloten Ziele, die sie unmöglich verfehlen konnten. Die Einschläge rissen entsetzliche Lücken in die schreiende Menge, viele brachen zusammen und starben, die anderen wichen nicht von der Stelle, in der verbissenen Hoffnung, demnächst eingeschifft zu werden. Man ermahnte die Leute zur Geduld, erinnerte sie an die scharfen Rationierungsmaßnahmen und forderte sie auf, bis zu ihrer Rettung zu fasten. Alte Menschen brachten sich um. Mütter überließen ihre Kinder anderen Frauen mit der Bitte, ihrem Kind die Rationen zukommen zu lassen, die ihnen zugestanden hätten. Eine Waffe, neben einem gefallenen Soldaten aufgehoben, erledigte den Rest. Heroische Leidensfähigkeit und Verzweiflung lagen nahe beieinander. Man versuchte die Leute aufzumuntern, indem man tröstend von einer besseren Zukunft sprach, doch an diesem Ort hatte das alles seine Bedeutung verloren.

Oft sahen die Duldenden dem Selbstmord ihrer Leidensgenossen zu ohne einzugreifen. Manche brachten sich in einem Anfall von Wahnsinn direkt auf den Bergen von Toten um, die zivile Helfer an verschiedenen Stellen aufgeschichtet hatten. Vielleicht wollten sie die Aufgabe dieser Freiwilligen erleichtern. Die Kapitulation, wie immer sie ausgefallen wäre, hätte diesem entsetzlichen Alptraum ein Ende setzen können. Aber die Angst vor der Grausamkeit, die der Russe schon mehrfach bewiesen hatte, war so groß, dass dieser Gedanke niemandem in den Sinn kam. Es musste um jeden Preis durchgehalten werden, denn schließlich würden wir ja doch über das Meer evakuiert werden. Man musste durchhalten oder sterben.

Vielleicht hatte das Oberkommando andere Vorstellungen, vielleicht dachte man die Festung Memel zu halten, sie in einen Brückenkopf zu verwandeln, von dem aus man eine Gegenoffensive zur Spaltung der sowjetischen Front würde vornehmen können. Das war jedoch reine Utopie. Hier, unter denen, die den Leidensweg in seiner ganzen Schwere gingen, glaubte niemand daran. Trotzdem landeten noch Streitkräfte in Memel, während die Zivilisten weggebracht wurden. Unserer Meinung nach hatte das jedoch nur den Zweck die Stellungen zu festigen. Jeder Gedanke an einen Gegenangriff erschien völlig unrealistisch.

Dennoch kämpften wir mit einer Hartnäckigkeit, die dem Oberkommando Bewunderung abrang – einzig und allein in der Hoffnung, dass noch eine Schaluppe übrig bleiben würde uns zu evakuieren, nachdem der letzte Zivilist Memel verlassen hätte. Wir mussten irgendwie aushalten, selbst wenn die Verzweiflung uns so beherrschte, dass wir zu keiner anderen menschlichen Regung mehr fähig waren. Niemand in Memel konnte sich den Kämpfen entziehen, sogar die Durchschnittlichsten und Feigsten packten an. Kinder, noch ganz junge Mädchen, trockneten ihre Tränen, pflegten die Verwundeten, verteilten Lebensmittel und widerstanden dabei dem Verlangen sie selbst aufzuessen. Diese Kinder schoben das Mitleid, das Entsetzen und die so berechtigte Angst beiseite, um ohne Widerrede oder Klage Aufgaben zu erledigen, welche ihnen von überlasteten Erwachsenen zugewiesen wurden. Es ging um Leben oder Tod. Dazwischen gab es nichts mehr, worüber sich zu debattieren gelohnt hätte. Und die Kinder spürten das, ohne es aussprechen oder erklären zu können. Wer die dramatische Schule von Memel überstand, würde die alltäglichen Hürden eines normalen Lebens nie mehr ernst nehmen können. Die Menschen hier haben das Leid wirklich bis auf den Grund ausgelotet. Das flößt mir einen unerhörten Respekt ein, den ich nicht näher beschreiben kann.

Im Durcheinander unserer vordersten Stellungen wurden neben den Soldaten häufig Zivilisten direkt in die Kämpfe verwickelt, darunter auch Frauen. Nur unter großen Opfern gelang es die Front zu halten. Damit meine ich jedoch nur, dass sie nicht einfach zusammenbrach. Tatsächlich wankte sie an vielen Stellen, und ihr Ring wurde immer enger. Die zahllosen, vorab geschaufelten Panzergräben halfen nun, unsere Verteidigung etwas zu stabilisieren. Die Russen setzten für unsere Vernichtung vor allem auf ihre Luftwaffe und die schwere Artillerie, welche sie ständig verstärkten.

Dennoch zahlten sie für ihre Angriffe einen hohen Preis. Das Schrumpfen unserer Front erlaubte uns immerhin die Verteidigung zu konzentrieren. Die Wracks russischer Panzer rund um Memel waren schon nicht mehr zu zählen. Es gab inzwischen ebenso viele Panzerjäger wie Infanteristen unter uns. Wagenladungen voller Minen wurden von zivilen Freiwilligen herangekarrt und im Zuge kleiner Gegenangriffe, die nur diesem einen Zweck dienten, von der Infanterie vor unseren Stellungen ausgelegt. Nur gegen die Luftangriffe, die von den russischen Jagdbombern hartnäckig fortgesetzt wurden, waren wir wehrlos. Im Nordwesten unserer Stellung wurden die Reste einiger ausgedienter Waggons binnen zweier Tage acht Mal bombardiert. Was an Flak noch vorhanden war, wurde um die Landungsbrücken massiert, wo die Gefahr für die Menschen am größten war. Das machte den russischen Piloten ordentlich zu schaffen, die sich daher bevorzugt auf den übrigen Teil von Memel konzentrierten, wo ihnen keine ernsthafte Flugabwehr entgegengesetzt werden konnte.

So hielt Memel unglaublicherweise, trotz der höllischen Zustände, trotz der Namen, die man täglich ausstreichen musste, trotz der Kälte und der Entbehrungen noch immer durch.

Dann, an einem grauen Nachmittag, wurden Teile unserer berühmten Division an einem bestimmten Punkt zusammengezogen. Man versorgte uns mit Munition für einen Angriff und ließ uns zwei Konserven pro Mann zukommen, ohne auf den Inhalt zu achten. Einige bekamen ein Kilo Apfelmarmelade, andere ein Kilo Margarine – es spielte keine Rolle. Das Phantom der deutschen Militärorganisation hatte noch einmal eine Galgenfrist bekommen, am Rande der zerfallenen Stadt, die noch für kurze Zeit Memel heißen sollte. Die aufs Äußerste rationierte Verpflegung wurde ausschließlich an die für die Offensive vorgesehenen Truppen ausgegeben. So unfassbar uns das auch vorkam, so sollten die hier anwesenden

Überreste der deutschen Wehrmacht eine Gegenoffensive in südlicher Richtung versuchen, um eine Verbindung zur Front um Cranz und Königsberg herzustellen. Die Weisungen der Offiziere, die das Manöver innerhalb ihrer Gruppen planten, drangen an die Ohren von Veteranen, die solcher Ansprachen bereits völlig entwöhnt waren.

Halls und ich erwachten plötzlich aus der Leere, in der wir unser Leben seit einiger Zeit eingerichtet hatten. Obwohl wir seit langem die unvorstellbarsten Befehle hingenommen hatten, wurde uns schwindlig bei dem Gedanken, dass wir mit den zur Verfügung stehenden Mitteln einen Angriff unternehmen sollten. Die Operation trug sogar einen Namen, den ich jedoch leider vergessen habe.

Einige noch intakte Panzer würden den Vorstoß unterstützen. Material, das von Überlebenden der Kurlandfront stammte, sowie Material aus Deutschland war ausgeschifft worden. Über die Straße, die entlang einer großen Bucht der Küste folgte, sollten wir etwa fünfzehn Kilometer weiter südlich ein Dorf erreichen. Der Kommandeur des Unternehmens wählte ein scheußliches Wetter, um den Angriff zu starten. Es schneite und regnete zugleich. Selbst die russische Artillerie hatte ihr Störfeuer praktisch eingestellt, so katastrophal waren die Wetterverhältnisse. Aber genau das wollten die Anführer unseres letzten, irrwitzigen Feldzuges ausnutzen.

Ein Dutzend schmutziger, grauer Panzer rollte einem unerbittlichen Schicksal entgegen. Das schwarze Balkenkreuz – Farbe unseres Elends – an ihren Flanken war kaum mehr sichtbar. Im Innern ertönten über die Kurzwellensender die Noten des Walkürenritts. Genau das Richtige für den Weg zum finalen Opfer. Klapprige Lkw, auf denen Artilleriegeschütze und schwere MG angebracht waren, folgten knapp dahinter und ersetzten die einstigen Raupenschlepper der Panzergrenadiere aus besseren Zeiten. Die Masse der Infanteristen, unter die sich Überbleibsel von Einheiten der Luftwaffe und der Marine gemischt hatten, liefen neben dem motorisierten Material her. Unsere Gruppe, in der ich in dieser schweren Stunde zu meiner Freude die Gesichter von Wiener und Halls erkannte, klammerte sich an das nackte Chassis eines Reisebusses, der seine Karosserie verloren hatte.

Geradezu lächerlich leicht überrumpelte unsere Spitze ein ganzes Lager russischer Panzer, die wie für eine Parade im Schnee aufgereiht waren. Der Iwan, fassungslos über diesen völlig unvorhersehbaren Handstreich, räumte das Lager, welches wir nach allen Regeln der Kunst in Brand setzten. Die Versorgung mit sowjetischem Treibstoff ließ von unserer Offensive jetzt sogar mehr erhoffen als bei unserem Aufbruch. So setzten wir den Vormarsch fort, trotz des teuflischen Sturmes, der gegen unsere Hände und Wangen peitschte. Mehrere russische Truppenkonzentrationen fielen unseren Überraschungsangriffen noch zum Opfer. Leider stand der Feind jedoch um Memel herum in der Tiefe sehr massiert.

Als es zu den ersten Gegenschlägen kam, war unser abenteuerlicher Vorstoß auch schon gestoppt. Die ersten russischen Reaktionen konnten wir bereits hören. Lange würde die unerbittliche Sintflut nicht auf sich warten lassen. Die russischen Panzer aus den nächstgelegenen Stützpunkten rollten wahrscheinlich schon auf uns zu.

Als die Lage für uns kritisch zu werden begann, hörten wir Artilleriefeuer vom Meer her kommen. Das schlechte Wetter verhinderte, dass wir die in der Nähe vorbeiziehenden Schiffe sahen, aber ihr unverhofftes Feuer ging auf die vorrückende russische Flut nieder. Zwei oder drei Zerstörer oder Torpedoboote waren eigens zur Unterstützung unseres Manövers gekommen. Obwohl die Sicht gleich null war, lenkten die von den Spitzen unserer Panzer gelieferten Koordinaten das Feuer der Kriegsmarine auf den russischen Vorstoß, welcher dadurch mehr oder weniger zum Stehen gebracht werden konnte. Vielleicht schätzten die weiter im Landesinnern operierenden Russen das auf sie eröffnete Feuer aber auch nur falsch ein. Vielleicht dachten sie, dass wir über bedeutende Bodenartillerie verfügten.

Wie auch immer es sich verhielt, es würde für uns keinen großen Unterschied machen. Die Russen würden einfach den Einsatz erhöhen. Gegen Ende des Tages wurde unser schwaches Unternehmen entlang einer zehn Kilometer langen Flanke angegriffen. Das war weit mehr, als wir verkraften konnten. Bald brannte die Hälfte unserer Panzer unter dem Gewitter der Stalinorgeln. Wie vorausgesehen scheiterte die Operation, und es erging der Befehl, nach Memel zurückzukehren. Zehn Kilometer in die andere Richtung zurückzulegen war nun jedoch ungleich schwieriger als der Herweg.

Wir verließen die Straße, über die unser letzter epischer Angriff geführt hatte. Der motorisierte Teil folgte ihr weiter, da es keine andere Möglichkeit gab, und zog sich bei russischem Feuer so weit wie möglich auseinander. In der von Tausenden von Mündungsfeuern erleuchteten Nacht eilten wir atemlos durch die Dünen, von einem Loch zum anderen springend. Jeder Schritt, der uns Memel näher brachte, war wertvoll. Was von der Kolonne noch übrig war, musste zu allem Überfluss nun auch noch einen ungedeckten Straßenabschnitt von zwei Kilometern überqueren, den wir am Morgen selbst vermint hatten.

Zwei Kilometer, erhellt von Leuchtraketen und Explosionen. Die Straße war schmal, aber noch fast intakt. Nur einigen Trichtern musste man ausweichen.

Die ersten Fahrzeuge fuhren mit Vollgas auf das gefährliche Gelände. Der Iwan hatte nicht die Zeit gehabt, sein Feuer exakt auszurichten. Seine Granaten regneten zunächst ungezielt nieder. Doch schon die zweite Welle lag genauer. Zwei Wagen bekamen Volltreffer ab und flogen in die Luft. Zwei andere erreichten, von Einschüssen durchsiebt, die weniger gefährliche Zone. Die Trümmer der zerstörten Wagen hatten jedoch die Straße verstopft, und wir wurden losgeschickt, um sie freizuräumen. Der Iwan war näher gekommen und nahm uns mit Granatwerfern und automatischen Waffen unter Beschuss. Trotz unserer wahnsinnigen Angst versuchten wir den Beschuss zu erwidern, während wir gleichzeitig über den aufspritzenden Kies robbten. Die Straßengräben, die uns als Schutz hätten dienen können, waren vermint, und so saßen wir in einer selbst gebauten Falle. Viele von unseren Leuten fielen, mit hochgeworfenen Armen, den Blick ein letztes Mal auf den dunklen, aufgewühlten Himmel gerichtet. Würde man sich nach dem Krieg ans Rote Kreuz wenden müssen, um die Namen der Teilnehmer unseres letzten Himmelfahrtskommandos herauszufinden? Wie dem auch sei,

noch lebten wir, wenn auch nur mehr wenige, und diese geringe Zahl klammerte sich an jede noch so kleine Möglichkeit des Überlebens.

Wir waren nun nahe bei den beiden ersten zerstörten Fahrzeugen, die den Weg versperrten. Ringsum krachten die russischen Granaten und erhellten die Nacht. Ein Vierlings-MG bestrich den Rand der Böschung, die zum Glück etwas höher war als die Straße. Es erfasste die Reste unserer Vehikel, die bei jeder Salve vibrierten und wackelten. Neben den unförmigen Blechhaufen lagen zwei Männer, die wie wir zu entkommen gehofft hatten, in ihren Uniformfetzen und genossen endlich die ewige Ruhe.

Wir würden die Wracks, welche die Durchfahrt behinderten, irgendwie aus dem Weg räumen müssen. Doch wenn wir jetzt aufgestanden wären, dann hätte die Chance, getroffen zu werden, bei hundert Prozent gelegen. Wieder einmal war es Wiener, der Alte, der sich aus der wie versteinert daliegenden Gruppe erhob. Im Kugelhagel kniend, warf er eine Granate auf den ersten Blechhaufen, der bis auf ein paar verstreute Trümmer von der Straße geschleudert wurde. Mit dem zweiten machten wir es genauso. Ein dritter Haufen, ein 3,5-Tonnen-Lkw, erforderte vier Granaten. Leider mussten wir dabei auch die Verwundeten, die im Innern lagen, mit in den Tod reißen. Aber so war eben der Krieg.

Gegen Mitternacht, auf dem Höhepunkt des Sturms, erreichten zwei Drittel der Truppe endlich Memel. Das dortige Kommando hatte unsere Lage erkannt und gab uns Feuerschutz. Außer Atem und durchgefroren erreichten wir die hinteren Gräben des Verteidigungsringes. Die Aufstellung der Vermissten wurde unter freiem Himmel, in den Ruinen einer Badeanstalt vorgenommen. Dann versuchten wir trotz des ständig tosenden Frontlärms ein wenig Schlaf zu finden, auch wenn alle Umstände dagegen sprachen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass unser Unternehmen gelingen hätte können, war übrigens so gering, dass wir es für besonders mutig hielten, es überhaupt versucht zu haben.

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr, nachdem wir die vor der Offensive ausgegebenen Rationen verzehrt hatten, wurden wir in die Verteidigungsstellungen zurückgeschickt. Die Pause konnte in dieser dramatischen Situation nicht länger ausgedehnt werden. Man verschiffte inzwischen weiter die Zivilbevölkerung, obwohl das mit großen Risiken verbunden war.

Die See ging hoch und Schiffe wie Menschen waren mit Reif bedeckt, sobald sie die Mole verließen. Gischt sprühte auf die blau-roten Gesichter der zitternden Leute, ohne dass ein Jammern laut wurde. Die Hölle von Memel zu verlassen war eine solche Erleichterung, dass niemand daran dachte sich zu beklagen.

Wir Soldaten versperrten den Russen weiterhin den Zugang zur Stadt und ihrer Umgebung. Die Evakuierung auf dem Seeweg war der letzte Ausweg, der uns blieb, sodass wir uns aufs äußerste anstrengten, um durchzuhalten. Man schickte uns Munition, Lebensmittel und Medikamente. An manchen Tagen meinten wir, dass das russische Trommelfeuer schwächer würde. Dann erschien uns das Leben trotz der ständig zunehmenden Kälte leichter. Wir hatten keine Ahnung, dass die sowjetischen Streitkräfte ihre Anstrengungen auf den Süden konzentrierten.

Für Königsberg, Heiligenbeil, Elbing und bald auch Gotenhafen wurde die Lage immer bedrohlicher.

Das Flüchtlingsproblem war, wie ich später erfuhr, dort noch um ein Vielfaches größer als bei uns. Die Russen ließen Memel für einen Augenblick links liegen, um in Ostpreußen durchzustoßen, wo ihnen erbittert Widerstand geleistet wurde. Gegen die Übermacht war aber nichts auszurichten. Die drei beängstigend starken sowjetischen Armeen, die bis nach Deutschland hinein vorgedrungen waren, verfügten über Mittel, die den unseren weit überlegen waren. Außerdem trieb sie der wütende Wunsch nach Vergeltung, und die unglückliche Bevölkerung Preußens würde sich noch in fernen Zeiten daran erinnern, was das bedeutete.

Unter diesen Unglücklichen waren auch Litauer, antibolschewistische Russen, Polen und sogar englische und kanadische Kriegsgefangene, die unser Schicksal hier in Memel teilten. Die Angst vor den Russen war größer als alle nationalen Unterschiede und Meinungsverschiedenheiten. Es war wirklich die nackte, unüberwindbare Angst, die aus allen Gesichtern sprach. Wo kein anderer Ausweg möglich schien, ergriffen alle die Flucht. Selbst für die englischen und kanadischen Gefangenen war die Chance, von den russischen Sturmverbänden gesondert behandelt zu werden, mehr als zweifelhaft. Den Frauen, gleich welchen Alters, drohte noch eine ganz andere Schmach … Die Zahl der über das Meer Evakuierten musste bereits mehrere Millionen erreicht haben.

In einer Hausruine, die keinen Meter mehr hoch war, hatte der Alte sein MG mit großer Sorgfalt und Vorsicht abgestellt. Mit seinem von vielen Erfrierungen grau gewordenen Handrücken wischte er ab und zu die zarten Schneeflocken weg, die sich immer wieder auf dem Verschluss seiner Waffe sammelten. Seit dem letzten Angriff südlich von Memel schien der Alte seine Ruhe wiedergefunden zu haben. Die nervöse Erregung, die wir anderen nicht mehr los wurden, schien ihn nicht zu berühren. Er blieb schweigsam und nahm kaum teil an unseren trostlosen Gesprächen. Unser Freund schien sich von unserem Unglück distanziert zu haben. Der Krieg, die Kälte, das Elend, die uns quälten und lähmten, beunruhigten ihn offenbar nicht mehr. Seine Haltung war merkwürdig. Woran dachte er?

Diesen Morgen erst hatte sein MG uns wieder einmal vor einer russischen Patrouille gerettet, die sich speziell für unsere Gruppe interessiert hatte. Zwanzig russische Leichen erstarrten nun vor uns neben dem Volkssturm-Lkw, der mit nur einem Hinterrad noch immer im Einsatz war. Ein in das Chassis geklemmter Baumstamm hatte das fehlende Rad ersetzt, und der Lkw war dennoch vom Fleck gekommen – ein weiteres kleines Wunder von Memel. Dann hatten ihm die Russen ein 50-mm-Geschoss unter die Motorhaube geschickt, wobei die beiden als Soldaten verkleideten alten Männer, die im Führerhaus saßen, das Zeitliche gesegnet hatten. Das verdammte Vehikel versperrte uns immer noch die Sicht. Die Russen hatten es als Schutzschild nutzen wollen und versucht, uns mit Granatwerfern auszulöschen. Wiener hatte einen wilden Kugelhagel losgelassen, und der Iwan hatte aufgeben müssen. Es war eine Sache der Reaktionsgeschwindigkeit. Wiener war einfach der Schnellere gewesen, das war alles. Jetzt saß er da, wie immer schweigend, und putzte seine Waffe wie ein kostbares Spielzeug. Der Rest von uns – Halls, Lindberg, zwei andere und ich – blieben

unruhig hinter unseren grauen und kalten Waffen hocken, wohl wissend, dass sie uns keinen echten Schutz mehr bieten konnten.

Ich hatte drei Panzerfäuste zur Verfügung sowie das neue Gewehr des Volkssturms, das man vor Kurzem an uns ausgegeben hatte. Es war eine sehr effiziente Waffe, ein leichtes Sturmgewehr, das Eigenschaften sowohl der MP als auch des MG hatte. Ich hatte ferner eine kleine Magnetmine, die mir zusätzlichen Bammel machte. Jeder von uns trug in Memel ein Waffenarsenal herum, das im Ernstfall einen schnellen Tod garantieren würde. Ein schneller Rückzug war mit dieser Last jedenfalls ausgeschlossen.

Vierzehn Tage lang sollten wir diese Stellung noch halten, wobei wir etwa alle achtundvierzig Stunden ein paar eher leichten Angriffen ausgesetzt waren. Die Etappe war nicht weit weg, und so konnten wir abwechselnd beinahe ausreichende Ruhepause einlegen. Ganz in der Nähe, an dem, was von der nach Memel führenden Straße noch übrig war, gab es einen Kilometerstein, der angab, dass es noch sieben Kilometer bis zur Küste waren. Es waren die letzten sieben Kilometer des Rückzugs vom Don. Wir konnten es kaum glauben. Eine unglaubliche Odyssee über mehr als zweitausend Kilometer, weite Strecken davon zu Fuß. Manchmal sagte der Alte aus Spaß zu mir: »Dein Urgroßvater ist vor Dir den gleichen Weg an der Seite Napoleons gelatscht, Kleiner. Du kannst es also auch als Familiensache betrachten, wenn dich das tröstet.«

Eines Abends dann, als wir in den kalten und feuchten Keller zurückkehrten, der uns in den Ruhepausen als Schlafraum diente, stellten wir fest, dass die Zivilisten fast vollständig aus Memel verschwunden waren. Der letzte Schub musste in den vergangenen zwei Tagen, während wir in Bereitschaft gelegen hatten, verschifft worden sein.

Während die Dunkelheit auf die Stadt niedersank, die einem aufgegebenen Friedhof glich, zogen wir uns mit einem vagen Lächeln im Herzen in unseren Bau zurück.

Meine Kameraden kauerten auf den Pritschen, die wir zur Verfügung hatten, und kauten schweigend auf dem herum, was Grandsk, unser Küchenbulle, noch hatte auftreiben können. Es war ihnen völlig egal, was sie in sich hineinstopften, ihre Gedanken waren ganz woanders. Meine tapferen Kameraden waren ins Träumen versunken, und niemand unterbrach die Stille, die schon seit geraumer Zeit auf uns lastete. Sie träumten mit offenen Augen, und ihre vom Elend glänzenden Pupillen verweilten hie und da an einem Punkt des schmutzig-grauen Kellergewölbes. Sie träumten von der Rettung, die bald kommen musste, von der Barkasse, die uns fortbringen würde, auf den großen sanften Wellen des Meeres, an dessen Ufer wir seit Tagen gedrängt wurden. Meine Kameraden träumten, und wir verstanden uns, ohne dass ein Wort gesprochen wurde. Ihre irren und durchdringenden Blicke flackerten aus großen dunklen Augenhöhlen. Diese Augen, die nur mehr den Krieg zu sehen gewohnt waren, wandten sich schüchtern, aber mit spürbarer Intensität der Vision einer möglichen Rettung zu. Sie träumten, meine Kameraden, doch um nicht vom Krieg dabei ertappt zu werden, richteten sie es so ein, dass man es nicht sah. Sie blickten niemanden

an. Vor ihrem geistigen Auge sahen sie etwas Besseres. War es ein Hoffnungsschimmer? Welche Gestalt mochte dieser in ihren Köpfen angenommen haben?

Ich war der Einzige, der sie dabei beobachtete. Ich war der Einzige, weil ich nichts anderes hatte, auf das sich meine Blicke hätten richten können. Ich hatte schon zu viel geträumt und konnte es nun nicht mehr. Zu viele meiner Träume waren Alpträume gewesen. Ich hätte es einfach nicht gewagt, mich noch einmal darauf einzulassen, weil es zu weh tat, wenn die Träume am Ende niemals wahr wurden.

So sah ich nur den anderen dabei zu und stärkte meine eigene Moral durch ihre Hoffnung. Manchmal ließ ich es dummerweise doch zu, mir Bilder konkreter auszumalen: schmutzige, ausgetretene Stiefel auf dem schmierigen Deck eines Schiffes, aus denen leere, verblichene Uniformen quollen … Doch ich hörte gleich wieder damit auf, denn die Hoffnung war so trügerisch, so schrecklich. Wie sah die Hoffnung der anderen aus? Es schien als konnte ich einfach nicht mehr träumen.

Und doch besaß auch ich noch immer diese Ungeduld, die wir verbargen und hätschelten wie einen Schatz, den das Leben uns noch nicht hatte stehlen können. Ich bewahrte sie in meinem Innern. Ich spürte sie, und ich hörte sie schreien durch mein Schweigen hindurch, so laut, dass sie mich überwältigte wie der Lärm von Explosionen. Meine Seele war krank davon, und ich wagte nicht mehr, auf irgendeine Hoffnung zu sinnen, auf irgendein Versprechen. Ich hatte Angst, zu viel zu verlangen, hatte Angst, der geringste schüchterne Wunsch könnte wie eine ungebührliche Forderung wirken.

Ich war noch immer am Leben, und ich hatte Angst, dass man es bemerken würde, dass man dieses Bisschen Leben von mir einfordern würde. Ich hatte schon alles gegeben, in Form meiner Gefühle, meiner Qualen und Schmerzen, meiner Angst. Ich hatte Paula vergessen, und – damit ich nicht etwa noch immer zu reich erscheinen würde – auch die Tatsache, dass ich zu jung war. Meine Gesundheit hatte stark gelitten, aber alles in Memel war hart. Leute mit faustgroßen Löchern im Bauch wurden aufgefordert den Mut nicht zu verlieren. Andere, die ihr Blut im Schnee verströmten, schossen auf die Walze des Krieges, bis ihre Augen glasig wurden. Ich hatte Glück, denn trotz meiner Hustenanfälle und des blutigen Auswurfs bewahrte ich, im Innersten verborgen, noch immer ein bisschen Leben. Man durfte aber deswegen niemanden mehr anflehen, wer immer es sein mochte. Selbst wenn Gott uns gehört hätte, in Memel wäre es zu spät gewesen.

So sah ich sie also an, meine Kameraden, die genau wussten, wie gefährlich es war hier zu träumen. Memel jedoch konnte alles gebrauchen, die Hoffnung wie die Träume. Männer, die noch hoffen konnten, kämpften besser als solche ohne Hoffnung. Und alle waren wir es so leid zu kämpfen.

Mitunter fuhren manche schreiend aus dem Dämmerschlaf. Diese Schreie waren nicht beabsichtigt, sie konnten nur einfach nicht zurückgehalten werden. Es waren Schreie, die aus den Organen kamen, welche sich vor Erschöpfung wanden. Es gab auch Leute, die lauthals lachten. Wer betete, der hoffte noch. Aber meist war die Hoffnung bereits gestorben. Dann wurden die Gebete hinausgebrüllt. Auf jeden Fall war es zu spät, denn selbst wenn die Gebete erhört worden wären, hätte Gott es nicht gewagt sich zu zeigen. Er hatte Smellens' Vertrauen auf seine

Barmherzigkeit enttäuscht. Smellens war heute morgen gestorben. Es schien als wollte er sterben, aber davor wenigstens noch Nachrichten von seinem kleinen Bruder bekommen, den er nur zweimal gesehen hatte. Mit trockenen Augen hatten wir den verschütteten Weg beobachtet, wo der Postunteroffizier hätte auftauchen müssen. Es kam jedoch keine Nachricht mehr durch. Smellens hatte seinen Tod durch Ersticken so lange wie möglich hinausgeschoben, doch es war zu spät selbst für den Allmächtigen.

In den folgenden Tagen fanden tatsächlich die ersten Verschiffungen von Soldaten statt. Zuerst waren die am schwersten getroffenen Einheiten an der Reihe. Die Schwerverwundeten waren natürlich schon vorher weggekommen, die Schwerstverwundeten dagegen waren hiergeblieben, denn es war ja gleichgültig, ob sie in Memel starben oder auf dem Schiff. Jetzt waren die leichter Verwundeten an der Reihe, und ihre ungeduldige und stille Freude lenkte ihre Gedanken von ihren dem Frost ausgesetzten Wunden ab. Die vom Brand Befallenen hatten ihren Zustand vergessen und scherten sich nicht mehr um die Amputationen, die sie erwarteten. Es war als hätte sich ein Schleier der Zuversicht über Memel gelegt. Abgesehen von den elenden Flugzeugen, die uns unablässig beschossen, hätte das Leben fast wieder lebenswert genannt werden können. Die Zufahrt zu den Landungsbrücken wurde durch von Bomben stark beschädigte Schiffe versperrt. Verstümmelte Leichen schwammen zwischen den Trümmern im Wasser. Die Marine vollbrachte eine ungeheure Leistung. Ohne sie wären wir verloren gewesen.

Ein überfüllter Frachtkahn war mittschiffs von einem geschickten russischen Piloten erwischt worden, der mit dem ersten Schuss einen Volltreffer gelandet hatte. Wir waren zu den ekelerregenden Aufräumungsarbeiten eingesetzt worden. Ich werde mir die Details ersparen, die mir noch beim Schreiben Übelkeit erregen. Unsere Stiefel schwammen im Blut. Die menschlichen Abfälle, die wir auf das halb überschwemmte Vorschiff warfen, hatten Schwärme von Fischen angelockt. Der Gestank der aufgerissenen Leiber war unbeschreiblich, obwohl das Wasser, das über das schmutzige Massengrab spülte, ihn ein wenig milderte.

Man hatte unsere Ruhestunden ausgenutzt, um uns zu dieser Aufgabe abzukommandieren. Im Vergleich mit der Außentemperatur kam uns das Wasser, in dem wir wateten, fast warm vor. Aber auf Dauer wurden unsere Glieder doch klamm und die Bewegungen langsam und schwerfällig. Ich bekam Herzstechen und es wurde mir schwarz vor Augen, doch man musste durchhalten. Die beiden Schiffe, die draußen mit Truppen beladen wurden, welche Memel verlassen konnten, weckten unsere Lebensgeister. Bald würden wir an die Reihe kommen.

Mitten am Vormittag hatte der Himmel aufgeklart. Die blasse Sonne, die ihr Licht über der Katastrophe zu verbreiten suchte, beunruhigte uns. Wir empfanden schon lange keine Freude mehr über die Sonne, denn sie brachte uns unweigerlich die russische Luftwaffe.

Wir hatten unsere schaurige Arbeit noch nicht beendet, als tatsächlich die russischen Jagdbomber auftauchten. Niemand war davon überrascht, denn bei diesem Wetter war es einfach vorauszusehen. Auf unseren schmerzenden Füßen humpelnd suchten wir so rasch es ging nach allem, was irgendeine Deckung bot. Die echten Luftschutzbunker dienten längst als Notlazarette oder Unterkünfte für

Verwundete. Es blieben nur Ruinen oder Bombentrichter. In kleinen Gruppen drängten wir uns zusammen und versuchten, an die bevorstehende Rettung zu denken.

Ringsum krachten die Abschüsse der Flak. Vielleicht würde es ihnen gelingen, die Flugzeuge von der Hafenzone fern zu halten … Doch da brausten sie schon im Tiefflug über uns hinweg und brachten die eisige Luft zum Vibrieren. Wir schauten ihnen nach und rieben uns dabei die vor Kälte steifen Finger. Sie flogen über die zerstörte Stadt, über Menschenkolonnen, die sich beugten wie Grashalme im Wind. Sie flogen über zwei Küstenschiffe, die ihre Haltetaue kappten, um kein gar so leichtes Ziel zu bieten. Die fünf Flugzeuge klinkten gleichzeitig fünf Bomben aus, welche über die Landungsstege glitten. Zwei fielen ins Wasser, wo sie explodierten und die Wartenden, welche sich an die Landungsbrücke klammerten, mit einer Flutwelle überspülten. Die dritte Bombe wirbelte Trümmer auf dem Strand durcheinander, während die beiden letzten vor einer Menschenschlange, welche sich erst viel später einschiffen sollte, einen Krater aufrissen. Einige Körper flogen in die Luft, andere brachen zusammen, wurden aber von denjenigen gestützt, welche noch zu hoffen wagten. Man hörte kaum Schreie, mit Ausnahme von einigen Verwundeten, die nicht anders konnten.

Etwa vierzig Flugzeuge kreisten jetzt über dem Strand. Weitere tauchten über der Steilküste im Norden auf. Eines von ihnen wurde wohl von der Flak getroffen und explodierte im Flug. Es gab jedoch keine Hurrarufe mehr wie einst. Hier schrie nur noch der Krieg selbst. Die Menschen waren still.

Die Küstenschiffe hatten sich inzwischen ein wenig entfernt, während die Todeskandidaten weiter auf den Molen ausharrten, um ihren Platz nicht zu verlieren. Die Flugzeuge kreisten in der Höhe und beobachteten zweifellos, wo sie am wirksamsten zuschlagen konnten.

Zitternd vor Kälte und noch mehr vor Verzweiflung, schauten wir dem ungleichen Kampf zu, der an Intensität noch zunehmen sollte. Niemand glaubte, dass all die Soldaten verrückt waren, die in dem tobenden Gewitter geduldig warteten, ohne daran zu denken in Deckung zu gehen. Wir wussten, dass auch wir uns morgen an unseren Platz klammern würden. Jeder Funke Hoffnung war hier ein Vermögen wert, und was immer er kosten mochte, er durfte auf keinen Fall aufs Spiel gesetzt werden. Jeder dieser Unglücklichen hatte alles, was ihm nach den Martern der letzten Zeit noch geblieben war, auf diese eine, ungewisse Kreuzfahrt gesetzt.

Die Flieger kamen wieder herunter. Ich hielt mir die Augen zu, um nichts mehr sehen zu müssen. Der Rhythmus des Todes war zu schrecklich, und schließlich war ich nur ein Mensch, nicht Gott. Ich war nicht am Kreuz gestorben, und hatte kein Recht mir das anzusehen.

Die Tage vergingen. Memel existierte nur noch auf den Generalstabskarten. Die Front war geschrumpft, und doch waren noch viele Menschen eingeschifft worden. Aber Tausende waren auch noch da. Tausende, die still durch den nächtlichen Nebel irrten. Sie pendelten zwischen den Stellungen, die sie noch halten mussten, und den grabgleichen Unterkünften, aus denen der keuchende Atem ihres ruhelosen Schlafes drang. Noch immer beobachtete ich mit großen,

stumpfen Augen, wie die Verbliebenen durch diese schlimmste aller Tragödien irrten, in einer Stille, die für meine Ohren lauter klang als aller Lärm der Erde. Man erkannte die Herumirrenden kaum mehr als menschliche Wesen, und wie ich ihnen so zusah, fühlte ich mich entsetzlich allein. Innerlich weinte ich Tränen, die so schwer waren wie Quecksilber und niemals versiegen würden.

Wie lange waren wir nun schon hier? Wie viele Leben? Ich weiß es nicht mehr, und die Welt wird es niemals wissen. Ich hatte das Gefühl, einzig für diese Prüfung geboren worden zu sein. Memel war zum Gipfel meines Lebens geworden, der höchste Gipfel, über dem nur noch der Schleier des Unendlichen lag. Nach Memel würde nichts mehr von uns übrig sein. Das Leben, das ich danach vielleicht noch kennenlernen mochte, würde nur wie ein Paar Krücken sein, die man einem Krüppel schenkte. Memel war mein Grab, es war das Absolute.

Das Schweigen, das unsere Gruppen umgab, hatte etwas Wunderbares. Es erlaubte allen diesen lebenden Toten, die sich um mich bewegten, sich auszudenken, was nach ihnen sein würde. So albern es auch erscheinen mag, aber die Vorstellung, dass unsere Not anerkannt werden würde, selbst posthum, hatte uns früher getröstet. Heute ist auch diese letzte Sorge verflogen. Was immer zu unserem damaligen Elend gesagt werden kann, hängt immer am jeweils gültigen historischen Interpretationssystem, dem die Menschen gerade anhängen. Doch nicht einmal das Jüngste Gericht würde dem Schauspiel von Memel gerecht werden können. Die Erinnerung verblasst, der Vorhang fällt vor leeren Rängen, ebenso zwecklos wie das grandiose Schauspiel des Unendlichen. Und wir, die wir es erlebt haben, spüren das große Würgen der Sprachlosigkeit, die uns aufgenommen hat.

Wir waren vom Keller in den Turm einer Flakstellung umgezogen, deren Geschütz zerstört war. In dem kleinen Raum, in dem sich das Peilgerät befand, hatte ich meine Sachen abgelegt. Instinktiv hatte Halls seinen Kram dazugelegt, ebenso Schlesser und dann noch einer, dessen Name keine Rolle mehr spielt. Die anderen Kameraden, Wiener, Lindberg, Pferham und sechs oder acht weitere, hausten in den Resten des eigentlichen Bunkers. Unsere neue Räumlichkeit war weniger feucht als der Keller, wo wir vorher gewesen waren, aber nicht deshalb hatten wir ihn verlassen. Man hatte uns in diesen Betonblock gesteckt, weil wir hier näher an den verschiedenen Stellungen waren, die wir jederzeit schnell zu erreichen hatten. Die Front war noch einmal kleiner geworden, denn die Russen kümmerten sich nun wieder ernsthaft um uns. Die deutschen Soldaten, die den winzigen Ring um Memel noch hielten, sahen schweren, vermutlich entscheidenden Angriffen entgegen. Unseren zugewiesenen Stellungen mussten wir uns mit äußerster Vorsicht nähern, da es vorgekommen war, dass sich einige unserer Leute in ihrer Verzweiflung den Russen ergeben hatten. Diese hatten dann die zerlumpten Uniformen ihrer Gefangenen angezogen und an deren Stelle auf die Ablösung gewartet.

Mehrmals waren unglückliche Verteidiger schon in diese Falle gegangen. Häufiger noch hatten erschöpfte Soldaten den Iwan, der bis zu ihnen herangerobbt war, einfach zu spät gesehen. Sie wurden getötet, und der Iwan übernahm ihren Posten. Wiener und zwei anderen Soldaten war es beinahe so ergangen. Der

Alte hatte jedoch den Braten gerochen und einen seiner berühmten Wutanfälle bekommen.

»Der da hat uns rausgerissen«, stammelten die zwei anderen und zeigten auf den Alten, »er hat ihnen seinen ganzen Pack Granaten in die Schnauze geschmissen.« Die beiden Kerle sprachen nervös und abgehackt. Sie wussten, dass ihr Leben gerade noch an einem seidenen Faden gehangen hatte.

Wiener selbst sagte nichts. Er hatte sich wieder in Schweigen gehüllt und lehnte an der Bunkerwand, die stellenweise mit schimmerndem Raureif überzogen war, während wir ihn ansahen. Wir waren es gewohnt, von Wiener gerettet zu werden.

Am Abend wollte einer von uns eine Zigarette rauchen, die er bei einem toten Russen gefunden hatte. Er hatte sie angesteckt und war hinausgegangen, um seine Notdurft zu verrichten. Eine 50er Granate schlug hinter ihm in den Beton, und die Splitter trafen unseren Kameraden im Rücken. Er hatte nicht einmal Zeit zu schreien.

»Der Iwan ist noch näher gekommen«, murmelte Pferham.

Am nächsten Tag sollten wir in der nicht nachlassenden Kälte zu einem letzten Vorposten hinaus, der eigentlich längst in den Händen der Russen gewesen sein musste. Unterwegs waren wir dem einzigen in unserem Abschnitt noch übrigen Panzer begegnet. Die Geschichte dieses Panzers ist nicht uninteressant. Es war ein alter M2, der bereits einmal in Brand geraten war und zahlreiche Einschläge an den Flanken hatte. Seine Bordwaffen waren zerstört und durch andere, weniger geeignete ersetzt worden. Jeden Tag ging er in einer Schneise in Stellung, die aus den Ruinen einer verwüsteten Straße entstanden war, und hielt von dort aus den Iwan in Schach, sobald der auf die Idee kam sich anzuschleichen.

Die Infanterie hatte ihn schon oft in letzter Minute aus diesen manchmal sehr ungleichen Zusammenstößen herausgeholt. Und die in Feldgrau gekleideten Ratten, die in den benachbarten Ruinen hausten, hegten eine stumme Hochachtung vor der alten Maschine, die immer noch unschätzbare Dienste leistete. Heute hatte der Motor eine Panne, und die zerlumpte Mannschaft des Panzers bemühte sich um die leblose Mechanik. Wir hockten herum und sahen eine Weile zu. Einer der Mechaniker hatte ein Werkzeug zerbrochen und warf es wütend heraus. Wir hörten, wie sie ihr Bedauern darüber ausdrückten, dass offenbar nichts mehr zu machen war. Die Männer gingen um das Ungetüm herum, das uns mit der Zeit so vertraut geworden war.

Über den nächstgelegenen Ruinen waren soeben zwei Flugzeuge aufgetaucht. Die Panzerbesatzung war neben dem Panzer in Deckung gegangen und starrte mit fiebrigen Augen hinauf. Doch zu unserer Überraschung handelte es sich um zwei deutsche Aufklärer. Woher kamen die? Als sie den Panzer erblickten, der keinerlei Erkennungszeichen mehr trug, zogen sie eine enge Kurve. Einen Augenblick lang packten uns schreckliche Zweifel. Würden die beiden überlebenden Flieger uns nicht mit Russen verwechseln? Das alles dauerte nur einige Sekunden. Wir traten aus der Deckung und winkten aufgeregt. Die beiden Flugzeuge zogen im Tiefflug rechts an uns vorüber. Wir konnten die Piloten sehen, und einer gab uns sogar ein Zeichen. Unsere Herzen schlugen zum Zerspringen. Vermutlich

kamen sie von einem deutschen Stützpunkt, aus Deutschland, wo vielleicht noch alles möglich war …

Unsere grauen Gesichter folgten ihrer Bahn, bis sie ganz verschwunden waren. Dann hingen wir ihnen noch eine Weile in Gedanken nach.

Das Problem des Panzers blieb ungelöst. Aber der Auftritt der beiden Flieger hatte uns wieder Auftrieb gegeben. Wir standen jetzt alle um den Panzer herum. Einer von uns hatte vorgeschlagen ihn zu schieben. Der Gedanke war verrückt, aber alle drückten die Hände auf das raue, kalte Metall. Heisere Schreie versuchten den Takt zu skandieren. Es war wichtig, dass wir unsere Anstrengungen synchronisierten, denn wir waren etwa dreißig Mann. Die Stiefel knirschten und rutschten auf dem gefrorenen Boden. Nichts rührte sich. Unsere abgemagerten Körper hatten einfach keine Kraft mehr. Die drei Panzersoldaten mühten sich verbissen, aber vergeblich ab. Die vielen Tonnen Schrott wackelten nicht einmal. Es wurde weiter diskutiert, und zwei Männer liefen nach hinten. Wir wollten ihnen gerade folgen, als wir lauten Motorenlärm hörten. Es gab also auch noch einen Lkw in Memel, was mich überraschte. Doch da rumpelte er schon mit brüllendem Auspuff heran. Er hatte noch nicht angehalten, da brachten die Männer Holzstücke an, um seinen Kühler zu schützen. Und schon drückte der Lkw gegen den Panzer. Einen Moment lang dachten wir, dass auch er vom Gewicht des Panzers abgewürgt würde. Sofort sprangen wir ihm helfend zur Seite. Ruckweise gelang es uns schließlich, die träge Masse des Panzers ins Wanken zu bringen. Mehrmals hob sich sein Heck und fiel wieder zurück.

Schließlich bewegte er sich doch. Ich starrte auf das Laufrad, das sich langsam auf dem von Erde verkrusteten Metall der Kette drehte, die sich ihrerseits über den Boden schob. Es war wie ein weiteres kleines Wunder. Der Lkw heulte auf, unsere Stiefel knirschten und wir trampelten vor Erleichterung über den Boden, so als könnten wir ihm dadurch noch weiteren Schwung geben. Der Panzer rollte vorwärts, und wir liefen mit, ohne dabei mit dem Schieben aufzuhören. Mir drehte sich von der Anstrengung der Kopf, aber ich hatte das gute Gefühl, dass wir noch immer etwas ausrichten konnten, wenn wir nur wollten. Vielleicht ist es ja gerade das, was Lebensfreude ausmacht. Das schwere, mit Nieten bestückte Laufrad drehte sich vor meinen Augen, die es vor Glück verschlingen wollten. Wahrscheinlich hatte es sich auch schon über die unendliche Steppe gedreht, wo mein Leben zerbröckelt war. Nun drehte es sich wieder, im Rhythmus meines Atems. Freude konnte so einfach sein. Vielleicht würde es in einiger Entfernung den Geist aufgeben und wie ich oder wie Halls verrecken, aber vorerst drehte es sich noch einmal lärmend den leichten Abhang hinunter. Ich fühlte mich diesem Schrotthaufen eng verbunden. Was sich in Memel noch bewegen konnte, war am Leben.

Zweimal noch hatten wir ohne Zwischenfall unsere Stellung erreicht. Morgen sollten wir wieder hinaus gehen, aber vorher mussten wir noch diese Nacht überleben. Der Iwan war nun wirklich aufgewacht. Die ganze Nacht lag ein Höllenlärm über den Resten von Memel. Die Erde bebte unaufhörlich, und die Leuchtraketen bildeten ein Sternenzelt über uns. Es war taghell, so dass sogar die Leuchtkraft der Explosionen vermindert wirkte. Unser Unterstand hatte von den

vielen Einschlägen Risse bekommen, und wir warteten, nach Luft ringend, auf den Tod. Wollers, unser Chef, wollte sich umbringen. Wir folgten ihm inmitten des Erdbebens nach draußen, hielten ihn fest und brachten ihn zurück in unsere Gruft. Im Verlauf dieser Szene hat es einen von uns anstelle des Leutnants erwischt. Ich erinnere mich nicht einmal mehr, wer es war. Die russischen Panzer erreichten südlich von unserer Auffangstellung die Küste. Wer auf ihrem Weg gelegen hatte, war in Erfüllung seiner Pflicht gestorben.

Dann war vom Meer her ein schweres Bombardement auf die russischen Panzer niedergegangen, die auf den Dünen paradierten. Zahlreiche brennende Panzer erhellten den südlichen Horizont, woraufhin sich die Russen später sogar noch einmal zurückzogen. Das schwere Bombardement hielt an, immer noch vom Meer aus kommend. Mitten in Nacht und Nebel sahen wir die Mündungsfeuer der schweren Artillerie. Am Morgen sahen wir durch dichte Rauchwolken hindurch die Erklärung dafür. Zwei große Kriegsschiffe kreuzten nicht sehr weit von uns auf dem Wasser. Ihre Silhouetten waren verschwommenen, aber trotzdem erkennbar. Die unerwartete Hilfe hatte der Himmel geschickt, an den wir schon nicht mehr glaubten. Es schien sich um die ›Prinz Eugen‹ sowie um ein anderes Schiff der gleichen Klasse zu handeln. Für diejenigen, die sich noch an Memel klammerten, war es eine wirklich unverhoffte Hilfe. Die großen Schiffe mit ihrer schweren Artillerie hielten die Panzer auf gebührenden Abstand.

Am Morgen nun sollten wir noch einmal die oben erwähnte Stellung erreichen. Völlig kaputt vor Müdigkeit, hatte ich es wie alle anderen geschafft, zeitweise ein wenig zu schlafen. Es war ein unnatürlicher Schlaf, mit offenen Augen wie ausgeschaltete Scheinwerfer, bei dem ein Teil unseres Gehirns wach blieb. Es war kein großer Unterschied zwischen den Gesichtern derer, die den Geist aufgegeben hatten, und den unseren. Beim Aufwachen dachte ich, dass ich mich nicht mehr rühren könnte. Mein Körper war wie dürres Holz. Ich traute mich nicht meine Arme anzusehen, so mager waren sie geworden.

In der Brust spürte ich einen starken Schmerz. Ich wusste nicht, woher das kam. Mir war, als hätte ich ein zweites Memel in mir. Trotzdem musste ich mich aus meiner Benommenheit reißen. Die anderen machten auch ziemlich seltsame Gesichter. Ich sah sie noch einmal an, während ich in meine zerbröckelnden Zähne kleine Wattestückchen stopfte, die ich aus den Säumen meines Mantels gezupft hatte. Es waren wirklich komische, ganz graue Gesichter, wie von lebenden Leichen. Überhaupt schien es nichts Lebendiges mehr in Memel zu geben.

Wir zogen los. Die Russen schossen jetzt wie zum Zeitvertreib. Ein Koffer rechts, ein Koffer links. Nach dem Erdbeben von letzter Nacht war das nicht besonders ernst. Als wir näher kamen, sahen wir das unbeschreibliche Chaos in den ersten Linien. Wir mussten über Krater steigen oder über Erdhügel von fünf, sechs Metern Höhe klettern. Herrgott, mir drehte sich der Kopf. Ich hatte nicht mehr Kraft übrig als ein ganz kleiner Junge.

Über den Stellungen der Russen lag Rauch. Ich hatte den Eindruck, die Kriegsmarine hatte heute Nacht verdammt gute Arbeit geleistet. Wir kamen an frierenden Kerlen vorbei, die in Löchern hinter ihren Knarren lagen. Sie starrten uns aus schmutzigen, leichenblassen Gesichtern an, so als wären wir an allem

schuld. Wir zogen wortlos weiter. Höflichkeit, die Waffe der Unhöflichen, war hier keinen Cent mehr wert. Das einzige, das hier draußen noch existierte und von irgendeiner Bedeutung war, das war der Mut.

Wir hatten unser beschissenes Loch beinahe erreicht, noch etwa hundertfünfzig Meter waren zu gehen. Ich sah bereits seinen Rand und die leeren Munitionskisten, die einen Teil des verwüsteten Laufgrabens ausfüllten. Wir würden hier wieder endlose Stunden frieren müssen. Vielleicht auch krepieren. Aber was machte das schließlich noch aus? In unserem Bunker in Memel war es ohne Dach ebenfalls bitterkalt. Immerhin war ich noch am Leben.

Doch was war auf einmal mit Wiener los? Warum blieb er stehen? Ich begriff es nicht, aber ich war dermaßen müde, dass es mir auch egal war. Warum schoss er plötzlich? Wiener hatte sein MG direkt auf den Kies gelegt, ohne die vorderen Stützen auszuklappen. Mit kurzen, trockenen Feuerstößen bestrich er den Rand unsere Schützenlochs. Alle waren instinktiv in Deckung gegangen. Halls lag neben mir. Ich wagte nicht mehr ihn anzusehen. Er war so schrecklich schnell gealtert, er hätte als Fünfzigjähriger durchgehen können.

»Wir werden bald sehen, was das soll«, murmelte er durch seine kariösen Zähne.

Der Alte hatte eine Granate knapp vor das Loch geworfen. Er war schon ein außergewöhnlicher Kerl. Wenn die Unseren dort drinnen wären, hätten sie längst gerufen.

Doch die Russen, die unsere Stellung eingenommen hatten, schwiegen. Würden sie versucht haben, uns durch Rufe zu täuschen, würden wir sie sofort erkannt haben. Wiener hatte richtig gelegen, und in diesem Moment antworteten sie auch schon und schossen auf uns.

»Schweinehunde!«, brüllte Wiener. »Elende Drecksbande!«

Wiener hätte General sein sollen, oder selbst der oberste Feldherr. Er war es, der uns ein ums andere Mal rettete, und wir hatten mehr Vertrauen in ihn als in irgendjemanden sonst.

Die Stellung würde nur unter Schwierigkeiten zurückzugewinnen sein. Wiener entschied, was zu tun war. Die verdammten Russen schossen ziemlich präzise, so dass keiner sich zu rühren wagte. Noch beunruhigender aber war der Motorenlärm, den wir in der Nähe hören konnten. Hinter dem Erdwall schienen die Russen über einen oder zwei Panzer zu verfügen, die gewiss ihr Feuer auf uns richten würden.

Wiener folgerte zweifellos dasselbe. Vorsichtig kroch er, die Waffe mitziehend, nach hinten. Ein Kamerad links von mir hatte etwas abbekommen.

»Zurück, Jungs!«, brüllte Halls.

Das war jedoch genauso gefährlich wie vorwärts. An wen hätte ich jetzt denken können, um mir Mut zu machen? An meine Mutter? Hatte ich überhaupt eine Mutter? War ich in die Welt gesetzt worden, um so etwas zu erleben? Hätte ich an Paula denken können? Wie vertrug sich meine Vorstellung von Liebe mit dieser Welt, die mich umgab? Und wie sah es mit meiner eigenen Haut aus, die ich retten wollte? Sie ähnelte der von Halls, die ich schon nicht mehr anzusehen wagte. Es war idiotisch, aber für irgendetwas musste es sich doch lohnen, noch

einmal Mut aufzubringen. Da fiel mir Wiener ein, der Alte, unser Anführer. Ja, für ihn lohnte es sich wirklich zu sterben.

Wir mussten Hans zurücklassen. Es hatte ihm die Hüfte zerrissen, und unter dem ständigen Feuer der Russen konnten wir nichts mehr für ihn tun. Wir haben ihm auf Wiedersehen gesagt. Da er in Memel zu leben gewusst hatte, würde er auch zu sterben wissen. In dieser Hinsicht war uns nicht bange um ihn.

Wir erreichten einen Bombentrichter, wo wir unsere beiden MG in Stellung brachten. Wie erwartet beschossen die Russen den Laufgraben und seine Umgebung mit Panzern und Artillerie. Im Norden wie im Süden kam die Kriegsmaschinerie wieder ins Rollen. Die Russen kamen bereits in unseren Graben gesprungen. Es war ein schrecklicher Anblick, und man musste schon all das durchgemacht haben, was hinter uns lag, um nicht vor Angst zu sterben. Wiener schoss nicht. Er sah uns nur an, und wir blickten auf ihn, als würden wir ihn um Rat anflehen. In seinem verzerrten Gesicht zeichnete sich das ganze Ausmaß der Katastrophe ab. »Haut ab!«, brüllte er über den Höllenlärm hinweg. »Haut ab, schnell!«

Wir hatten bereits unsere Sachen gepackt und duckten uns auf den Boden des Lochs. Für einen kurzen Moment verschnauften wir und sahen Wiener an.

»Komm«, schrie Pferham ihm zu.

»Halt die Schnauze, Pastor. Hau ab, du auch.«

Doch Pferham hatte eine Aufgabe auf Erden. Er ließ nicht locker.

»Los, Himmel Herrgott«, schrie Wiener, »haut ab, kümmert euch nicht um mich, ich hab das Kämpfen und die Rückzüge satt.«

»Wiener!«

»Für mich gibt es nach all dem keinen Platz mehr auf der Welt. Begreift das doch.«

Der Alte hatte das Feuer eröffnet und schoss wie ein Verrückter auf die Russen, die in den Laufgraben eindrangen. Pferham rief ihm noch einmal etwas zu, aber das Bombardement übertönte seine Stimme. Wir gaben das Gelände auf, das unter unseren Stiefeln rollte und schwankte. Die verdammte Stellung war nicht zu halten. Warum nur um Himmels Willen hat Wiener sich geweigert uns zu folgen?

Fünf Minuten später waren wir in den Stellungen der Granatwerfer und der Panzerabwehr untergetaucht. Fünfhundert Meter östlich von uns, über der Stelle, die wir gerade verlassen hatten, hing eine schwere Rauchwolke. Die Sintflut des Krieges brach weiter über uns herein, und während die Brüstung der Stellung zitterte wie die Reling eines Schiffs in einem Wirbelsturm, klammerten wir uns an unsere Waffen wie an den rettenden Anker.

Das Feuer der Kriegsschiffe half uns in dieser kritischen Lage. Ohne die Marine wären unsere letzten Schutzwälle überrannt worden. Die Lage war derart prekär, dass niemand seinen Posten verlassen konnte. Zwischen den Einschlägen des Trommelfeuers, das weiter auf uns nieder prasselte, hörten wir das Stöhnen der Verwundeten wie eine langgezogene Klage. Die Tragik überstieg jede Vorstellungskraft. Jenseits allen Gefühls und Urteilsvermögens waren wir damit ganz allein. Vielleicht würden wir nicht einmal mehr einige Stunden Ruhe haben, bevor wir sterben mussten. Die Männer, die schon an den Anlegestellen gewartet hatten, waren wieder zu den Verteidigungsstellungen zurückgedrängt worden.

Das hatten sie freilich nicht ganz von sich aus gemacht. Aber man hatte ihnen zu verstehen gegeben, dass überhaupt keiner mehr eingeschifft würde, wenn die Front zusammenbräche. Also mobilisierten sie wütend ihre letzten Kraftreserven und hinderten die Russen daran, den letztmöglichen Weg zu zerstören, der noch Erlösung verhieß.

Memel hielt noch immer. Es war nur noch eine winzige Insel des Muts, in einem unendlichen Meer der Verzweiflung. Und es kamen keine Schiffe mehr. Hatte man uns aufgegeben? Hatte sich der letzte Grund durchzuhalten, die letzte Hoffnung nun endgültig verflüchtigt? War dies das Ende?

Schließlich hatte sich in der folgenden Nacht doch noch ein Schiff, gleich einem Phantom, der Küste genähert. Eine Schar sterbender Männer war zum Meer gelaufen, und schlug sich um die Plätze. Kein Befehl konnte sie mehr aufhalten. Die Offiziere waren jedoch im selben Zustand. Hier kämpfte man nicht mehr auf Kommando. Man kämpfte, weil nichts anderes mehr möglich war. Doch das Schiff war nicht gekommen, um Menschen abzuholen; es war auf der Suche nach Verpflegung. Es schien, dass wir noch über Reserven für drei weitere Monate verfügten, und da wir »unverzüglich« herausgeholt werden sollten, hätte diese Verpflegung vernichtet werden müssen. Weiter im Süden gab es jedoch Hunderttausende Flüchtlinge, die vor Hunger und Kälte starben. Die verdutzte Menschenmenge, die sich am Ufer angesammelt hatte, hörte die Worte des Marineoffiziers, der vom Schiff aus durch ein Megaphon sprach. Sie wollten Mehl. Die Menschen verstanden nicht sofort. Die Stimme schien für sie aus einer anderen Welt zu kommen, von einem Mann, dem die Mobilität seines Schiffes erlaubte, das Schlimmste aus sicherer Entfernung zu verfolgen. Doch sie realisierten irgendwie, dass sie trotz der eigenen Not noch in der Lage waren, anderen im Süden Hilfe zu leisten. Ein einziges Wort, das der Mann gesprochen hatte, drehte sich in ihren Köpfen wie ein unwirkliches Karussell: unverzüglich … unverzüglich … unverzüglich …

Das Schiff wurde mit unseren übrigen Vorräten beladen und nahm auch einige Verwundete mit. Unverzüglich … Die Menge verharrte regungslos, gehüllt in ein Schweigen, das so unermesslich war wie die Nacht.

Unsere dezimierte Gruppe war in den Norden der Festung geschickt worden, an einen Strand, der von einer mittelhohen Steilküste überragt wurde. Die Unseren hielten noch immer die Höhen der Steilküste, wobei sie in Bunkern saßen, die mit Blickrichtung auf das Meer hin angelegt worden waren. Die Russen hatten den Höhenkamm bereits an mehreren Stellen erreicht, und wenn sie auch noch keine starken Kräfte hatten heranführen können, hatten sie doch schon einige Scharfschützen dort verstreut, die den felsigen Strand beschossen, über den wir robbten.

Die deutschen Posten, die diese Höhen hielten, waren lauter kleine, belagerte Festungen, die Gott weiß warum noch immer nicht eingenommen waren. Hier war nicht mehr die Rede von einer Division Großdeutschland oder irgendwelchen anderen Spezialeinheiten. Das alles spielte keine Rolle mehr. Wie ich schon sagte: Alles, was sich in Memel noch bewegte, das lebte und musste nutzbar gemacht werden.

Ein zerlumpter Offizier war zu uns gestoßen, hatte uns hinter sich her geschleppt und an einen Punkt gebracht, wo Durchbrüche in unserem Rücken zu befürchten waren. Die Position war zwar sehr gefährlich, aber doch weniger gefährlich als die eigentliche vorderste Front. Panzer kamen hier nicht durch, es sei denn, dass sie die Steilküste über uns erreichten, wo man noch immer den erwähnten schwachen Widerstand aufrecht erhielt. Als Unterstand benutzten wir Höhlen, die sich die Flüchtlinge aus Memel gegraben hatten, während sie hier auf ihre Evakuierung über das Meer warteten.

Wir hatten fast ständig Feindberührung. Der Iwan kam die Küste entlang und nahm uns auch von den Höhen aus unter Beschuss. Manchmal setzte er Mörser ein, die den sandigen Boden umpflügten, so dass wir die Kameraden tot oder lebendig wieder ausgraben mussten. Andererseits verloren die Geschosse auf dem weichen Boden auch etwas an Sprengkraft. Der Iwan spielte im Moment nur mit uns, aber er ließ uns auch keine Ruhe. Wären unsere Köpfe nicht so leer gewesen, sie wären uns vor Frust und Verzweiflung geplatzt.

Obwohl die Kälte uns belastete, so hatte uns die Natur mit dem dichten Nebel auch einen Verbündeten geschickt, der Tag und Nacht über dem Fegefeuer lag. Die Russen waren weit in unsere Linien eingedrungen, so dass es sie manchmal selbst im Rücken erwischte. Dann hatten auch sie Angst und hofften, dass ihre Artillerie und Panzer diesen Friedhof von Memel, wo sogar die Toten Widerstand zu leisten schienen, ein für allemal zerschlagen würden. Der Russe sickerte mit Vorsicht ein, und sobald er sich in Hörweite glaubte, da fing er an uns zu beschimpfen. Wir hörten ihm zu, und Halls schlief dabei fast ein. Der Russe sprach von unseren Frauen und von unseren Müttern, und was er mit ihnen anstellen würde. Er sagte auch, dass er uns kastrieren würde. Manchmal sang er auch einfach.

Halls und ich hatten stets den Finger am Abzug, denn oft wollten die Russen damit auch nur unsere Aufmerksamkeit ablenken. Sie machten sich lustig: »Aj moj drug germanskij, kak sobatschka skulit! Ja tebe skaschu spasibo ujutnaja mamotschka.«

Dann zählten sie. »Achtung, deutscher Soldat, du wirst sterben. Achtung. Ras, dwa, tri …«

Und sie ließen eine Salve los.

Wir lauschten, schweigend wie Antennen, die dazu bestimmt waren, alle Niedertracht der Erde aufzufangen.

In der Nacht waren zwei Schiffe gekommen. Unter Lebensgefahr war eine Meute zerlumpter Soldaten hingelaufen, um an Bord zu gehen. Wir waren zu weit weg, um rechtzeitig hinzukommen und uns einzuschiffen. Die ohnmächtige Vorstellung, dass wir bald völlig allein zurückbleiben würden, würgte uns im Hals. Die Unglücklichen, denen die Flucht gelungen war, schwächten die Verteidigung damit natürlich noch mehr. Nun würde bald nichts mehr den Iwan aufhalten. Wenn er einmal loslegte, würde eine grauenvolle Hasenjagd beginnen. Diese Gedanken drehten sich wie ein langer Alptraum schwer in unseren Köpfen, und wir wurden von einem schier unkontrollierbaren Zittern befallen.

Halls hatte die Waffe an den Kopf gehoben, doch ich musste ihn so jammervoll angesehen haben, dass er die Hand wieder fallen ließ. Dann hatte er sich auf den Bauch gedreht und das Gesicht fest in die Erde gedrückt.

Am nächsten Morgen bedeckte uns noch immer der Nebel. Die Front war still. Vielleicht bereitete der Iwan sich vor.

Halls und Schlesser waren zu einem am Wasser liegenden kaputten Wagen gerobbt, um den ab und zu die Gischt aufspritzte. Mit unendlicher Vorsicht war ich den beiden gefolgt. Halls sprach leise.

»Hilf uns, Sajer, wir brauchen diese Luftschläuche«, murmelte er. »Drei davon sind noch gut.«

»Um Rettungsringe daraus zu machen?«

»Oder ein Floß. Pass auf, wir haben kein Werkzeug, nimm dein Bajonett. Mach es wie wir, aber sei vorsichtig.«

Ein Lichtschimmer zuckte mir durch das kranke Hirn: ja, ein Floß. Wir würden vielleicht lange treiben, aber wer wusste es … Vielleicht war das unsere letzte Chance. Wir hatten keinerlei Werkzeug und mussten die Reifen von den Rädern herunterbekommen, ohne diese abmontieren zu können. Mit vor Angst zittrigen Bewegungen gingen wir die schwierige Arbeit an. Wir brauchten die Luftschläuche aufgepumpt, sonst war alles verloren. Pferham war auch gerade zu uns gestoßen.

»Ihr seid verrückt«, stellte er fest. »Selbst wenn ihr es schafft die Schläuche herauszuholen, werden sie platzen. Versteht doch, der Reifen übt den Gegendruck aus.«

Das stimmte, aber wir hatten schon lange keinen klaren Kopf mehr und wollten den Gedanken an die Flucht nicht aufgeben. Wir warfen Pferham wütende Blicke zu wegen seiner Sachlichkeit.

»Dann die Räder!«, protestierte Halls. »Wir nehmen die ganzen Räder!«

»Die werden bestimmt nicht schwimmen«, sagte Pferham.

»Halt die Schnauze!«, wurde Halls böse. »Geh du zu deinem lieben Gott. Ich hab mehr Vertrauen in diese Räder.«

Pferham schwieg. Mit dem Ende seines Bajonetts versuchte er wie wir, die Muttern aufzudrehen. Wir würden mindestens zwei Stunden brauchen, um diese Arbeit zu Ende zu bringen. Außerdem mussten wir den Sand unter dem rechten Vorderrad abgraben, weil der Wagen auf der Seite lag und die Muttern zum Boden hin gekehrt waren.

Obendrein hatte der Totentanz über Memel wieder begonnen. Die Russen setzten schwere Mörser ein, die den Boden bis zu uns an den Strand erbeben ließen. Wahrscheinlich hatten sie bereits einen guten Teil der Stadt in Besitz genommen. Wir wagten nicht uns auszudenken, was dort im Augenblick vor sich gehen musste. Stattdessen richteten wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf die lächerliche Aufgabe, die wir uns vorgenommen hatten. Zweimal hatten wir schon zu unseren Löchern zurück kriechen und die Arbeit liegen lassen müssen. Überall drangen vereinzelte Russen ein und robbten durch den Nebel. Halls und ich saßen in unserem Loch und klammerten uns aneinander. Schon acht oder neun Mal

hatten wir aus allernächster Nähe auf asiatisch aussehende Gestalten geschossen. Jedes Mal zitterten uns dabei die Hände am Gewehr und wir bebten vor Angst.

Gegen Abend glich die ganze Stadt einem Vulkan. Die Stalinorgeln heulten ohne Unterlass und entfachten einen erbarmungslosen Feuersturm, der willkürlich alles in Schutt und Asche legte. Unsere zerrütteten Nerven waren zu keiner Reaktion mehr fähig. Alles verschwamm und leuchtete zugleich. Wir waren etwa sieben oder acht Leute, die mit Gürteln versuchten, einige Bretter auf den drei Rädern zu befestigen, die wahrscheinlich niemals schwimmen würden. Sieben oder acht, die sich vielleicht gleich gegenseitig umbringen würden, denn es war nur zu klar, dass das Floß uns niemals alle tragen konnte.

Endlich war es fertig, und Schlesser und Pferham stießen es ins Wasser. Wir folgten alle, wie Wölfe, denen ein Teil eines Festmahls zu entgehen drohte.

»Wartet, ich versuch's«, sagt Pferham.

Wir machten alle einen weiteren Schritt nach vorne. Pferham sah uns an. Er wusste, dass wir ihn abknallen würden, wenn er sich zu weit entfernte. Unsere Schatten schwankten gegen das Licht der Blitze, die Memel verschlangen. Unsere verzweifelten Blicke hingen an dem Floß, das von Wellen überspült auf dem grau-grünen Wasser schaukelte und eins wurde mit der Nacht und dem Nebel.

Allen Begriffen der Physik trotzend versuchte Pferham im Gleichgewicht zu bleiben. Gewiss flehte er aus tiefstem Herzen zu seinem sadistischen Gott, der ihn untergehen sah. Das Wasser erreichte seinen Gürtel, und die Hoffnung auf Rettung versank vor unseren Augen. Pferham mochte vielleicht denken, dass sich die Zeiten der Wunder, falls es sie je gegeben hatte, in diesen schicksalhaften Stunden wiederholen könnten. Doch die Wunder existierten nur in den Evangelien. Mochten diese doch mit uns untergehen. Die Hölle, die uns umgab, schrie ihren Sieg hinaus.

Pferham war allein an die Küste zurückgekehrt, wo wir warteten. Er schlotterte und taumelte unter der Last des Wassers, das wie Tränenbäche aus den Lumpen seines schmutzigen Mantels rann. Dann sackte er zwischen uns zusammen, und wir schleppten ihn in unser Loch.

Langsam verging die Nacht, fortwährend vom Schein der gewaltigen Feuerglut erhellt. Der Strand, auf dem wir mit irr aufgerissenen Augen standen, färbte sich je nach Intensität der flackernden Hölle rosa oder orange. Ein ganz junger Bursche aus den Volkssturmgruppen war aus Verzweiflung gestorben. Seine Leiche blieb mitten in unserer Gruppe liegen, die seinen Körper nicht mehr von den noch Lebenden unterschied. Ein anderer war einfach aufgestanden und langsam in Richtung Memel gegangen, wie hypnotisiert vom Feuer, das im Süden loderte. Er ging leichten Schrittes und war offensichtlich nicht mehr bei Bewusstsein. Wir sahen zu, wie er sich im schillernden Halbdunkel entfernte.

Der Russe hätte uns jetzt einfach überraschen können, ohne dass jemand versucht haben würde ihn aufzuhalten. Die verstörten Gesichter der letzten Kämpfer der Ostfront hingen fasziniert an der Apokalypse von Memel. Dann brach der Tag an. Das Feuer lag inzwischen hellgelb, fast weiß über den Ruinen der Stadt. Wir erhielten keinen Befehl, keine Koordinaten mehr. Wir blieben einfach, wo wir waren, unbeweglich, ahnungslos, verloren in der schrecklichsten aller Einsamkeiten.

Gegen Mittag hatte uns Wollers, unser Chef, mitgeteilt, er würde nach Memel aufbrechen. Darauf waren wir ohne Befehl aufgestanden und ihm gefolgt. Auf halbem Weg sind wir jedoch zusammengebrochen. Wir waren völlig entkräftet, und der eine Kilometer, den wir gelaufen waren, hatte uns fertig gemacht.

Ein Stück weit im Osten wurde noch gekämpft. Wie war es nur möglich, dass die Unseren nicht schon alle tot waren? Eine schwere, schwarze Wolke, am unteren Rand rötlich schimmernd, stand unbeweglich über dem Horizont. Unten im Süden, über der Anlegestelle, prasselte ebenfalls das Feuer. Ob es an diesem Ort noch irgendjemanden gab? Wir blieben ausgestreckt und schweigend liegen, die Blicke auf die ungeheuerliche Katastrophe gerichtet. Die Stunden vergingen, die Zeit verstrich, unser Leben lief aus und unsere Augen wurden seltsam starr. Niemand hatte daran gedacht, die verschiedenen Konservendosen zu öffnen, die wir noch besaßen. Die Nahrung lockte uns nicht mehr, denn sie hatte den bitteren Geschmack von Memel.

Noch einmal senkte sich die Nacht über unsere versteinerte, verlorene, graue und verstaubte Gruppe. Langsam breitete sich der Nebel wie ein Leichentuch aus, zerfledderte etwas über dem Feuer von Memel und stockte schließlich über dem Meer.

In zehn Metern Entfernung zog eine andere Gruppe langsam und gebeugt, fast unwirklich, an uns vorbei. Es waren Überlebende, die auf dem kleinen Raum umherirrten, den uns die geizige und raue Barmherzigkeit des Schicksals noch zugestand. Waren es Russen? Oder träumten wir nur?

Ich könnte nicht sagen, wie viele Stunden wir dort geblieben waren. Vielleicht waren ein ganzer Tag und eine ganze Nacht über uns hinweggegangen. Das Ende von Memel war mit menschlichen Maßen nicht zu ermessen. So wie niemals jemand die Dauer eines Alptraums genau angeben könnte.

Ohnedies hätte das nur eine relative Bedeutung. Es gibt einfach Dinge, die aus unseren gewohnten Skalen herausfallen. Für mich ist Memel so ein Fall, und heute noch brauche ich die Zeugnisse anderer Männer, um mich zu vergewissern, dass meine Erinnerung nicht von einem kranken Wahnsinn herrührt. Um zu Tage zu fördern, was ich hier erzählt habe, musste ich eine verriegelte Tür in eine Vergangenheit öffnen, deren Grauen mich noch immer zittern macht. Ich musste in der Finsternis jenes Grabes wühlen, um es in diese Zeilen zu übertragen. Ich musste die Ereignisse aufs Neue durchleiden, denn selbst die Erinnerung ist schmerzhaft. Aber es musste sein. Das Grab von Memel, wohin niemals jemand gegangen ist, um in sich zu kehren und zu gedenken, wird meinen Bericht wie einen demütigen und dezenten Blumenstrauß empfangen.

Ich appelliere nicht an die Menschlichkeit und schreie nicht nach Rache. Für Memel würde es ohnehin zu spät kommen. Abgesehen von diesen Zeilen will ich weiter nichts dazu sagen, da ich kein anderes Maß finde, es zu beurteilen. In meiner Einsamkeit habe ich auch gelernt, dass es keine unumstößlichere Kraft gibt als die des Verzeihens.

Zu irgendeinem Zeitpunkt hatten wir plötzlich Geräusche gehört, die vom Meer her kamen. Und alles, was vom Wasser kam, weckte unsere Lebensgeister. Wir waren aufgestanden und lauschten mit dem ganzen Körper. Es war ein dumpfes

und süßes Geräusch, kaum hörbar, wie von einem Motor im Leerlauf. Dann hörten wir verschwommene, undeutliche Rufe. Wir liefen ins Wasser, ohne die Nässe wahrzunehmen. Da waren eindeutig Stimmen, die im dichten Nebel schrien. Zwischen zwei Explosionen unterschieden wir einzelne Wörter.

»Hier Windau! Hier Windau!«

Windau war eine Stadt weiter oben im Norden. Ein Schiff mit gelöschten Lichtern suchte offenbar in der Dunkelheit seinen Weg. Die Stimme rief weiter. Wahrscheinlich kam sie aus einem Megaphon. Wir zitterten vor Freude und brüllten mir aller verbliebenen Kraft um Hilfe.

Wie Tobsüchtige waren wir bedenkenlos ins Wasser gerannt. Das kalte Nass weckte uns für einen Augenblick auf und wir schrien weiter, obwohl uns das Wasser schon bis zur Brust reichte. Wir taumelten, und unsere Schreie klangen unmenschlich. Einige stolperten, gingen für Augenblicke unter und tauchten wieder auf, immer noch schreiend. Bald stand uns das Wasser bis zum Kinn. Wir dachten daran uns auszuziehen und zu schwimmen. Da tauchte aus dem Nebel der undeutliche Umriss eines Schiffes auf. Wir schrien uns die Seele aus dem Leib. Das Schiff knirschte, als es auf dem Sand auflief und stoppte.

Halb unter Wasser gingen wir unserer Rettung entgegen, die endlich offenbar wurde. Schwimmend, springend, absaufend und wieder auftauchend erreichten wir die Flanken des Bootes. Im Zwielicht der Dämmerung sah ich Männer, die sich über die Reling beugten. Sie redeten uns an und stellten uns Fragen, auf die jedoch keiner antwortete. Die Gemarterten klammerten sich an alles, was man ihnen hinhielt und was irgendwie Halt bot. Sie keuchten und flehten um Hilfe. Meine vor Kälte abgestorbenen Finger stießen in ein Loch, dessen Rand mit Nieten besetzt war und klammerten sich fest wie Krallen, die man hätte abschlagen müssen, um sie zu lösen. Wir drängelten und stießen uns, um ein Stück Tau oder Netz zu erwischen. Es war ein unbeschreiblicher Tumult.

Das kalte Wasser lähmte allmählich meinen Willen. Steif vor Schmerzen klammerte ich mich fest und kämpfte gegen eine Ohnmacht an. Eine leere Zigarettenschachtel war aus einer meiner Taschen gefallen und trieb einen halben Meter vor mir. Ich betrachtete sie, um meine Aufmerksamkeit zu konzentrieren, die ich abschweifen spürte. Alles verschwamm um mich herum.

Ich empfand keinen Schmerz mehr und fühlte kaum die Arme, die mich an Bord zogen. Man legte mich aufs Deck neben meine entkräfteten Kameraden. Wir bildeten nur noch eine formlose, rinnende Masse, wie ein Putzlappen, den man nicht ausgewrungen hatte. In unserem Dämmerzustand sahen wir, wie Becher mit siedend heißem Tee herumgegeben wurden, und wir tranken ihn, obwohl man sich furchtbar daran verbrennen konnte. Mein trüber, gleichgültiger Blick blieb auf die preußische Küste gerichtet, die in Flammen stand.

Ich erinnere mich nicht mehr sehr gut an das, was dann geschah. Es ist mir unerklärlich, dass wir an Deck dieses kleinen Küstenschiffes nicht vor Kälte gestorben sind. Vielleicht machten sich die Matrosen die Mühe uns abzureiben? Ich weiß es nicht mehr … Nur eines ist mir lebendig geblieben: der von der Küste kommende Kriegslärm, der die Geräusche des Schiffes und des Meeres übertönte.

Das Schiff sollte später in Pillau anlegen, wo wir ausgeschifft wurden. Auf wackligen Beinen erreichten wir inmitten eines Schwarms von Flüchtlingen eine Sanitätsstelle, wo man sich ein wenig um unseren körperlichen Zustand sorgte. Ringsum, draußen, in offenen Hallen, lagen oder saßen zahllose Verwundete. Der kleine Hafen war in fieberhafter Bewegung. Überall war der Zeitdruck spürbar. Wenn der Krieg noch nicht an diesem Ort angekommen war, so fühlte man doch bereits seine unmittelbare Nähe. Im Nordosten konnte man schon sein Grollen hören.

Achtzehntes Kapitel. Der Kreuzweg

Pillau. Kahlberg. Danzig. Gotenhafen. Das letzte Gefecht

Wir blieben einige Tage in Pillau. Vielleicht waren es etwa zwanzig. Wir waren als untauglich für den Fronteinsatz erklärt worden, da wir alle tatsächlich mehr oder weniger verwundet waren und uns in einem Zustand befanden, dass wir eigentlich in ein Sanatorium gehört hätten.

Unsere aufgeweichten Gehirne erfassten nicht mehr sehr gut, was mit uns geschah oder vielmehr was von uns verlangt wurde. Wir waren zwar nicht mehr in der körperlichen Verfassung, um dem Feuer ausgesetzt zu werden, aber wir waren noch lange nicht vom Dienst befreit. Das erschütternde Schauspiel der unzähligen Flüchtlinge, die Pillau überschwemmt hatten, erlaubte es keinem, der noch Arme und Beine hatte, einfach abzuwarten.

Schnell wurden wir, zusammen mit deutlich schwerer Verwundeten, von einer verdienstvollen Hilfsorganisation eingespannt, die unter unvorstellbaren Anstrengungen versuchte, der Zivilbevölkerung zu helfen, die in dieser Sackgasse geduldig wartete. Alle diese Menschen hatten eine höchst grauenhafte Flucht hinter sich, und der Schrecken gewisser Ereignisse ließ sich noch an ihren ausgemergelten Gesichtern ablesen. Dann war da noch das Heer der Verwundeten, Soldaten, die aus Königsberg oder Cranz kamen. Sie lagen allerorten, auch ziemlich oft im Freien und in der Kälte, die zu Beginn des Januars 1945 noch herrschte und die manchmal ihre Leiden verkürzte. Noch kamen die Schiffe nach Pillau durch. Sie nahmen zu drei Vierteln ihrer Ladung Flüchtlinge auf, der Rest bestand aus Verwundeten. Es wurde knallhart aussortiert in dieser Welt der Stöhnenden, die sich an ihre letzte Hoffnung klammerten. Für die Schwerverwundeten, deren Überlebenschancen gering waren, für jene, die für immer schwer kriegsversehrt bleiben würden, für sie war alles zu Ende. Für sie war auf den Schiffen kein Platz. Diejenigen, die noch Aussicht auf Heilung und ein normales Leben hatten, erreichten schließlich die schwimmende Rettung, die sie mit etwas Glück nach Westen bringen würde, an Orte, von denen wir gutgläubig annahmen, dass es dort noch so etwas wie Ruhe gab.

Auf tausend eingeschiffte Personen kamen jedoch sofort dreitausend weitere, die aus dem Osten auftauchten und die seufzende Masse, die sich an uns um Hilfe wandte, weiter anschwellen ließen. Wenn der Krieg diesen Ort erreichen würde, dann würde sich die Hölle von Memel wiederholen – vielleicht noch um ein Vielfaches schlimmer. Es gab hier viel mehr Menschen, und ihre Zahl wuchs unaufhörlich. Sie kamen auch vom Süden her. Dort hatten sie das Frische Haff überquert, auf allem, was sie an Schwimmendem finden konnten. Sie kamen von Heiligenbeil, von Pomehrendorf, von Elbing, sogar von Preußisch Holland. Man hatte ihnen gesagt, in Pillau hätten sie Chancen auf ein Schiff zu kommen.

Wir fragten einige dieser Unglücklichen aus, die durch die Ereignisse in der Regel ein oder zwei Familienangehörige verloren hatten. Sie berichteten uns mit versagender Stimme von Szenen, die jenen ähnelten, die wir in Memel erlebt hatten. Wir erfuhren auch, dass der Fluchtweg nach Danzig abgeschnitten worden war. Die Russen hatten das Haff an mehreren Stellen erreicht. Daraus schlossen wir, dass sich an vielen Stellen die Gräuel von Memel wiederholten, und dass sich das, was wir für einzigartig gehalten hatten, in fast allen preußischen Küstenstädten so ähnlich abspielte.

Auf unseren zittrigen Beinen schwankend, ließen wir unseren desillusionierten Blick über die gewaltige Flut der Gepeinigten schweifen, die um die Hilfeleistungen anstanden, die man ihnen versprochen hatte. Trotz größter Anstrengungen war klar, dass kaum ein Zehntel dessen, was diese Unglücklichen erwarteten, in Erfüllung gehen würde. Wären ihre Gebete erhört worden, dann hätte sich wahrscheinlich der Himmel geöffnet, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Doch nichts geschah. Nur für Augenblicke, und auf dem Gipfel der Verzweiflung, schlummerte der Schmerz ein wenig ein, wie auf dem tränenüberströmten Gesicht eines Kindes, das in einen kurzen Schlaf gesunken war.

Der Winter hatte jetzt erst seinen richtigen Auftritt, und das Thermometer sank unerbittlich gegen minus zwanzig Grad. Nach allem, was ich gerade erklärt habe, bedeutete dieser Temperatursturz für die ausgehungerten Menschen, die im Freien lagerten, eine weitere Verschärfung ihrer Lage. Das Massensterben beschleunigte sich.

Vor dem großen, überfüllten Gebäude, aus dem der Duft einer dünnen Suppe drang, die in aller Eile in einem Dutzend großer Waschkessel gekocht worden war, harrte eine unübersehbare Menge aus. Aneinandergedrängt bildeten die Menschen eine kompakte Masse, die im Takt mit den Füßen stampfte, um nicht zu erfrieren. Dieses Trampeln auf der Stelle klang wie ein dumpfer Trommelwirbel. Die Kinder boten das herzzerreißendste Schauspiel. Viele hatten sich in dem Gewühl verirrt, und erschöpft vom Rufen nach der Mutter schwammen sie in einem Strom von Tränen und waren nicht zu trösten. Ich spreche natürlich von den ganz Kleinen, die noch für keine Erklärung, und sei sie auch belanglos, zugänglich waren. Ihre von augenblicklich gefrierenden Tränen verschmierten Gesichter bleiben mir als das erschütterndste Bild des Dramas in Erinnerung. Wir waren damit beschäftigt, sie drinnen bei den Kesseln zu sammeln, damit sie sich ein wenig aufwärmen konnten. Wir versuchten sie nach ihren Namen zu fragen, damit diese über Lautsprecher ausgerufen werden konnten, doch wir bekamen aus ihnen meist nur schrille Schreie und Sturzbäche von Tränen heraus.

Weiter weg, auf einer kleinen Anhöhe, schimmerte ein großes, mit Reif bedecktes Metallkreuz wie ein blankes Schwert, aufgepflanzt im Herzen der Katastrophe. Um dieses Symbol herum drängte sich ein anderer Teil der kompakten Massen und lauschte den Gebeten und Ermunterungen eines Priesters. Die Kälte wurde so heftig, dass das Frische Haff schließlich zufror. Das bedeutete zusätzliche Schwierigkeiten für die Schiffe, die dennoch weiter in Pillau anlegten.

Das Frische Haff war zugefroren, und trotz der fatalen Folgen, die die Kälte einmal mehr zeitigte, sollte diese Situation genutzt werden. Auf dem Eis des

Haffs vollzog sich der unglaublichste Gewaltmarsch. Hunderttausende erreichten so den schmalen Landstreifen der Nehrung, Kahlberg und schließlich Danzig. Auch aus dem Kessel von Heiligenbeil brachen sie auf. Zusätzlich zu den üblichen Entbehrungen mussten sie die Angriffe der sowjetischen Jagdbomber hinnehmen, die den rettenden Weg abzuschneiden suchten, indem sie ganze Bombenteppiche abwarfen, um das Eis zu brechen. Ihre Anstrengungen waren auch in vielen Fällen von Erfolg gekrönt. Oft genug verschwanden Karren und Fahrzeuge jeder Art in den Spalten, die sich zwischenzeitlich wieder mit einer dünnen Eisschicht überzogen hatten, welche den Unglücklichen die Falle verbarg.

Nichts konnte jedoch den Rückstrom der Flüchtlinge aufhalten, die sich der schwersten Prüfung stellten. Auf diesem schicksalhaften Weg also sollte ein großer Teil der Flüchtlinge Pillau verlassen. Es war übrigens höchste Zeit, denn der Russe wurde in diesem Abschnitt aufs Neue aktiv. Seine Flugzeuge überflogen täglich Pillau, und die Verteidigung von Königsberg hatte anscheinend bereits nachgelassen.

Da die Arbeit in Pillau abnahm, plante man jeden zu evakuieren, der nicht absolut unverzichtbar war. Von Königsberg nach Pillau waren es kaum mehr als zwanzig Kilometer. Auch die Front von Cranz war zurückgewichen. Es würde wahrscheinlich nicht lange dauern, bis wir wieder eingesetzt würden. Wir waren Teil einer geschwächten Reserve, von der man sich aber immer noch etwas erwartete. Diese Reserve wurde vornehmlich aus Überlebenden versprengter oder aufgeriebener Einheiten gebildet. Keiner wusste, wo sich die Reste der Division Großdeutschland befanden, und so blieben wir hier, mit unseren Streifen, die am Ärmel unserer fadenscheinigen und ausgeblichenen Uniformbluse noch zu sehen waren. Es waren noch einige bekannte Kameraden bei mir, namentlich Leutnant Wollers, der um seine rechte Hand, an der zwei Finger fehlten, einen schmutzigen Verband trug. Dann Pferham, unser desillusionierter Pfarrer, Schlesser, Lindberg, der seine Angst überlebt hatte, und unser Koch Grandsk, der seine Töpfe längst mit einem MG vertauscht hatte.

Da war auch noch mein Freund Halls, den ich nie vergessen werde, und schließlich ich, der ich den Rest meines Lebens der Aufgabe widmen werde, Zeugnis abzulegen. Dazu kamen noch sieben oder acht andere Kameraden, deren Namen ich nicht kannte und die mit uns den Rest der Division Großdeutschland in dieser Gegend bildeten. War unsere Division endgültig aus den Listen gestrichen worden? Ein Offizier rief uns herbei. Er ließ uns in einer schäbigen Reihe antreten und befahl ein Stillgestanden. Unsere Augen, die schon so viel gesehen hatten, beobachteten diesen Hauptmann, der, nach seinem grauen Gesicht zu urteilen, seine Auffassung von der Tugend der Disziplin noch immer bewahrt hatte.

Dieser Befehl, der uns in der Vergangenheit oft genug wie ein Peitschenhieb getroffen hatte, kam nun fast wie ein beruhigender Balsam bei uns an. Er war eine Form des Gesprächs, die man an Lebende richtete. Wir dachten nicht lange darüber nach. In diesem Moment war das für uns, die wir gewohnt waren, nur an das unmittelbar Bevorstehende zu denken, wie eine Form der Anteilnahme. Der Hauptmann redete mit uns, und aus seiner Stimme, die sich fest und vorschriftsmäßig gab, sprach die Mitgenommenheit angesichts der erdrückenden Last, die

auf uns allen lag, auf Offizieren, Soldaten, Männern, Frauen und Kindern. Die Stunde der Großspurigkeiten und willkürlichen Schikanen lag weit hinter uns. Eine der Schwere der augenblicklichen Situation unangemesse Haltung schien nicht mehr möglich. Hier sprach ein Mann zu Männern, und es war nicht möglich, sich der Situation zu entziehen.

In dieser Sintflut, die ein ganzes Volk weggespült hatte, inmitten des schlimmsten aller Rückzüge, versuchte der in den Fetzen einer Offiziersuniform steckende Mann noch, eine Art von Ordnung herzustellen. Obwohl er wusste, dass alles verloren war, versuchte er noch, das Hier und Jetzt zu retten. Er wies uns darauf hin, dass wir uns zurückziehen, das Frische Haff überqueren und ebenfalls Danzig erreichen müssten, wo sich noch größere Teile unserer Division befinden würden. Er versuchte uns in ganz und gar nicht herrischem Ton zu erklären, dass wir noch eine Aufgabe hätten und noch immer Teil einer Organisation wären, die sich an dem Ort befinden musste, den er uns angab. Er gab uns den Befehl nicht, damit wir dem Schlimmsten entgingen. Das Schlimmste war nun ohnehin überall gegenwärtig, und man konnte ihm nirgendwo mehr entrinnen. Er war schon zu anderen Männern weitergegangen, als wir verspätet salutierten.

Also setzte sich unsere kleine Schar in Marsch. Auf der mehrere Kilometer breiten Fläche fegte ein starker Wind den Schnee vom spiegelnden Eis. In der Ferne hörten wir das sanfte Rauschen des Meeres. Hinter uns hielt das dumpfe Grollen des Krieges an.

Am Abend erreichten wir die Frische Nehrung und den ersten Luftschutzbunker, der kaum über das lange Gras herausragte, das vom Schnee niedergedrückt wurde. Zu allem Überfluss hatte ich mich bei einem dummen Sturz am Fuß verletzt, und die Nehrung war ungefähr sechzig Kilometer lang. Aber ich würde es schon schaffen. Schließlich wusste ich seit langem, dass der Himmel nicht auf meiner Seite war.

Ein abgebrochener Besen diente mir als Krücke. So viele Menschen hatten auf dieser Strecke schon gelitten und waren dort gestorben, dass mir meine leichte Verletzung beinahe unanständig banal erschien. Wir kamen nur langsam voran. Der Bauch eines umgekippten Bootes bot uns Schutz für einige Stunden Rast. Wir waren jedoch nicht allein dort. Einige vor Kälte zitternde Zivilisten hatten sich bereits hierher geflüchtet und stöhnten, während sie zu schlafen versuchten. Ich vergrub meinen Kopf an Halls' Schulter, und trotz der Unbequemlichkeit versuchte ich für eine Weile an nichts zu denken.

Wir erreichten Kahlberg erst am folgenden Tag gegen Mittag. Das Städtchen war schwarz vor lauter ausgehungerten Flüchtlingen. Menschen mit irrsinnigen Gesichtern verschlangen das rohe Mehl, das man ihnen als einzige Nahrung ausgeteilt hatte. Dosen mit Kondensmilch wurden ausschließlich an Kinder ausgegeben. Damit wir nicht vor Entkräftung umfielen, mussten auch wir uns in eine endlose Schlange einreihen, um zwei Handvoll Mehl und einen Becher heißes Wasser zu erhalten, in dem ein paar Teeblätter schwammen.

Inmitten von mitleiderregenden Flüchtlingsscharen, die unter ihrem Los stöhnten, ging unser zermürbender Marsch weiter. Zweimal griffen sowjetische Flugzeuge den schauerlichen Treck im Tiefflug an, mit Munition, die ausgereicht hätte

Panzer zu zerstören. Jeder Feuerstoß riss schreckliche Schneisen in die Menge, und für Augenblicke trug der Wind den lauen Geruch aufgerissener Leiber heran. Ich hatte vor allem um die Kinder Angst. Sie konnten nicht wissen, ob es feindliche Flugzeuge waren. Sie konnten den Ernst der Lage auf Grund von Hunger und Kälte nicht einschätzen. Alles war für sie nur ein einziges Leiden, und jeder Schritt, den sie tun mussten, war eine Falle. Der Himmel brachte ihnen Leid, die Erde bereitete ihnen Qualen und die Häuser waren bloß dunkle und kalte Erhebungen, die in sich zusammenfielen. Ihre Hände und Füße schmerzten, und sie bissen sich unaufhörlich auf die Lippen. Sie waren verloren in einem Zustand beständiger Angst, die verursacht wurde von einer Welt des Schreckens, welche sie nie auch nur für einen Augenblick ihre Schwäche und Ohnmacht vergessen ließ. Sie starrten in die Gegend, ohne etwas zu verstehen; auf ihre geschwollenen Hände, von denen sie sich wünschten, dass sie nicht mehr an ihrem Körper hängen würden; auf die Menschen um sie herum, die ihr Existenzrecht verwirkt zu haben schienen; auf das gefrorene Gras, das im Wind zitterte, und das nie mehr Teil ihrer unschuldigen Spiele sein würde.

Ich hatte Angst um die Kinder, die bestraft wurden für etwas, das sie gar nicht begangen hatten und für die das Wort Leben zum Synonym für Rache werden würde. Leider konnte ich auf diesem grauenvollen Kreuzweg nichts tun als zuzusehen. Vor so viel Elend war ich machtlos, nicht einmal mein Leben hätte irgendwie helfen können, schließlich war ich kein Christus oder Erlöser. Vielmehr hatte ich genug Gründe gesehen, um zu sterben.

Drei Tage nachdem wir das Frische Haff überquert hatten, erreichten wir endlich Danzig. Sah man von den Hunderttausenden von Flüchtlingen ab, die ein einigermaßen tragisches Schauspiel boten, war hier alles ruhiger. Der Krieg ersparte uns seinen Lärm, da er weiter im Süden stattfand, wenn auch nicht allzu weit von hier. Dennoch waren wir häufigen Luftangriffen ausgesetzt, die in der zum Bersten vollgestopften Stadt unfehlbar blutige Ernte hielten. Danzig war zur Endstation des preußischen Exodus geworden, und selbst wenn noch immer riesige Menschenmengen Tag und Nacht im Freien lagerten, so gelang es den großen, organisierten Hilfsdiensten trotz allem, einen Teil der Verwundeten zu versorgen. Die Evakuierung nach dem Westen war hier noch immer auf dem Schienenweg möglich, und der Hafen der Stadt war noch immer offen für den schweren Schiffsverkehr. Dort saßen wir auf dem nackten Boden der Docks, unter einer Menge zerlumpter Gestalten, und warten geduldig auf das Weitere.

Wollers stand seit zwei Stunden unter dem zerbrochenen Glasdach der Auffangstelle, die uns Auskünfte hinsichtlich unserer Wiedereingliederung geben sollte. Mein geschwollener Knöchel drückte schmerzhaft gegen die harten Falten meines Stiefels, und ich hatte es nicht eilig mich zu bewegen.

Ein großes Schiff war in Neufahrwasser eingelaufen, und eine Menschenmenge bewegte sich zur Anlegestelle. Das Schiff hatte noch nicht seine Haltetaue ausgeworfen, und die Leute würden noch einige Stunden warten müssen, ehe es wieder ablegte. Auch in Danzig schien Zeit keine Rolle mehr zu spielen, jedes Ziel wurde mit Zähigkeit verfolgt, selbst wenn das ein Höchstmaß an Geduld, Ausdauer und Leiden erforderte.

Und überall waren da die Kinder mit ihren durch den inneren Aufruhr verzerrten, kleinen Gesichtern, um sich starrend und ihre Situation hassend, ohne zu begreifen und ohne nach Erklärungen zu fragen. Wenn sie für Augenblicke die Müdigkeit überkam, dann schliefen sie dort, wo sie gerade waren, ohne dass es sie von ihrer Verstörung befreit hätte. Ich selbst, regungslos in meiner Erschöpfung und Vereinsamung, versuchte alles nur noch zu sehen wie die Seevögel, die über Neufahrwasser kreisten als gehörten sie zu einer anderen Welt.

Jetzt warteten wir schon zwei Tage geduldig auf Informationen. Wir lösten uns unter dem kaputten Glasdach ab. Ein ständiger Luftzug, durch den es im Innern der Bude so kalt war wie draußen, rüttelte an dem Metallrahmen, wo sich die Fragmente des Glases lösten.

Um nicht auf der Stelle zu gefrieren, musste man im Kreis gehen, die Arme schwenken, sich irgendwie bewegen. Da ich größte Schwierigkeiten mit dem Laufen hatte, war mir von den Kameraden dieser Posten anvertraut worden, während sie die obligaten Runden durch das Gewirr des Hafens machten. Endlich erhielten wir eine Nachricht, allerdings eine negative. Keine Division Großdeutschland in Danzig. Vielleicht in Gotenhafen. Gotenhafen lag einige Kilometer nördlich, am Rande der Bucht. Eigentlich war das keine Entfernung, hätte mir mein Fuß nicht den Dienst versagt.

Mit Hilfe von Halls und meiner Besenkrücke hatte ich dennoch einen Teil der Stadt durchquert. Und auf diesem Weg kam uns die Vorsehung zu Hilfe. Aus einem Haus waren einige Zivilisten gekommen, die uns hatten vorheihumpeln sehen, und baten uns herein. In diesem Haus war es warm, und mir war, als habe das Paradies endlich seine Pforten geöffnet. Das Haus war voller Menschen, Flüchtlinge aus dem Osten und vor allem ruhige Kinder, die sich über die Wandbank, auf der sie alle saßen, wie über ein wunderbares Spielzeug freuten.

Es gab Wasser in diesem Haus, und unsere Gastgeber boten uns die Möglichkeit, uns zu waschen. Wollers wusste, dass Soldaten keinen Anspruch auf Privilegien hatten, die für Zivilisten auf der Flucht reserviert waren. Doch sein Verband war eine einzige Fäulnis und sein Körper so erschöpft, dass er es nicht hätte ablehnen können. Ich selbst hatte die Möglichkeit, meinen geschwollenen Knöchel in einen Behälter mit warmem Wasser zu tauchen. Die guten Leute bestanden darauf, dass wir bis zum nächsten Tag blieben und uns ausruhten, und am Abend fiel eine kräftige Mahlzeit wie himmlisches Manna in unser Essgeschirr.

Wir verbrachten die Nacht in der Wärme des Kellers. Leider waren wir eines solchen Komforts derart entwöhnt, dass wir diese wunderbaren Stunden gar nicht voll auskosten konnten. Eine unbeherrschbare Unruhe rüttelte uns immer wieder auf, als wäre ein Warnsystem in unseren Köpfen auf ständigen Alarm eingestellt worden. Die Müdigkeit, der wir nie Zeit gelassen hatten sich bemerkbar zu machen, kam während dieser ungewohnten Ruhepause erst richtig zum Vorschein. Lindberg bekam immer wieder Schüttelkrämpfe. Halls fühlte sich verloren, wenn er versuchte, liegend zu schlafen. Daher verbrachte er die Nacht, von Zeit zu Zeit wimmernd, an die Wand gelehnt. Bei mir lief das Unwohlsein im Rhythmus meiner Atmung von den Haarwurzeln bis in die Fersen.

Waren wir nicht mehr imstande, normal zu leben? Das war durchaus wahrscheinlich. Eines jedoch tat mir wirklich gut. Die drei heißen Bäder, die ich meinem kranken Fuß geben konnte, vertrieben meine Schmerzen in Rekordzeit. Vielleicht lag es daran, dass unsere an Entbehrungen gewöhnten Körper auf die elementarste Pflege sofort ansprachen. Ich hatte Schwerverwundete gesehen, die sich nach einem Gläschen Schnaps und etwas gutem Zureden wieder ans Leben klammerten. Wenn ich dagegen daran denke, dass heute eine einfache Grippe einen gesunden Mann für mehrere Tage umhaut … Wer waren wir also, dass wir so leben konnten? Bestimmt waren wir auch keine Übermenschen, kein Gedanke läge mir ferner. Aber Männer, die verdammt hart im Nehmen waren, durften wir uns schon nennen.

Am Morgen machten wir uns bereit, uns von unseren Wohltätern zu verabschieden. Sie erklärten uns, dass ihre Vorräte erschöpft seien und dass sie daran dächten, Danzig zu verlassen, um nach Westen zu flüchten, so lange das noch möglich wäre.

Mit dem späten Tagesanbruch tauchten die ersten Jagdbomber auf und griffen den Hafen an. Wir verabschiedeten uns von unseren Gastgebern unter dem Dröhnen der Bomben und dem Gebell der Flak und machten uns auf den Weg nach Gotenhafen. Auch auf dieser Strecke bewegte sich eine lückenlose Kolonne von flüchtenden Zivilisten in ein und dieselbe Richtung, da Danzig ihnen nicht mehr sicher genug war. Andere marschierten noch weiter hinauf, entlang der Danziger Bucht, um Hela zu erreichen, einen weiteren Ankerplatz gegenüber von Gotenhafen, wo fast genauso viel Betrieb herrschte wie im Danziger Hafen.

Wir erreichten Gotenhafen knapp einen Monat vor seiner Zerstörung. Die Flüchtlingsströme trafen hier zusammen und wurden häufig zu kleinen Ortschaften im Landesinnern weitergeleitet. Andere durchquerten Gotenhafen, wie immer zu Fuß, auf dem Weg nach Hela, und fügten ihrem Leidensweg eine weitere Etappe hinzu. Hela lag etwa fünfzig Kilometer weiter.

Wir fragten verschiedene Gruppen von Soldaten, denen wir begegneten, nach unserer Einheit, doch niemand wusste etwas, niemand hatte etwas von ihr gesehen. Man verwies uns an die zentrale Sammelstelle, doch als wir dort ankamen, zögerten wir die Beamten mit Fragen zu bedrängen. Sie machten den Eindruck, als wären sie mit den Ereignissen, von denen sie überrollt worden waren, vollkommen überfordert. Unter den Flüchtlingen ging das Gerücht um, dass ein großer Schiffstransport vor wenigen Tagen auf dem Weg nach Westen gesunken sei, mit Tausenden von Zivilisten an Bord, die sich darauf gefreut hätten, endlich einen sicheren Ort zu erreichen. Er war sicher von einem U-Boot torpediert worden. Wir konnten uns den Ablauf des furchtbaren Dramas in schwarzer, eisiger Nacht unschwer vorstellen.

Die Nachricht vom Untergang des Schiffes, die in keinem offiziellen Bericht aufgetaucht, aber dennoch zu den alarmierten Menschen durchgedrungen war, versetzte die Menschen, die ihre letzte Hoffnung auf die Flucht über den Seeweg gesetzt hatten, in Furcht und Schrecken. Die Nachricht, die man hatte unterdrücken wollen, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Ich glaube, es handelte sich damals um ein großes Schiff mit dem Namen Wilhelm Gustloff.

Wir hatten noch immer keine Auskünfte über unsere Einheit erhalten. Schließlich wurden wir in ein Festungsbataillon eingegliedert, das mit der Hilfe von Zivilisten eine Verteidigungslinie westlich von Zoppot errichtete.

Wir gruben uns also rund dreißig Kilometer im Landesinnern ein. Ich hatte keine Ahnung, wo der Feind stand, aber mir schien irgendwie, dass er sich in unserem Rücken befand. Die Rohre der Pak und der Flak, die wir aufstellten, zeigten nach Südwesten, ja sogar nach Westen, das hieß in die einzige Richtung, in der mir ein Rückzug möglich schien. Ich konnte das nicht verstehen, aber das war auch egal. Es war ja nicht das erste Mal, und zweifellos hatten sich andere darüber schon ihre Gedanken gemacht.

Abgesehen von den klagenden Scharen von verstörten Zivilisten, die in großer Zahl die kleinen Bauernhäuser mit Beschlag belegten, war hier alles viel leichter. Die preußischen Bauern hielten sich noch immer an die bürgerliche Disziplin, die man ihnen abverlangte, doch auf ihren Stirnen standen Sorgenfalten. Die Zukunft sah düster aus, und das Wunder, auf das sie zu ihrer Rettung gestern noch gehofft hatten, wurde immer unwahrscheinlicher. Trotz der Aufrufe, keinesfalls zu verzweifeln oder in Panik zu geraten, trotz der Anstrengungen, unter dem Ansturm der Flüchtlinge weiter ein normales Leben zu führen, begannen sie still und heimlich bereits den Viehbestand zu liquidieren, bevor er ihnen genommen werden würde. Man schlachtete den Besitz, um die dringenden und berechtigten Bedürfnisse der Hungernden zu befriedigen. Und man tat gut daran, denn bald danach würden die Tiere zu Hunderten auf der gefrorenen Erde krepieren.

Trotz der harten Arbeit, trotz der ständigen Nachtwachen und Patrouillen kamen wir hier dank der Verpflegung, die keiner strengen Rationierung mehr unterlag, auch ein wenig zu Kräften. Besonders das Fleisch tat uns gut, und wir schlangen es in unsere ausgemergelten Körper, wie der Krieg alles mit beharrlicher Konsequenz verschlang.

Grandsk war sogar auf seine alte Stelle zurückgekehrt. Mit zivilen Freiwilligen machte er sich in einer riesigen Küche zu schaffen, die eine ganze offene Scheune einnahm. Zwei Fahrzeuge pendelten zwischen unseren Stellungen bei Zoppot, Gotenhafen und Danzig. Wir organisierten die Munition für die Front, die in kleinen Mengen transportiert wurde. Mit Ausnahme einiger Luftangriffe war alles beeindruckend ruhig und eigentlich nicht vereinbar mit dem Ernst der Stunde gegen Ende des Krieges, zu Beginn des Jahres 1945. Sogar die Kälte ließ nach, und wir trauten uns kaum mehr zum Himmel zu blicken, der uns plötzlich eine so frivole Milde bescherte. Wir verbrachten lange Stunden mit Schuftereien, die heute sofort die Gewerkschaften auf den Plan rufen würden, die uns aber damals fast wie Urlaub erschienen.

Eines Tages dann, etwa Ende Februar, forderte uns ein Kommando, das wir längst aufgelöst glaubten, auf nach Gotenhafen zurückzukehren. Unsere Gruppe von der Großdeutschland hatte einige Leute zusammengesammelt, die nach Westen verschifft werden sollten. Die Lage schien sich zunehmend zu verbessern. Wir trennten uns von dem Bataillon, das unsere Dienste weidlich ausgenutzt hatte, und verabschiedeten uns von den Kameraden, die wir hier gefunden hatten. Grandsk gab mit Bedauern seine Kochtöpfe auf, die er so gut organisiert hatte.

Dieser Abschied zur rechten Zeit sollte uns allerdings vor einem schrecklichen Desaster bewahren, bei dem das unglückliche Bataillon praktisch aufgerieben wurde. Der Himmel, den ich so oft verflucht hatte, sollte uns dieses eine Mal verschonen.

Aus dem Westen waren russische Panzer aufgetaucht, und ein gewaltiger Feuersturm brauste über die Stellungen hinweg, die wir zum Glück mit viel Umsicht angelegt hatten. Die Unseren hielten dem ersten Ansturm stand, wurden aber bald darauf hinweggefegt. Die Russen hatten, so hörten wir, noch einmal schreckliche Verluste erlitten, doch wir wussten, dass ihnen das wenig ausmachte.

In Gotenhafen, wo wir auf Befehle warteten, hörten wir das Gebrüll des Krieges immer näher kommen. Russische Spitzen waren bis auf zehn, zwölf Kilometer an die Stadt herangerückt, und es kam zu irrsinnigen Kämpfen mit unseren zurückweichenden Truppen. Unter dem Hagel der Granaten, welcher zahlreiche Opfer forderte, fluteten die Zivilisten, die auf dem Land Schutz gesucht hatten, um Gnade flehend in die Stadt zurück. Vom Meer her setzten große Kriegsschiffe noch einmal ihre schlagkräftige Artillerie gegen die sowjetischen Angriffsspitzen ein. Die Erde bebte. Die bis dahin noch intakt gebliebenen Fensterscheiben zerbarsten im Rhythmus der Schlacht.

Wir waren damit beschäftigt, eine gewisse Ordnung unter den Zivilisten herzustellen, die sich nach Hela einschifften. Die auf dem Rückzug befindlichen Truppen kamen bereits in Gotenhafen an, was bedeutete, dass wir auf unsere Sperre nicht mehr bauen konnten. Eine hektische Panik bemächtigte sich erneut der Stadt, und die Zivilisten, die aufs Neue dem Hafen zustrebten, brachten die ohnehin nur unter unglaublichen Schwierigkeiten aufrechterhaltene Ordnung schließlich vollends zum Erliegen. Obwohl wir selbst gültige Papiere für die Evakuierung hatten, wurden wir noch einmal zusammengezogen und in die Umgebung von Zoppot geschickt, um dort eine Bresche abzudichten.

Wir verließen also vorübergehend Gotenhafen, wo die Verzweiflung schon wahnwitzige Ausmaße angenommen hatte. Mit trockenem Mund und Wut im Bauch wurden wir in Zivilfahrzeuge verladen und in einem irrsinnigen Tempo zu unserem neuen Golgatha gefahren. Durch die Fenster, die wir wegen der immer noch schneidenden Kälte geschlossen hielten, beobachteten wir den Himmel, wo die Geschwader der russischen Jagdbomber wie wütende Wespen schwirrten.

In Brössel konnten wir unsere Fahrzeuge in letzter Minute verlassen, um uns seitlich in den Schutt zu werfen. Das kleine Dorf war ein einziges Dröhnen, und rings um uns explodierte die Erde. Die Sowjets griffen mit Bomben und Raketen alles an, was sich bewegte. Die Maschinen flogen so tief, dass wir beinahe das höhnische Grinsen der Piloten erkennen konnten. Als sie weg waren, rannten wir zurück zu unseren klapprigen Lkw und rasten durch den aufgewirbelten Staub davon. Die Landstraße war vielfach von Schutt blockiert, und wir mussten sie an mehreren Stellen frei räumen. Zudem mussten wir den Bombentrichtern ausweichen, in denen unsere Vehikel glatt hätten verschwinden können. Nach einer Zickzackfahrt setzte man uns mit Panzerfäusten am Rand eines kleinen Nests ab. Aus südlicher Richtung, etwa zehn Minuten von uns entfernt, hörten wir den Donner der Kanonen.

Wir liefen auf eine abrasierte Hecke zu, wo wir ein Beiwagenkrad sahen. Dort wollten wir uns Auskünfte holen, doch es war schon zu spät. Die zwei Männer der Besatzung hatte es erwischt. Einer von ihnen, der Fahrer, lag über dem Lenker, sein Rücken ein einziger, blutiger Fleischklumpen. Der andere schien zu schlafen, war jedoch ebenso tot. Die Einschläge kamen immer näher. Wir hätten es nie für möglich gehalten, dass die Russen bereits so nahe waren. Und wo waren eigentlich unsere Leute?

Dann erblickten wir sie endlich. Wir liefen einen Gartenpfad hinauf und erreichten ein Plateau, das nach zweihundert Metern ebener Fläche erneut in einen Anstieg überging. Rauchsäulen zeigten uns ununterbrochen die Abschüsse und Einschläge an. Grelle Feuerblitze erschienen vor dem Grau des Himmels und verschwanden wieder.

Wir mussten ganz hinauf, mochte es kosten was es wolle. Und dabei hatten wir längst unsere Reisepapiere für den Westen in der Tasche. An den verbissenen Gesichtern meiner Kameraden konnte ich ablesen, mit welchen Verwünschungen sie die Menschheit überhäuften.

Es schien, als würde uns das Inferno magisch anziehen. Wir legten die letzten Meter in Form von Hechtsprüngen zurück, die so bestimmt in keinem Sportunterricht gelehrt wurden.

Drei deutsche Raupenfahrzeuge, wieder auferstanden aus ich weiß nicht welcher Einheit, richteten ihre Flak auf etwa zwanzig sowjetische Panzer, die auf der braunweißen Ebene standen. Verdreckte Infanteristen duckten sich in hastig gegrabene Löcher und richteten verschiedene Panzerabwehrwaffen auf die Ungetüme, die auf Abstand blieben. Kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, als eine neue Salve auf uns niederging. Erst kam das Feuer, dann rollte eine Lawine aus Rauch und Staub auf unsere Stellungen zu, begleitet von russischen Schreien. Nun eröffneten auch die Raupenfahrzeuge, die besser geschützt waren als wir, das Feuer, und es war kein Wort mehr zu verstehen.

Die russischen Panzer behielten ihre Positionen bei und feuerten aufs Neue. Einige waren bereits außer Gefecht gesetzt worden, und der Rauch, der aus ihren Bäuchen quoll, mischte sich mit dem Qualm, der über unseren Stellungen lag, und den ein gnädiger Wind zu den Russen hinüber blies.

Dann schickte uns ein unmenschlicher Befehl nach vorn. Da die Panzer nicht zu unseren Panzerfäusten kamen, sollten wir diese eben zu ihnen bringen.

Mit ein paar übernatürlichen Sprüngen gewannen wir einige Meter, durch Garben der russischen MG hindurch, welche einige meiner tapferen Kameraden in Stücke rissen.

Unsere Angst erreichte ungekannte Ausmaße. Der Urin schoss uns die Hosenbeine herunter, da sich vor lauter irrsinniger Anspannung niemand mehr kontrollieren konnte. Noch immer schoben wir uns weiter vor, wobei wir uns nach jedem Sprung mit verkrampften Fingern die Gesichter zerkratzten. Die Panzer hatten keine Infanteriedeckung, und durch die schlechte Sicht zielten sie nur ungenau. Einer von ihnen stand etwa sechzig Meter von dem Loch entfernt in Flammen, in dem wir zu sechst steckten. Einige meiner Kameraden sprangen heraus, um sich in der Nähe zu postieren. Mit aufgerissenen Augen starrte ich

ihnen nach, wie sie den Tod herauszufordern schienen. Drei Panzer drehten in unsere Richtung. Wenn sie über den Erdhügel rollen würden, wo wir Deckung genommen hatten, war der Krieg für uns in der nächsten Minute vorbei.

Ich starrte auf die drei Panzer, hinter denen alles andere verschwand. Vor mir liegend, auf dem Rand des Erdhügels, sah ich die Metallschiene und das Geschoss meiner ersten Panzerfaust. Mit vor Angst starrer Hand umklammerte ich den Abzug. Sie rollten auf uns zu. Ich drückte mich flach auf die Erde, die unter mir vibrierte, während meine zum Zerreißen gespannten Nerven ein ohrenbetäubendes Pfeifen auszusenden schienen. Einmal mehr begriff ich, dass man sein Leben in nur wenigen Sekunden verwirken konnte. Ich sah noch den gelben Schein der Frontscheinwerfer der bedrohlichen Ungetüme, dann verschwand alles in dem grellen Blitz, den ich gerade ausgelöst hatte und der mir das Gesicht verbrannte. Mein Gehirn schien für einen Moment lahmgelegt und so starr wie mein stählerner Helm. Blitze von weiteren Abschüssen neben mir brannten in meinen Augen, die ich krampfhaft aufgerissen hatte. Dennoch konnte ich kaum etwas sehen. Alles war erhellt und zugleich verschwommen. Dann zeichnete sich weiter hinten ein Panzer im Feuerschein ab. Drei mit einiger Präzision abgefeuerte Hohlladungsgeschosse hatten ihm den Gar ausgemacht. Unsere fiebrigen Hände umklammerten noch die Abschussrohre, als links von der Feuerglut ein zweites Ungetüm auftauchte. Wir hörten ferner den Lärm eines dritten Panzers, der unseren Erdhügel von der anderen Seite her angriff. Das Monster hatte Fahrt aufgenommen und war nicht mehr als dreißig Meter entfernt, als ich zu meiner letzten Panzerfaust griff. Ein Kamerad hatte schon abgezogen, und ich war für kurze Zeit geblendet. Mit großer Anstrengung gelang es mir mein Sehvermögen zurückzugewinnen, nur um eine Reihe mit Erde verklebter Laufrollen zu erblicken, die in einem Abstand von fünf oder sechs Metern mit dumpfem Lärm an uns vorbeimahlten. Ein unmenschlicher Schrei entrang sich unseren hilflosen Kehlen.

Das Ungetüm rollte an uns vorbei und entfernte sich im Toben der Schlacht, bis es schließlich von einer vulkanischen Eruption erfasst wurde, welche den ganzen Panzer in die Luft hob und ihn in einer Wolke aus Staub verschwinden ließ. Unsere verstörten Augen blickten suchend umher, aber um uns war nichts als Feuer und Rauch. Da wir keine Panzer mehr sahen, trieb uns ein wütender Wahnwitz aus den Stellungen. Wir liefen direkt auf das Feuer zu, das uns in den Augen brannte, und hörten, wie das Dröhnen der Panzer verebbte. Angesichts der Hartnäckigkeit, die uns der Teufel eingeflößt zu haben schien, hatten die Russen sich zurückgezogen. Erschöpft warfen wir uns auf die eisige Erde, deren Berührung uns nach der Anstrengung angenehm erschien.

Die drei Panzer, die uns angegriffen hatten, waren zerstört. Zwei andere, aus denen wir zwei verwundete Russen bargen, hatten gestoppt werden können. Die übrigen T-34 hatten es vorgezogen, sich unserer bissigen Verzweiflung nicht auszusetzen. Sie würden in größerer Zahl und mit Deckung durch die Infanterie zurückkommen, zweifellos unterstützt von Artillerie und Luftwaffe. Dann würde auch all unsere verzweifelte Zähigkeit nichts mehr ausrichten können.

Wir kämpften noch immer, und obwohl uns das Missverhältnis der Streitkräfte vor Ort längst keine Hoffnung mehr ließ, war der Kampf nicht umsonst, weil er einer Masse von Zivilisten ermöglichte, in letzter Minute vor den Russen zu fliehen.

In der Nacht waren weitere Gruppen zu uns gestoßen. Ohne Pause hatten wir daran gearbeitet unsere Stellungen wieder herzustellen und ein Minenfeld gelegt, das uns durch Munitionsnachschub aus Danzig ermöglicht wurde. Die Minen erleichterten uns die Verteidigung ungeheuer. Leider waren sie nur ein einziges Mal wirksam, und die Russen würden das Gelände sicher zunächst mit einem schweren Bombardement umpflügen, bevor sie es selbst betraten.

Seit drei Tagen hatte der Iwan mehr als zwanzig Angriffswellen in Richtung Bucht gestartet, um Danzig von Gotenhafen abzuschneiden. Pferham war schwer verwundet worden, und wir hatten unser Verteidigungssystem nochmals zurücknehmen müssen. Wir bekamen wieder Unterstützung von der Marineartillerie, die uns unschätzbare Dienste leistete. Hätten die Russen nicht über eine schier unerschöpfliche Menge an Menschen und Material verfügt, dann wären sie wahrscheinlich gezwungen gewesen sich zurückzuziehen.

Der Rest unserer Streitkräfte war nun auf ein kleines Terrain zusammengedrängt und wehrte sich nach Kräften. Die Russen setzten ihre Luftwaffe ein, und diese war es vor allem, welche unsere Verteidigung schließlich überwinden würde. In unserem gesamten Blickfeld stand kein Stein mehr auf dem anderen. Wo bis vor sechs Monaten noch ein gemächliches Leben möglich gewesen war, lernte man jetzt die Apokalypse kennen. Tagsüber waren keine Truppenbewegungen mehr möglich. Der Himmel gehörte den russischen Flugzeugen, und trotz intensiven Feuers von unseren Batterien kamen sie immer wieder in gleicher Zahl zurück. Unsere erbitterte Verteidigung begann zudem schwächer zu werden, als die Evakuierungen der Truppen einsetzte.

Wir waren unter den Ersten, die Gotenhafen erreichten, wo in den ersten Stadtvierteln schon zähe Kämpfe tobten. Innerhalb weniger Tage hatte sich das Bild der Stadt verändert. Überall waren Ruinen, und ein stechender Gas- und Brandgeruch lag in der Luft. Die Hauptstraße, die schnurgerade zu den Landungsbrücken führte, war kaum mehr zu erkennen. Die Trümmer der Gebäude, die sie gesäumt hatten, reichten bis zur Straßenmitte und blockierten die Durchfahrt.

Wir beschäftigten uns mit Aufräumarbeiten, zusammen mit Tausenden anderen, damit die mit Zivilisten vollgeladenen Lastwagen möglichst schnell zum Hafen durchkamen. Alle fünf oder zehn Minuten tauchten Flugzeuge auf, und wir durften uns praktisch nicht vom Fleck rühren. Die Straße wurde zwanzig bis dreißig Mal am Tag beschossen und mit Feuer überzogen. Man musste Bjelgorod und Memel erlebt haben, um sich dabei keine Kugel in den Kopf zu schießen. Die Toten und Verwundeten waren nicht mehr zu zählen. Es war im Gegenteil eine Seltenheit, jemanden zu treffen, der noch völlig unverletzt war.

Schwer bepackte Pferde, die von den Versorgungstruppen verschont worden sein mussten, zogen wild ausschlagend schauerliche Schlitten, beladen mit Leichen, die in Planen oder nur in Papier gehüllt waren. Sie mussten mit einer Schnelligkeit weggeschafft und begraben werden, die den Bordwaffen der IL-2 gleichkam.

Erschöpfte Menschen saßen regungslos und wie betäubt auf den Trümmerhaufen und boten so den russischen Bordschützen großartige Zielscheiben. Um das ganze Bild abzurunden, war der Horizont im Westen und Südwesten rot und schwarz gefärbt. In den Vororten der Stadt tobten schon Kämpfe von Haus zu Haus. Tausende und Abertausende Zivilisten warteten noch im Hafen und dessen Umgebung, und die schwere russische Artillerie schickte ab und zu Geschosse bis auf die Kais.

In der allgemeinen Hektik drangen Nachrichten und Gerüchte zu uns durch, deren Wahrheitsgehalt nicht abzuschätzen war. Die Russen seien nach Westen zurückgedrängt worden. Eine deutsche Division sei im Rücken der Russen eingetroffen, um uns Luft zu verschaffen. Die Sowjets hätten zwischen Gotenhafen und Danzig das Meer erreicht. Diese letzte Nachricht klang für uns am glaubwürdigsten. Wenn unsere Verteidigungslinie damit in zwei Teile zerschnitten war, würde nun die völlige Aufreibung beginnen.

Wir suchten ein wenig Ruhe in einem Keller, wo ein Arzt bei einer Entbindung assistierte. Das Gewölbe war mit ein paar Notlampen spärlich beleuchtet, und wenn die Ankunft eines Menschen im Allgemeinen ein freudiges Ereignis war, so schien sie hier die Tragik der Lage nur zu erhöhen. Die Schreie der Mutter hatten keine Bedeutung mehr in dieser Welt, die voll war von Schreien, und das wimmernde Baby schien seine Ankunft schon zu bereuen. Noch einmal floss Blut, wie auf den Straßen und wie auf der Erde, wo wir so viel gelitten hatten, und meine Wertschätzung des Lebens trudelte einem Abgrund entgegen, dessen Boden ich nur verschwommen sah. Was war denn das Leben anderes als klaffende Wunden, Leiden und Stöhnen …

Wenig später waren wir wieder im Feuerofen. Wir hatten einen letzten Blick auf das Neugeborene geworfen, dessen dünne Schreie inmitten des Grollens, das den Keller erschütterte, wie zerbrechliches Kristall klangen. Um seiner selbst willen wünschten wir ihm, dass es sterben mochte, bevor es zwanzig würde. Zwanzig Jahre war ein so undankbares Alter, um das Leben herzugeben, gerade in dem Augenblick, da man so viel Lust darauf bekam, es aufblühen zu sehen.

In der vom Schein des Krieges erhellten Nacht erfüllten wir noch einmal unsere Pflicht. Wir halfen einigen alten Menschen, die von jüngeren schon den Sowjets überlassen worden waren. Wir stützten sie und trugen sie zum Hafen, wo ein Schiff auf sie wartete. Flugzeuge zogen über uns hinweg, und obwohl bereits Brände zu beiden Seiten unseres Weges wüteten, warfen sie noch einmal ihre tödliche Last über unserem Einsatz ab.

Sie töteten etwa fünfzehn von uns. Wir versuchten nach Kräften, die alten Leute mitzuziehen, wenn wir immer wieder in Deckung gingen, aber sie konnten uns einfach nicht folgen. Am Ende haben wir doch nicht wenige von ihnen retten können. Meine Kameraden und ich haben sie praktisch auf einen Fischkutter hinauf gehievt. Wir haben geholfen, sie unter den unzähligen Passagieren unterzubringen, während das Schiff die Haltetaue löste, um einem Luftangriff zu entgehen.

Das Schiff entfernte sich, und wir waren mit an Bord. Wollers war zum Heck gelaufen, um nachzusehen, ob der Landungssteg wirklich eingezogen war. Dann

war er zu unserer kleinen Gruppe zurückgekommen, wobei er über die Flüchtlinge steigen musste, die dicht an dicht auf dem Deck hockten. Er hatte uns angesehen und etwas sagen wollen. Dann drehten wir die Köpfe und blickten zusammen auf das brennende Gotenhafen.

»Habt ihr noch eure Schiffspapiere?«, fragte er plötzlich besorgt.

Alle holten die zerdrückten und schmutzigen Zettel heraus.

»Eher hätten wir unseren Kopf verloren als das hier«, murmelte Grandsk.

Das Wasser glitt sanft vorüber, weniger als einen Meter unter dem Bordrand. Der Fischkutter drohte zu kentern, wenn sich seine menschliche Ladung nicht richtig verteilte. Daher bewegte keiner auch nur einen Finger. Wir konnten kaum glauben, dass wir den Russen und ihrer Wut noch einmal entkommen waren.

Neunzehntes Kapitel. Der Westen

Hela. Dänemark. Kiel. Die Engländer. Gefangen

Noch vor Tagesanbruch erreichten wir ohne einen Zwischenfall Hela. Wir waren zahlreichen Booten begegnet, die wie Geisterschiffe ohne Lichter dahinfuhren, entweder in Richtung Hela oder nach Gotenhafen und Danzig, wo noch immer viele Zivilisten auf ihre Befreiung warteten. Hela, das ich für eine große Stadt gehalten hatte, war in Wirklichkeit nur ein Dorf mit einem zweitrangigen Hafen. Ohne Pause wurden Menschen in kleinen Booten zu den zahlreichen Schiffen hinausgebracht, die vor der Küste vor Anker lagen und darauf warteten, ihre Fracht nach Westen zu transportieren. Eine fiebrige Spannung lag über Hela, dieser letzten Hintertür, durch die man noch entkommen konnte. Es war dunkel und noch immer sehr kalt.

Kaum hatten wir den Fuß an Land gesetzt, als uns die hier noch immer gegenwärtige Feldgendarmerie zur Seite treten ließ. Wir sahen uns unruhig an. Würde das Glück, das uns bis hierher geführt hatte, nun zerrinnen wie Schnee an der Sonne? Würde man uns wieder nach Danzig oder Gotenhafen verschiffen? Die Gendarmen kehrten uns den Rücken zu, um die blassen Zivilisten zu dirigieren. Auf alle Fälle besaßen wir vorschriftsmäßige Papiere. Aber hätte uns dieses Schiff nicht noch weiter mitnehmen sollen? Wir wussten, dass Anordnungen von einer Sekunde zur nächsten ins Gegenteil umschlagen konnten. Langsam verrannen die Minuten, ohne uns einen Hinweis auf unsere Zukunft zu geben.

Als der Tag anbrach, begannen wir durch die Müdigkeit, die sich seit Monaten angesammelt hatte, zu zittern. Wir konnten jetzt die grauen Umrisse zahlreicher Schiffe ausmachen, die rings um die Halbinsel vor Anker lagen. Auch viele Kriegsschiffe waren darunter. Während wir noch beobachteten, begannen die Sirenen zu heulen. Eine allgemeine Unruhe erfasste die dicht gedrängte Menge. Einige wagten noch den Blick zum Himmel zu richten.

»Keine Panik«, riefen die Gendarmen, »unsere Luftabwehr hat sie im Griff!«

Wir wussten indessen, was das hieß. Alle Luftschutzbunker waren überfüllt von Verwundeten, und jeder musste für sich zusehen, wo er im Freien Deckung finden konnte. Wenn die Bomben hier einschlügen, dann würde es ein großes Blutbad geben.

Wir liefen zu einem an Land gezogenen alten Schiffswrack, dessen geteerte Spanten vielleicht einigen Einschlägen standhalten würden. Wir hatten die Deckung noch nicht erreicht, als um uns herum die Flak ein massives Feuer eröffnete, wie ich es während des ganzen Krieges noch nicht erlebt hatte. Es kam von den Küstenbatterien und vor allem von den Kriegsschiffen, die wir gesichtet hatten. Allein die herunterfallenden Geschossteile konnten schon größere Schäden anrichten. Im Osten war der Himmel mit einer Myriade kleiner schwarzer Punkte übersät. Der Lärm der Flak war so laut, dass wir nicht einmal die herankommenden

Flugzeuge hören konnten. Schließlich sahen wir drei von ihnen, die ziemlich tief und parallel zum Hafen flogen. Sie wurden verfolgt von lauter schwarzen Körnern, den Splittern der detonierenden Flakgranaten. Über dem Meer im Süden war eine Explosion zu hören. Ein Flugzeug musste getroffen worden sein. Die Gendarmen hatten nicht übertrieben – nicht ein russisches Flugzeug überflog Hela. Uns überkam ein Gefühl von Vertrauen und Sicherheit. Endlich waren die Russen einmal in die Schranken gewiesen worden.

Nun prüften die Gendarmen unsere Papiere.

»Meldet euch hier am … März zur Einschiffung«, erklärte ein Unteroffizier. »Während ihr wartet, könnt ihr euch im Norden von Hela nützlich machen.«

Wir machten uns davon, ohne weitere Fragen zu stellen.

»Und was für ein Tag ist heute eigentlich?«, stotterte Halls.

»Wartet«, rief Wollers, »ich habe einen Kalender in meinem Notizbuch.«

Er suchte ihn, konnte ihn aber nicht finden.

»Jedenfalls sind wir nicht schon drüber.«

»Wir sollten es trotzdem wissen«, beharrte Halls. »Ich wüsste doch gern, wie lange wir uns noch gedulden müssen.«

Schließlich erfuhren wir, dass Sonntag war, der 28. oder vielleicht 29. März, und dass wir etwa zwei Tage zu warten hätten. Es waren die letzten zwei Tage an der Ostfront, die so viel von unserer Existenz aufgezehrt hatte.

Wir verbrachten sie unter unzähligen ängstlichen Flüchtlingen, die auf diesem schmalen Band der Halbinsel Hela im Freien kampierten.

Wir erlebten noch die Genugtuung, zwei weitere russische Luftangriffe scheitern zu sehen. Das letzte Opfer, das ich zu sehen bekommen würde, sollte ein schmutziges weißes Pferd sein.

Ein russisches Flugzeug hatte einen schweren Treffer abbekommen. Es war über uns auseinandergebrochen, und der vordere Teil war mit laut aufheulendem Motor zu Boden gestürzt. Unsere Blicke hatten seinen Fall verfolgt. Durch den Lärm unruhig gemacht, hatte das Tier den Hals gereckt, gewiehert und drei Galoppschritte genau auf die Stelle zu gemacht, wo das dröhnende Wrackteil herunterkommen musste. Ich sah, wie es auf dem Tier aufschlug, dessen Fleisch in einem Radius von fünfzehn Metern durch die Luft geschleudert wurde.

Am Abend des 1. April haben wir bei Sauwetter ein großes weißes Schiff bestiegen. Es musste früher reichen Leuten für Kreuzfahrten gedient haben. Trotz der spürbaren Unruhe, trotz der unzähligen Menschen, die sich hier drängten, trotz der Tragbahren mit den röchelnden Verwundeten, verschlangen meine Augen all die schönen Dinge, die das Schiff zu bieten hatte und die kaum von ihrem Glanz verloren hatten. Mir war, als betrachtete ich staunend die Schaufenster von Kaufhäusern, zu denen mein Vater mich an den Tagen vor Weihnachten immer mitgenommen hatte. Ich wagte nicht mich zu freuen, da ich gelernt hatte, dass das schlecht auszugehen pflegte.

Bei Dunkelheit und schwerer See fuhr unsere Arche in die Nacht. Kurz vorher hatten wir von der anderen Seite der Danziger Bucht her noch Grollen gehört und einen Feuerschein wahrgenommen. Dort drüben in der Hölle kämpften und

fielen noch immer unsere Kameraden. Wir wagten kaum, an das Privileg unserer Evakuierung zu glauben, und schämten uns sogar deswegen. Mehr als zwei Tage würden wir unterwegs sein. Wir fuhren in Richtung Westen, und das fühlte sich unglaublich an. So lange hatten wir schon darauf gehofft gehabt, und wir konnten uns nicht vorstellen, dass der Krieg bereits bis dorthin vorgedrungen war. Wir erfuhren, dass wir auf der Pretoria unterwegs waren, und obwohl wir nur wenig Platz auf dem Deck hatten, das von Sturm und Regen gepeitscht wurde, ließ uns ein wohliges Gefühl für den Moment Hunger und Durst vergessen.

Ein Torpedo hätte uns freilich auf den Meeresgrund schicken können, aber daran dachten wir nicht. Zudem hatten wir Geleitschutz durch ein Kriegsschiff, und so ging alles glatt.

Wir erreichten Dänemark, wo sich unseren Augen Dinge boten, an die wir uns schon nicht mehr hatten erinnern können, namentlich Geschäfte voller Backwaren, die wir mit den Augen verschlangen und dabei ganz unsere schmutzigen, vom Elend verwüsteten Gesichter vergaßen. Wir bemerkten kaum den verächtlichen Blick der Kaufleute, die das nicht verstehen konnten. Wir hatten kein Geld, doch war das, was es hier gab, freilich nicht umsonst. Einen Augenblick hatten wir an unsere Maschinenpistolen gedacht.

Halls konnte nicht widerstehen. Er hatte die Hand ausgestreckt, die einem dürren Ast ähnelte, und um eine milde Gabe gebettelt. Der Ladeninhaber hatte so getan, als sähe er nichts, aber Halls hatte nicht locker gelassen. Schließlich hatte ihm der Mann doch ein Stück altbackenen Kuchen in die schmutzige Hand gelegt. Halls hatte ihn in vier Teile gebrochen, und wir hatten alle etwas gekostet, das wir schon nicht mehr kannten. Wir hatten uns bei dem Mann bedankt, indem wir ein Lächeln andeuteten. Auf unseren grauen Gesichtern, mit den kariösen Zähnen im Mund, musste das jedoch wie eine Grimasse gewirkt haben. Der Mann hatte bestimmt geglaubt, dass wir uns über ihn lustig machten. Er hatte auf dem Absatz kehrtgemacht und war in seiner Ladenstube verschwunden. Er wusste nicht, dass wir seit sehr langer Zeit keine Gelegenheit zu lachen mehr gehabt hatten und dass wir eine Weile brauchen würden, um es wieder zu lernen.

Auf einem weniger prächtigen Schiff erreichten wir Kiel. Hier empfing uns eine vertrautere Atmosphäre. Es gab keine Konditorei und nichts zu lachen. Alles lag in Ruinen und es herrschte eine alarmierende Hektik. Man hatte uns in aller Eile in ein zusammengewürfeltes Bataillon eingegliedert. Halls hatte hinsichtlich eines Urlaubsscheins nachgefragt, um sein Zuhause in Dortmund besuchen zu können. Ein etwa fünfzigjähriger Soldat hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt, dass er mit etwas Mut und Glück vielleicht durchkommen könnte, wenn es ihm gelänge, sich durch die amerikanischen und englischen Linien durchzumogeln.

Auf dem Gesicht meines armen Freundes wechselten sich Bestürzung und Traurigkeit ab.

›Die amerikanischen und englischen Linien.‹

Im Westen, den wir uns so oft ausgemalt hatten und wo wir jetzt angekommen waren, brachen höchst deprimierende Neuigkeiten über uns herein und zerrissen uns das Herz. Wir waren am Boden zerstört. Der Westen, den wir

uns in den eisigen Löchern von Memel, am Dnjepr oder am Don zaghaft als Paradies erträumt hatten, der unsere Leiden hätte auffangen und lindern sollen, der Westen, der allein uns einen Grund zum Überleben gegeben hatte, war nur ein schmaler, ziemlich dicht bebauter Streifen Land. Ein Land, in dem die Stille vom Dröhnen der Flugzeuge verdrängt wurde und wo überall verschreckte Menschen durcheinander krochen und rannten. Der Westen, das waren auch drei schmutzige graue Lastwagen, die in hohem Tempo ein dezimiertes Bataillon von grau-grünen Soldaten zu einem weiteren Rendezvous mit dem Tod fuhren. Hier sollten schließlich meine letzten Illusionen zerbröseln und in einer unmenschlichen Fassungslosigkeit enden.

Der Westen, das war nur die andere Hälfte des Schraubstocks, der sich um unser Elend schloss, wobei wir mit erschöpft herabhängenden Armen gleich mehreren Armeen auf einmal gegenüber standen. Eine davon war die französische. Meine Erregung ließ sich nicht beschreiben, als ich das realisierte. Ich hatte das Gefühl, als hätte mich mein geliebtes Frankreich verraten und meine Gutgläubigkeit missbraucht. Das Frankreich, das ich auf unserer Seite geglaubt, und das ich von den Schützengräben der Steppe aus ebenso sehr geliebt hatte wie alle jungen Menschen, die in den Hinterzimmern der Pariser Cafés von der Revolution gesprochen hatten.

Ausgerechnet Frankreich, dem ich innerlich tatsächlich einen großen Teil meiner Anstrengungen gewidmet hatte, und das meine Kriegskameraden durch mich lieben und schätzen gelernt hatten. Was war da nur passiert, das man uns nicht erklärt hatte?

Mein Frankreich wendete sich gegen mich, wo ich doch gerade seine Hilfe erwartet hatte. Am Ende würde ich noch auf meine eigenen Brüder schießen müssen. Ich wusste, dass das für mich unmöglich war, genauso unmöglich, wie auf Halls oder Lindberg zu schießen.

Was war also geschehen? Was hatte man uns verschwiegen? Ich begriff nichts mehr, ich verstand die Welt nicht mehr. Mein Kopf weigerte sich einfach, das zu verarbeiten. Die Hoffnung, die der Westen in uns allen wieder geweckt hatte, verflog.

Wir würden noch einmal kämpfen müssen. Aber gegen wen? Gegen was? Wir wussten, dass wir nicht noch einmal in der Lage sein würden, den erforderlichen Mut aufzubringen; dass es nichts mehr gab, das uns die Hoffnung hätte zurückbringen können. Gleich wie laut das Siegesgeschrei der Engländer und Amerikaner sein würde, es war gar kein Gegner mehr vorhanden für das gewaltige Kriegsmaterial, das sie nun gar nicht mehr brauchten. Es gab keinen Sieg mehr zu erringen über einen Gegner, der schon geschlagen war.

Es würden sich vielleicht noch ein paar blutjunge Soldaten, halbe Kinder, den starken alliierten Kontingenten entgegenwerfen, doch das würde die überwältigende Entfaltung ihrer Überlegenheit kaum mehr rechtfertigen. Sicher würden sie noch eine Heerschar von Flugzeugen einsetzen, die mit perfektionierten Waffen für große Schlachten ausgerüstet waren. Sie würden noch einmal die Fahrbahnen mit ihren Maschinengewehren zerhacken, Ruinen ein zweites Mal zerstören, verschrecktes Vieh vor sich herjagen und vergeblich nach einem Feind suchen,

den es nicht mehr gab. Ein paar der jungen Leute des letzten Aufgebots, denen alle Anerkennung für ihren Mut gebührt, würden dabei ihre Feuertaufe erhalten. Doch wirkliche Siege waren dabei für den Gegner nicht mehr zu erringen.

Wir hatten das Ufer der Elbe erreicht und uns neben einer kleinen Straße, die nach Lauenburg führte, ins Gras gelegt. Die englische Armee befand sich in dieser Ecke, und wir sollten noch einmal eine Gegenwehr versuchen.

Ein alter Soldat löffelte aus, was uns eine zufällige Versorgungsdienststelle noch ins Essgeschirr getan hatte. Halls lag weiter weg, sein verstörter Blick ließ auf unlösbare Probleme in seinen Gedanken schließen. Der Alte Soldat sah weniger deprimiert aus. Er brummte für mich kaum verständliche Worte in seinen Bart.

»Mit etwas Glück ist der Krieg in ein paar Tagen für uns zu Ende.«

Was wollte er damit sagen? Ich wusste, dass der Krieg für einen besiegten Soldaten im Allgemeinen mit einem kleinen bräunlichen Loch im Kopf oder in der Brust endete.

»Aber nein«, erwiderte der Alte, »wir kommen in Gefangenschaft, du wirst sehen. Das ist nicht heiter, aber besser als Bomben und Hunger. Das sind keine Russen, die sind nicht so schlimm.«

Die Nacht verstrich. Es war beinahe mild. Wir blieben im feuchten Gras der Böschung liegen, die entlang der Straße verlief. Gewaltige Geschwader dröhnten am sternklaren Himmel, ohne dass wir sie erkennen konnten. Die Anglo-Amerikaner verpulverten ihren überschüssigen Treibstoff und würden in einiger Entfernung Geisterarmeen und verlassene Städte bombardieren. Wir verfielen in die besondere Art des Halbschlafs, die wir in langen Jahren des Wachestehens vervollkommnet hatten.

Gegen drei Uhr früh hörten wir im Norden das Grollen der Artillerie. Sogar Blitze zuckten für einige Zeit über den Himmel. Das Ganze dauerte eine Dreiviertelstunde, doch hatten wir uns davon in unserem Halbschlaf nicht weiter stören lassen.

Der Tag war sehr früh angebrochen, und eine matte Frühlingssonne stand über dem Horizont. Eine kleine Klapperkiste zeigte sich auf der Straße. Der Wagen fuhr holpernd, aber flink über die Risse und Löcher. Er war erdfarben, und darin saßen drei Soldaten in Uniformen, welche sich deutlich von den unseren unterschieden.

Als sie näher kamen, sahen wir unter ziemlich großen Helmen drei ziegelrote Gesichter, die ihren Spaß an dem morgendlichen Ausflug zu haben schienen.

So begegneten uns die ersten Engländer, und es wäre sträflich gewesen, mit unseren Volkssturmgewehren auf diese drei fröhlichen Soldaten zu feuern. Trotzdem schoss ein Idiot aus unserer Gruppe drei Mal knapp über die Köpfe der Tommys hinweg. Der Jeep geriet in einem ziemlich panischen Wendemanöver ins Schleudern und machte dann so träge kehrt, dass wir genug Zeit gehabt hätten, sie zu erledigen.

Der Alte protestierte heftig gegen das Verhalten des Landsers, der seine Pflicht zu tun glaubte, und erklärte, dass nach dieser unüberlegten Handlung sicher motorisierte Verbände auftauchen würden, gegen die unsere Verteidigung nichts

würde ausrichten können. Ein verdutzter Hauptmann hätte beinahe eingegriffen, doch dann ließ er es bleiben und ging zu seinem Maschinengewehr zurück.

Eine Stunde später schwoll im Norden Motorenlärm an, und die Voraussagen des alten Soldaten wurden wahr. Ein Aufklärungsflugzeug flog über unsere Köpfe und richtete ein ziemlich präzises Feuer auf die Straße unterhalb der Böschung. Wie Raupen krochen wir am Grund eines kleines Tales entlang und entkamen so etwa fünfzig Granatwerfereinschlägen, die uns zweifellos schwere Verluste beigebracht hätten.

Die Engländer vermuteten wahrscheinlich Widerstand von vereinzelten Schützen und schickten uns vier Halbketten-Schützenpanzer entgegen, die wir mit einer gewissen Angst über die Böschung kommen sahen. Zwei deutsche Soldaten waren aufgestanden und schwenkten die Arme in der Luft. An der Ostfront hatten wir etwas Ähnliches nie zu sehen bekommen, und wir warteten perplex ab, was nun kommen würde. Würden die englischen Maschinengewehre unsere zwei Kameraden niederknallen? Oder würde sie unser Vorgesetzter eigenhändig erschießen, weil sie sich einfach so gefangen gegeben hatten? Doch nichts dergleichen geschah. Die Hand des Alten, der immer noch an meiner Seite war, umfasste meinen Unterarm, und er brummte noch einmal etwas in seinen Bart.

»Gehen wir, Kleiner.«

Zusammen standen wir auf, andere taten es uns nach, und Halls trat zu mir herüber, ohne auch nur daran zu denken, die Arme hochzuheben. So gingen wir mit klopfendem Herzen und trockenem Mund den Siegern entgegen. Das war das einzige Mal, dass mir die Alliierten wirklich Angst machten, und wir hatten es selbst provoziert.

Man drängte uns lautstark und ziemlich ruppig zusammen. Englische Soldaten mit rachsüchtigen Mienen schubsten uns schonungslos herum. Wir hatten jedoch selbst in unserer eigenen Armee weit Schlimmeres gesehen, besonders unter dem Kommando von Hauptmann Fink. Was wir hier von den Siegern hinnehmen mussten, war gar nichts und hatte in unseren Augen eher den Anstrich einer gewissen Nachgiebigkeit.

So legte ich die Waffen und Abzeichen meines zweiten Vaterlandes nieder, und für mich und meine Kameraden endete der Krieg.

Um uns zu demütigen, wurden wir stehend auf schwere Lastwagen geladen, die unsere demoralisierte Schar als Zeichen des Sieges abtransportierten. Die verschlossenen, aber rosigen Gesichter der Engländer machten den Eindruck als verstünden sie nicht, was unsere ausgehungerten Gesichter zum Lächeln brachte. Halls bekam sogar eine kräftige Ohrfeige von einem englischen Unteroffizier, ohne eigentlich zu wissen warum. Er hatte einfach nur unsere Gewaltmärsche im Osten mit dieser Fahrt in die Gefangenschaft verglichen.

Dann lernten wir noch andere Männer kennen, große, pausbäckige Kerle mit rosigem Teint, die sich wie Randalierer benahmen, aber wie solche, die gut erzogen worden waren. Ihr Gang war lässig und schien nur dafür geschaffen, ihnen Gelegenheit zu geben, Hüften und Schultern zu schwingen. Sie trugen flauschige Uniformen, die wie fürs Golfspielen gemacht schienen, und bewegten ständig ihre Kinnbacken, als wären sie Wiederkäuer. Sie hatten weder traurige noch

fröhliche Mienen, und schienen irgendwie gleichgültig, sogar gegenüber dem eigenen Sieg. Sie wirkten wie Menschen, die halb zustimmend, halb widerwillig einer Beschäftigung nachgingen, die sie nicht besonders begeisterte.

Aus unseren schmutzigen, verwahrlosten Reihen heraus betrachteten wir sie neugierig. Irgendwie machten wir in unseren Kolonnen der Geschlagenen einen glücklicheren Eindruck als diese kindlichen Erwachsenen, für die selbst das Paradies offenbar keine besondere Bedeutung hatte. Sie schienen alles zu haben, außer Freude – ein für uns seltsam beruhigendes Schauspiel, das uns wieder mit der Menschheit aussöhnte.

Auch die Amerikaner demütigten uns, doch das gehörte wohl dazu. Wir wurden in einem großen Lager zusammengezogen, das nur einige riesige Zelte besaß, die kaum ein Zehntel von uns aufnehmen konnten. Selbst in der Gefangenschaft hörte die Wehrmacht nicht auf zu organisieren. Die Schwächsten und die Kranken bekamen das Dach über dem Kopf, wie in Charkow, wie an den Ufern des Dnjepr, wie in Memel oder in Pillau, wie in den dunklen Wintern der Steppe, wo wir erfahren hatten, was Leiden bedeutete.

Die Amerikaner rissen mitten im Lager große Kisten voller Konservendosen auf. Mit den Füßen stießen sie die Haufen mit Lebensmitteln auseinander, entfernten sich voller Verachtung und überließen uns die Aufgabe des Verteilens. Jeder bekam seinen Anteil. Das Essen war köstlich, und wir achteten gar nicht auf den heftigen Regen, der den Boden in einen Schwamm verwandelte.

Die Kisten voller Brausepulvertüten mit Orangen- und Zitronengeschmack waren der Gipfel des Luxus für uns. Es war eine fröhliche Ablenkung, in den Falten unserer Kleidung Wasser zu sammeln, um das schmackhafte Getränk zuzubereiten. Von ihrer Absperrung aus beobachteten einige Amerikaner unser Treiben und tauschten ihre Einschätzungen aus. Wahrscheinlich verachteten sie uns, weil wir derartig über solche elementaren Dinge herfielen. Vielleicht hielten sie uns auch für Feiglinge, dass wir die Bedingungen der Gefangenschaft und die Verpflegung mitten im Regen über uns ergehen ließen, ohne unsere Unzufriedenheit zu äußern. Dabei hätte allein unsere Lage als Gefangene Erklärung genug sein müssen dafür, warum wir so wort- und widerspruchslos umherliefen, mit jenen unerträglichen Mienen von Menschen, deren Stolz angekratzt war. Wir ähnelten in nichts den Dokumentarfilmen über die deutschen Truppen, die unsere charmanten Bewacher vermutlich zu Hause zu sehen bekommen hatten, bevor man sie ins Feld geschickt hatte. Kein überheblicher und jähzorniger Boche, kein Anlass einzuschreiten. Nichts als Unterernährte, die es hinnahmen, stehend und im Regen, aber gierig ungewürzte Konserven zu verschlingen. Nichts als Sterbende, die mit ruhigen Gesichtern Rücken an Rücken auf ihren Pritschen schliefen. Nichts als Verwundete und Kranke, die nicht einmal Pflege beanspruchten und die sich offenbar schon glücklich schätzten, nur lange schlafen zu können. Das war natürlich deprimierend für die eifrigen Sieger, die bei den Besiegten nichts als Demut vorfanden.

Später wurden wir nach Mannheim weitertransportiert, wo wir ein großes Verteilungslager durchliefen.

Halls war immer noch an meiner Seite. Auch Grandsk und Lindberg, unzertrennlich wie in den schlimmsten Zeiten. Jetzt erst wurde uns völlig klar, dass der Krieg für uns wirklich zu Ende war. Aber noch dachten wir nicht daran, was nun folgen würde. Alles war zu neu, alles war noch zu gegenwärtig. Im Bewusstsein, dass das Schlimmste vorbei war, ließen die deutschen Ex-Soldaten es sich nicht nehmen, sich selbst zu organisieren und die Aufgabe der Alliierten zu erleichtern, die sich in der mühseligen Arbeit verhedderten, die Gefangenen für irgendwelche Arbeiten abzuzählen und zuzuteilen. Die Organisatoren aus unseren Reihen, meist ziemlich zerlumpte Gefangene wie wir alle, liefen zwischen den eleganten Siegern herum und teilten sich mit ihnen die notwendigen Aufgaben. Oft sah man Gefangene mit Zigaretten zwischen den Lippen, ohne dass sie dafür eine Gegenleistung hätten bieten können. Manche hatten sogar Kaugummi bekommen. Lachend und ausdauernd kauten sie darauf herum, bevor sie ihn aus Versehen herunter schluckten. Es waren wieder deutsche Kommandos zu hören. Reihen bildeten sich und lösten sich auf. Sollte es etwa wieder an die Front gehen? Das war natürlich nicht möglich. Aber ein Vollidiot von Unteroffizier war so in Fahrt geraten, dass er seine Gruppe von Gefangenen verwirrt anschrie: »Gewehr über!«

Lautes Gelächter war die Antwort.

Die Amerikaner wurden nervös, kamen aus ihren Baracken und brüllten uns an. Das machte es noch komischer, aber wir mussten unbedingt auf unser Verhalten achten. Der verantwortliche Unteroffizier, der plötzlich merkte, was er mit seinem unfreiwilligen Spaß falsch gemacht hatte, stand stramm und wartete auf den Anschiss. Drei amerikanische Offiziere protestierten in ihrer Sprache und jagten den Delinquenten schließlich fort, der sich am meisten über sich selbst ärgerte.

Etwas später traten die Gefangenen in langen Reihen zu einer Untersuchung an. Manche kamen ins Lazarett, andere liefen von einem Büro zum nächsten, bis ein Rekrutierungsdienst sie irgendwohin abkommandierte, um damit zu beginnen, die Ruinen des verwüsteten Landes wegzuräumen. Kontroll- und Überprüfungskommissionen lösten einander ab und studierten jeden einzelnen Fall. Diese Kommissionen bestanden häufig aus Vertretern der amerikanischen, kanadischen, englischen, französischen und belgischen alliierten Truppen. Meine zerfetzten Papiere kamen in die Hände eines französischen Offiziers, der mich zunächst zweimal betrachtete. Dann richtete er ein drittes Mal seinen Blick auf mich und fragte mich zuerst auf deutsch: »Das ist wirklich Ihr Geburtsdatum und Ihr Geburtsort?«

»Ja«, antwortete ich auf deutsch.

»Aber dann …«

»Ja«, sagte ich auf französisch, »ich bin väterlicherseits Franzose.«

Ich sprach jedoch französisch inzwischen genauso schlecht, wie ich in Chemnitz deutsch gesprochen hatte.

Der Offizier wurde misstrauisch und betrachtete mich mit Argwohn. Nach einer Weile fuhr er auf französisch fort.

»Dann sind Sie also Franzose?«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Die Deutschen hatten mir drei Jahre lang eingeredet, dass ich zu ihnen gehörte.

»Ich glaube ja, Herr Major.«

»Wie, Sie glauben ja!«

Verlegenes Schweigen meinerseits.

»Was haben Sie dann in diesem Sauhaufen verloren?«

»Ich weiß es nicht, Herr Major.«

»Nennen Sie mich nicht Herr Major, ich bin nicht Herr Major. Nennen Sie mich mon Capitaine und kommen Sie mit.«

Der Capitaine war aufgestanden, und ich musste ihm auf dem Fuß folgen. In den grau-grünen, schmutzigen Reihen der Besiegten sah mir die lange, abgemagerte Gestalt von Halls hinterher. Ich gab ihm ein kleines, vielsagendes Zeichen und murmelte: »Bleib hier, ich komme wieder.«

»Wer ist der Lange, mit dem Sie da sprechen?«, fragte der Capitaine gereizt.

»Das ist mein Kamerad, Herr Kapitän.«

»Hören Sie auf, deutsch zu sprechen, Sie können doch Französisch. Los, hier rein!«

Ich folgte dem Franzosen durch eine Reihe von Gängen, und plötzlich überkam mich Angst, Halls nicht mehr wiederzufinden. Endlich betrat ich ein Büro, wo vier französische Militärs mit einer jungen Frau lachten und plauderten, die, wenn ich mich recht erinnere, englisch sprach.

Der Capitaine sagte, er bringe hier einen verdächtigen Fall, und ich musste ein langwieriges Verhör über mich ergehen lassen, in dem ich wohl wenig überzeugend geantwortet haben musste. Mir drehte sich der Kopf, und was ich antwortete, klang nicht sehr wahrscheinlich.

Einer von ihnen, ebenfalls ein Offizier, beschuldigte mich des Verrats und hieß mich alles Mögliche. Schließlich ließen sie mich in Ruhe, da ich apathisch und abwesend blieb, und brachten mich in einen kleinen Raum einen Stock tiefer. Hier ließen sie mich einen Tag und eine Nacht sitzen. Ich verbrachte dort traurige Stunden, während denen ich an meine Freunde im Leid und vor allem an Halls dachte, der vergeblich auf mich warten musste. Ich hatte die düstere Vorahnung, dass ich ihn nicht mehr wiedersehen würde, und eine fiebrige Ungeduld hielt mich vom Schlafen ab.

Am nächsten Morgen befreite mich ein gutgelaunter Leutnant. Ich wurde wieder in das Büro vom Vortag gebracht, und man bat mich Platz zu nehmen. Das erschien mir so ungewöhnlich, dass ich glaubte, diese Aufforderung zum ersten Mal in meinem Leben zu hören.

Dann sah der junge Leutnant Papiere durch und richtete das Wort an mich.

»Was mit Ihnen geschehen ist, hat uns gestern einigermaßen überrascht. Mittlerweile wissen wir, dass die Deutschen zwar häufig junge Männer mit deutschstämmigen Vätern in die Armee gezwungen haben. Wäre das bei Ihnen der Fall gewesen, hätten wir Sie eine Weile als Gefangenen hierbehalten müssen. Doch bei Ihnen handelt es sich um Ihre Mutter. Das ist ein anderer Fall, und wir können Sie hier nicht festhalten. Ich freue mich für Sie«, sagte er sehr freundlich. »Sie sind also frei, und so steht es auch in den Papieren, die ich Ihnen gleich aushändige. Sie können nach Hause gehen und in Ihr früheres Leben zurückkehren.«

»Nach Hause«, sagte ich, wie wenn jemand vom Mars zu mir gesprochen hätte.

»Ja, nach Hause.«

Der Leutnant schwieg und bot mir Gelegenheit zu sprechen, die ich nicht nutzte, da ich noch immer Mühe hatte zu begreifen, was mit mir geschehen war, und mir einfach die Worte fehlten.

»Trotzdem rate ich Ihnen, sich für einige Zeit bei der französischen Armee zu verpflichten, um sich reinzuwaschen und um wieder in das geordnete Leben zurückzukehren.«

Mein Gesicht blieb unbewegt. Ich dachte vor allem an Halls, und ich begriff nur vage, was mir der liebenswürdige Offizier vorschlug.

»Sind Sie einverstanden?«

»Ja, Herr Leutnant«, sagte ich mechanisch.

»Dann beglückwünsche ich Sie zu dieser Entscheidung, unterschreiben Sie hier.«

Ich unterschrieb mit meinem französischen Namen, mehr bewegt von dem Wort, das ich schrieb und das mir neu erschien, als von der Aufgabe, die ich akzeptierte, ohne ihre Bedeutung ermessen zu können.

»Sie werden einberufen«, sagte der andere, während er seine Mappe zuklappte. »Kehren Sie schnell nach Hause zurück und versuchen Sie dieses ganze Abenteuer zu vergessen.«

Ich wusste noch immer nichts zu erwidern. Selbst die gute Laune des Leutnants ließ nun nach. Dennoch ergriff er wieder das Wort, während er mich zur Tür begleitete.

»Ihre Eltern wissen, wo Sie sind?«

»Ich glaube nicht, Herr Leutnant.«

»Haben Sie ihnen nicht geschrieben?«

»Doch, Herr Leutnant.«

»Na also. Dann müssen Sie doch auch Antworten von Ihren Eltern erhalten haben. Es gab doch wohl eine Feldpost bei den Boches?«

»Ja, Herr Leutnant, sie haben mir geschrieben, aber seit fast einem Jahr schon habe ich nichts mehr von ihnen gehört.«

Er sah mich verdutzt an.

»Diese Schweine«, sagte er, »die haben Ihnen die Post vorenthalten. Los, mein Freund, fahren Sie heim und vergessen Sie das alles.«

Epilog. Die Rückkehr

›Vergessen Sie das alles …‹

Im Zug, der durch die sonnige Landschaft über Frankreichs Erde rollte, schlug mein Kopf gegen das Holz der Rückenlehne. Da waren Menschen, die lachten und so aussahen, als gehörten sie zu einer anderen Welt. Ich bemühte mich, aber das Vergessen stellte sich nicht ein.

Halls, den ich überall gesucht hatte und nicht finden konnte, ging mir nicht aus dem Sinn, und wenn mir keine Tränen über die Wangen liefen, dann nur deshalb, weil ich längst gelernt hatte meinen Kummer zu verbergen. Halls war mir verbunden in der furchtbaren Erinnerung an den Krieg, der mir noch immer in den Ohren dröhnte. Er war mein einziger Freund in dieser feindseligen Welt. Er hatte so oft meine Last getragen, wenn ich zu schwach war. Es war mir unmöglich, das alles zu vergessen, ebenso wenig wie alle die anderen, mit denen ich diese schrecklichen Erfahrungen geteilt hatte und die für immer mit meinem Leben verbunden bleiben würden.

Die Zug rollte und trug mich mit jeder Sekunde ein wenig weiter fort von dieser Vergangenheit. Doch selbst wenn er mich auf die andere Seite der Erde mitgenommen hätte, wäre die Erinnerung mitgefahren.

Dann erreichten wir einen Bahnhof. Meine ausgetretenen Stiefel, die über die russische Erde getrampelt waren, knirschten auf dem Zement des Bahnsteigs. Vor meinen desillusionierten Augen tauchte eine mir wohlbekannte Szenerie auf. Nichts hatte sich verändert. Der Ort schien zu schlafen, und ich glaubte, meine ungewöhnliche Ankunft würde ihn vielleicht wecken. Alles war wie früher. Ich allein hatte mich wirklich verändert, und ich spürte sehr wohl, dass es mir nicht gelingen würde, mich in die Szenerie wieder einzufügen.

Ich stand da und betrachtete all diese Dinge, die mir so klein erschienen. Dann setzte ich mich langsam und zögernd in Bewegung. Plötzlich bemerkte ich den Blick zweier Beamter am Ausgang, die warteten, dass ich den Bahnhof verließ, damit sie sich um anderes kümmern konnten. Ich war tatsächlich der Letzte auf dem Bahnsteig, der sich schnell geleert hatte.

»So, dann wollen wir mal«, bedeutete mir der eine.

Ich beeilte mich und zeigte die Papiere, die mir als Fahrkarte dienten.

»Das müssen Sie dem Bahnhofsvorsteher vorweisen«, sagte er. »Folgen Sie mir.«

Der Bahnhofsvorsteher überflog mit verschlafener Miene den Papierkram, und weil er wahrscheinlich nichts davon verstand, knallte er mehrere Stempel auf das Ganze.

»Mannheim«, sagte er, »das ist in Bocheland, was?«

»Nein, Monsieur«, sagte ich treuherzig, »das ist in Deutschland.«

Er hörte meinen grauenvollen Akzent und warf mir einen bösen Blick zu.

»Für mich ist es dasselbe«, protestierte er.

Ich hatte noch neun Kilometer zurückzulegen, um nach Hause zu kommen. Etwas mehr als neun Kilometer, um die Reise zum Abschluss zu bringen und zum Nullpunkt zurückzukehren. Es war schönes Wetter, und ich hätte eigentlich vor Freude rennen und die Realität umarmen müssen, der ich mit jedem Schritt ein wenig näher kam. Doch Angst schnürte mir die Kehle zu, sodass ich kaum atmen konnte. Ich spürte wie mein Verstand nachgab im Angesicht der Dinge, die mich umgaben, die ich sehen, tasten, schmecken konnte; der Bahnhof, dessen argloses Bild vor mir erschienen war; mein Dorf, das gleich aus der feuchten, grünen Senke auftauchen würde; meine Eltern, die ich so lange nicht gesehen hatte. Ich war so bewegt, dass ich mir diese Begegnung nicht einmal vorzustellen wagte.

Die Wirklichkeit wurde plötzlich übermächtig und machte mir Angst. Die Fassade mit dem Weinspalier, worin der Rahmen einer Tür geschnitten war, aus der ich vor drei Jahren getreten war, und im Halbschatten der Schwelle ein alter Mann und eine alte Frau. Im Geist zeichnete ich die Gesichter auf die Silhouetten, und zaghaft traten mein Vater und meine Mutter aus dem unscharfen Negativ hervor. Dann verschwamm das flüchtige Bild, als sei ich bei etwas Verbotenem ertappt worden. Ich sah auch meinen kleinen Bruder und war überrascht, wie groß er geworden war.

Plötzlich brach an meinem ganzen ausgemergelten Körper ein ungesunder Schweiß aus. Die Verzweiflung, die sich im Osten in mir festgesetzt hatte, wurde plötzlich von einer Wirklichkeit getroffen, die ich vergessen hatte und die sich nun aufs Neue aufdrängen würde, so als wäre nichts geschehen. Der Übergang war zu groß, zu brutal. Es wäre eine Schleuse, ein Filter notwendig gewesen. Halls und die anderen, der Krieg, alle Dinge, für die ich hatte leben müssen, waren noch zu präsent. Alle die Namen, neben denen ich mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen den Tod auf uns zukommen gesehen hatte; der Tod selbst, den wir hatten besiegen können und die Namen jener, die mir dabei so ungeheuer geholfen hatten; die Gesichter, ohne die ich vielleicht nie Gelegenheit gehabt hätte, diese Beobachtungen anzustellen – all diese Dinge waren unvereinbar mit dem, was mir heute geschah. Ich konnte sie weder vergessen noch verleugnen, und meine Lage wurde unhaltbar.

Mein kranker Kopf drehte sich wie ein Boot, dessen Ruder nicht mehr reagierte, während ich langsam auf die Begegnung zuschritt, die ich mir so sehr gewünscht hatte und vor der ich mich nun plötzlich fürchtete.

Ein Flugzeug tauchte auf einmal im Tiefflug über der sonnigen Landschaft auf. Ohne mich zurückhalten zu können, sprang ich kopflos in den Straßengraben. Das Flugzeug dröhnte eine Weile über der Stille und verschwand dann wie es gekommen war. Ich zog mich am Stamm eines Apfelbaums hoch, ohne recht zu verstehen, was mit mir geschehen war. Ich war zerstört. Mein verschwommener Blick blieb am Gras hängen, das ich zertreten hatte und das sich nach und nach langsam wieder aufrichtete. Es erinnerte mich an ungekämmtes Haar. Es hatte noch das Gelb des Winters, unter dem es gelitten hatte, und kämpfte nun vielleicht ebenfalls ums Weiterleben. Obwohl es nicht so hoch war, erinnerte es mich an das Gras der Steppe. Es schien mir vertraut, und ich ließ mich noch einmal hinfallen. Der helle Tag stieg über die Halme, blendete mich und zwang mich

die Augen zu schließen. Auf der Erde liegend, die ganz still blieb vor meiner inneren Unruhe, fühlte ich mich getröstet. Es gelang mir, meine Nervosität zu überwinden, und ich schlief ein.

Allein der Tod ist endgültig, und was Memel nicht hatte zerstören können, das vermochte auch der Friede nicht. Ich wachte auf und machte mich wieder auf den Weg, meinem Schicksal entgegen. Ich hatte zweifellos mehrere Stunden geschlafen, denn die Sonne verschwand bereits hinter einem Hügel. Ich würde in der Dämmerung ankommen, was mir ohnehin lieber war. Ich hatte schon genug Angst vor meinen eigenen Angehörigen aufzutauchen, aber noch mehr fürchtete ich, irgendwelchen bekannten Gesichtern zu begegnen, die mich vielleicht nicht vergessen hatten. Ich kam also mit dem Ende des Tages an, wie ich es gewünscht hatte, und ging auf der Straße, als sei ich erst gestern fortgegangen. Ich versuchte leichten Schrittes zu gehen, doch jeder Tritt hallte in mir wie der Paradeschritt in Chemnitz. Ich begegnete zwei jungen Leuten, die mich gar nicht beachteten. Als ich um eine Ecke bog, sah ich links unten unser Haus. Mein Herz klopfte zum Zerspringen in meiner Brust.

Jemand tauchte an der Ecke auf. Eine kleine alte Frau, die Schultern mit einem verblichenen Umhang bedeckt. Ich erkannte diesen Umhang wieder. Meine Mutter trug eine kleine Milchkanne. Sie ging zu einem benachbarten Bauernhof, den ich gut kannte. Sie kam auf mich zu, und ich glaubte in Ohnmacht zu fallen. Sie ging mitten auf der Straße vorbei, auf der es schon dunkelte, zwei Meter von dem grasbewachsenen Randstreifen entfernt, auf dem ich mich mit letzter Kraft weiterschleppte.

Obwohl meine Augen von einer unvorstellbaren Erregung getrübt waren, erkannte ich ihr Gesicht.

Mein Herz zog sich zusammen, sodass ich glaubte, schreien zu müssen.

Meine Mutter ging weiter. Ich lehnte mich gegen eine Mauer, sonst wäre ich umgesunken. In meinem Mund spürte ich einen bitteren Geschmack. Mir war klar, dass sie in einigen Minuten wieder hier vorbeikommen würde, und ich hatte Lust davonzulaufen. Zugleich war ich gelähmt, und die Zeit verrann, ohne dass ich etwas machen konnte. Dann kam sie zurück, wie ich es schmerzhaft vorausgesehen hatte, grauer noch als zuvor, in der nun angebrochenen Nacht.

Sie kam näher und näher. Ich wagte nicht mich zu rühren, weil ich fürchtete sie zu erschrecken. Dann hielt ich es nicht länger aus, nahm meinen Mut zusammen und rief: »Mama.«

Meine Mutter wendete leicht den Kopf und ging weiter.

»Mama.«

Endlich blieb sie stehen, und ich ging ein paar Schritte auf sie zu. Sie sah mich kommen, und vermutlich konnte sie trotz der Dunkelheit meine Züge erkennen. Ich sah, wie sie den Mund halb öffnete, aber es kam kein Laut.

Ich wagte nicht, näher zu ihr zu treten, als ich sah, dass sie wankte. Die Milchkanne rollte über den Boden, und ich fing sie mit meinen zitternden Armen auf. Ein langes Stöhnen kam über ihre Lippen, und ich hatte Angst, dass die Leute zusammenlaufen würden.

Mit meiner ohnmächtigen Mutter auf den Armen eilte ich auf die Tür zu, aus der gerade ein junger Mann getreten war. Dieser junge Mann war mein Bruder, der erschrocken schrie: »Papa, ein Herr bringt Mama! Sie ist krank.«

Stunden verstrichen. Regungslos und stumm saß ich meiner Familie gegenüber, die mich anschaute als hätte sie vergessen, dass sich die Erde drehte. Über dem Kamin hatte ich ein Foto von mir aus jungen Jahren bemerkt. Daneben standen in einem kleinen Glas ein paar gewöhnliche, verwelkte Blumen.

Die Minuten verrannen, die Zeit zog vorüber und ein ungeheures Schweigen stand im Raum. Die Geschichte ging ihrem Ende entgegen. Wir würden alle – diejenigen, die gewartet hatten, und ich, der ich gehofft hatte – viel Zeit brauchen, um das Offensichtliche zu akzeptieren.

Ich verstand auch, dass meine Rückkehr für alle Probleme bringen würde und dass auch sie Mut gebraucht hatten, um die Hoffnung aufzugeben. Die Nachbarn sollten nicht sofort von meiner Ankunft erfahren, und unser Glück sollte noch eine Weile geheim bleiben. Das Zimmer meiner Schwester, die inzwischen geheiratet hatte, würde für einige Tage mein Refugium sein, damit ich mich in meiner komatösen Müdigkeit würde ausstrecken können.

Später würde mich die französische Armee aufnehmen und dem Besiegten, der ich war, einen bescheidenen Platz gewähren. Sie würde meinem Unbehagen einen unerwarteten Übergang verschaffen und die Schleuse sein, die ich mir erhoffte. Natürlich würde ich dort der verdammte Boche sein, dem man eine große Gefälligkeit erwies. Ich würde dort sogar Dinge genießen, welche die anderen ermüdend finden würden. Die Disziplin, die ich kennengelernt hatte, würde mir erlauben, unabsichtlich unter den Ersten in der Truppe zu sein, und ich würde mich in Acht nehmen müssen, damit ich die anderen nicht verärgerte. Ich würde dort hasserfüllte Menschen kennenlernen, aber auch liebenswerte, die mein Abenteuer im Großen und Ganzen anerkennen und mich auf ein Glas Bier einladen würden, damit ich vergessen konnte.

Meine Eltern verlangten mir absolutes Stillschweigen ab, und ich würde nie in der Lage sein über das mit ihnen zu sprechen, was mir Erleichterung verschafft hätte.

Aufmerksam würde ich mir die Geschichten von den Helden der anderen Seite anhören, zu denen zu gehören ich ganz einfach nicht das Glück hatte.

Einige gehässige Menschen würden mich mit Verwünschungen verfolgen, da sie in meiner Vergangenheit nur einen Beweis für Habgier und einen verwerflichen Irrtum sehen würden. Andere würden vielleicht eines Tages verstehen, dass man dieselben Tugenden auf beiden Seiten des Unwetters lieben konnte und dass das Leid international war.

Die französische Armee, in der ich mich für drei Jahre verpflichtet hatte, würde mich schließlich nur zehn Monate behalten. Trotz guter Behandlung würde ich ernsthaft erkranken und man würde mich letzten Endes nach Hause schicken.

Vorher allerdings, 1946, würde ich in Paris noch an einer großen Parade teilnehmen. Mit einer langen Andacht würde man dort der Toten gedenken. Im Stillen fügte ich für mich einige Namen hinzu: Ernst Neubach, Lensen, Wiener, Wesreidau, Prinz, Solma, Hoth, Olensheim, Sperlovski, Smellens, Dunde, Kellermann, Freivitch, Ballers, Frösch, Woortenbeck, Siemenleis …

Ich versage es mir, den Namen Paula hinzuzufügen, und niemals werde ich Halls vergessen, niemals Lindberg, Pferham und Wollers. Die Erinnerung an sie lebt in mir weiter wie ein inständiges Gebet.

Und dann ist da noch ein weiterer Mensch, den ich vergessen muss. Er hieß Sajer, und ich glaube ich habe ihm verziehen.

„Ich werde versuchen den Abgrund der menschlichen Perversion angemessen zu beschreiben und das zum Ausdruck zu bringen, was ich mir niemals hätte vorstellen können, was mir unmöglich erschienen wäre, hätte ich es nicht erlebt ..."

Geboren im Elsass als Sohn eines französischen Vaters und einer deutschen Mutter, war Sajer siebzehn Jahre alt, als er 1942 in den Mahlstrom des Zweiten Weltkrieges gezogen wurde. Er hat dann früher als andere die Sprache wieder gefunden und ein bis heute einzigartig fesselndes Dokument hinterlassen, das dem Grauen des Krieges und der Hilflosigkeit, mit welcher der einzelne Soldat seiner alles überrollenden Walze gegenübersteht, so nahe kommt wie es die einfache Aneinanderreihung von Worten nur zulässt.

Scheint den Jungen Freunden, Sajer und Halls, zu Beginn alles noch wie ein großes Abenteuer, so holen sie Hunger, Kälte, Angst und die entfesselte Gewalt des Krieges in Kursk, Charkow und Bjelgorod bald auf den Boden der Tatsachen zurück. Doch dieser Krieg hat sie schon ganz vereinnahmt und es gibt kein Zurück mehr. Das Blatt im Osten beginnt sich zu wenden, und die deutschen Soldaten in Russland treten einen zähen, hart und grausam umkämpften Rückzug an, der die Freunde über Rumänien und Polen bis nach Memel an der Ostsee führt, wo sie das blutige Inferno des Untergangs erleben.

Am Ende bleibt das zutiefst Menschliche des großen Leids als etwas zurück, das größer und nachhallender ist selbst als die Dokumentation der Zeit und des Krieges. Sajer bringt das aus seiner Erinnerung ans Licht, und wir wollen und können nicht wissen, welche unendliche Mühe ihn das gekostet haben mag.

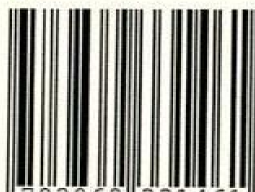
***

„Der vergessene Soldat" wurde mit seinem Erscheinen 1967 sogleich ein Welterfolg. In mehr als dreißig Sprachen übersetzt wurde das Buch über drei Millionen mal verkauft.

„Das Buch verdichtet Raum und Zeit zu einem einzigen pochenden Schmerz"
(Time Magazine)

„Niemand, der das Buch zuende liest, wird es je wieder vergessen"
(New York Times)

„Eine epische Geschichte, großartig erzählt."
(Wall Street Journal)


9 783869 331461

DU STEHST IM VOLK



Des Reiches erster Soldat

Aufn. Hoffmann

DU STEHST IM VOLK

Verlag: Deutscher Volksverlag GmbH., München
Verfasser: Hans B e l s t l e r , München

t Druck: Steinbeckdruck KG., Aschaffenburg - Umschlagtitel und Schmuckbuchstaben: Hasso Freischlad, München-Großhadem - Führerbild, Heymann In sicherer Hut und Thorak Fahnenträger. Aufnahmen: Heinrich Hoffmann, München -Bamberger Reiter, Aufnahme: Prof. Walter Hege, Weimar. Verlag Deutscher Kunstverlag, Berlin - Hoheitsadler im Ehrenhof der Reichskanzlei, Aufnahme:
Heinrich Hoffmann, Berlin.

Am Tage Deiner Entlassung

aus der

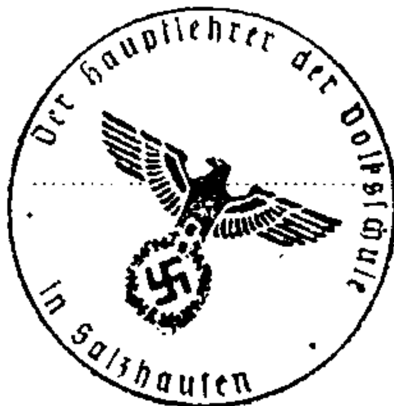
Volksschule

überreicht im Auftrage



mit den besten Wünschen für Deine Zukunft

Der ~~Rektor~~: Hauptlehrer



Deutsche Jungen und Mädel!

Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein, um Zukunft oder Untergang. Wir durchleben die entscheidungsschwersten Jahre der deutschen Geschichte. In harten Kämpfen errang der deutsche Soldat an allen Fronten die gewaltigsten Siege. In opfervoller Arbeit hilft die Heimat Brot und Waffen für diesen Kampf zu schaffen. Das ganze Volk steht in geschlossener Front und bildet eine festgefügte Schicksalsgemeinschaft, die nur ein Ziel kennt:

Den Sieg!

Und dieser Sieg, deutsche Jugend, wird euch die schönere, friedvollere Zukunft schenken. Ihr müßt einmal dieses mit Schweiß und Blut so hart erkämpfte Reich vollenden und seinen ewigen Bestand sichern. Ihr müßt euch mit eurem ganzen Leben für das nationalsozialistische Deutschland einsetzen, unbeugsam in eurem Willen und stark in eurem Glauben. Noch nie hat ein junges Geschlecht so große Aufgaben übertragen bekommen wie das eure. Wir glauben und bauen auf euch, daß ihr sie meistern und erfüllen werdet.

Die Schule hat euch dazu viel Rüstzeug gegeben, eure jungen Kräfte ausgerichtet und stark gemacht, euch zu Charakteren geformt und euch das unentbehrlichste Wissen für den Kampf des Lebens vermittelt.

Auch dieses kleine Erinnerungsbuch steht im Zeichen des großen Zieles. Es weist in Losung und Leitspruch, in Gedicht und kurzem Bericht Richtung und Weg und will euch Halt und Hilfe geben auf diesem Weg.

Nun reiht euch ein in die große starke Front aller Schaffenden, erfüllt eure Pflichten für Führer und Volk, damit Deutschland ewig bestehe.

Fritz Wächtler

Gauleiter der Bayerischen Ostmark, Reichswalter des NSLB.

Heil Hitler!

Du trägst ewiges Erbgut in deinem Blut

Das gute Blut ist unser wahrer Reichtum



as Höchste und Heiligste, das dem Menschen von der Natur für sein Dasein mitgegeben wird, ist sein Erbgut. Dieses Gut läßt sich nicht durch Geld und Gold erwerben oder mehren, und umschließt nicht Dinge, die gekauft oder veräußert werden können. Es ist ein Gut, das zu verwalten und weiterzugeben wir von unserem Schöpfer anvertraut bekamen. Es liegt verborgen in tausend und abertausend lebendigen Zellen, die wie Schatzkammern in unserm Körper schlummern. Sie sind die Träger unseres Lebens und Schicksals und enthalten alle Erbtümer des Leibes und der Seele unserer Ahnen seit Jahrtausenden. Gestalt und Wesen, Gefühl und Wille, Gedanke und Tat haben in diesen unscheinbaren Gebilden ihren Ursprung, schöpfen aus ihnen Kraft und Eigenart. Dies Erbgut entscheidet über Glück und Leid, Erfolg oder Verderben eines Menschen; es macht ihn gut oder schlecht, stark oder schwach, begabt oder unbegabt.

Dies kostbare Gut mußt auch du kennen und pflegen; du mußt die Lebensgesetze des Blutes verstehen und ihnen so dienen, daß du ihnen dein ganzes Leben weihst. Du mußt vor allem die wertvollen Anlagen und guten Eigenschaften, die von deinen Ahnen her in dein Blut geflossen sind, hegen und pflegen, sie fördern und zur Entfaltung bringen, sie gegen die Not und Ungunst der Umwelt erhalten und durchsetzen. Aber du mußt auch die Dunkelheiten, die durch dein Blut huschen, und die bösen Neigungen, die in dir spuken, mit offenen Sinnen erkennen. Du sollst wissen, wo bei deinen Ahnen ein Zweig schwach geworden war, und weshalb die Nachkommen des einen oder anderen Ahnengliedes entarteten und verkamen. Oft war der Alkohol der Schädling, der die Keimzelle, diesen wundersamen Behälter der Erbschätze untauglich machte oder zerstörte. Auch ein erbkrankes Glied kann Unglück und Fluch, unausrottbare Krankheit oder Minderwertigkeit in den Erbstrom bringen. Vor allem achte auf die Krankheiten und Todesursachen, die auffallend häufig unter deinen Vorfahren auftreten. Vor ihnen mußt du besonders auf der Hut sein und dich durch eine gesunde und natürliche Lebensweise,

durch richtige Gesundheitspflege und vernünftige Leibesübungen kräftigen und stählen.

Du kannst deine schwachen Anlagen und bösen Neigungen zwar nicht ausmerzen, aber kannst sie in dir unterdrücken, und sollst vor allem die wertvollen Kräfte in dir entfalten und steigern.

Du kannst das Erbgut deiner Ahnen schänden oder ehren, kannst es verantwortungslos vergeuden oder verantwortungsbewußt im Lebenskampf einsetzen. In dieser Hinsicht bist du Herr deines Willens und damit Herr deines Schicksals. Darin hat uns der Schöpfer ganz eindeutig weit über das Tier hinausgehoben.

Dieser Wille ist der göttliche Funken in dir, der dich zum Herren deines Erbes, zum mitverantwortlichen Gestalter deines Schicksals macht. „Wo ein Wille ist, da ist immer auch ein Weg."

Du bist nicht heute und bist nicht morgen. Du bist tausend Jahre vor dir und bist tausend Jahre nach dir.

Tausend Jahre vor dir haben ihr Blut gehütet, daß du so wurdest, wie du bist. Hüte dein Blut, daß die Geschlechterfolgen der tausend Jahre nach dir dir Dank wissen.

Das ist der Sinn des Lebens, daß Gott wach wird im Blute. Aber nur im reinen Blute ist Gott.

Wulf Sörensen

Deine Ahnen sind unser Volk von einst

In dir lebt das Erbgut von Millionen Ahnen, das Blut deines ganzen Volkes. Hinter deinen 2 Eltern stehen 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern und so fort. Mit jeder früheren Ahnenfolge verdoppelt sich die Zahl deiner Ahnen. In der 25. Generation sind es schon mehr als 33 Millionen. 25 Generationen, das sind etwa 600 Jahre. Von jedem dieser 16 Millionen Männer und 16 Millionen Frauen bist du ein Teil, ein Hauch, eine Empfindung, ein Gedanke. Alle leben sie noch in deiner Gestalt und deinem Wesen unsterblich bis heute. 16 Millionen Männer und 16 Millionen Frauen haben an dir gewoben, haben vererbt, verstärkt oder ausgelöscht. Das ganze Volk von damals sind deine Ahnen, wie sie unser aller Ahnen sind. So ist auch die Geschichte deines Volkes deine eigene Geschichte. Unser gemeinsames Blut und unsere gemeinsame Geschichte macht uns zu Brüdern. In dieser großen Gemeinschaft lebt auch dein Blut, deine Seele weiter. Es lebt in deinen Taten und Werken, deinem Denken und Träumen . und wird einmal in deinen Kindern und Enkeln sein.

Das starke Blut der germanischen Bauern und Krieger, der Recken und Helden der Völkerwanderung, der edlen Ritter und mächtigen Könige aus der Glanzzeit des Ersten Reiches lebt in dir.

In dir ist das Blut der Sänger und Dichter der Volkslieder und Heldensagen, der Meister, die Dome erbauten, und der Maler und Bildschnitzer unsterblicher Kunstwerke.

Das Blut der Bürger lebt in dir, der reichen und stolzen Erbauer der Städte und Burgen, der kühnen Kaufleute und Hanseaten, die den deutschen Namen in alle Welt trugen.

In dir pulst auch das Blut der Siedler, die nach Ostland zogen und mit Schwert und Blut dem Reiche neues Land gewannen.

Aber ebenso ist in dir das Blut der armen und geknechteten Bauern, die in furchtbaren Aufständen sich gegen Knechtschaft und Herrenwillkür erhoben. Und es lebt das Blut der Freiheitskämpfer von 1813 in dir, die die napoleonischen Ketten zerbrachen und das Vaterland retteten.

In dir ist das Blut der Helden des Weltkrieges, die in den Gräben und Trichtern Frankreichs, in den Ebenen Rußlands, auf den Felsen der Alpen oder in den Wüsten Afrikas ihr Leben für Deutschland hingaben.

Kämpfe auch du für die Zukunft dieses Blutes! Im Blute

deines Volkes bist du unsterblich.

Eine dunkle Gemeinschaft sind
wir von Lebenden, Toten
und Kommenden, Kind!
Wir, Deutschland!

Immer, wie durch die Welt ein Herz,
schlägt deines Volkes Blut
in dir, in dieser Erde Erz,
nimmer entgehst du ihm.

Und eine dunkle Gemeinschaft sind
wir von Lebenden, Toten
und österlich Auferstehenden, Kind!
Wir, Deutschland!

Hans Friedrich Blunck

Du bist dein Volk! Sei seines Blutes wert!

Mit deinem Erbgut empfängst du nicht nur die Erbtümer deiner Sippe, sondern zugleich auch das Rassengut deines Volkes. Dieses Gut bestimmt im besonderen deine Lebensart, deinen deutschen Charakter. Im Blute unseres Volkes haben sich verschiedene, ein-

ander verwandte europäische Rassen zusammengefunden. Aus ihnen wuchs wie aus Wurzeln e i n Stamm. Jede dieser Wurzeln, die nordische und fälische, die ostische und dinarische, die westische und ostbaltische, nährt mit ihren Säften und Kräften den Stamm. Jede wirkt mit an der Bereicherung und Vertiefung unserer Seele. Aber bestimmend für Antlitz, Geschichte und Kultur unseres Volkes und vorherrschend in der Seele jedes Deutschen bleibt das, was uns das gemeinsame nordische Blut gibt. Sein heroischer Charakter bildet den Wesenskern unserer germanisch-deutschen Art. Diese Art müssen wir in uns erhalten, damit „deutsch" das bleibt, was es immer war.

Die größte Gefahr für die Erhaltung unseres wertvollen Erbgutes ist seine Vermischung mit artfremdem Blut. Ungleiches und entgegengesetztes Erbgut führt zu innerlichen Gegensätzlichkeiten und Zwiespältigkeiten und bricht die gesunde Lebenskraft. Viel Unheil brachte der Einbruch des jüdischen Blutes in unser Volk. Es schwächte unseren Volkskörper und zersetzte die deutsche Seele und Kultur. Viel hat die Unwissenheit und Unbesonnenheit, aber auch die schwache Gutmütigkeit der Jugend in der Nachkriegszeit zur Verderbnis des Blutes und zur Schwächung der seelischen Schwungkraft im Volke beigetragen. Sie kannte und verstand noch nicht die unerbittlichen Gesetze der Rasse, und wußte nicht um die Treue zum Blut.

Es ist daher ein Glück für unser Volk, daß deutsche Männer diese Gesetze für Sein und Schicksal des Menschen und eines ganzen Volkes erkannten, und daß unser Führer Adolf Hitler diese Gesetze zur Grundlage des Aufbaues des nationalsozialistischen Staates machte.

Lange vor der Machtergreifung schrieb er in „Mein Kampf":

„Nein, es gibt nur ein heiligstes Menschenrecht, und dieses Recht ist zugleich die heiligste Verpflichtung, nämlich: dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibt, um durch die Bewahrung des besten Menschentums die Möglichkeit einer edleren Entwicklung dieser WeseD
ZU geben . . ." **(Mein Kampf Seite 444)**

Nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus wurden sofort diese Erkenntnisse in die Tat umgesetzt. Rassengesetze befreien den Acker des deutschen Blutes vom Unkraut artfremden Blutes, machen ihn durch Hege und Pflege saatfertig und ermöglichen unserm Volke gesunde Frucht und reiche Ernte.



Rich. Heymann — In sicherer Hut — Aufn. Hoffmann

Wer den Gesetzen der Rasse folgt, der schützt und sichert den heiligen Acker deutschen Blutes und deutscher Lebensart, der erfüllt das große Gebot des Volkes:

Sorge dafür, daß dein Blut rein erhalten bleibt!

Wer sich aber mit artfremder, niedriger Rasse vermischt, veruntreut sein eigen Blut und seine deutsche Seele, macht seine Kinder unrein und elend, begeht Rassenschande.

Rassenschande ist Volksverrat!

Halte dein Blut rein.
Es ist nicht nur dein.
Es kommt weit her.
Es fließt weit hin.
Es ist von tausend Ahnen schwer,
und alle Zukunft strömt darin.
Halte rein das Kleid
deiner Unsterblichkeit.

Wni Vesper

Familien bauen das Volk



ose mich ab!" Diese Inschrift findet sich an einer mächtigen, schön geschnitzten Eichenholzsäule in der Mitte der Diele eines alten deutschen Bauernhauses. Schon fast 300 Jahre trägt diese Säule das schwere Deckengebälk. Was wollen diese seltsamen Worte sagen? Zunächst wohl bedeuten sie, daß auch diese starke Säule aus kernigem Eichenholz, die von den Ahnen gesetzt wurde, einmal altersschwach und morsch werden wird, und daß sie durch einen neuen, kräftigen Stamm ersetzt werden muß, wenn nicht der Bestand des Hauses gefährdet werden soll. Bis dies aber geschieht: wieviel Ablösung vollzieht sich in diesem Zeitraum unter den Bewohnern des Hauses? Wieviel Geschlechter wechseln inzwischen? Und das ist wohl der tiefere Sinn dieser Inschrift: die ganze Sippe ständig an Tod und Wiedergeburt innerhalb ihres Geschlechtes zu erinnern, und so könnte der Satz als Mahnung und Forderung in jedem Hause, in jeder Familie stehen. Er wendet Sich vor allem an euch, Jungen und Mädel. Dir müßt einmal das müde, alternde Leben ablösen, müßt all die schweren Pflichten, die harten Sorgen und Mühen eurer Eltern übernehmen, müßt später selbst eine neue Familie gründen und durch sie euer Geschlecht erhalten.

Vergeßt nicht die Geschichte, die euch lehrte, daß selbst hochbegabte Völker nach dem Zerfall ihrer Familien untergingen, daß ihre Länder und Kulturschätze zum Raube fremder Einwanderer wurden.

Es gibt keine deutsche Geschichte und Zukunft ohne ausreichendes deutsches Blut. Auf die Kinder unseres Blutes kommt es an! Wenn das Blut unser einziger, wahrer Reichtum ist, dann sind die gesunden, kinderreichen Familien die größten Schatzkammern unseres Volkes, und die Kinder die Träger und Sicherer lebendiger Ewigkeit.

Familienpflege ist immer zugleich auch Dienst am Volke, Sorge und Wille zur gesicherten Zukunft gesunder Geschlechter. Die hohe Bedeutung der Familie für den Staat faßt Dr. Frick, der Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, in folgendem Satz zusammen:

„Der nationalsozialistische Staat erkennt die Familie als Urzelle des Staates an und rückt sie in den Mittelpunkt der Staatspolitik."

Die endgültige Zerstörung der Familie würde das Ende jedes höheren Menschentums bedeuten.

Adolf Hitler (Wahlaufruf der Partei vom April 1932)

Vater und Mutter sind uns heilige Namen

Ihnen verdanken wir unser Dasein, unsere Gesundheit, unsere Anlagen und Eigenschaften, kurz, alles, was unser Wesen ausmacht. Vater und Mutter legten mit tausend sorgsamen Handgriffen den Grund zu unserem Wachsen und Werden und wachten unermüdlich Tag um Tag mit nie versagender Sorge und immer bereiter Liebe über unser Gedeihen und unsere Gesundheit. Vater und Mutter haben uns die Sinne aufgeschlossen für das Leben dieser Welt, haben uns empfänglich gemacht für die Kräfte, die uns aufbauen und erhalten. Sie haben uns zuerst die Schönheit der Welt, den Himmel, die Sonne, den Wald, die Blumen und Tiere gezeigt, und ihre Sprache, die Sprache der Liebe, führte uns in das Herz der Dinge und in die Zauberwelt der Märchen und Lieder unseres Volkes.

Sie haben uns Heimat geschenkt, und an ihrer führenden Hand fanden wir unser Vaterland.

Vater und Mutter **sind heilige Namen,** wer sie verunehrte oder vergäße, der verlöre das Glück dieser Welt.

Auf die hohe Bedeutung von Vater und Mutter, Mann und Frau im Leben eines Volkes weist unser Führer hin, wenn er sagt:

„Es gibt zwei Welten im Leben eines Volkes: die Well der Frau und die Welt des Mannes. Und es ist notwendig so. Die Natur hat es richtig

eingeteilt, daß sie den Mann vor die Familie noch hinstellt und ihm hier noch eine weitere Verpflichtung aufbürdet, nämlich den Schutz des Volkes, der Gesamtheit... Die Welt der Frau, sie ist zunächst, wenn sie wirklich ganz glücklich ist, ihr Mann, es sind ihre Kinder, es ist ihr Heim ... Beide Welten zusammen erst ergeben dann eine gemeinsame, in der ein Volk zu leben und zu bestehen vermag."

(Adolf Hitler auf dem Parteitag 1936)

Vaterliebe baut das Haus,
Mutterliebe schmückt es aus.
Kindesliebe allezeit Leuchtet hell
als Dankbarkeit.

Gedenke, daß auch du einmal Ahne werden sollst!

Auch tote Eltern segnen noch; denn sie leben in unserem Blute fort. Sie sind das Strömen unseres Blutes, der Pulsschlag unseres Herzens, der Kraft gibt und Leben wirkt. Des Vaters Geist und Wille schafft Heim und Brot, der Mutter Liebe und Herz schenkt Leben und Glück. Beide zusammen wirken das Unvergängliche, Fortlebende, das Ewige. Der einzelne vergeht, aber er kann sein Leben, das er seinen Ahnen verdankt, in seinen Kindern neu erstehen lassen. Der würdigste Dank, den ihr euren Eltern und Ahnen abtragen könnt, ist der Wille, selbst einmal Ahne zu werden; durch ihn erst erweist ihr euch wirklich wert des Lebens, das euch eure Ahnen schenkten.

Enkel sein bedeutet wenig, Ahne sein ist alles!

Einst glaubten unsere germanischen Vorfahren, daß sie in den Enkeln Wiedergeburt und Unsterblichkeit gewännen. Sie sahen Glück und Segen, Kraft und Heil in reicher Kinderschar. Die „Ehe" war verwandt zum Worte „Ewigkeit". Die Ehe sollte ein Geschlecht in ewiger Folge weiterführen, es in die Ewigkeit hinein lebendig erhalten. Diesem lebensstarken Willen und Denken verdankte Germanien seinen Beinamen „Wiege der Völker" und „Mutterschoß der Nationen". Mutterschoß ward dieser germanische Lebensraum, der immer wieder Welle um Welle germanischen Bluts in die Welt ausströmte, der in zahllosen Zügen und Wanderungen germanische Menschen in die Welt ausstreute, die Reiche schufen und der Welt das Gepräge ihres Geistes gaben.

Diesen Willen unserer Ahnen zu irdischer Unsterblichkeit wollen wir wieder neu in uns erwecken, damit wir wie sie Unsterblichkeit erringen in Kind und Kindeskindern, im ewigen Deutschland.

Dieses Bekenntnis zur Ahnenschaft und zum Kinde ist dein bestes Treuegelöbnis zu dem Volke, dem du angehörst und dienst.

Wenn wir den gewaltigen Aufgaben der kommenden Zeit gewachsen sein und die große Zukunft verwirklichen wollen, zu der uns der Führer und unsere siegreiche Wehrmacht die Bahn brechen, dann ist das Wachstum unserer Familien und der Kindersegen die größte Aufgabe, die wir haben. Dem Sieg der Waffen muß der Sieg des Kindes folgen.

> „Wir möchten nicht nur sein die Enkel, die es besser ausfochten, sondern darüber hinaus die Ahnen spätester, für das ewige Leben des deutschen germanischen Volkes notwendiger Geschlechter."

Reichsminister Heinrich Himmler

Wir wachsen Deutschland entgegen,
Deutschland ist unsere Welt!
Die hat uns der Herrgott gegeben
als unser Ackerfeld.
Wir tragen den göttlichen Samen
von Vater und Mutter im Blut,
die Sehnsucht der starken Ahnen
als Erbe und heiliges Gut.

Der Sonne sind wir verschworen,
die aufsteigt nach jeder Nacht.
Uns hat der Glauben geboren,
daß Deutschland wieder erwacht.
Der Glaube hat Feuer entzündet,
die brennen im ganzen Land,
Was unsere Fahne verkündet,
hat alle Herzen entflammt.

Hell leuchten die ewigen Sterne,
uns treibt ein uralter Strom,
wir sehen schon in der Ferne
aufragen den heiligen Dom.
Wir wachsen Deutschland entgegen,
uns reift die gewaltige Zeit.
Der Marschtritt der heldischen Väter
hat uns dem Volke geweiht.

Karl Seibold

Du bist jung, die Well ist offen

Jung sein!



ung sein! Heißt das nicht, so leicht und unbeschwert sein, daß das Leben nur ein Spiel bedeutet, so froh und beschwingt sein an Körper und Seele, daß beide jauchzend zusammenklingen! Heißt es nicht sorglos und ohne Ziel in den Tag leben, allem Schweren und Verpflichtenden aus dem Wege gehen, nur das Zwanglose und Ungebundene lieben, der Freiheit sein Leben schenken! Und heißt es nicht, das Schöne der Welt suchen und verlangen, nach den hohen Sternen greifen, in die wunderlockenden Fernen sich träumen! Ist jung sein nicht ein Sichverschenken an des Daseins Freuden, ein Überschäumen und Sichvergeuden! Ist Jugend nicht brausender Wildbach und jagender Lenzsturm!

Ja, dies alles ist Jugend, das wilde Ungestüm und die jauchzende Freude, der zupackende Drang und der blühende Traum. Und doch ist Jungsein noch mehr als Trieb und Traum. Jugend, das ist die Kraft des Wachsens und die Hoffnung des Werdens. Jugend, das heißt in großer Erwartung sein, in froher Zuversicht ein eigenes Leben bauen wollen, heißt an die Möglichkeit eines großen Schaffens glauben. Und rechte Jugend will nicht immer Jugend bleiben, sondern will reifen, Mann und Frau werden.

Jung sein heißt Saat sein für neues Leben — für die Ewigkeit unseres Volkes.

.

Jung sein heißt Glut sein für ein neues Licht — für den unverlöschlichen Glauben an Deutschland.

Jung sein heißt Waffe sein im Kampf um unsere Freiheit, unser Recht, um unsere heilige Erde und unser täglich Brot.

Jung sein
heißt tatengewillt und voll Schwung sein, trotzen den
engen, den ängstlichen Gleisen, die uns von Halbheit
zu Halbheit weisen... lieber den Mahlstein der Grenze
zerschlagen, lieber das Leben, das schäumende, wagen;
kämpfen — und Stürme, die wild uns umwehen,
lachend bestehn!

Jung sein
heißt glühend bereit zum Sprung sein.
Was uns scheidet von Müden und Alten,
sind nicht die Krücken, sind nicht die Falten:
Ewiges Licht hellt die Runen der Jahre,
ewiger Lenz blüht im silbernen Haare,
wenn nur gleich göttlichen Falken der Geist
sonnenwärts kreist!

Heinrich A n a c k e r

Du hast die P f l i c h t , g e s u n d zu s e i n !

Dein Leben und damit dein Körper gehört deiner Nation; denn ihr verdankst du dein Dasein. Sie hat ein Recht auf dich und deine Gesundheit. Unser Volk braucht gesunde und starke Menschen, Menschen, die fähig sind, die härtesten Kämpfe und Entsagungen zu durchstehen und die höchsten Leistungen zu vollbringen. Dazu sind Menschen notwendig mit starken Knochen und straffen Muskeln, mit kräftigem Herz und gesunder Lunge, mit widerstandskräftigem, elastischem Leib und ausdauernden Nerven. Gewiß, für die Gesundheit des einzelnen wie des ganzen Volkes sind gesunde Erbanlagen die Voraussetzung. Aber das beste Erbe nützt uns nichts, wenn wir es nicht auswerten, ständig fördern, kräftigen, vervollkommnen. Du kennst das alte Sprichwort, das lautet „Wer rastet, der rostet!", und dieses Sprichwort gilt schon für dich, Junge und Mädel. Wir können dieses Wort auch in den zeitgemäßeren Satz übersetzen: „Wer seinen Körper nicht pflegt und keine Leibesübungen treibt, der bleibt ein Schwächling!"

In Form s e i n !

Luft, Licht und Wasser müssen heran an euren Körper! Ihr müßt Sturm und Regen, Hitze und Sonne, Nässe und Kälte ertragen lernen! Dann wird eure Haut kräftig, werden eure Muskeln stark und eure Sehnen fest und dehnbar, euer Herz wird leistungsfähig und eure Sinne wach und scharf. Richtige Leibesübungen sind zugleich auch Übungen der Seele. Sie machen mutig und selbstsicher, frisch und heiter. Der Wille zur Ausdauer wird gestählt, wenn zäh um die Leistung oder den Sieg gerungen wird. Es wird der rechtliche Sinn erstarkt und der Kameradschaftsgeist geweckt, wenn im Spiele anständig gekämpft und feststehende Gesetze beachtet und eingehalten werden. Wer Leibesübungen treibt, lernt sich einfügen, sich beherrschen, ehrlich kämpfen und auch den Gegner achten. Das kleine, eigenwillige Ich geht im Dienste für das größere Ganze auf. Körper, Seele und Geist verschmelzen zu einer harmonischen Einheit.

Der junge Mensch kommt in Form! Das heißt, er verfügt über eine Schulung und Übung seines Wollens, Könnens und seiner Einsatzkraft, die ihn seinem Gegner gewachsen sein läßt. Das In-Form-sein im rechten Augenblick entscheidet nicht nur im sportlichen Kampf einzelner, es bestimmt auch das Schicksal im Weltkampf der Völker. Die deutsche Nation und das deutsche Volk, unsere Wehrmacht und unsere Heimat stehen in dem uns aufgezwungenen, gewaltigen Kampfe in bester Form. Die Taten der Heimat und die Siege unserer Front geben dafür glänzende Beispiele. Deutsche Jugend, zeige dich dieser Errungenschaften würdig, bringe auch du dich in Form, stähle und stärke deinen Körper, straffe deinen Willen und härte deine Disziplin. In Form sein, das muß dein Stolz werden.

Meide Alkohol und Nikotin! Sie sind Gifte und hemmen dein Wachstum und schwächen deine Körper- und Seelenkraft. Sie machen dich unlustig und ungeschickt zur Arbeit, schläfern deinen Willen ein und leeren deine Geldtasche. Jugendliche Trinker und Raucher sind nie voll leistungsfähig. Es ist eine spießbürgerliche Auffassung, das Rauchen und Trinken als ein Zeichen von „Männlichkeit" anzusehen. Ganz im Gegenteil! Es sind Selbstzucht und Energie, also männliche Tugenden, erforderlich, nicht zu rauchen und nicht zu trinken. Nehmt euch zum Vorbild die großen Männer der Tat und Wissenschaft. Sven Hedin hat auf seinen Forschungsreisen keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen. Ludendorff, Mackensen, Franco und unser Führer Adolf Hitler rauchen nicht und meiden den Alkohol.

„Der Alkohol ist ein Schädling der Menschheit. Was er besonders in unserm Volke an wertvollen Menschen schon vernichtet hat oder für die Nation unbrauchbar macht, ergibt in einem Jahrhundert eine um ein Vielfaches höhere Zahl als die Verluste auf allen Schlachtfeldern in eben diesem Zeitraum." Adolf Hitler (Im „Volk. Beobachter" 31. 3. 26)

Gelobt sei, was hart macht



er deutsche Mensch stammt aus einem Lande harter Wirklichkeit, einem Lande, dessen karger Erdgrund nur magere Ernten schenkt und dessen Himmel die meisten Tage des Jahres von Nebel und Regen, Wolken und Sturm verdüstert ist. Die Menschen, die in diesem Lande erwuchsen, mußten viel Entbehrung und Not ertragen, viel zähe, schwere Arbeit leisten, bis diese harte Wirklichkeit Heimat

wurde. Und sie mußten einen unbeugsamen Lebensstolz aufbringen, eine sieghafte Gläubigkeit, um dem immer wiederkehrenden Ansturm der Naturgewalten und den raubhungrigen Zugriffen fremder Eindringlinge zu widerstehen und um mit ihrem Leben den Tod zu bannen. „Durch Nacht zum Licht", hieß immer schon die Losung des germanisch-deutschen Menschen. Schicksal und Umwelt hämmerten unseren Willen hart, glühten unseren Lebensglauben stark. Wir lernten, Herr über uns selber sein und die Not bezwingen, Hunger und Durst leiden, Knechtschaft dulden, Hohn und Haß ertragen. Und wir lernten, den Schlaf und das weiche Bett, das feiste Sattsein und faule Nichtstun verachten. Wir lachten dem Sturm ins Gesicht und jauchzten dem Kampf entgegen. Wir fürchteten uns nie. So wurden wir immer wieder jung und stark, aus Knechten Freie, aus demütigen Bettlern fordernde Herren, gewannen unsere geschändete Ehre und unser heiliges Lebensrecht neu zurück. Nur harten Fäusten und starken Herzen gehört die Freiheit. Nur was hart erworben wurde, ist von Dauer.

Auch du, deutscher Junge und deutsches Mädel, mußt lernen, hart zu sein mit dir selbst, Entbehrungen auf dich zu nehmen, um Kämpfer zu sein und Sieger zu werden. Hart sein, heißt aber nicht grausam und roh sein, bedeutet nicht Lust am Zerstören und Quälen, am Schmerze und Leiden eines anderen. Hart sein, soll dir ein Ideal sein, das dich bewegt, um eines besseren Lebens willen, das Schwere auf dich zu nehmen und es nicht nur zu ertragen, sondern zu lieben. Ohne die Härte des Sichdurchsetzens und des Widerstehens, ohne die Schwere des Ertragens und Durchhaltens gibt es kein Wachstum, keinen Fortschritt im Sinne des Lebens. Du mußt dich immer, ganz gleich, ob in der Zwanglosigkeit des Spieles oder in der Pflicht der Arbeit, an das Schwere, an die Härte halten; das ist notwendig, ist unser Teil. Ja, du mußt so tief in deine Arbeit eindringen, daß sie auf dir liegt, Last ist; denn Arbeit ist nicht Spiel und Leben nicht Lust.

Immer wieder wird die quälende Hitze heißer Sommer, die schmerzende Kälte eisiger Winter, werden Sturm und Regen, Schnee und Nässe sein, wird dich der Hunger würgen und der Durst quälen. Und du wirst noch oft müde und erschöpft hinter dem Pfluge gehen oder an der Werkbank stehen, wirst auf langen Märschen dir die Füße wundlaufen und auf harter Erde schlafen müssen; aber nie darfst du in schweren, entscheidenden Augenblicken versagen, kapitulieren. Und mag dir einmal eine Arbeit zwecklos und sinnwidrig



Der Bamberger Reiter

Aufn. Prof. Walter Hege, Weimar

dünken, ein Kampf aussichtslos erscheinen, laß nicht los, führe die Arbeit oder den Kampf ganz durch, selbst wenn dich dabei Niederlagen und Enttäuschungen schrecken und aufhalten. Du mußt alles wagen und auch nicht vor dem letzten zurückscheuen. Der Sieg, das Leben hängt oft an letzten, vielleicht nur winzigen Anstrengungen. Der letzte Rest an Einsatz und Leistung gibt den Erfolg, den Sieg.

In tausend und abertausend Fällen lehrt uns dieser Krieg, wie oft gerade das kleine letzte Bißchen den Ausschlag geben kann. Walter, der junge, 18 jährige Panzerschütze, erzählt dir ein kleines Geschichtchen darüber:

„. .. Da war ein Tag, jenseits der Aisne, als die Franzosen schon das Lauten bekamen, daß unsere Kompanie eine feindliche Einheit aus dem Dorfe herauswerfen konnte und wir dann gleich angesetzt wurden, den Gegner möglichst einzuholen und zu vernichten. Einholen, das bedeutete aber marschieren, marschieren, laufen, spähen, kämpfen und immer wieder marschieren, noch viele Stunden nach dem Kampf, der schon alle Kraft verzehrt zu haben schien. Müde, schrecklich müde, wurden wir alle, müde schien aber auch der Gegner zu werden. Immer öfter trafen wir Versprengte, die im Graben lagen und flehend die Hände hoben. Aber am Wegrande blieben auch eigene Fußkranke zurück. Es schien darauf anzukommen, wer ein bißchen mehr Energie, einen härteren Willen aufbringen würde ... Der Tag neigte sich schon, als ein Buschwerk seitlich erschien. Da meldeten Späher, daß der" Gegner sich dort gelagert hätte. Rasch kamen vom Kompanieführer die Befehle durch zur Umklammerung. Taumelnd, aber instinktiv machten die Männer das Richtige. Kurz war der Feuerüberfall, da kamen, halb irre vor Angst und Ermattung, die Franzosen waffenlos aus dem Gebüsch. „Müde, müde", waren ihre einzigen Worte. Sie konnten nicht mehr kämpfen, weil sie nicht recht wußten warum, und weil sie zu „weich" waren. Nun waren sie gefangen, entwaffnet, wurden bewacht. Und nun konnten auch wir, ihre Sieger, uns dem Schlaf hingeben. Freund und Feind schliefen in jener Nacht wie die Steine, die einen aber als Sieger, die anderen als Unterlegene, und das nur, weil wir ein bißchen härter gewesen waren als die anderen ..."

Hart sollst du auch sein im Festhalten einer Fahne, im Glauben an deine Sache, dein Ideal. Mögen alle sagen, du seist im Irrtum, be-weg'est dich auf falschem Wege, mögen sie dich verlachen, schmähen, ja verlassen, halte mit erhabenem Trotz fest an deiner Fahne und folge unbeirrt dem Rufe deiner inneren Stimme! Bleibe hart und stark, wenn man dich mit List und Lockung, klugen Worten oder einschüchternden Drohungen von deinem geraden Wege abzubringen versucht. Zeige, daß du kein Schwächling und Feigling bist, daß du schon deine jungen Kräfte einsetzen willst für den Kampf um

Deutschlands Sein und Zukunft. Deutschland braucht harte Männer und starke Frauen. Sie allein erkämpfen den Sieg. Nur im Schweren und Harten sind die guten Kräfte, die Hände, die uns zu Kämpfern formen.

„Siege ertragen kann jeder Schwächling, Schicksalsschläge aushalten, das können nur die Starken!"

Adolf Hitler (30.1.1942)

Wachse im Sturm!
Der Sturm ist die Schule.
Er härtet die Knochen
und nährt das Mark.
Liebe den Sturm!
Nur der hat gelebt,
der den Sturm hat erlebt, (isländische Grabinschrift)

Mutig leben und tapfer sein, heißt dein Gesetz



nsere deutsche Geschichte hallt wider von den Gesängen ruhmvoller Helden. Selbst die Götter unserer Vorfahren waren Helden, die in den Kampf zogen gegen die Nacht, gegen das Böse und Dunkle. Und die Tapferen des Menschengeschlechtes waren ihre Lieblinge und Freunde. Walküren trugen die schwertmüden Streiter hin**auf** in den ewigen Lichtglanz Walhalls. Kein Tod ward von den germanischen Kriegern höher gepriesen, als der Tod vor dem Feinde. Und wie diesem jungen, rüstigen Volke das tapfere Leben zugleich als das höchste Leben galt, so war auch den Rittern und Königen des Mittelalters der Mut heilig und die Tapferkeit Dienst Gottes. Dieser hehre Geist der harten Bauern und stolzen Bürger, der kühnen Recken und Ritter brauste durch die Jahrhunderte und durchleuchtete das Leben aller und schuf das große deutsche Volk der mutigen Männer und Frauen, der tapferen Soldaten und Arbeiter. Und je mehr tapfere Menschen ein Volk besitzt, desto größer ist es. Zahllos ist die Schar deutscher Männer und Frauen, die sich für Deutschland, für das Leben und Glück ihres Volkes opferte und die erwartend und segnend auf euch, deutsche Jugend herabblickt.

Heilig sind uns alle die Freiheitskämpfer der deutschen Geschichte. Heilig die Gefallenen aller Kriege um Deutschlands Ehre und Recht. Heilig die Toten der deutschen Erhebung!

Ihr Opfer verpflichtet euch für immer zum Kampf in ihrem Geist.

In diesem Geist sollt ihr leben, könnt ihr leben; denn er ist kein leerer Wortschwall, kein übersteigertes Phantasiebild: Er ist Wirklichkeit, die sich uns immer wieder offenbarte durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage.

Seht hier den Musketier Friedrichs des Großen: Noch als Gefangener zeigt er den Geist, der damals die Truppen des Großen Königs beseelte.

> Ein schwarzer Husar, der 1758 in französische Gefangenschaft geraten war, wurde dem feindlichen Feldherrn Clermont vorgeführt. Dieser fragte ihn, wo sich Ferdinand von Braunschweig gelagert habe, und er mußte die Antwort hören: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet." Auf die Frage, wie stark die Macht seines Königs sei, antwortete er: „Wie Stahl und Eisen"; und auf die Erklärung: „Ich meine die Zahl deiner Kameraden", erfolgte die Aufforderung, die Franzosen möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Mut dazu hätten. Die Frage, ob Friedrich viele solche Soldaten habe, rief das Geständnis hervor: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener."

Unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft ruft Ernst Moritz Arndt die jungen Deutschen auf zur befreienden Tat:

„Die Tapferen heben sich zum Himmel empor!"

Dieser Ruf begeisterte die jungen Herzen, daß sie alles, was sonst das Glück des Lebens bedeutet, hinter sich ließen und nur mehr das eine Gebot kannten: Tapfere Männer für Deutschlands Freiheit zu werden, wie ihr es aus Theodor Körners Brief an seinen Vater erfahren könnt:

> ... Ja, lieber Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Gefühls in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß ist für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht besagt Dir Dein bestochenes väterliches Herz: „Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig." Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, aber sind viele zu schlecht dazu!...

Fast ins Übermenschliche gesteigert erscheint uns das Heldentum bei den Soldaten des Weltkrieges; ein unerhörtes Heldentum der Tat, ein gleich unerhörtes des Ausharrens und Erduldens.

Skagerrakschlacht 1916. Todverachtend kämpft die deutsche Flotte gegen die doppelte Übermacht der englischen. Die Schlacht ist beendet. Der Schlachtkreuzer „Seydlitz" schleppt sich mit schweren Wunden heimwärts. Dicke Feuersäulen schlagen aus dem Deck. Das Schiff brennt. Glühend sind die Eisenwände der Kammern. Wenn die Munitionskammern nicht geflutet werden können, fliegt der ganze Kreuzer in die Luft, und mit ihm Hunderte tapferer Matrosen. Ein einziger Griff in das Ventilrad, das tief unten im Schiff die Flutventile der Munitionskammern öffnet, kann das Schiff und seine Besatzung retten. Der Pumpenmeister rast über das glühende Panzerdeck. Das Feuer frißt an seinen Füßen. Nun reißt er die Schott-Türe auf. Völlig vergast ist der Raum, verqualmt, eine Hitze wie in einem brennenden Hochofen schlägt ihm ins Gesicht. Einerlei — er sieht nichts, er atmet Rauch, Hitze, Feuer, er tastet sich vor. Nun fassen seine Hände das weißglühende Eisen. Einen Augenblick zuckt er zurück, dann preßt der Mann die Zähne aufeinander, schließt die Augen und greift in das glühende Rad. Das Fleisch fällt ihm von den Händen. Er schreit im Wahnsinn der Schmerzen, aber die blutenden, zerfetzten Hände drehen mit der Kraft der Verzweiflung. Das Ventil öffnet sich, nun ist das Schiff gerettet und 1400 Kameraden. Mit verkohlten, zerrissenen Händen bricht er zusammen. Die helfende Tat eines tapferen Mannes hat größtes Unglück verhütet…

Aus dem Geist des Weltkriegssoldaten, aus dem Heldentum der Väter vor 25 Jahren reifte der unbändige Mut der Söhne, der Kämpfer von heute:

**Söhne ihr! Empfangen zwischen Schlachten!
Jeder eurer Namen eingeschrieben
für den Namen eines, der geblieben
war für tausend andre in den Schlachten!
Söhne! Mit dem Blute eurer Väter
war die Stirne früh schon in der Wiege
euch gezeichnet. Doch aus ihrem Kriege
wuchset ihr: Berufene und Täter.**

Ina Seidel

Seht, in diesen Zeilen spricht die Mutter, die große Heldin des Duldens, die ihr Liebstes und Bestes hingibt an das dunkel waltende Schicksal des Krieges. Sie ist die stille, große Heldin der Heimat, die Mutter, die Frau. In Sorgen und Angst um die Söhne, oder in schwerem Bangen um den Mann leistet sie zu Hause die harte Arbeit, die sonst Männerhände verrichten.

Den Weg herauf kam schweren, zügigen Schritts eine Frau. Eine Bäuerin war's. Sie war von unscheinbarer Gestalt, aber von frischem,

gesundem Aussehen... Ich fragte die Frau, wieviel Kinder sie habe, und betrachtete ihr schmales Gesicht, daS von freudigem Leuchten durchglüht wurde, als sie antwortete: „Achte! Fünf davon gehen in die Schul'!" Und dann fragte ich nach ihrem Mann. Versonnen blickte die Frau in die Weite: „Der ist eingerückt. Er dient bei der Artillerie. Er ist jetzt im Osten. Vor zwei Monat war er auf Urlaub da." Wie groß ihr Hof sei, wollte ich wissen, und die Frau gab mir kund: „Siebzehn Joch. Aber der Boden ist recht buckelig und steinig. Dienstboten haben wir keine, also muß halt ich mit den Kindern alles machen. Sie dürfen mir's glauben, an Arbeit mangelt es nit!" Bewundernd blickte ich auf die schmächtige Frau, die mit ruhiger Selbstverständlichkeit also sprach. Sie fuhr fort: „Freilich bin ich oft am Abend so müd', daß mir die Augen zufallen. Aber ich denk' mir halt alleweil, wir im Hinterland haben es doch viel besser als die Soldaten an der Front, die für uns ihr Leben einsetzen. Ich denk' dabei recht oft an mein' Mann, dem ich die Freud' machen will, daß alles in Ordnung ist, wenn er nach dem Krieg wieder heimkommt. Im Herbst hab' ich alles hereingebracht: das Futter, den Hafer und die Erdäpfel. Der Buckel hat mir oft weh getan vom Erdäpfeltragen. Aber alles ist zur rechten Zeit unters Dach 'kom men. Mein' Mann hat das g'freut!"... Und sie sprach weiter, mehr zu sich selbst als zu mir: „Heutzutag' ist's einmal so, daß man mehr als sonst arbeiten muß. Aber wir tun es gern, denn wir wissen, um was es geht. Wir müssen alle mithelfen, daß der Krieg gewonnen wird, weil dann unsere Kinder ein ruhiges Leben haben und kein' Krieg mehr zu fürchten brauchen. Man tut ja schließlich alles für die Kinder!"... Mir war's, als würde die unansehnliche Frau neben mir ins Unendliche wachsen. „Wenn der Krieg aus ist, wird's leichter'', sagte sie und bot mir die Hand. Sie gab den deutschen Gruß und ging wieder mit schwerem, zügigem Schritt ihren Weg. Lange blieb ich, wie angewurzelt, an der nämlichen Stelle und dachte immerfort an die Frau, die acht Kindern das Leben geschenkt und ihnen viele hundert Nächte geopfert hatte; deren Mann im Felde weilte, die alle Arbeit und Sorge des Hofes trug und die zu alledem nicht nur kein einziges Wort der Klage fand, sondern unglaublich viel Ruhe und Zuversicht ausstrahlte. Diese Frau war würdig, den schönsten Ehrentitel zu tragen, den das Hinterland zu vergeben hat: „Heldin der Heimat!"   (Nach Karl Itzinger)

Und hört nun von der Heldentat des jungen Oberfeldwebels *der* , Luftwaffe, eine Tat, die alle Grenzen menschlichen Könnens überstieg, die stärker war als der Tod:

Du flogst an der Spitze, führtest das Führerflugzeug. Erwartetest jede Minute den Befehl des Staffelkapitäns zum Angriff. Fast greifbar nahe lag das Ziel schon vor Augen, klar voraus, zweieinhalbtausend Meter unter den Flügeln. Da prasselten die ersten Geschosse der Sowjet-Flakartillerie auf den Weg, tasteten sich von unten herauf, griffen nach den drei Maschinen. Sie zielten gut, diese Sowjets, viel zu gut für die eine Sekunde, die bestimmt schien, dein Leben auszulöschen. Hörtest du noch das Heulen der Granate, das Splittern und Brechen in der

Kanzel! Sie detonierte nicht, kam von unten rechts, riß dir den Rücken auf, zerschmetterte dein* Schulter. Und ehe du wußtest, was geschah, brachst du zusammen. Kraftlos sanken deine Hände vom Steuer. Die Maschine hob mit matter Bewegung ihre Nase, kippte dann über den rechten Flügel ab. Zehn Sekunden, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig — wie sie gejubelt haben an ihren Geschützen, und wie voller Zorn die Geschosse aus den Rohren gejagt, als sich der Sturzbomber wieder fing! Eine halbe Minute nur bist du bewußtlos gewesen, dann konntest du dich zusammenreißen, die Maschine fangen, weiterfliegen. Und so sicher bist du deiner Sache gewesen, daß du dich umdrehtest und in die Kabine riefst: „Nicht aussteigen! Es geht noch!" Diese Worte waren eine Warnung. Ein Ausrufungszeichen über feindlicher Erde, bestimmt für die Kameraden. Doch einer nur hatte sie gehört, einer nur konnte sie noch hören. Denn außer dem Bordschützen und dir, Pilot, war niemand mehr da! Die Granate hatte das Dach weggerissen. Staffelkapitän und Funker wurden herausgeschleudert, starben den Fliegertod vor dem Feind. Mit aller Energie stemmte sich der Bordschütze gegen den Sog, der einem Sturmwind gleich durch die Maschine jagte. Stand jetzt dicht hinter dem Sitz des Piloten. Breit baute sich der Rücken vor ihm auf, eine ungeheure Wunde, rot von Blut. Und dieser Mensch, der kaum noch das Leben zu besitzen schien, steuerte mit der linken Hand und flog! Er fühlte die Augen des Kameraden, die in der Wunde hingen, das Grauenhafte der Verletzung noch nicht faßten. Und er fragte: „Ist es schlimm?" Da riß der Bordschütze die Verbandspäckchen auf, stopfte den Mull zweier Binden in die Wunde. „Werden es schon schaffen, ist nicht weiter gefährlich!" In Sekunden waren die Mullpäckchen blutgetränkt. Und zum zweitenmal überflog jetzt die Ju 88 die Front. Auf dem neuen Kurs, auf dem Weg zurück. Kaltblütig bis zum letzten Gedanken steuerte sie Bender durch das Feuer der Flakartillerie. Dann war auch das vorüber. Unter den Flügeln breitete sich von deutschen Soldaten erobertes Land.

Vierzig Zentimeter breit war die Wunde, zog sich von der Wirbelsäule bis zur Achsel des rechten Arms. Verzweifelt sah der Bordschütze das rote Blut, die zerrissenen Muskeln, die zerschmetterte Schulter. Er konnte nichts mehr tun. Das Blut tropfte unaufhaltsam aus dem zerfetzten Rücken, nahm das Leben mit sich fort. Doch immer noch steuerte Bender die Maschine, flog sie mit der linken Hand, half mit der rechten mühselig nach. Schneeweiß war sein Gesicht, wie gefroren der Mund. Und plötzlich neigte sich der Kopf nach vorn, sank auf die Brust. Sekunden nur. Der Bordschütze packte sofort zu, hielt den Steuerknüppel fest. Da riß sich Bender wieder zusammen, sah den Kameraden mit krampfem Lächeln an. „Es geht schon. Flimmerte nur ein bißchen vor den Augen!" Dann sah er wieder geradeaus, überprüfte den Kurs, beobachtete die Instrumente. Wenn nur die Uhr nicht da wäre, der qualvoll schleppende Gang der Zeiger.

Endlich war der Einsatzhafen erreicht. In zehn Meter Höhe raste die Ju 88 über das Feld, setzte zur Landung an. Das Fahrwerk war eingezogen, der Mechanismus zerschossen. Hart wie Stahl umklammerte

die Hand des Piloten das Steuer, zog den Knüppel leicht an, fing die Maschine ab. Da berührten die Schrauben den Boden, splitterten weg. Sekunden später rutschte der Rumpf über den Platz, stieß hart auf, zog eine breite Schleifspur hinter sich her. Dann stand die Maschine still.

Aus „Der Adler" (Heft 24/1941)

Tapferkeit hat viele Gesichter. Nicht nur der Soldat, der die Furcht überwindet, der Arbeiter, der seine letzte Kraft für sein Werk einsetzt, die Mutter und Frau, die ein neues Leben schenkt und mit jedem Tag neu den stummen, verbissenen Kampf mit den tausend kleinen, tückischen Sorgen des Alltags auf sich nimmt und ihn durchsteht, auch die Jungen und Mädel, die mehr tun, als ihre Pflicht von ihnen fordert, die sich freiwillig in den Sturm der Arbeitsschlacht der Heimat werfen: alle haben Anteil am tapferen Leben und damit an der Größe ihrer Zukunft. Tapferkeit ist die erhabenste Eigenschaft des Mannes und der Frau, der Mut die schönste Tugend unserer Jugend. Den Tapferen gehört die Welt.

Das Schicksal hat uns in die Mitte der Welt gestellt, es bleibt uns keine andere Wahl als: tapfer zu sein. Vor Gott und vor der Welt werden wir auch diese Probe bestehen, freudiger als jemals, weil nun auch die kleinste tapfere Arbeit bewußt in die Gesamtleistung des ganzen Volkes einbezogen ist. Jeder Hammerschlag des Arbeiters, jeder Schritt des Bauern auf dem Acker, jeder Handgriff der Hausfrau, jeder Federstrich des Angestellten, jeder kühne Gedanke des Erfinders, ja, jedes Wort, das wir sprechen, ist auf das Ganze gerichtet und soll daher den tapferen Geist stärken, der uns bis zu dieser Stunde geführt hat.

Alles, was wir tun, steht im hohen Lichte der Geschichte. Ebenbürtig den höchsten Leistungen der Vergangenheit, würdig der Zukunft, die uns einst richten wird, laßt uns das Antlitz der Gegenwart prägen: gläubig im Herzen, klar im Wesen und tapfer in der Tat!

Josef Magnus Wehner

„Deutschland ist da, wo tapfere Herzen sind."

Ulrich von Hütten

Sei Kamerad

eißt du auch, was das heißt: In Kameradschaft leben? Das bedeutet viel mehr, als man so leichthin von ihr erwartet, mehr als nur das frohe Beisammensein bei Spiel und Unterhaltung, auch mehr als das Nebeneinander auf der Schulbank in den sieben oder acht Schuljahren, und mehr als das gemeinsame Ausmarschieren, Wandern und Zelten. Wenn einer auf einem langen Marsch schlapp macht und ein anderer seinen Affen trägt, so ist das

schön und gut, aber es ist selbstverständlich, wie wenn einer dem anderen, der kein Wasser mehr in der Flasche hat, einen Schluck abgibt. Das ist keine Großtat. Wahre Kameradschaft fordert noch mehr. Kamerad ist, der etwas aufgibt, um dem andern zu helfen, der freiwillig zurücktritt, um einem Kameraden eine Freude zu bereiten, der für den andern hungert oder friert, wenn es not tut, und der sich für seinen Kameraden kränken und schimpfen läßt, ja Unrecht und Schläge erträgt. Und dies alles macht der gute Kamerad still, schweigend und mit einem Lächeln auf dem Gesicht, damit die anderen nichts merken.

In Kameradschaft leben heißt: „Keiner hungert, solange ein Kamerad noch ein Stück Brot besitzt. Keiner dürstet, solange ein Kamerad noch einen Schluck Wasser hat. Keiner ist verlassen, solange noch ein Kamerad am Leben ist."

Kurt Eggers

So handeln K a m e r a d e n :

Heiß schien die Sonne auf und nieder. Wir waren schon 8 km marschiert. Jeder hatte seinen „Affen" auf dem Rücken. Unser Fähnlein war in drei Kolonnen eingeteilt. Durch die heißen Sonnenstrahlen war der Teer der Straßen weich geworden und er hängte sich schwer an unsere Füße. Das machte das Vorwärtskommen schwer.

Der Fähnleinführer ließ den letzten Wasserkessel herumreichen. Ich hatte schon am Morgen bemerkt, daß mir die neuen Stiefel zu eng waren. Das bestätigte sich jetzt. Ich spürte einen beißenden, quälenden Schmerz an der Ferse. „Nimm dich zusammen, es wird schon gehen! Daß man dich Spinatschieber nennt, das darf nicht sein." So redete ich mir zu.

Eben verkündete Peter, daß wir es bald geschafft hätten. Er hatte einen puterroten Kopf und schwitzte aus allen Poren. Er atmete schwer. Wir marschierten an ihm vorbei. Sein Auge fiel auf mich. Ihm mochte doch etwas an mir aufgefallen sein, denn er fragte mich, ob ich es nicht mehr machen könne. „Ich halte es noch leicht aus", meinte ich zuversichtlich. „Das sehe ich! Komm Hans, pack an, wir wollen ihn tragen."

„Was würden die Kameraden sagen: Schnapser, Schnapser und noch einmal Schnapser." Ich wehrte mich heftig.

„Herrgottsa, macht uns der Bengel Mühe, komm!" Sie faßten mich hinten und vorn und schritten fest los. Ich konnte nichts mehr machen. Durch das gleichmäßige Hin- und Herwiegen schlummerte ich ein. Als ich wieder zur vollen Besinnung kam, lag ich auf einer Zeltbahn. Ich stand auf, um mich bei Peter und Hans zu bedanken. „Zum Gehen ist er zu schwach, aber zum Reden nicht", schrie mich Hans zornig an. Ich erfuhr, daß mich die beiden volle zwei Stunden getragen hatten.

Seit dieser Zeit schätze ich Peter und Hans ganz besonders. Sie sind mir die zwei liebsten Kameraden geworden.

H. W.

Kameradschaft heißt Opfer bringen

Seht, das ist nur ein kleines Beispiel selbstlosen, kameradschaftlichen Einsatzes, ein Erlebnis, wie ihr ähnliche sicher selbst schon mehrmals erfahren habt. Solche Kameradschaft kettet eine junge m Gemeinschaft fester zusammen, macht sie groß und stark. Sie erst schafft die Grundlage für jene größere Kameradschaft der Herzen und der Tat, die wir Volk nennen.

Die beste, obgleich auch härteste Schule starker Kameradschaft ist die deutsche soldatische Erziehung. Sie stellt das Handeln jedes einzelnen unter das Gebot der gegenseitigen Verantwortlichkeit. Alle für einen, einer für alle! Dieser Grundsatz findet seine große Bewährungsprobe in der Stunde des Einsatzes, in der Schlacht. Die Gewißheit, daß jeder Kamerad bereit ist, sein Leben einzusetzen, gibt dem Soldaten die seelische Kraft, Furcht und Feigheit zu überwinden und stets so zu handeln, wie er es von jedem Kameraden an seiner Stelle erwartet.

Diese Kameradschaft hat in beiden Weltkriegen schon Wunder der Tapferkeit vollbracht. Höre nun von einem Opfer, das ein einfacher, unbekannter Soldat brachte, um seine Kameraden zu retten. Für diesen Mann war Kameradschaft größer als der Tod.

Der Pionier

Mitten im Sturmangriff. — Handgemenge. — Bald sind die Franzosen, bald die Deutschen in dem umkämpften Trichterfeld des Niemandslandes, um das wütend gerungen wird. Pioniere und Musketiere arbeiten sich gegen die „Poilus" vor — einen steilen Abhang empor. Jetzt — fast oben! Die Franzosen weichen. Da reckt sich triumphierend der voranstürmendste unter den Pionieren empor, holt mit der Handgranate aus — der Zünder ist schon abgezogen! Binnen acht Sekunden muß er sie werfen — Da ist auch das Ziel: ein Knäuel bläulich-grauer Gestalten, Franzosen! — Er zielt! In dieser Sekunde stürmen plötzlich deutsche Kameraden von einer anderen Seite des Abhanges heran — sie geraten mit eben diesen Franzosen ins Handgemenge. — Da erstarrt der Pionier. Entsetzt weichen seine Kameraden zurück: Warum wirft er das in Sekundenkürze explodierende Wurfgeschoß nicht fort? Er behält es in der Faust. Er lächelt unirdisch. Ein Knall —. Alle anderen haben sich geduckt. Der Aufrechte sackt zusammen: In seinem Blut. Wenn nur die Kameraden leben und weiterstürmen.

Alfred Hein: **Aus** „Das kleine Buch vom großen Kriege". Jul. Beltz

Vielleicht hatte dieser Soldat Frau und Kind, oder bangte die Braut und wartete angstvoll die Mutter daheim auf ihn. Aber in diesen entscheidenden Augenblicken dachte er nicht mehr an die Heimat; er sah nur seine gefährdeten Kameraden. Ihnen galt sein letzter Gedanke, sein letzter Entschluß. Größer als seine Liebe zum Leben war seine Treue zur Kameradschaft. So wurde er zum Helden.

Soldaten lehren uns, was wahre Kameradschaft ist:

> Kameradschaft ist stärker als das Sterben.
> Kameradschaft ist größer als der Tod.
> Kameradschaft ist etwas Überirdisches. In ihr
> glüht der Funke der Ewigkeit.
>
> Otto Paust

Die schönste Kameradschaft ist die zwischen Mann und Frau. Gorch Fock, der Held und Dichter zur See, schrieb einmal einem jungen Ehepaar ins Gästebuch:

> Eins geb' euch Gott in Gnaden: daß
> ihr werdet Kameraden! Wer den
> Kameraden fand, griff die Sonne mit
> der Hand!

Du, deutscher Junge und deutsches Mädchen, hast im Spiel und Sport, im Dienst und auf Fahrt schon erlebt, was gute Kameradschaft bedeutet, wieviel aufrichtige Hilfe und beglückende Freude sie zu schenken vermag. Aus Erzählung und Bericht von unseren Soldaten hast du auch schon erfahren, was große Kameradschaft im Kriege und in der Lebensnot zu leisten vermag, wie sie das Schicksal wenden, ja den Tod bezwingen kann.

All das Schöne und Helle, das aus der Kameradschaft der Jugend aufblüht, und das menschlich Große und Tröstliche, das aus der Kriegskameradschaft reift, all dies kann noch beglückender und segensreicher in der Kameradschaft der Ehe sein, wenn Mann und Frau in Verantwortung und Pflicht, Liebe und Treue zusammenstehen, miteinander arbeiten und füreinander leben, wenn beide zu einer festgeschlossenen Einheit zusammenschmelzen.

> Auch Ehe ist ein Dienst — herb und groß und gesegnet, so wie aller echte Dienst der Welt. Ihr Ruf heißt, über sich hinaus werden, heißt Volk bauen. Mann und Weib, Kampf und Liebe, Seele und Leib sind der Einsatz. Wollt ihr euch nur Behagen zimmern! So habt ihr den Ruf nicht verstanden! Ihr geht leer aus, wo die Not segnen wollte, und das Volk geht leer aus euren Händen.
>
> Georg Stammler

Ehe ist kein vorübergehendes Spiel zwischen zwei Menschen, sondern eine lebenslange und meist schwere, opfervolle Aufgabe, deshalb wähle dir einmal einen wirklichen Kameraden und nicht einen Gespielen als Ehegatten. Und wenn du einen Kameraden oder eine Kameradin fürs Leben gefunden hast, dann prüfe dich selber, streng und ehrlich, ob du bis ans Ende deinen hohen Dienst erfüllen, dein Versprechen halten kannst.

Nur die Reinen können sich getrauen, ihre Seelen
letztem Dienst zu weih'n, . nur die Reinen dürfen
weiterbauen und Gestalter unsres Schicksals sein.

Wer sich prüft und aufrecht hat befunden, der ist
Aug' in Auge schon vermählt, reift entgegen
hohen Sommerstunden, baut entschlossen eine
neue Welt.

Wer sich bindet, hat sich schon verloren, tritt als
Glied in eine Kette ein; doch zu Hohem ist er
auserkoren: Korn und Sämann seinem Volk zu
sein.

Karl Seibold: Aus „Das blühende Jahr"

Ein Volk, das sich aus solchen Familien aufbaut, wächst zu einer verschworenen Schicksalsgemeinschaft zusammen, die sich ihrer Aufgabe bewußt ist.

Durch den Führer ist das deutsche Volk zu einer großen Kameradschaft geworden, die auf Leben und Sterben, auf Gedeih und Verderb zusammensteht, die ihr Leben einsetzt, um das Leben neu zu gewinnen. In diesem Bewußtsein kämpft draußen der deutsche Soldat und arbeitet in der Heimat jung und alt, Mann und Frau. Und dieses Bewußtsein gibt uns allen den Glauben und die Kraft zum Siege.

Kameradschaft ist in den Augen der nationalsozialistischen Bewegung mehr noch als ein Gefühl innerer und tatbereiter Verbundenheit.

„Sie ist die große Kraft der Auslese in unserem Leben, das entscheidende Gesetz unserer Weltanschauung für die Tat des Lebens selbst. Diese Auslese soll schon bei der Jugend beginnen. Und ist Tapferkeit die Moral des einzelnen Deutschen, so ist Kameradschaft die Tapferkeit der ganzen Gemeinschaft des Volkes."

Alfred Rosenberg

S u c h e und l i e b e das S c h ö n e !



das keineswegs aus, daß wir dir auch das andere zurufen:
amerad sein, das heißt also: Alles, auch das letzte mit den andern teilen, alles, auch das Schwerste, gemeinsam tragen. Kamerad sein, das heißt aber auch: Alle Freude zusammen erleben, alles Schöne zusammen genießen auf froher Fahrt und Wanderung. Wenn wir dir, deutsche Jugend, sagen: Lerne früh hart sein gegen dich selbst, so schließt

Freue dich deines Lebens und alles Schönen, das dir blüht!

Wie voll Schönheit ist doch die Welt!

Eine blühende Wiese im Frühling, ein reifendes Kornfeld im Sommer, buntlohender Hain im Herbst und weißer, stiller Winterwald, leuchtende Gipfel und Grate der Berge, glitzernde Wellen in Fluß und See, Gestirne und Wolken am Himmel. Es ist in der Natur so, wie ein Dichter sagt: „Es geht eine große und ewige Schönheit durch die ganze Welt..." Und das gleiche gilt für das Reich der Kunst, wenn Klänge der Musik uns ans Herz greifen, wenn ein Bild uns entzückt.

Vergeßt nicht,, wie schön auch ein Mensch sein kann. Aber nein, das vergeßt ihr schon nicht; denn ihr möchtet doch gerne gefallen, schön sein, ihr Mädchen vor allem. Dieses Verlangen sollt ihr ruhig . und ehrlich eingestehen. Es ist natürlich, daß wir es nicht in falscher Scham wegleugnen, sondern uns einmal fragen wollen: Was muß ich tun, um schön zu sein?

„Spieglein, Spieglein an der Wand: Wer ist die
Schönste im ganzen Land?"

Die eitle Königin dreht und wendet sich vor dem Spiegel, und den Putztisch davor zeigt uns der Märchenmaler beladen mit Puderdosen, Schmink- und Salb topfen: Gefälschte und erheuchelte Schönheit! Ist sie noch schön? Wirkt sie nicht vielmehr abstoßend? Ihr deutschen Mädchen! Verratet und schändet eure Schönheit nicht durch falschen Tand! Seid jung und lebensfroh — und ihr seid schön! Haltet euren Körper gesund, haltet ihn kräftig und beweglich zugleich — und ihr seid schön, wenn ihr aufrecht und leichten Schrittes geht, wenn die Augen leuchten und der Mund lacht.

Ihr liebt die Anmut der Bewegung, und darum habt ihr Freude an Spiel, Reigen und Tanz. Und wer mißgönnte es euch, wenn ihr euch froh und beschwingt dieser Lust hingebt? Meidet aber das Fremde, das mit falscher Gebärde von außen kommt, das eure Bewegung überspannt und gefallsüchtig macht. Liebt das Natürliche, bleibt deutscher Art in Tanz und Spiel getreu!

Und wißt auch, daß eure Schönheit nicht abhängt von der Kostbarkeit eures Kleides und von der Höhe der Geldsumme, die es gekostet hat! Ja, wenn der Geldbeutel es allein schaffen könnte! Aber wie gut ist es eingerichtet, daß da noch andere Dinge gewichtig mitsprechen. Schon die Gesundheit und Jugendfrische, die Grundbedingung aller Schönheit, ist von Reich- und Armsein unabhängig. Dazu kommt der gute Geschmack, der entscheidet, ob diese oder jene Farbe zu Gesicht und Haaren, dieser Schnitt für die eigene Gestalt paßt. Dann die kluge Überlegung, die fragt: Welchem Zweck dient das Kleid? Dem Alltag oder dem Festtag, dem Sport und der Reise oder einem geselligen Zusammensein. Immer zweckmäßig gekleidet zu sein, ist eine Kunst. Selbstverständlich sollt ihr in Kleidung und Wäsche nichts tragen, was die Gesundheit schädigt. Meidet alle die verschiedenen, oft wechselnden Modetorheiten, die eurem jungen Körper schaden und die außerdem — wie manche Tänze — fremde Einfuhr sind! Laßt euch "doch nicht beschwatzen und betören von Fremden, Überspannten! Laßt auch da euern eigenen Geschmack walten — in einem noch tieferen Sinn als vorhin, wo es nur um die äußere Harmonie in Form und Farbe ging. Nach Schönheit in der eigenen Erscheinung streben, aber ohne falsche und hohle Eitelkeit: Wie muß ich das anfangen? Ich muß wissen, daß mir die arteigene, die deutsche- Kleidung zehnmal besser steht als alles Fremde, daß das Zurückhaltende schöner ist als das Auffallende, und daß das ganz Schlichte meistens das ist, was am besten kleidet. Und zuletzt und vor allem muß ich wissen, daß es keine äußere Schönheit ohne die innere gibt, die von Geist und Seele bestimmt ist. Denn seht, es ist nicht bloß das lachende, weiche, runde Antlitz des Kindes oder des jungen Mädchens, das uns gefällt! Auch die harten Linien im Gesicht des Mannes und Kämpfers, die vielen Falten und Runzeln der Sorge um Mund und Augen des alten Mütterleins sind schön, weil sie Ausdruck inneren tapferen Lebens, weil sie echt sind. Ob ein Mensch in harter Arbeit und schwerer Ermüdung schön seih kann? ,,Niemals", sagt das gepflegte und wohlausgeschlafene Mode-

püppchen. Aber nun hört, was von einer Krankenschwester in erschöpfender Kriegsarbeit erzählt wird:

Wenn Grete narkotisiert, da ist nur Narkose für sie da. Im Raum kann geschehen was will, sie blickt nicht auf, hört nicht hin. Sie sieht aus wie ein Mensch, der auf einer ganz kleinen Insel steht, und auf dieser Insel sind nur noch der Kopf und der Puls des Patienten,, eine Tropfflasche, ein paar Wattebäusche, ein Narkosekorb und eine Klemme. Alles andere ist nicht mehr da für sie, ist restlos ausgeschaltet. Man kann nicht einfach sagen, ob Grete „hübsch" ist oder nicht — aber wenn sie bei der Arbeit steht, dann ist sie schön. Ihr Gesicht ist beseelt, du kannst von ihrem Gesicht ablesen, was Versunkenheit in eine Arbeit ist, was Verantwortung ist, was Dienst am anderen Menschen ist.

Es ist herrlich, zu wissen, daß j e d e r Mensch die Möglichkeit hat, schön zu sein. ~

Aus „Mädels im Kriegsdienst" von Suse von Hoerner-Heintze

Sucht und liebt das Schöne!

Noch einmal geht es euch Mädchen ganz besonders an. Pflegt es nicht bloß an euch selbst, sondern laßt Schönheit ausstrahlen in eure ganze Umgebung. Wie häßlich ist ein Zimmer, das nicht aufgeräumt ist! Wie will ein solches Menschenkind später das Heim gestalten für die Familie, die stille, frohe Zufluchtsstätte für alle? Hier beginnt nun euer Dienst am Schönen im Kiemen und Alltäglichen: Im Reinemachen und Ordnunghalten. Er wirkt sich aber auch aus in der Wahl der Vorhänge und Kissen, der Wäsche im Kasten und der Decke auf dem Tisch, er zeigt sich an den Bildern an der Wand und an jedem kleinen Glas und Blumenstrauß. Kann es etwas Beglückenderes geben, als so das Heim schön zu gestalten?

Nicht bloß aus dem Großen, wenn wir das Große betrachten, was unsere Voreltern gemacht haben und was die kunstsinnigsten vorchristlichen Völker gemacht haben, können wir lernen, wieder in edlen Gebäuden wohnen oder von edlen Geräten umringt sein, wenigstens wie die Griechen in schönen Tempeln beten; sondern wir könnten uns auch im Kleinen vervollkommnen, die Überzüge unserer Zimmer könnten schöner sein, die gewöhnlichen Geräte, Krüge, Schalen, Lampen, Leuchter würden schöner werden, selbst die Zeichnungen auf den Stoffen zu Kleidern, und endlich auch der Schmuck der Frauen in schönen Steinen; er würde die leichten Bildungen der Vergangenheit annehmen, statt daß jetzt oft eine Barbarei von Steinen in einer Barbarei von Gold liegt.

Aus „Der Nachsommer" von **Adalbert S t i f t e r**

Du stehst im Volk, bist eins mit ihm

„Du bist n i c h t s , d e i n Volk i s t a l l e s ! "

Der Führer am 11.3. 33 in Berlin

„Das Höchste aber, was mir Gott auf dieser Welt gegeben hat, ist mein Volk! In ihm ruht mein Glaube, ihm diene ich mit meinem Willen und ihm gebe ich mein Leben."

Der Führer am 1. 5. 35 in Berlin



imm diesen Satz unseres Führers in dein Herz und laß ihn dir zum Gewissen deines Lebens werden. Du sollst immer daran denken, daß du nicht für dich allein, sondern für unser Volk lebst. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir unserem Volk, was wir empfinden, denken, wollen, schaffen, entspringt diesem uns allen gemein-samen göttlichen Urgrund. Ihm gehört auch alles, unser Sein und Werden. So denken und handeln auch unsere Väter und Brüder, die heute an den Fronten für uns kämpfen und jederzeit bereit sind, dafür ihr Leben hinzugeben.

Auch dir deutscher Junge und deutsches Mädchen, sei dein Volk das höchste Gut. Beweise es durch deine Gesinnung und Haltung, daß du dieses Gut verteidigen, erhalten und reicher machen willst. Überwinde mehr noch als bisher dein eigensüchtiges „Ich" und setze an Stelle dieses kleinen „Ichs" das große „Wir". Alles was du für dein Volk tust, tust du zugleich auch für dich und deine Zukunft!

/

Den will ich Bruder nennen,
den, der die Heimat liebt,
für sie im Schlachtenbrennen
sein Blut und Leben gibt!
Den will ich Bruder nennen,
der Not und Tod vergißt,
im seligen Bekennen,
daß Deutschland ewig ist!

Carl Maria Holzapfel

Der t a u s e n d j ä h r i g e L e b e n s k a m p f u n s e r e s V o l k e s

Fast 2000 Jahre dauerte dieser Prozeß, bis aus verstreuten Stämmen ein Volk, aus unzähligen Ländern und Staaten ein Reich wurde. Nun darf dieser Werdegang der deutschen Nation im wesentlichen als beendet gelten. Damit aber umschließt das Großdeutsche Reich den ganzen tausendjährigen Lebenskampf unseres Volkes.

So wie in ihm alle Ströme des deutschen Blutes münden, so einen sich in ihm alle vergangenen Traditionen, ihre Symbole und Standarten, vor allem aber alle die großen Männer, auf die deutsche Menschen einst Grund hatten, stolz zu sein.

Denn in welchem Lager sie auch zu ihren Zeiten standen, die kühnen Herzoge und großen Könige, die Feldherren und gewaltigen Kaiser und um sie die erleuchteten Geister und Heroen der Vergangenheit, sie alle waren nur die Werkzeuge der Vorsehung im Entscheidungsprozeß einer Nation.

Indem wir sie in diesem großen Reich in dankbarer Ehrfurcht umfangen, erschließt sich uns der herrliche Reichtum deutscher Geschichte.

Der Führer in der Reichstagsrede vom 30.1.1939

Baue mit am Werk deines Volkes!

Wir alle stehen am Werk, Männer und Frauen, Bauern, Arbeiter und Soldaten, Jungen und Mädel. Das Werk ist groß. Es wächst uns zu aus Art und Blut, aus hartem Daseinskampf der Gegenwart und aus den gewaltigen Aufgaben, die die Zukunft unserem wiedergeeinten Volk stellt. Diese Zukunft, ihr Jungen und Mädel, seid ihr, und darum seid ihr doppelt dem Werk verpflichtet, härter und bedingungsloser als die Jugend früherer Zeiten, in denen jeder mehr den eigenen Wünschen und Neigungen Raum geben konnte.

Fühlt euch als Glieder eines großen Volkes, und begreift, daß auch euer persönliches Leben sich reicher und größer erfüllt, wenn ihr euch dem Volksganzen als schaffende Glieder einordnet und ihm willig dient.

Unser ganzes Volk mußte den verzweiflungsvollen Weg der Arbeitslosigkeit, des Hungers und der allerbittersten Not gehen, weil es den inneren Zusammenhalt und die wirtschaftliche und politische Ordnung verloren hatte. Jeder einzelne war besessen von der Gier nach Vorteil und Gewinn. So suchte er den Weg der leichten und raschen Verdienstmöglichkeit. Die Kinder des Bauern verließen die Scholle und übervölkerten die Städte. Dort aber haßten sich Bürger und Arbeiter und ebenso verachtete der Städter in dummem Stolz den Bauern. Das Geld war als Götze auf den Thron gehoben und der heilige Gedanke des Vaterlandes in vielen erloschen. Dies und der Verrat an der Scholle war unser größtes Unglück. Heute wissen wir wieder, wie sehr wir im Bauernstand wurzeln, und daß es keinen Aufstieg für uns geben kann ohne ihn.



Josef Thorak — Der Fahnenträger — Aufn. Hoffmann

Jungen, eure schaffende Hände braucht euer Volk!



Ihr jungen Bauernsöhne, seid stolz auf eure Väter und bleibt treu eurem Boden! Ihr sollt von eurer angestammten Heimat nicht weichen, den Pflug der Ahnen Jahr um Jahr durch die Äcker führen, die Saat ausstreuen und die Ernten einbringen, sollt Haus und Hof erhalten und so des Vaterlandes stärkste Stütze sein. Ewig gilt das Wort des Freiheitssängers Ernst Moritz Arndt: „Der Bauer ist des Vaterlandes erster Sohn."

B a u e r n w e r k ist unvergänglich auf Erden, weil Saat und Frucht unvergänglich sind. Durch seine Arbeit nährt der Bauer das Volk, und durch seine Sippe erhält er es. Seine Sippe bildet den Kern des Volkes. Aus diesem Kern strömt dem Volk immer frisches Blut, neue Kraft zu. Aus den Bauerngeschlechtern kommen unsere Handwerker und Meister, unsere Künstler, Forscher und Denker. Der Bauer ist der Keim und der Kern des Volkes. Mit Recht sagen wir darum: Auf dem Bauern steht das Volk!

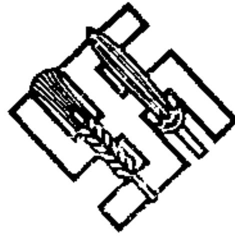
Wir pflügen den Acker
und streuen die Saat.
Wir hassen das Unkraut
und wagen die Tat.

Um unsre Beschwerde,
um unsre Not
gebiert euch die Erde
das kostbare Brot.

Wir hüten das Erbe:
das Blut und den Staat,
daß niemals verderbe,
was echt ist und grad. Wolfram Krupka

Du aber, Junge der Stadt, blick mit Dank und Ehrfurcht auf die harte Arbeit des Bauern, der dir dein Brot schafft und den Hunger stillt! Lern auch du die Bauernarbeit kennen und schätzen und stell dich, wenn der Ruf an dich ergeht, bereit zum bäuerlichen Einsatz, hilf mit die Ernten einbringen und die Ernährung unseres Volkes sicherstellen! Landdienst ist Nährdienst und ebenso notwendig und ehrenvoll wie der Wehrdienst. Pflug und Acker sind ewig, und Bauernarbeit unvergänglich. Große Siedlungsaufgaben erwachsen dem deutschen Bauerntum in den kommenden Jahren im Osten. Zu ihrer Bewältigung wird eine arbeitskräftige, bodenverwurzelte Jugend benötigt, die in der Landarbeit und im bäuerlichen Berufe wieder eine Lebensaufgabe erblickt. Kaum ein Beruf eröffnet heute

dem jungen Menschen bessere Zukunftsaussichten wie der bäuerliche. Im Osten winkt dir, deutscher Junge, das Ziel, einen eigenen Hof zu erwerben, ein deutscher Bauer oder Siedler zu werden.



Neben der Landarbeit, ebenso erdverbunden und kulturerhaltend wie sie, steht das Handwerk. Es hat im Laufe der Jahrhunderte in naher Beziehung zur Vielgestaltigkeit der deutschen Landschaft eine unendliche Mannigfaltigkeit entwickelt und das geistige Antlitz unseres Volkes in hohem Maße mitgeformt. Tausend Fäden verknüpfen Lehrling, Geselle und Meister des Handwerks mit dem Gesamtleben des Volkes. Die Bedeutung des Handwerks liegt vor allem in seinem inneren Werte; denn eine handwerkliche Arbeit und Leistung ist immer Ausdruck der inneren, seelischen Haltung eines Menschen. Unser Handwerk war immer Träger des deutschen Kulturwillens und Wächter des Adels der Arbeit. Aus dem Schöße des Handwerks erwuchsen die Erbauer unserer Dome, kamen unsere großen Meister, wie Albrecht Dürer, Tilman Riemenschneider u. a. Im Handwerk zeigt der Mensch, was in ihm steckt und was er leisten kann. Jungen und Mädchen, die ihr euch diesem edlen, schöpferischen Berufszweig zugewandt habt, erblickt in diesem Beruf auch eure Berufung. Ertüchtigt euch in eurem Handwerk und strebt darin nach der Meisterschaft. Im Handwerk ist nicht Platz für Stümper und Schwächlinge. Das Handwerk ist da für starke, aufrechte Naturen, die fähig sind, etwas Ganzes zu leisten und bereit sind, eine volle Verantwortung zu tragen.

In gewaltigem Ausmaß entwickelten sich seit dem 19. Jahrhundert Industrie und Technik. Sie sind ein notwendiges Mittel zur Erhaltung des Lebens unseres Volkes geworden. Der Mensch, der zu ihrer Bewältigung eingesetzt ist, trägt den Namen „Arbeiter". Auch .der Arbeiter ist ein Glied des Volksganzen, wie der Bauer und Handwerker. Glaube ja nicht, daß die Arbeit auch des unscheinbarsten werktätigen Mannes gering oder unwichtig ist. Keine Arbeit ist unbedeutend. An jedem Hammerschlag und Federstrich arbeitet

*

das große Geschehen mit; jede Arbeit dient dem Ganzen, geschieht im Auftrag des Volkes.

„Es mag einer tätig sein, wo immer, er soll und darf nie vergessen, daß sein Volksgenosse, der so wie er seine Pflicht erfüllt, unentbehrlich ist, daß die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, durch die Arbeit einer bestimmten Klasse, durch die Arbeit ihrer Intelligenz, sondern daß sie nur lebt durch die Arbeit aller."

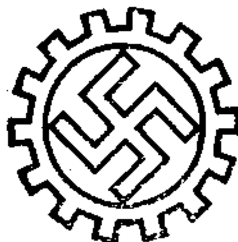
Adolf Hitler, 1. Mai 1933 in Berlin

Deutscher Junge, wenn du nun als Lehrling eintrittst in die schaffende Gefolgschaft einer Fabrik oder eines Werkes, dann handle von der ersten Stunde an bewußt und entschieden als mitverantwortlicher Jungarbeiter des Betriebes. Erfülle gewissenhaft deine Arbeitspflicht, bekunde stets eine ehrenhafte, soziale Gesinnung, habe Achtung gegenüber deinen Arbeitskameraden und Vorgesetzten, übe Treue zum Betrieb, leiste dein Bestes und sei kameradschaftlich zu deinen Gefolgschaftsangehörigen. Werde nie zum ruhelosen, selbstsüchtigen Sklaven der Geldgier **und** des Strebertums. Es **geht nicht** nur um das Verdienen, sondern um den Dienst, nicht um Gewinn, sondern um Einsatz und Opfer. Es geht um das Gemeinwohl, und nur im Hinblick auf dieses Ziel bringt Arbeit Segen und Wohlstand auch für den einzelnen.

Vergiß über aller Mühe und Plage, Härte und Schwere der Arbeit nicht die Freude am Werfe, den Stolz auf die Leistung, die Lust und die Liebe zum Wirken, zur Tat.

Was du auch tust, du werkgebeugter Bruder,
welch' Arbeit auch die Schwielen deiner Hand gebracht,
ob eines Lastkahns starkes Ruder,
ob schwerer Schlag im schwarzen Schacht,
ob Glut und Ruß vom Eisenwerk dich plagen,
ob du den Tag am Webstuhl stehst,
ob Kinder dich unendlich vieles fragen,
du hinter Pferd und Pfluge gehst,
du dienst, o Bruder, wie wir alle,
in Demut doch dem einen Reich,
du bist der Pfeiler einer für den Bau der Halle,
von allen anders, allen andern dennoch gleich.

Erich Otto Funk



Mädchen, e u r e d i e n e n d e n und h e l f e n d e n Hände f o r d e r t euer V o l k !



uch ihr Mädchen, ihr seid einbezogen ins wachsende Werk, und seid aufgerufen bei euern Grundkräften. Helfen und heilen sollt ihr, hausen und wirtschaften. Helfende Hände, eure helfenden Hände, die fordert die Zeit, die fordert euer Volk von euch. Wie schon einmal im Weltkrieg, erscheint der Beruf der Krankenschwester als der euch besonders gemäße. Er ist einer der schönsten Frauenberufe. Vergeßt aber nicht, daß er auch einer der schwersten ist, daß er Takt, Herzensgüte, größte Gewissenhaftigkeit, peinliche Sauberkeit und darüber hinaus ein großes Maß von Hingabe und Selbstaufopferung von euch verlangt! Wer aber die innere Kraft und die Berufung dazu in sich spürt, und wer auch über die notwendige körperliche Gesundheit verfügt, wird diese Berufswahl später nie bereuen.

Dann, wenn einmal in glücklicheren Zeiten des Friedens die Pflege der Verwundeten nicht mehr so viele Frauenkräfte in Anspruch nimmt, könnt ihr als Säuglings- und Kinderschwester, als Heil- und Krankengymnastin wirken.

Herzensgüte, Einfühlungsvermögen und Takt im Umgang mit Volksgenossen müssen auch diejenigen haben, die Volkspflegerin oder Werkfürsorgerin werden wollen. Mit diesen Berufen schaltet ihr euch ein ins Riesenwerk der sozialen Fürsorge. Hier braucht man helfende Hände ebenso wie in dem der Erziehung.

Noch vor wenigen Jahren strömten die Mädchen beim Schulaustritt scharenweise in Büro und Kontor. In der letzten Zeit dagegen tauchen erfreulicherweise andere Berufswünsche auf. „Ich möchte in einen Beruf, in dem ich mit Kindern zu tun habe." Seht, das ist eine beglückende Umkehr, ein Wiederbesinnen auf eure eigensten und besten Kräfte. Welch reiches und schönes Arbeitsfeld eröffnet sich euch hier!

Ihr könnt.heute unmittelbar nach Schulende in die Berufsausbildung der Volksschullehrerin eintreten,/ ihr könnt eine Hauswirtschaftsschule besuchen und euch hernach zur Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin ausbilden. Ihr fragt, was diese Berufe,

die doch zunächst eine etwas längere Vorbereitung erfordern wie der Büro- und Kontorberuf, euch später bringen. Die Antwort lautet: Viele, aber auch beglückende Arbeit. Diese Berufe fordern zwar mehr Vorbereitungen in der Freizeit. Sie lassen euch aber dafür ungleich mehr Freiheit in der Arbeitseinteilung und -ausführung; sie zwingen euch nicht zu ständigem Stillsitzen, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Sie wenden sich an eure besten geistigen und seelischen Kräfte, an den Verstand und den eigenen freien Entschluß, auch wohl an eure Begabung für Musik und Zeichnen, an euer Erzählertalent und an eure Liebe für die Kinder, kurz: Diese Berufe fordern euch an als lebendigen Menschen, nicht als Arbeitsmaschine, und sie beschenken und beglücken euch dafür mit lebendiger und euch zu tiefst gemäßer Arbeit, die euch natürlich und geistig wie körperlich jung und frisch erhält. Die Wiederbesinnung auf das eigentliche Wesen des Mädchens und der Frau, auf die grundlegenden Gaben und Kräfte und die späteren Aufgaben des weiblichen Geschlechts hat noch auf einem anderen Gebiet eine ebenso notwendige wie erfreuliche Wandlung herbeigeführt. Unser wichtigster Berufszweig, die Hauswirtschaft in Stadt und Land, ist endlich wieder in Ehren gekommen und hat aufgehört, das verachtete Aschenbrödel zu sein. Das anfänglich von vielen Müttern und Töchtern so gefürchtete „Pflichtjahr", das zwölf Monate Tätigkeit in Haus- und Landwirtschaft von den jungen, schulentlassenen Mädchen verlangt, hat sich gut eingebürgert, und viele der jungen Gehilfinnen berichten beglückt über ihre Erlebnisse, sind dankbar für das, was sie lernen und erfahren durften, und bleiben auch nach Ablegung ihres Pflichtjahres diesem Arbeitsgebiet treu, das heute, schon viele Berufsmöglichkeiten in sich schließt, die ihr wahrscheinlich gar nicht alle wißt. Ihr könnt als geprüfte Hausgehilfin, als ländliche Wirtschaftsgehilfin euer Unterkommen finden. Ihr könnt Haushaltpflegerin, Wirtschafterin und Küchenleiterin werden, ebenso nach weiterer Ausbildung Geflügelzüchterin, Gärtnerin oder Farmgehilfin. Das Glück, das dem Bauern und Siedler geschenkt ist in dem stillen, tiefen Verbundensein mit der. mütterlichen Erde, könnt auch ihr euch in einem der letztgenannten Berufe erringen, sogar ihr Mädchen aus der Stadt, die die Scholle wieder lockt. Denn daß das Landmädchen dem heimatlichen Boden treubleiben wird, ist um so selbstverständlicher, als ihm hier alle Möglichkeiten zu glücklicher Entfaltung gegeben sind.

Hört, wie ein ostmärkischer Dichter so ein „Landmädchen" besingt:

Wo ein Haus mit treuen Händen alte
Kraft und Zucht bewahrt, dem gedeiht
in seinen Wänden wohl ein Kind
besond'rer Art: Aller Ahnung innig
Walten scheint an ihm hervorzugehn,
sich noch reiner zu entfalten — solch
ein Menschenkind ist schön.

Sie erzählt, wie die Spaliere
an des Hauses Südwand stehn.
und wie drollig junge Tiere,
die sie aufzog, anzusehn:
wie sie dann vom Wald erzählte
und der Bauernschaft im Wald!
Und wie jedes Wort beseelte
ihrer Stimme klarer Alt!

Unser Müh'n pflanzt Dornensträucher,
dran man karge Beeren sucht,
doch von ihrem Schritte reicher
aus dem Acker steigt die Frucht,
Wir vollenden mit Beschwerde,
unser Wohltun währt erst lang.
doch ihr Wandel gleicht der Erde
gütigem und großem Gang.

Daß noch solche Wesen werden,
das gibt Hoffnung, das gibt Mut;
Freunde, es ist gut auf Erden,
unter Menschen ist es gut!
Seht, wie überall das Leben
insgeheim auf Wohltat sinnt,
und welch Pfand dem übergeben,
welcher sie zum Weib gewinnt.

Max Mell

Überall dort, wo ihr jungen Mädchen mit innerer Freude und mit dem Willen zur vollen Hingabe euch einem Beruf zuwendet, der dem Wesen und der Begabung der Frau entspricht, da wird dieser Beruf euch segnen mit innerer Befriedigung, mit gutem, eigenem seelischem Wachstum, mit der Möglichkeit zur vollen Entfaltung eurer Fähigkeiten, und mit dem Bewußtsein, schaffendes Glied eures Volkes zu sein: Er kann euch wahrhaft zum Lebensinhalt werden.

Welcher unter euch aber das Glück gegönnt ist — und wir wünschen, daß es recht viele sein mögen — Gefährtin eines Mannes und Mutter eigener Kinder zu werden, der bedeuten Ausbildung und Tätigkeit in einem Beruf wohl die wertvollste Mitgift für den neuen Stand. — Die wirtschaftliche Tüchtigkeit, die geistige Lebendigkeit, die sittliche Reife, wie sie eine geregelte Berufsausbildung und -tätigkeit vermitteln, all das kann sie im eigenen Hausstand zu* Wirkung bringen, kann ihre Familie zur glücklichen Keimzelle des großen deutschen Volkes, des starken deutschen Staates gestalten.

Du, deutsches Mädchen, gib einmal nur einem Mann aus edler, gesunder Sippe die Hand. Sei dir zu gut dazu, zu jedem Mann ja zu sagen. Sei immer deiner Aufgabe eingedenk, Hüterin des Lebens, Hüterin der Art zu sein.

Es gibt keine Höherentwicklung der Menschen nur durch Erziehung. Eine Höherentwicklung wird nur ermöglicht dadurch, daß sich ein Mann aus tüchtiger Sippe mit einer Frau aus tüchtiger Sippe paart und beide in der Gemeinsamkeit ihrer Ehe durch viele Kinder ihrem Volk aufwärtshelfen.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen —
sondern hinauf!
Dazu verhelfe dir der Garten der Ehe!
Friedrich Nietzsche

Ihr deutschen Jungen und Mädchen! Baut mit am Werk eures Volkes, jedes an seiner Stelle, nach seinen Gaben, aber alle mit reinem Herzen, mit dem Willen zur Hingabe, heute mehr denn je. Feilscht nicht um Geld und Lohn, um Rang und Stellung. Nicht der Verdienst sei euch das erste, sondern der Dienst. Nur so seid ihr der großen Zeit wert, in der ihr lebt.

Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand, zu
bauen das Haus, das Vaterland! Ans Werk, ans
Werk, und laßt euch nicht Ruh', gegraben,
gehämmert zu und zu!

Mit Händen hart, mit Händen weich
behauen die Steine zum Bau für das Reich.
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
keine Rast, bis das Haus zustand' gebracht —
Ans Werk, ans Werk! Wilhelm Raabe

Heimat, du b i s t u n s e r e M u t t e r



eimat, wir sind ein Teil von dir, wie wir ein Teil von Vater und Mutter und von den Ahnen sind. Du schenktest uns das Leben. Aus dir wurden wir groß. Du gibst uns das Brot und das Haus, den Grund und die Kraft. Du bist unser Glück oder Elend, unser Segen oder Fluch. Auch dir blüht unser Traum, reift unsere Tat. Du bist unser Weg und unser Ziel. Ohne dich könnten wir nicht leben, und wir opfern dir gerne das Leben, das du uns gabst. Heimat, du bist die Erde, die uns trägt und nährt, du Land mit dem ernsten Antlitz der Berge und den leuchtenden Augen der Seen, mit den werkenden Händen und dem schaffenden Geist deiner Dörfer und Städte und den brausenden Adern der Ströme und Straßen, Land der fruchttragenden Äcker und der rauschenden Wälder, der weingesegneten Hänge und Hügel, der gärtenprangenden Täler und Mulden.

Du sollst diese Heimat umwerben und lieben, sie erleben und erfahren, sollst sie erobern und umwandern in allen ihren Grenzen, sie ganz kennenlernen im Geruch ihrer Erde und im Atem ihrer Wälder, im Glanz ihrer Sommer und im Zauber ihrer Winter.

Um deiner Heimat willen bist du da,
du schuldest deinem Volk dein heißes Blut.
Um deiner Heimat willen bist du da,
du mußt sie lieben mit der letzten Glut.

Dein Herz soll immerdar nur ihr gehören, sie
war es, die die Väter kämpfen sah. Nur ihr
darfst du die Treue schwören, um deiner Heimat
willen bist du da.

Uns alle doch beseelt die gleiche Frage, und für
uns alle gibt es nur ein Ja. Das sei der Schwur
an jedem Tage: „Um unsrer Heimat willen sind
wir da!"

Ernst Frieböse

Höre das hohe Lied auf die Heimat, das der deutsche Dichter Karl Götz einmal in einem Briefe auf der Heimfahrt aus der weiten Welt aufklingen ließ, er, der nimmermüde Wanderer, der die bunten Schönheiten der fremden Welt geschaut, ihre Wolkenkratzerstädte und lockenden Küsten, der auf den weiten Prärien und in den Ur-

wäldern Amerikas, in den Nordländern Europas und in den Steppen des Orients deutsche Freunde aufsuchte und ihnen Kunde brachte von der Heimat, vom Reich.

Die Länder der Erde sind schön und groß und bunt und mannigfaltig, nicht zu beschreiben. Aber, Heimattal, du bist tausendmal schöner als sie. Dein Fluß ist aus Silber, und die schlanken Gräser deiner Wiesen biegen sich und recken sich und haben goldene Rispen, wie die Gräser nirgends auf der Welt sie haben. Auf deinen Weiden duften die süßesten Kräuter, und deine Wälder sind Zauberschlösser mit tausend hohen Fenstern, mit Orgeln und mit den schönsten Teppichen. Aus dem Tale steigt der stolze Fels, und auf dem Fels steht *die* Burg mit Türmen, um die das wilde Weinlaub wächst, und über der Burg fliegen jeden Tag andere Wolken am Himmel hin. Und du bist nur ein kleines und geringes Tal. Aber ganz Deutschland erst!

Die Länder der Welt sind groß und reich, und sie stecken voller Schätze. Aber Heimattal, du bist noch viel reicher als sie. In deinem Fluß schwimmen schwere Fische, und auf deinen Wiesen wächst gutes Heu und auf deinen Wiesen Futter für viele Herden. Auf deinen Äckern steht das Korn mit jedem Jahre schöner. Und niemals kommt ein Sandsturm und deckt deine Wiesen zu. Und niemals reißt eine Flut aus niederbrechenden Wolken die Ackererde in das Tal herunter. In deinen Wäldern wächst Holz genug. Die Schlote der Fabriken rauchen unablässig. Aber noch nicht genug. Aus allen deinen Häusern hört man Lieder singen. Kinder und Mütter und Männer haben fröhliche Gesichter. Man hört an allen Enden Flöten blasen und hört Geigen und hört Orgeln spielen. Und man sieht die Menschen abends durch die Felder gehen, Ähren, Tal und Welt betrachtend. Und man sieht sie zueinander kommen, feierabendlich die Dinge durchzureden, Glück und Weisheit und Freude teilend. Und man sieht sie stolz marschieren, Kameraden, Kameraden! Und ist doch nur ein kleines Tal. Aber ganz Deutschland erst!...

Ganz Deutschland ist deine Heimat, deine größere Heimat, dein Vaterland. In diesem Vaterlande sind alle Menschen gleichen Blutes, trotz tiefer innerer Unterschiede und Gegensätze zu einer großen Volksgemeinschaft vereint. Dieses dein Vaterland wurde ein Staat, darin das Volk sich zur Nation formte und festigte, ein Staat, der seine eigene, artgemäße innere und äußere Ordnung schuf und in dem alle miteinander und füreinander leben und arbeiten. Es ist ein nationalsozialistischer Staat auf der Grundlage:

Gemeinnutz geht v o r Eigennutz.

Es ist zugleich auch ein völkischer Staat, der sich auf Rassenreinheit und Erbgesundheit gründet, und ist ein Führerstaat, der vom

«

Besten seines Volkes geführt und gelenkt wird. Staat, Partei und Wehrmacht gehorchen alle diesem einen, aus dem Volke kommenden Führer.

Diesem Staat gehört auch ihr, deutsche Jugend, an, ihr müßt ihn erhalten, ausbauen und verteidigen.

Wie ihr seid, so wird der Staat sein, im Guten und Bösen. Seid treu in der Pflicht eurer Tage, so schafft ihr dem Vaterland gute Jahre. Soli es licht sein in der Zeit, so muß es erst licht in eurem Innern sein, licht von der Wahrhaftigkeit, gegenseitiger Duldung und Wertschätzung in uns selber. Wisset, ein Held sein zum Tode ist schwer und herrlich. Schwerer und herrlicher ist ein Held im Leben. H-ermann st ehr

U n s e r e Aufgabe i s t das R e i c h

Helden haben euer Reich geschaffen. Haltet dieses Reich aufrecht, damit der Ruhm der Väter nicht eure Schande werde. Friedrich der Große



eit über die Aufgabe des Staates hinaus greift die Idee des Reiches. Staat ist Ordnung und Organisation des Volkes, sichert ein Land und Leben und schützt seine Rechte und Gesetze. Das Reich ist mehr als begrenzter Staatsraum, mehr als nur gegenwärtiges Blut, mehr als Besitz und Gut. Das Reich ist Traum und Sehnsucht, Auftrag und Schicksal, Idee und Glaube. Dies alles ist uns das Reich, davon zu uns der Dichter des Weltkrieges, Werner Beumelburg, mit feierlich hohem, tief gläubigem Worte spricht:

Das R e i c h

Was ist der Gedanke vom Reich? Er ist der Besitz, den uns niemand rauben kann, der uns fortwährend verpflichtet, uns hinzugeben. Zum Reich gehören nicht nur die Grenzen und Länder, die gegenwärtigen Menschen, die materiellen Güter. Zum Reich gehört jeder Baum, jeder Acker, jeder Dom, jede Mühe die dafür hingegeben wurde. Zum Reich gehört ein jeder, der irgendwo und irgendwann für dieses Reich gelebt, gekämpft, geopfert und gelitten hat. Zum Reich gehört der Deutsche, der in der Ferne sein Vaterland im Herzen behält. Zu ihm gehören alle, die in der Vergangenheit, ohne die irdische Gestalt des Reiches zu begreifen, unbewußt ihr Leben hingaben, denn das Reich ist nicht nur die sichtbare und wandelbare Form, die es jeweils in der Geschichte

hatte, sondern seine unsichtbaren und ewigen Bezirke sind hundertmal größer und erhabener noch als die sichtbaren und greifbaren.

Das Reich ist die Sehnsucht, die uns treibt, es ist die Liebe, die wir im Herzen tragen, es ist das starke Gewicht der Ewigkeit, welches von Gott in unsere Brust gesenkt wurde, damit wir unablässig bemüht seien, es zu haben wie einen unvergleichlichen Schatz.

Darum gibt es nur einen Maßstab, nach welchem die ewige Gerechtigkeit den deutschen Menschen mißt, dieser ist das Maß des Fühlens, Denkens und Handelns, das wir für dies Reich aufwenden. Wie aber der Gedanke vom Reich ewig ist und ein Gesetz, dem wir gehorchen, so wird auch das Maß und der Maßstab ewig bleiben. Wir werden die Männer, *die* vor einem Jahrtausend dem Reich den Stempel ihrer Persönlichkeit aufprägten, nicht anders messen als diejenigen, die nach abermals einem Jahrtausend unser Schicksal zu bestimmen berufen sein werden. Wir können unsern Kindern kein heiligeres Gut hinterlassen, als die Opfer, die wir selbst für das Reich und seinen Gedanken brachten und sie als durch unser eigenes Leben und Sterben zu gleichem Handeln verpflichten.

Das Reich ist unser Glaube, es ist unser Gebet, und es ist nicht zu trennen von unserer Vorstellung der Ewigkeit.

Das Reich ist die große Gerechtigkeit, der wir nachstreben als dem moralischen Gebot in uns, als der Verwirklichung dessen, was uns den mühsamen und mühseligen Sieg vom Schlechten zum Guten wieder anzutreten befiehlt.

Das Reich ist unser Stolz, unsere Gemeinsamkeit, unser Schicksal. Es ist überall, sichtbar und unsichtbar, wie die Erde unter dem Sternenhimmel und wie die Sonne über Feld und Berg.

Das Reich ist die Schönheit, die unsere Augen trunken macht, es ist der Schmerz, der uns läutert, es ist die Freude, die unsere kurzen Tage erhebt und erhellt.

Das Reich, mit einem gesagt, ist der Inbegriff alles dessen, was wir mit unseren Sinnen umfassen, und das Ziel alles dessen, was unsere Herzen bewegt.

Im Leben und im Tode gehören wir ihm ganz und ohne Vorbehalt, denn es ist unser Reich — ja, unser Reich komme!

Werner Beumelburg

Der ewige A u f t r a g



olk und Reich sollen dir, deutscher Junge und deutsches Mädchen, die Leitsterne deines Lebens, die höchsten Güter auf Erden sein. Sie sind uns Deutschen Schicksal und Gewissen geworden. Kein Volk auf Erden hat um sie so hart gekämpft und so lange gerungen, so viele Opfer gebracht, Not und Tod erlitten wie das deutsche.
Daher seien dir diese untrennbaren Worte heilig und verpflichtend.

Seit es Deutsche gibt, leben die Gedanken von Volk und Reich, als Traum zuerst, als Sehnsucht dann, bis auf den Schlachtfeldern der großen Kriege die erträumte höhere Gemeinschaft erlebt und erkämpft, erschaut und gefordert wurde. Dann aber mußten deine Väter sehen, wie alles wieder zerschlagen wurde und verlorenging, bis uns in der dunkelsten Stunde deutscher Geschichte der Retter und Schöpfer eines neuen Reiches A d o l f H i t l e r erstand.

Er zerbrach die Ketten der Schande und der Knechtschaft und bannte den fremden Tod, der an Deutschlands Herzen fraß. Er erhob das Blut zum höchsten Gesetz und machte das Volk zur Seele des Reichs. Er schuf aus Bauern, Bürgern und Arbeitern ein einig Volk, aus Preußen, Sachsen, Bayern, Thüringern Deutsche. In unvergleichlichen Taten holte er unser geraubtes Land zurück und führte die deutschen Brüder aus der Fremde heim ins Reich. Aus Blut und Boden, Volk und Vaterland, aus Vergangenem und Gegenwärtigem, Erträumtem und Notwendigem fügte er ein Ganzes, ein Neues, das allein in sich selbst und für sich selbst besteht: unser Reich,

das „Germanische R e i c h d e u t s c h e r Nation".

Das war die Erfüllung einer jahrtausendalten Sehnsucht, das Ziel eines langen, unsagbar schweren Weges, der Triumph des gewaltigsten Ringens. Noch ist der Endsieg nicht erkämpft. Es geht um Entscheidendes, Letztes. Noch einmal zerren die alten Mächte die ganze Welt in den von ihnen entfachten Brand, darin unser Reich zu Schutt und Asche vernichtet werden soll. Aber aus diesem Feuer wird neu das Reich gehärtet und durchglüht erstehen, und dieses . Reich wird nicht nur das Vermächtnis einer tausendjährigen Vergangenheit vollstrecken, sondern muß auch den noch größeren Auftrag für die Zukunft und die Freiheit Europas erfüllen. Es ist unsere ewige Sendung, die uns das Schicksal und die Weltlage aufgetragen

hat: das Reich des Rechtes und der Ordnung, der Kultur und des Friedens inmitten Europas zu sein.

Die letzte Kraft für die Vollziehung seines geschichtlichen Auftrages schöpft das Volk aus seinem unbändigen Lebensglauben, der es befähigt, auch die härteste Wirklichkeit zu ertragen, ein gläubiges _ Ja zu diesem Leben voll Gefahr und Opfer zu finden. Dieser Glaube wurzelt in einer tiefen Gottverbundenheit, die dem deutschen Menschen die Gewißheit gibt, daß sich im Wirken der Natur und im Walten der Geschichte eine höhere Macht, eine göttliche Vorsehung offenbart. Dieses Göttliche ist die Erfüllung alles Großen, Guten und Schönen. Es formt das Antlitz unseres Geistes und spricht in der Stimme unseres Blutes, es strahlt aus der Liebe unseres Herzens und flammt in der Kraft unsers Lebenswillens. Wir spüren, und erkennen diese Allmacht in den unerbittlichen Gesetzen ebenso wie in den unsterblichen Schöpfungen unserer großen Meister. Dieser Glaube an Gott lebt auch überall da im Herzen, wo der Mensch die Heiligkeit seines Opfers als Auftrag des Ewigen empfindet, wenn die Fackel seines Lebens im Heldentod allzu früh verglüht, oder wo er von der Gewißheit seiner Berufung als Werkschöpfer getragen und getrieben ist und sich ihr opfernd als Kämpfer und Gestalter hingibt. Dieser Glaube beseelt alle Arbeit, belebt unseren Alltag und heiligt unser Leben. Es ist das Unterpfand unseres ewigen Lebens.

Sieh', das ist es ja, was man
so unter Deutsch versteht, im höchsten Sinn:
Der Wille zum Unmöglichen, zum Ziel
der Ziele, zur Vollendung, die sich nie
auf Erden findet, aber ahnen läßt,
im Wohllaut aller Töne, Formen, Farben,
im Gleichmaß der Gestirne und Gesetze,
im Abglanz einer ew'gen Harmonie.
Zur Einheit will der Deutsche, will heraus
aus Trug und Schein, ein Ganzes will er,
und wenn er kämpft, so ist's nicht der Triumph
und nicht die Beute, die ihn spornt, es ist
das Wunder der Vollkommenheit.

Dietrich Eckart

Dieser Glaube nährt sich von der grenzenlosen Liebe und Treue zu unserem Volk und Vaterland, zum ewigen Deutschland. Diese Liebe und Treue ist unser Bekenntnis, das Bekenntnis des Reiches geworden.

Ahnentafel

8 Urgroßvater	9 Urgroßmutter	10 Urgroßvater	11 Urgroßmutter
.... Familienname	.... Geburtsname	.... Familienname	.... Geburtsname
.... Vornamen	.... Vornamen	.... Vornamen	.... Vornamen
Beruf	Beruf	Beruf	Beruf ....
ᛉOrt	ᛉOrt	ᛉOrt	ᛉOrt ....
Tag	Tag	Tag	Tag ....
ᛦOrt	ᛦOrt	ᛦOrt	ᛦOrt ....
Tag	Tag	Tag	Tag ....
Bek.	Bek.	Bek.	Bek. ....
⚭ Ort .... Tag		⚭ Ort .... Tag	

4 Großvater	5 Großmutter
Familienname	Geburtsname ....
Vornamen	Vornamen ....
Beruf	Beruf ....
ᛉ Ort .... Tag	ᛉ Ort .... Tag ....
ᛦ Ort .... Tag	ᛦ Ort .... Tag ....

⚭ Ort .... Tag .... Bek. ....

2 Vater

Familienname .... Vornamen ....

Beruf ....

ᛉ Ort .... Tag .... ᛦ Ort .... Tag ....

Bek. .... ⚭ Ort ....

1

Familienname .... Vornamen ....

Geschwister ....

für ....

12 Urgroßvater	13 Urgroßmutter	14 Urgroßvater	15 Urgroßmutter
.... Familienname	.... Geburtsname	.... Familienname	.... Geburtsname
.... Vornamen	.... Vornamen	.... Vornamen	.... Vornamen
Beruf	Beruf	Beruf	Beruf ....
ᛘOrt	ᛘOrt	ᛘOrt	ᛘOrt ....
Tag	Tag	Tag	Tag ....
ᛦOrt	ᛦOrt	ᛦOrt	ᛦOrt ....
Tag	Tag	Tag	Tag ....
Bek.	Bek.	Bek.	Bek. ....

⚭ Ort .... Tag .... | ⚭ Ort .... Tag ....

6 Großvater	7 Großmutter
Familienname	Geburtsname ....
Vornamen	Vornamen ....
Beruf	Beruf ....
ᛘ Ort .... Tag	ᛘ Ort .... Tag ....
ᛦ Ort .... Tag	ᛦ Ort .... Tag ....

Bek. .... ⚭ Ort .... Tag .... Bek. ....

3 **Mutter**

Geburtsname .... Vornamen ....

Beruf ....

ᛘ Ort .... Tag .... ᛦ Ort .... Tag ....

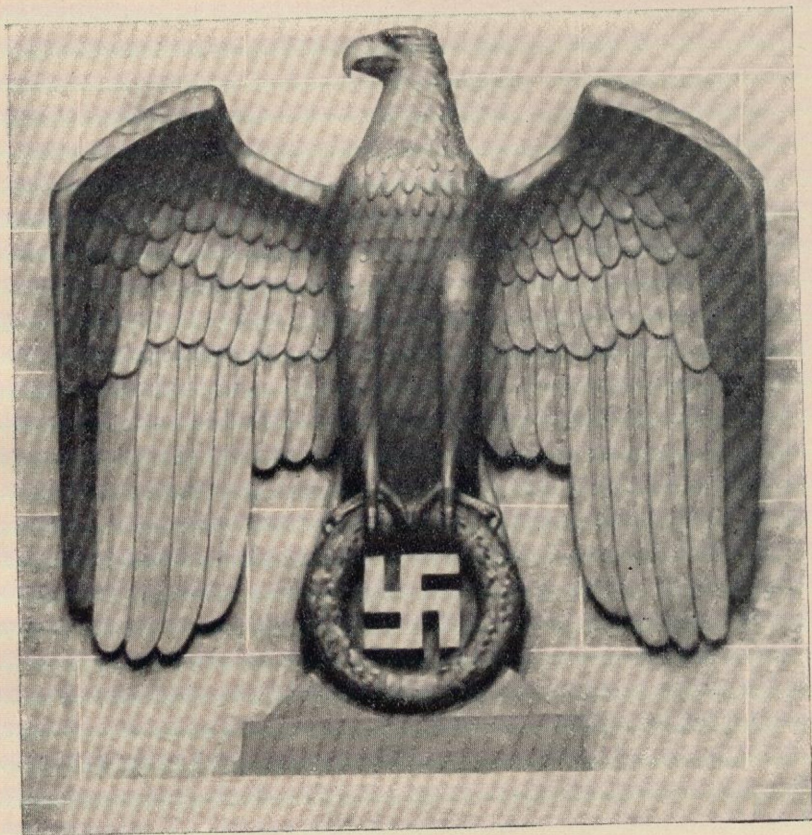
Bek. ....

Tag ....

ᛘ Ort .... Tag .... Bekenntnis ....

Mein Wille –
Das muß unser
aller Bekenntnis sein –
ist Euer Glaube!
Mein Glaube ist mir
– genau so, wie Euch –
alles auf dieser Welt!
Das Höchste aber, was
mir Gott auf
dieser Welt gegeben hat,
ist mein Volk!
In ihm ruht mein Glaube,
ihm diene ich
mit meinem Willen und
ihm gebe ich mein Leben.
Und das sei unser
gemeinsames heiliges
Bekenntnis!

Adolf Hitler am 1. Mai 1935 in Berlin



Hoheitsadler im Ehrenhof der Reichskanzlei Aufn. Hoffmann, Berlin

Glauben und Handeln

Ein Bekenntnis der jungen Nation

Glauben und Handeln

Ein Bekenntnis der jungen Nation

von

Helmut Stellrecht



Berlin 1943

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

128.—150. Tausend

Druck der August Pries GmbH. in Leipzig

Vorwort

In Deutschland wurden neue Gesetze aufgerichtet. Gesetze, die aber uralt sind, denn wir trugen sie in unserem Blut. Die Gesetze fordern, daß wir wieder eins werden im Glauben, Wollen und Handeln und neu ausgerichtet stehen in dem Kraftstrom des neuen Lebens. ¶ Alle großen Dinge sind klar und einfach. Jeder kann sie erkennen, der sie erkennen will. Von ihnen wird in diesem Buch gesprochen. Jeder kann hören, was sich im Worte fassen läßt. Wenn darauf die Stimme seines Blutes antwortet, dann redet sie vernehmlicher weiter, als Menschenwort und Satzung kann. ¶ Dies Buch ist jedem in die Hand gegeben, der in dem ungeheuren Geistesringen unserer Zeit nach Klarheit sucht, aber zuerst der Jugend, die vollenden soll. Denn sie muß sich vorher selbst vollendet haben. Jeder gewinne Kraft aus den großen Zielen, die gesteckt sind. Jeder wachse über sich selbst, damit er ein Deutscher heiße.

Blut

Im Blute trägst du das heilige Erbe der Väter und Vorväter. Du kennst sie nicht, die in unendlicher Reihe in das Dunkel der Vergangenheit gehen. Aber alle leben sie in dir und gehen heute noch in deinem Blute über ihre Erde, um die sie sich in Kampf und Mühe verzehrt und in der ihre Leiber längst vermodert sind. ¶ Deshalb ist dein Blut etwas Heiliges. Mit ihm schenkten dir die Eltern nicht nur den Leib, sondern sie schenkten dir damit auch dein Wesen. ¶ Sein Blut verleugnen heißt sich selbst verleugnen. Niemand kann es ändern. Aber jeder ist Herr darüber, sein gutes

Erbteil groß werden zu lassen und das Schlechte zu unterdrücken. Denn jedem wurden auch Wille und Mut mitgegeben. ¶ Du hast nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, dein Blut in Kindern weiterzugeben, denn du bist ein Glied der Kette der Geschlechter, die aus der Ferne in die Ferne geht, und dieses Glied der Kette, das du bist, muß halten, damit die Kette nie und nimmer zerreißt. ¶ Trägt aber dein Blut Eigenschaften, die deine Kinder unglücklich und zur Last des Staates machen, dann hast du die heroische Pflicht, der Letzte zu sein. ¶ Das Blut ist der Träger des Lebens. Du trägst in ihm das Geheimnis der Schöpfung in dir selbst. Dein Blut ist heilig, denn in ihm lebt göttlicher Wille.

Rasse

Rasse haben heißt: in einer bestimmten Art denken können. Wer Mut besitzt, Treue und Ehre und was den Deutschen zeichnet, der hat die Rasse, die in Deutschland herrschen soll, und wenn er die leiblichen Merkmale der „nordischen" Rasse nicht hätte. Wenn sich die Eigenschaften des Edlen mit dem edlen Körper vereinen, so ist das die Vollendung, die wir erstreben. Menschen aber, deren edler Körper eine unedle Seele trägt, verachten wir. ❨ In Deutschland sind verschiedene einander verwandte europäische Rassen zusammengeflossen. Aus ihren Wurzeln wuchs ein Stamm. Jede Rasse nährte

ihn aus ihrer besten Kraft. Jede hat an der deutschen Seele gebildet. Wir Deutsche haben den Kampfgeist, den Zug in die Ferne, das „eine Sache um ihrer selbst willen tun" von der nordischen Rasse. Aber an der Heimeligkeit unserer alten Städte, dem Tiefinnerlichen im deutschen Wesen hat eine andere Rassenseele gewirkt. Das Zauberreich der Musik, in dem der Deutsche König ist, hat wieder eine andere Rassenseele erschlossen, und das Einordnungsvermögen, den schweigenden Gehorsam, gab uns wieder eine andere. ¶ Wir können niemand schelten, wenn er verschiedenes Rassengut in sich trägt, denn die deutsche Seele trägt es auch, und sie hat daraus den unermeßlichen Reichtum geschöpft, den sie vor allen anderen Völkern besitzt. Aus dieser Seele wuchs die Größe unseres Reichs. ¶ Aber herrschend in Deutschland und vorherrschend in der Seele jedes Deutschen muß das bleiben, was uns die nordische Rasse gab. Es

muß sich durchkämpfen in der Brust jedes einzelnen. Denn der Held und nicht der Künstler oder Bürger ist das Ideal der neuen Zeit geworden. ¶ Was wir ererbten, ist unser höchstes Gut, ist die Seele, die uns geschenkt wurde. Wer sich mit artfremder niederer Rasse vermischt, stößt Blut und Seele von sich, die ihm gegeben wurden, damit sie rein in seinen Kindern weiterleben. Er macht seine Kinder unrein und elend und begeht das größte Verbrechen, das er als Nationalsozialist begehen kann. ¶ Wer aber den Gesetzen der Rasse folgt, der erfüllt das große Gebot, daß nur zusammengefügt wird, was zusammengehört, und nicht, was sich wie Feuer und Wasser meiden muß.

Volk

Ein Volk ist aus dem göttlichen Willen gewachsen. Wehe dem, der die Völker zerstören und die Menschen gleichmachen will. Gott schuf Bäume, Büsche, Kraut und Gras nicht, damit eine Art daraus werde, sondern daß jede Art für sich bestehe. So wie ein Baum, so wächst ein Volk als ein lebendiges Ganzes, aus ähnlichen Wurzeln zusammengewachsen, aber eins geworden und am stärksten in seiner Eigenart. Alle gehören zu ihm, die seines Blutes sind. Volk kennt keine Grenzen des Staates. Es ist eins durch die Bande des Blutes, die alle Söhne an eine Mutter binden. Das

deutsche Volk ist das Volk der hundert Millionen. Jeder Deutsche gehört zu ihm, wo er auch leben mag. ¶ Ein Volk ist unzerstörbar, solange seine Wurzeln die Kraft der Erde saugen. Wohl gehen Sommer und Winter darüber hin. Aber immer wieder blüht es aufs neue in unzerstörbarem Leben und vollendet sich in dem Kraftstrom, der aus seinen Wurzeln steigt dem göttlichen Willen entgegen. ¶ Was ist es, wenn einzelne fallen. Es ist, wie wenn der Wind Blätter vom Baume weht. Jeder Frühling schenkt neue im ewigen Wechsel. ¶ Die Völker sind die größten und erhabensten Schöpfungen Gottes auf dieser Erde. Es gibt keine Einrichtung der Welt, keine Partei und keine Kirche, die das Recht haben, sie gleichzumachen oder ihnen auch nur das kleinste Stück ihrer Eigenart zu rauben.

Staat

Im Staat gibt sich ein Volk seine Form. Es gibt für jedes Volk aber nur eine einzige naturgegebene Form, nur einen Staat. ¢ Jedes Volk findet in natürlichem Wachstum seine Form und seinen Staat und findet sie wieder aus eigener Kraft, wenn es sie verloren hat, wenn es nur will. ¢ Der Nationalsozialismus hat fremden Zwang gesprengt und Unnatürliches abgeworfen. Deutschland wächst wieder in seinen arteigenen Staat hinein und wird wieder es selbst. ¢ Es herrscht der Beste, der Führer, und trägt die Verantwortung, weil er sie am besten tragen kann. Das Parlament hat auf-

gehört zu bestehen. Die Form der westlichen Demokratien ist gesprengt. Die deutschen Länder von Fürsten- oder Napoleons-Gnaden fallen. Das Reich wird eins. Der neue Staat erhebt sich:

„Es kommt der Tag, da wird gespannt
ein einig Zelt ob allem deutschen Land"

Sozialismus

Sozialismus heißt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz."

Sozialismus heißt: „Nicht an sich selbst denken, sondern an das Ganze, an Volk und Staat."

Sozialismus heißt: „Nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine."

Auf diesen Sätzen steht das, was wir „Deutschen Sozialismus" nennen. Niemand ist Sozialist, der nicht nach ihnen lebt. ¶ Aus diesen Sätzen wächst eine neue Ordnung. Der Satz „Jedem das Seine" hat die „Masse", das Schlagwort des Marxismus, getötet und hat an ihre Stelle die „Gemeinschaft" gesetzt. Jede Gemeinschaft wächst um

einen Führer. Er ist der Mittelpunkt einer Ordnung, die sich um ihn bildet. Eine Anzahl dieser Führer ist wieder zu einer Gemeinschaft verbunden und steht um ihren Führer wieder als eine lebendige Ordnung. So wächst das Ganze von unten – der Zahl nach immer kleiner werdend – wie eine Pyramide nach oben und findet im Führer des Reichs seine Spitze. Alle sind durch Gemeinschaft verbunden. Jede Gemeinschaft ist eine lebendige Ordnung. Und das Ganze selbst, die große lebendige Ordnung, ist die Volksgemeinschaft. Sie bindet unlösbar Mensch zu Mensch, Führer zu Führer. Sie gibt nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine. Sie schafft das sozialistische Volk im sozialistischen Staat. ¶ Jeder hat in der Gemeinschaft seine Aufgabe, die ihm nach seinen Gaben gestellt ist. Niemals hat aber jeder dieselbe, sondern jeder die seine. Seine Aufgabe gibt ihm den Platz in der Gemeinschaft. Erfüllt er sie ganz, so trägt

ihn die Achtung der anderen. Er ist glücklich, auch wenn seine Aufgabe am Ganzen gemessen nicht groß wäre. ¶ Im Felde, im Stoßtrupp, am Infanteriegeschütz, im U-Boot, in den Stürmen der SA., da wuchsen solche Gemeinschaften. Festgefügt, verbunden für immer, in wortlosem Verstehen unter sich, eingespielt bis aufs Letzte und verschworen auf ein Ziel. Aus solchen Gemeinschaften wächst die Kraft, und aus ihnen baut sich ein Staat. ¶ Wir wollen Gemeinschaft haben in Deutschland, damit wir unerschütterlich stehen können in allem, was da kommt. Die Masse ist überwunden durch die Gemeinschaft. Sie gibt jedem das Seine, jedem sein Ziel und seine Aufgabe und allen zusammen das eine Ziel: Die Volksgemeinschaft im neuen Staat.

Vaterland

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!" – Du bist geschaffen aus endlosen Wäldern und moorigen Weiten, wie sie uns die Gletscher der Eiszeit ließen. Armseliges Land, das in Mühe und Schweiß, in Freude und Not, in unendlicher Arbeit fruchtbar wurde. ¶ Einer gab dich dem andern und legte sich in deine Erde, aus der das neue Leben wuchs. In dir liegt die endlose Reihe der vergangenen Geschlechter als Samenkorn im großen Acker für die junge Saat. In deine Erde floß das Blut der Edlen und der Tapferen, die dich schützten. Du bist weithin gedüngt mit dem Besten, was du trugst. ¶ Aus

dir wuchsen Burgen und Dome zum Himmel, als ob die Erde über sich selbst hinauswachsen wollte, einem Gott entgegen, den sie darüber suchte. Aus unserer Erde, aus dem Samenkorn unserer Toten. ¶ Weithin breitet sich das Land. Unter der Hände Fleiß ist es ein Garten geworden. Lieblich hingeschmiegt, wie eins mit Berg und Tal die Dörfer. An den Flüssen die stolzen Städte, in denen des alten Reiches Herrlichkeit war. Hier rauscht der Marktbrunnen wie seit Hunderten von Jahren. Die Tore stehen noch, durch die die Kaiser, die Ritter, die Edlen gezogen. ¶ Dort windet sich silbern der Schicksalsstrom. An seinem anderen Ufer liegt verlorenes Land. Das Herz krampft sich zusammen. Man möchte die fernen Waldlinien streicheln als wie ein altes liebes Gesicht. – Aber das Herz weitet sich wieder in den Ebenen und Küsten, die Deutsche als Kolonisatoren gewannen. Die Burg der Ritter steht im Osten, ein ewiges Zeugnis

von Kraft und Zucht. Dort liegen die Felder, auf denen Friedrichs Adler zur Sonne stieg, und draußen, fern der Grenzen, liegt der Wall der deutschen Toten, ewiges Mahnmal der Nation, die die Welt besiegte, solange sie an sich glaubte. ¶ Alles ist eingebettet und ruht in dir, du Vaterland. Unsere Kraft und unsere Größe, unsere Not und unser Elend. Du bist der Acker, der uns trug und der die tragen wird, die in fernen Geschlechtern für dich wirken und bluten werden. ¶ Niemand kann leben ohne dich, aber jeder wird dir gerne sein Leben wiedergeben, das du ihm gabst.

Mut

Das Schönste und Erhabenste am Manne ist der Mut. Wer keinen Mut hat, ist auch kein Mann. ¶ Herrlich ist der „stürmende Mut" des Angriffs. Dieses Gefühl, alles hinter sich geworfen zu haben, um einer hohen Idee zu dienen, läßt wie befreit aufatmen und mit Jubel den Weg vorwärtsstürmen. Der Mut trägt den Mann, als ob ihn Flügel trügen, und erfüllt sein Herz. ¶ Der Angriff wird zum Höhepunkt des Lebens. Wenn alles auf eine Karte gesetzt ist, wenn man alles verlieren kann, wenn man alles, alles gewinnen kann, ist des Lebens hohe Zeit. Wer nie voll Mut gestürmt und angegriffen

hat, der hat nie ganz gelebt, ist nie ganz Mann gewesen. ¶ Neben dem stürmenden Mut steht der „unbeugsame Mut" des in schwerem Schicksal ausharrenden Menschen. „Groß und gewaltig ist das Schicksal, aber größer ist der Mensch, der es unerschüttert trägt." ¶ Leben ist oft schwerer als Sterben. Ein Feigling aber, wer es fortwirft. Niemand ist da, dessen Weg schwerer wäre als die Kraft, die ihm dazu gegeben ist. Der Mutige zwingt es doch. Wenn er alles getan hat, was in seinen Kräften stand, dann kommt der glückliche Zufall, der kein Zufall ist, der einen neuen Weg zeigt und weiterhilft. „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei." ¶ Mut braucht nicht nur der Mann, der Soldat, Mut braucht auch die Frau. Wenn dem Mann der Kampf, der Sturm, die höchste Stunde ist, so ist sie für die Frau gekommen, wenn sie ein neues

Leben schenkt. Die Männer, die keinen Krieg mehr führen wollen, können vor den Müttern nicht bestehen, die neues Leben unter dem Einsatz des eigenen geben. ¶ Mut ist die erhabenste Eigenschaft des Mannes und der Frau. Er entscheidet den Kampf und gibt den Sieg.

Härte

Das Leben fordert, hart zu sein. Hart sein ist ein Ideal, dem mit glühenden Herzen nachgestrebt werden muß. Hart sein um des Lebens willen, um ein Kämpfer zu werden, um einst Sieger zu sein. ¶ Unsere Umwelt ist gegeben. Lastende Hitze des Sommers, beißende Kälte des Winters, langer Marsch in Nacht und Nässe. – Ausharren an einer Werkbank, an einem Maschinengewehr. Hunger ertragen, Durst leiden, auf der bloßen Erde liegen können, im Kampfe nicht nachgeben, nie, niemals, und wenn alles aussichtslos erscheint; dem Gegner noch die leergeschossene Pistole ins Gesicht

schleudern, ihm an den Hals fahren, ohne Rücksicht auf sich selbst, ihn noch mitnehmen, wenn man selbst schon sterben muß. Kämpfer sein; Kämpfer sein auch im Glauben an seine Sache, und wenn alle sagen, daß sie falsch sei, weiterglauben, weiterhandeln. Das bringt den Sieg, den Sieg, der dem gehört, der härter ist. ❡ Du sollst in Kampf und Arbeit niemals nachgeben, und wenn es tausendmal mißlingt, dann mußt du es eben tausendundeinmal wagen. Einmal gelingt es doch, und du bist Sieger, fast ausgeblutet, fast von Sinnen, aber in dem jauchzenden Gefühl, überwunden zu haben. Du bist Sieger in deinem Kampf und bist Sieger über dich selbst. ❡ Jeder bereite sich auf seinen Kampf vor. Jeder übe sich so, als ob er einmal den entscheidenden Kampf um Deutschland führen müsse. Jeder muß marschieren, Hunger, Durst leiden, auf der nackten Erde schlafen können, alle Entbehrungen mit frohem Mut durchhalten,

Kämpfer sein, Soldat sein von dem Augenblick an, wo er zum ersten Male begreifen kann, um was es geht. ¶ Wir brauchen Männer, hart und federnd wie Stahl, härter als alles, was es in der Welt gibt. Sie allein werden die große deutsche Zukunft meistern. Willst du dabei sein oder willst du als Schwächling daneben stehen? ¶ Deutschland wird das Land der Tapferen und Starken sein. Entweder gehörst du zu ihnen, oder du wirst kein Deutscher mehr sein.

Wille

Wille heißt die Kraft, die in dir befiehlt. Du magst zaudern aus Trägheit, Angst, Schwäche. Der Wille reißt dich über jeden Halt hinweg und befiehlt dir zu tun, was Gefühl und Verstand dir sagen. ¶ Ein Mensch ohne Wille ist wie eine Maschine ohne Kraft. Sie sind unnütz geworden. „Wo aber ein Wille ist, da ist auch ein Weg", und wo ein Wille befiehlt, da wird auch gehorcht, gleich ob ein Mensch seinem eigenen Willen folgt oder Männer dem Willen eines Führers. ¶ Wenn es der Glaube ist, aus dem die Kraft geschöpft wird, so ist es der Wille, der den Stoß führt. ¶ Übt euren Willen, daß er sprung-

bereit und gespannt sei wie eine Bogensehne, um in dem Augenblick abzuschnellen, wo es sein soll, keine Sekunde zu spät und keine Sekunde zu früh. Übt euren Willen in kleinen Dingen, bis er so stark geworden ist, daß er die Leistung vollbringt, die Deutschland von euch erwartet.

Selbstbeherrschung

Von einem Menschen, der einen Kraftwagen führen will, verlangt man, daß er ihn beherrscht, damit er kein Unglück anrichtet. Von einem Menschen, der ein Leben unter anderen Menschen führen will, wird gefordert, daß er sich selbst beherrscht, damit er sich und andere nicht gefährdet. ¶ Die Kräfte, die in uns wohnen, ziehen hinauf oder hinunter. Es kommt darauf an, welchen Gebrauch wir von ihnen machen, ob wir sie und damit uns selbst zu beherrschen wissen. ¶ Der Hunger und der Durst sind dazu da, daß sie befriedigt werden. Aber wehe dem, der ißt um des Essens willen oder der

trinkt um des Trinkens willen. Er steht niedriger als das Tier, das weiß, wann es genug hat. Er aber, dem der Verstand gegeben ist, weiß es nicht. Wir hassen sie, die Fresser und die Säufer mit dem aufgedunsenen Leib und den verquollenen Augen als Menschen ohne Maß und Selbstbeherrschung. Wir essen und trinken, um zu leben, aber wir leben niemals, um zu essen und zu trinken. ¶ Der Leib gehört in eine eiserne Zucht, damit wir stets Herr über ihn sind und er uns ein immer zuverlässiger Helfer ist. Wir dürfen auch den sexuellen Trieb niemals Herr unserer Handlungen werden lassen. Er ist beim heranwachsenden Menschen nicht dazu da, um befriedigt zu werden, sondern es ist eine Kraft, die sich steigern soll, um das zukünftige Geschlecht gesund an Leib und Seele zu zeugen. Dem jungen Menschen ist nicht seine Kraft gegeben, um sie im Bett zu verbrauchen, sondern sie soll sich in Sonne und Wind, auf dem Sportplatz und im

Gelände steigern, bis das vollendete Bild eines Körpers vor uns steht, in der Fülle von Kraft und Schnelligkeit, ein Körper, in dem Mut und Glaube und eine freie Seele wohnen, Herr über die Leidenschaften, Herr über sich selbst, der deutsche Mensch der Zukunft, aus dem die Kraft des neugewordenen Volkes wächst, der Träger eines künftigen Geschlechts der Edlen und der Freien. ¶ Lerne dich selbst beherrschen, und du beherrschst das Leben! ¶ Wenn du dich selbst beherrschst, mußt du den Schmerz ertragen, ohne daß ein Laut über deine Lippen kommt. Männer klagen und schreien nicht, und Jungen, die Männer werden wollen, tun dies ebensowenig. ¶ Du sollst auch nicht jeder kleinen Unlust nachgeben. Sei offen, sei bestimmt, spiele nie den Gekränkten, sondern beherrsche dich selbst. Sei Herr über Schmerz und Unlust. Zwinge dich zu freudiger Gläubigkeit, dann wachsen dir Kräfte, die du nicht erahnst. ¶ Du mußt

dich in der Selbstbeherrschung üben. Wie oft ruft dich eine Pflicht und irgend etwas Belangloses zieht dich ab. Befiehl dir selbst, damit du Herr über dich bist. ¶ Tue jeden Tag etwas, das du ungerne tust, und jeden Tag unterlasse etwas, was du gerne getan hättest. ¶ Alles, was du dir befiehlst, das tue sofort, ohne dich eine Sekunde zu besinnen. Du mußt, weil du ein Kerl werden willst. ¶ Das ist das Geheimnis jeder großen Persönlichkeit: sie hat sich selbst erzogen und sie gewinnt alle Kraft, mit der sie nach außen wirkt, aus der Überwindung ihrer selbst. ¶ Ihr sollt aber keine kopfhängerischen Menschen sein, die sich alles versagen und in Höhlen leben um einer verheißenen Seligkeit willen. So wollte Gott den Menschen nicht. Er soll Freude haben an seinen Werken, er soll sie gebrauchen, aber er soll sie nie mißbrauchen, und er soll Herr über sich selbst sein.

Disziplin

Mut haben auch Wilde und Halbwilde, Disziplin aber hat nur der hochwertige Mensch. Disziplin heißt die Einsicht, sich einordnen zu müssen, Disziplin heißt, einen Befehl ausführen, ohne daß man seine Gründe kennt und versteht. Disziplin haben, das heißt, auch ein Unrecht erleiden können um der guten Sache willen. ¶ Disziplin ist eiserne Zucht und schweigender Gehorsam. ¶ Disziplin kommt aus dir selbst. Du bekennst dich zu ihr, weil dich ein eigener hoher Wille trägt. Wer dies nicht tut, dem wird das stahlharte Müssen aufgenötigt, das allein die Willenlosigkeit und die Schwachheit vieler

überwinden und aus ihnen dienende Glieder des Volkes und des Staates machen kann. ¶ Disziplin haben ist eine geistige Haltung. Durch sie wirkt Gesetz und Befehl in allen für alle. Jede Lockerung der Disziplin ist Beginn der Auflösung. Jeder ist berufen, darauf zu achten, daß er selbst und der Mann neben ihm sich diszipliniert verhält.

Pflicht

Pflicht ist ein schweres Wort, solange man sie nicht erfüllt hat. Pflicht ist ein freudiges Wort, sobald man sie getan hat. ¶ Pflicht heißt das „Du sollst", das du selbst in dir fühlst. Pflicht heißt das, was Familie, Volk und Staat von dir fordern. Seine Pflicht tun heißt nicht in den Strängen gehen wie ein abgetriebenes Pferd, sondern seine Pflicht tun bedeutet, daß man voll Freude wird, und wenn die Pflicht auch noch so Schweres forderte. ¶ Aus der Pflicht, die die Väter und Vorväter erfüllten, wuchs das Vaterland. Aus der Pflicht, die wir alle erfüllen, wächst der Staat der Gegenwart und

jede Zukunft des einzelnen und der Gesamtheit. ¶ Pflicht kann man auch Opfer heißen, Opfer des eigenen Lebens. Dein Volk kann wieder fordern, was es dir gegeben hat. Es gibt nichts, was es an Pflicht von dir nicht verlangen könnte. Aber was heißt fordern? Der Staat, das Vaterland wohnt in deiner eigenen Brust. Du forderst es von dir, und der Weg der höchsten Pflicht ist der Weg deines höchsten Glückes, und wenn er dich in den Tod führen sollte. ¶ Aus der erfüllten Pflicht wächst das Recht. Ein anderes Recht gibt es nicht im nationalsozialistischen Staate, so wenig es Lohn ohne Arbeit gibt. Je höher die Pflicht, desto höher das Recht. Wer am meisten für Deutschland tut, der hat auch am meisten über Deutschland und sein Geschick zu bestimmen. Er ist der Führer des Reichs und die anderen folgen ihm in der Rangordnung ihrer erfüllten Pflichten. ¶ Ein Arbeiter an der Straße kann aber in dieser Rangordnung

höher stehen als ein Staatsminister, wenn er seine Pflicht höher erfüllt. ¶ Pflichterfüllung bis zum Äußersten, das ist es, was von jedem gefordert wird. Wer wird warten, bis die Forderung kommt, bis ein Zwang aus ihr wird? Aus eigenem Wollen muß jeder seine Pflicht erfüllen, dann ist er ein Freier und kein Knecht.

Ehre

Du lebst von der Ehre und nicht vom Brot. Die Knechte glauben, daß sie zum Leben nur Speise und Trank bedürfen. Der Freie weiß, daß er dazu zuerst der Ehre bedarf. ¶ Deine Ehre ist dein Ansehen bei Kameraden und Volksgenossen. Sie ist aber ebensosehr dein Ansehen vor dir selbst. ¶ Ehrenvoll ist, wer mutig ist. Ehrenvoll ist, wer selbstlos und treu ist. Ehrenvoll ist, wer Herr seiner selbst ist. Ehre genießt, wer Großes für sein Vaterland tut. ¶ Ehre kommt nicht aus Geld und Besitz. Wenn aber einer neue Werte schafft oder den anderen Arbeit gibt durch seinen Geist oder seiner Hände Werk,

so kann er auch Ehre daraus gewinnen. ¶ Ehrenvoll ist es auch, der Sohn eines Edlen zu sein, der viel getan hat für Volk und Staat. Aber der Sohn ist der Ehre unwürdig, wenn er sie nicht aufs neue erwirbt. ¶ Gewonnene Ehre gilt nicht für immer, sondern sie fordert unaufhörlich Arbeit und Kampf. Ehre gleicht einer Krone. Wer aufhört, als König zu leben und zu wirken, verliert sie – und hat sie schon verloren, und wenn er sie gleich noch auf dem Kopfe träge. ¶ Nicht jeder kann aber einem anderen die Ehre nehmen. Die Beleidigung durch einen Buben nimmt niemand die Ehre. Aber wer feige die Beleidigung hingehen läßt, der verliert seine Ehre vor den anderen. ¶ Eine Beleidigung ahnden wir nicht zuerst selbst, sondern dazu ist der übergeordnete Führer und Richter da. Wer dich aber schlägt, den schlage wieder, und wer dich ins Gesicht beleidigt, den schlage auch. Es gibt heute in Deutschland für uns als National-

sozialisten nur eine Ehre und Ehrauffassung. Es gibt keine besonderen Ehrauffassungen für einzelne Stände mehr. Wir haben alle durch den Nationalsozialismus eine neue gemeinsame Ehre gewonnen. Wir kennen sie. Wer sie nicht hat, der ist nicht frei, sondern unfrei. Der kleinste Arbeiter kann heute frei und ehrenvoll sein und der Kommerzienrat Sklave und Knecht. ¶ So will es das neue Gesetz, das nur denen Ehre gibt, die tapfer, selbstlos, treu und Herr über sich selbst sind und die alles für Deutschland tun, was sie vermögen. ¶ Der Weg zur Ehre ist damit jedem Deutschen freigegeben.

Treue

Treue ist ein heiliges Wort. Deshalb sollst du es selten im Munde führen. Sie muß dir so selbstverständlich sein wie die Luft, in der wir leben. ¢ Was besteht, das besteht durch Treue. Weicht aus dem Bestehenden die Treue, so wird es wieder zu nichts. Es zerreißt das Band, das alles zusammenhält. Es zerbricht die Kameradschaft, es zerbricht das Führertum, es zerbricht die Ehe, es zerbricht die Sicherheit des Rechts, es zerbricht das Heer, es zerbricht der Staat; es zerbricht alles, was da steht. ¢ Einmal ist Deutschland so zusammengebrochen im November 1918, weil man an die Stelle der Treue die Untreue setzte. Ein „Übermaß an Treue" hat es wieder

aus dem Abgrund gehoben. Neu gegründet steht es auf der Treue, die stärker sein muß als alle zerstörenden Mächte der Welt. ¶ Was ist deine Treue, Kamerad? ¶ Deine Treue ist, daß du nie und niemals von den Idealen weichst, denen du dich verschworen hast. Der Nationalsozialismus hat sie neu zum Licht gehoben, damit sie in dir leben und dich bis ins Grab begleiten. Das ist deine erste und vornehmste Treue. ¶ Zum anderen bist du treu deinem Vaterland, das Deutschland heißt. So wie sein Boden, sein Blut dich zeugte, so gehörst du ihm auf immer. ¶ Das Dritte, was die Treue von dir fordert, ist deinem Führer zu folgen, unwandelbar in hellsten und dunkelsten Tagen. Es ist besser, du folgst ihm auf immer in Nacht und Elend, als daß deine Treue zu ihm auch nur einmal wankt. ¶ Zum Vierten gehört deine Treue deinem Kameraden. Immer wirst du ihm helfen, wenn er in Not und Gefahr ist. Auf immer soll er wissen,

daß er zu dir kommen kann, daß er sich ganz auf dich verlassen kann, als ob du sein leiblicher Bruder wärest. ¶ Siegfried und Hagen sind treu gewesen. Siegfried, der lichte Held, schlug Schlachten für seinen König. Freude war sein Leben und Jubel und Sieg. Liebe und Treue gingen mit ihm, als führten sie ihn an den Händen. ¶ Hagen erschlug Siegfried, nicht als feiger Mörder, sondern weil Siegfried in einer Stunde Schuld auf sich lud. Die Ehre des Königs war in Gefahr. Siegfried mußte sterben. Aber Hagen nahm auf sich die Schuld. Seine Treue zu seinem König stand ihm höher als seine eigene äußere Ehre. Er nahm den Fluch eines Mörders auf sich, war größer als alle und war treu. ¶ In Treue folgte der germanische Krieger seinem Herzog und kehrte nicht mehr ohne ihn heim. In Treue folgten die Ritter ihren Fürsten und Kaisern. In Treue dienten Preußens größte Söhne dem König, auch wenn sie ihn an Wert

überragten. Sie dienten nicht seiner Person, sondern der Krone, die er trug. In Treue folgten all die Millionen von Toten des Krieges ihren Führern. In Treue liegen sie mit ihnen vereint als Totenwall um Deutschland. In Treue folgen wir alle dem Führer und seinen Fahnen. Die Faust eines jeden wird die Fahne bis in den Tod umklammern, die Deutschland zu neuem Leben führte. ¶ Treue üben wir auch im täglichen Leben. Es gilt wieder das gesprochene Wort von Mann zu Mann. Versprochenes muß gehalten werden und wird gehalten. Wir brauchen nicht Handschlag und Eid. Auf unser Wort muß und kann jeder wieder bauen, weil wir wieder treu geworden sind. ¶ Deutschland ist das Land der Treue. Sie wohnte in seinen unermeßlichen Wäldern. Sie wohnte bei seinen Rittern und Soldaten. Sie wohnt wieder in uns. Die Treue ist unsere Ehre. Wer will ehrlos sein unter den Tapferen und Helden?

Freiheit

Es gibt in Deutschland keine Freiheit des Tun- und Lassenkönnens so, wie es jedem gefällt, und es wird keine geben, denn sonst wird Deutschland nicht bestehen. ¶ Freiheit heißt nicht, den anderen übervorteilen, bestehlen zu können, ohne bestraft zu werden. Freiheit heißt auch nicht, nach seinem Gefallen leben zu können. Freiheit heißt auch nicht, in Feigheit sein Leben schonen zu dürfen. ¶ Freiheit heißt, wenn einer aus freiem Willen den einen Weg geht, den ihn die Pflicht gehen heißt. Die anderen sind Knechte ihrer selbst. Er aber ist der einzig freie Mann: aufrecht und stolz, Herr über alles, was erniedrigt,

Auslese der Nation, Träger des Staates. Er hat sich zu sich selbst erhöht. Er steht im Dienst, während andere feiern. Aber dieser Dienst erhebt ihn weit über sein kleines Ich und macht ihn frei. ¶ Im heißen Sommer versiegt irgendwo der Brunnen einer Siedlung. In schweren Mühen, Tag und Nacht, gräbt der eine einen neuen Brunnen. Niemand befahl. Aber es ist ihm eine freudige Pflicht, Wasser zu schaffen für Frauen und Kinder und Kameraden. Der andere tut, was ihm behagt. Der eine ist in seinem selbstgewählten schweren Dienst ein freier Mensch. Der andere ein Knecht seiner Gelüste und Leidenschaften, ein Lump, der vielleicht im Wirtshaus behauptet, der Mensch sei frei geboren und könne tun und lassen, was er wolle. ¶ Wer an sich denkt, ist Knecht und unfrei; wer an andere denkt, ist Herr und frei.

Glaube

Was der Verstand ermessen kann, das heißt Wissen. Wissen allein bewirkt nichts und ist tot. ¶ Ein Wunsch, der dir in Erfüllung gehen kann, heißt Hoffnung. Hoffnung kann leicht zuschanden werden. ¶ Niemals aber kann dies der Glaube; denn Glaube ist eine Kraft. Glaube ist aus deinem tiefsten Gefühl heraus gewachsen. Er ist ein Wissen, für das es keine Erklärung des Verstandes gibt. In ihrem Glauben hat die Seele ein Stück der Weltordnung erschaut. Sie trägt ein Ahnen in sich von dem, was werden soll, und sieht mit ihren Augen ein Stück des Wegs, den sie gehen soll und kann. Sie weiß, auf

diesem Weg erfüllt sie göttliches Gebot und ist Arbeiterin geworden an dem großen Werk, dem unermeßlichen, unfaßbaren. ¶ Weil Glaube dies sieht und dies vermag, ist er mehr als Menschenkraft. Er ist ein Stück der ungeheuren Kraft, die alles Leben und alle Welten treibt. Der Mensch geht im Glauben wie schlafwandlerisch sicher seinen Weg. Wer kann gegen ihn, da er den Weg des höchsten Willens geht. Er wird ihn vollenden, wenn er glaubt. Keine Hand, die sich gegen ihn aufhebt, wird ihn vom Wege abbringen. Die Kugel, die ihm gilt, kann ihn nicht treffen, solange der Weg nicht vollendet ist und er nicht von ihm gewichen ist. ¶ Tausende verstehen den gläubigen Menschen nicht, weil ihre Seelen nicht sehen können. Aber was kümmert den Gläubigen die Meinung der anderen, was kümmert den Sehenden die Meinung der Blinden, was kümmert den Starkgewordenen das Denken der Schwachen. ¶ Der Weg des Glaubens ist

der Weg aller Großen. Vor unser aller Augen ging ihn Adolf Hitler, den Weg, den ihm die Vorsehung wies. Er erfühlte ihn und glaubte, was noch kein Verstand der Verständigen sah. ¶ Vor jedem liegt der Weg seines Glaubens. Wenn es kein Weg des Ruhmes und der Ehre ist, so ist es doch ein Weg der Pflicht und des höchsten Glückes. Ihn finden heißt: ein Stück der unendlichen Kraft gewinnen, die die Welten treibt. ¶ Weil Glaube Kraft ist, vermag er, was unmöglich erschien. Er ist die Voraussetzung für jedes Werk. Kein Mensch vermag etwas ohne Glauben. Nicht einmal einen Graben wird er überspringen, wenn er nicht glaubt, daß er ihn überspringen kann. Das Höchste und Wichtigste an einem Menschen ist nicht Verstand und Wissen, sondern sein Glaube. Jeder ist so viel wert, als er Glauben hat. ¶ Mit Glauben begann dieses neue Reich. Der erste Parteitag nach der Machtergreifung hieß „Der Sieg des Glaubens".

Mit Glauben wächst es weiter und wird groß. Es wächst nicht mehr aus dem Glauben eines einzigen Mannes, sondern aus aller Glauben und wird getragen von der Kraft aller, in deren Glauben mehr als Menschenkraft lebendig wurde. ¶ Wehe denen, die nicht glauben. Sie stehen nicht bei der Kraft der Schöpfung, sondern der Vernichtung. Sie sind Zerstörer des Reiches. ¶ Der Glaube aber ist stärker als alle Kräfte, die in dieser Welt wirken.

Schicksal

Wir glauben nicht an ein blindes Schicksal, das den Menschen seinen Lebensweg führt. Wir glauben nicht daran, daß Engel Gottes uns jeden Schritt behutsam führen, damit wir nicht fallen. Wir glauben aber an einen göttlichen Willen, der jedem Leben, das da geboren wird, seinen Sinn gegeben hat. Nicht einen beliebigen allgemeinen Sinn, sondern jedem Leben seinen eigenen besonderen Zweck und Sinn. ¶ Wir spüren im tiefsten in uns, ob unser Handeln nach diesem Sinne geschieht. Man mag dieses Gefühl Gewissen heißen oder anders. Es ist da. Wir sind uns des rechten Weges wohl bewußt.

Wir dürfen nur fragen. In uns selbst antwortet eine Stimme und spricht von dem göttlichen Willen, der uns den Weg weist, den wir gehen sollen. ¶ Dieser Weg ist unser Schicksal. Es gibt für jeden nur einen einzigen rechten Weg. Ihn gehen macht im höchsten Sinne glücklich, und wenn es ein Weg wäre, der nur Not und Mühsal bringt. ¶ Jeder andere Weg führt ab vom Sinn und Ziel des Lebens, ist Tod und Sünde. Und wenn der Weg noch so angenehm wäre, du belädst dich an jedem Tag deines Lebens mit Schuld. ¶ Du selbst aber hast die Freiheit zu entscheiden, welchen Weg du gehen willst. Kein blindes Schicksal ist über dir. Du gehst nach deinem eigenen Willen. ¶ Folgst du dem Gesetz in deiner Brust, so ist es der Weg zu deinem Gott. Es ist der Weg, der aus Ewigkeiten kommt und in Ewigkeiten geht; denn in der ganzen Welt ist nirgends ein Ende, sondern immer nur Wandlung. Es gibt keinen Tod, der nicht ein Anfang

wäre. ¶ Alles wird und drängt in dem ungeheuren Weltenplan, in den du dich einreihst, wenn du deinen Weg suchst. Alles ist Entwicklung. In jedem lebt die Freude des Schaffens, denn er gehört zu den Bauleuten am Werk. Nirgends aber ist ein Himmel des Genusses und der Seligkeit. Aber Arbeit und Leben wechselt in unendlicher Form, sei es im Bezirk des Leibes oder in der Sphäre des Geistes. ¶ Die für eine Gottesidee fielen – und eine solche ist auch Volk und Vaterland – wirken für diese weiter. Sie sind ein Stück der Seele und der Kraft ihres Volkes geworden. Sie wirken und wachen unaufhörlich. Sie sind in Wirklichkeit in uns als unsere besseren Gedanken. ¶ So wirkt und schafft jedes Wesen in Leib und Geist am großen Weltenplan. Er ist Gott, die ewige Weisheit und der erhabene Sinn des Unbegreiflichen. Er ist, wenn du dich einordnest und dem Weg folgst, auch in dir. Du begreifst ihn in deinem Teil

und wirst, wo du auch sein mögest und wie es dir auch gehen möge, unendlich glücklich. Du trägst Gott in deiner eigenen Brust. Du hast den Tod überwunden, und wenn du gleich stirbst, so lebst du weiter als ein Stück der unendlichen Kraft, die unaufhörlich wirkt und schafft. ¶

Dein Schicksal heißt der Weg, der dir gezeigt ist. Dein freier Wille entscheidet, ob du ihn gehst und ob du deine Aufgabe vollendest.

Geburt und Tod

Geburt und Tod sind eins; denn es sind die beiden Seiten eines Tores. Der Eingang in einen Raum wird immer der Ausgang aus einem anderen sein. Es kommt nur darauf an, in welchem Raum oder welchem Leben wir stehen, daß wir „Eingang" oder „Ausgang" sagen, Geburt oder Tod. ¶ Der Tod ist für den, der begreift, ohne jeden Schrecken. Doch der, der im alten Leben seinen Weg nicht ging und sündig wurde, wird im Tod seine Schuld erkennen. Es gibt aber nach dem Tode keinen Ort der Qual, keine Hölle. Seine Schuld sehen zu müssen, ist das schwerste Gericht und zugleich die höchste Strafe.

Gericht und Strafe trägst du in dir selbst. ¶ Versäumte Arbeit wird immer durch doppelte Arbeit gutgemacht. Wieder wird es in deine Hand gelegt, wieder Arbeiter am Weltenplan zu sein oder sein Feind zu werden. – Das ist der einzige Tod, den es gibt, daß man aus einer Kraft des Schaffens zu einer Kraft der Zerstörung wird, und dieser Tod ist nicht körperlich. Es ist dein freier Wille, zu entscheiden, wohin du gehörst, zu Gott oder, um ein altes Wort zu gebrauchen, „zum Teufel“. ¶ Aber was wir Geburt und Tod heißen, ist nur das Tor zwischen zwei Welten. Es gibt keine Geburt und keinen Tod, es gibt nur die Wandlung, und wir können getrost durch die Tore gehen, die gebaut sind; denn alle Welten schuf eine Hand.

Natur

Das Göttliche ist in seinen Geschöpfen mächtig. Es wohnt nicht in den Mauern, die die Menschen erbauten. Sie mögen Zeugen ihres Wollens sein, Gott aber ist zuerst im Lebendigen. ❡ Unsere Ahnen gingen hinaus in den Wald, um Gott zu finden oder zu ehren. Sie grüßten sein morgendlich aufsteigendes Licht. Es galt ihnen mehr als die Ampel von Menschenhand. Sie standen auf Bergen, weil der gestirnte Himmel als sein größtes Werk ihnen dort am nächsten war und nicht abgeschlossen wurde durch eine Decke von Stein. Der rieselnde Quell, der dem Berg entsprang, war ihnen ursprünglicher und

gottnäher als alles, was aus Gefäßen von Menschenhand fließen kann. ¶ Wer wagt es zu sagen, sie wären dem lebendigen Gott nicht nahe gewesen? ¶ Andere Völker mögen sich in Städte und ihre Steingewölbe flüchten, oder in Höhlen ihren Gott suchen. Der wirklich Deutsche erahnte Gott mit heiligen Schauern in der Lebendigkeit des Geschaffenen. Er betete ihn an, indem er seine großen Werke ehrte. ¶ Wer wagt zu sagen, Gott sei uns näher im Menschenwerk? ¶ Der Glaube unserer Väter blieb im tiefsten in uns mächtig. Immer noch wandert der Deutsche durch seine Landschaft und ist ergriffen von der Schönheit der ihm von Gott gegebenen Erde. Freiheit geben ihm die Gipfel seiner Berge. Die Ewigkeit fühlt er in der Weite der See. Das wandernde Wasser ist ihm das Sinnbild des ewigen Wechsels. ¶ Er schützt Wald und Baum und Strauch, als wären sie ihm Gefährten. Er liebt das Tier, das in anderen Ländern gequält und

gepeinigt wird. Ihm ist Hausgenosse, was anderen nur Besitz ist. ¶ Er sieht und ehrt in allem die göttliche Schöpfung, in der ihm heiligen Erde, im Wanderer Wind und in der lodernden Flamme, in der sich die Wandlung vollzieht. Immer noch und heute wieder stehen wir auf Berggipfeln, schüren den Feuerbrand und fühlen das Erhabene und Unaussprechliche. ¶ Wer wagt uns zu schelten, weil unsere Augen sehend sind?

Um der Sache selbst willen

Niemals sollst du eine Sache um des Lohnes willen tun, sondern immer nur um ihrer selbst willen. Ist jemals ein deutscher Soldat des Lohnes wegen ins Feld gegangen? Er tat es um des Vaterlandes willen. Wer von uns fordert, daß wir um Lohnes willen gut und fromm sein sollen, der versucht uns und zieht uns ab von Gott. Er ist ein Anwalt des Teufels, und wenn er uns den Himmel verspricht. ¶ Gott ist in der guten Sache selbst, die wir tun, aber er ist nicht in einem Himmel, in dem wir in Ewigkeit genießen sollen. ¶ Eine Sache um ihrer selbst willen tun, das ist deutsch, und das war in Deutschland immer der erste und höchste Gottesdienst und soll es bleiben, solange unser Volk lebt und der Welt ein Mahner ist.

Ordnung

Die Welt erstand in dem Augenblicke, als die erste Ordnung begann. Sie wird so lange bestehen, als Ordnung besteht. Sie wird ihre Vollendung haben, wenn sie auf das höchste geordnet ist. ¶ Der Deutsche hat die Gabe, Ordnungen zu schaffen, lebendige Ordnungen, ganz gleich ob sie Fabriken, Heere oder Staaten heißen. Ordnungen, in denen jeder seinen Platz und seine Aufgabe hat, bei denen alles flüssig zusammenspielt, als ob es ein einziger Körper wäre. ¶ Aber auch im kleinen zeigt sich die Fähigkeit des Deutschen, Ordnung zu schaffen, Genauigkeit zu üben. Sie zeigt sich im deutschen Haus,

das sauber und geordnet ist wie kein anderes. Sie zeigt sich in der Maschine, in dem Apparat, die so unvorstellbar genau gearbeitet werden, daß sie in der Welt ohnegleichen sind. Sie zeigt sich im deutschen Soldaten, dessen Gewehr keinen einzigen Flecken hat und an dessen Stiefel kein einziger Nagel fehlt. Sie zeigt sich bei dem SA.-Mann oder Hitlerjungen, dessen Tornister oder Spind peinlich sauber eingeräumt und gehalten sind. ¶ Immer ist es ein und dieselbe deutsche Eigenschaft. Es ist nicht wegen des vorhandenen Fleckens oder des fehlenden Stiefelnagels, es ist der Ordnung wegen und deshalb, weil man dazu erzogen werden muß, seine Sache so gut als möglich zu machen und die deutsche Leistung aufs höchste zu steigern. ¶ Entscheidungen hängen immer von Kleinigkeiten ab. Eine teure Maschine ist unbrauchbar, nur weil ein Maß nur ein wenig anders wurde; ein Maschinengewehr versagt, wenn alles darauf ankommt, weil ein

Sandkorn in das Schloß geriet. ¶ Ordnung muß sein um der Leistung willen, weil jede Leistung mit Ordnung beginnt. Das gilt für jede Einzelheit und für die Gesamtheit des Lebens.

Ehrlichkeit

Es soll kein Falsch in dir sein! Unehrlich ist der Jude. Er ist so geboren und bleibt voller Hinterhalt. Du bist geboren, ehrlich zu sein und ehrlich zu bleiben. Dein Gesicht lügt nicht, deine Worte sind wahr, dein Tun ist klar und kann vor aller Augen bestehen. ¶ Du wirst kein Wort über einen Kameraden sprechen, das du ihm nicht selbst sagen kannst. Tust du es doch, so zerstörst du die Gemeinschaft, so verletzest du die eigene und des anderen Ehre. Du wirst unehrlich. ¶ Du schreckst davor zurück, deinem Kameraden zehn Pfennige zu stehlen. Aber wie wenig wäre das demgegenüber, wenn du dem

Ahnungslosen ein Stück seiner Ehre stiehlst, ohne daß er sich wehren kann. An dieser Tat gemessen hat ein Dieb, den man ins Gefängnis sperrt, ein leichtes Vergehen begangen. Besitz wiegt gering gegenüber Ehre. Ein Räuber ist immer noch ehrenvoller als ein Ehrabschneider. Das ist die erste Forderung der Ehrlichkeit, daß man des anderen Ehre achtet als dessen höchsten ideellen Besitz. Die andere Forderung der Ehrlichkeit ist, daß man das Eigentum des anderen achtet, weil es mit Mühe und Fleiß erworben ist. ¶ Es muß einmal in Deutschland wieder so weit kommen, daß man nachts alle Türen offen stehen lassen kann. Es muß wieder so weit kommen, daß man jedes verlorene Stück zurückerhält und daß man fremden Volksgenossen ohne Gefahr Geld und Gut anvertrauen kann. ¶ Wir wollen die Ehrlichkeit eines Bauernvolkes wiederhaben. Es soll bei uns wieder so sein wie heute noch im Norden, wo man Haus und

Hof allein läßt, ohne eine Türe zu schließen, weil es keine Unehrlichkeit gibt. ¶ Es muß ein Ende gemacht werden mit allem unehrlichen Gesindel. Es soll uns vom Halse geschafft werden. Ein neues Geschlecht soll in Deutschland sein, ehrlich in Wort und Tat, weil Ehre ihm notwendiger zum Leben geworden ist als Besitz. Und wehe dem, der sich dagegen versündigt.

Eigentum

In dem nationalsozialistischen Staat gibt es kein Eigentum mehr, mit dem der einzelne schalten und walten kann, wie er will. Es gibt keinen schrankenlosen Besitz, sondern nur ein erworbenes Recht, Verwalter zu sein im Sinne des Ganzen. ¶ Das Eigentum ist zum Lehen geworden. Wohl darf man es nutzen, aber nur so, daß das Interesse der Allgemeinheit erfüllt ist. ¶ Ein Bauer hat einen Acker. Er gehört ihm. Und er soll ihm gehören, denn sein Vorfahr hatte ihn gerodet, und mit Mühe und Schweiß haben ihn seine Väter bebaut. Er gehört ihm, solange auch er ihn bebaut, damit dort Nahrung für

andere Volksgenossen wächst. Der Acker müßte ihm aber genommen werden, wenn er ihn brach liegen läßt, weil er zu faul oder zu untüchtig ist, ihn zu bebauen. ¶ Ein Haus! Warum soll ein Deutscher kein Haus haben, das die Heimat seiner Kinder ist. Die Mietwohnung in der Stadt hat dem Deutschen ein Stück Vaterland genommen. Ein eigenes Haus und Garten gibt ihm ein Stück Deutschland wieder, auf das er ein Anrecht hat. ¶ Aber es gibt kein unverdientes Geschenk. Eigentum muß durch die Arbeit der Hände oder des Geistes erworben werden. Der tüchtigste und fleißigste Siedler im Neuland wird mehr Land für sich und seine Kinder unter den Pflug nehmen können als ein anderer. Ist das ein Vorwurf? Er schafft Brot nicht nur für sich, sondern auch für andere. Was er sich erwarb, ist sein Eigentum. ¶ Aber wer mit List und Hinterhalt das zum Besitz zusammenrafft, was Geist und Hände anderer

erschaffen haben, ist ein Dieb und Betrüger. Er ist der Typ des Schiebers und des Juden, der ohne eigenes Schaffen lebt und raffgierig im Namen eines mißbrauchten Rechtes zusammenstiehlt, was andere erschufen. Ihn in Deutschland auszurotten, ist oberstes Gesetz. Einstmals wurden Deutschlands Wälder von den Wölfen befreit. Ebenso muß Deutschland von denen befreit werden, die schlechter und schlauer als Wölfe sind.

Gesetz und Recht

Es ist besser, daß der einzelne unter dem Gesetz leidet, als daß kein Gesetz ist. ¢ Gesetz steuert der Willkür, weil vor ihm jeder gleich ist. Es ist den Menschen nicht gegeben, die höchste Gerechtigkeit zu üben. Aber mit dem Gesetz ist dem einzelnen Richter die Richtschnur gegeben für die Rechtsfindung und das Strafmaß. Das Recht steht nicht mehr auf dem Gutdünken des einzelnen, sondern es muß durch das Gesetz im Empfinden des ganzen Volkes verankert sein. So ist es, wenn ein Volk sein eigenes Recht hat und nicht das Recht eines anderen Volkes übernahm. ¢ Auf der Gerechtigkeit

steht der Staat. Die Ungerechtigkeit zerstört ihn. Der rechtlose Staat ist der Tummelplatz der Freibeuter und Wegelagerer. Der Bauer, der Arbeiter und der Bürger brauchen das Recht, das ihre Arbeit schützt. Das Recht schützt die Ehre, das Leben, die Ehe, das Gut, alle Dinge, die wir in unserem Staate als seine Bausteine haben müssen und haben wollen. Der Richter, in volle Unabhängigkeit gestellt, wahrt das Recht. Der Polizist ist nicht Vertreter irgendeiner mißliebigen Ordnung, sondern dessen, was ein Volk für gut und recht befindet. ¶ Für die Gerechtigkeit ist kein Opfer zu groß. „Es ist besser, daß mein Sohn stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme", sprach ein großer Preußenkönig. ¶ Wir wollen, daß das Recht wieder in Deutschland herrscht, das große ungeschriebene Recht, das wir in unserem Blute überkommen haben. Es soll Gesetz werden in Deutschland, so daß sich alle nach diesem Recht richten

müssen. ¶ Recht ist nicht das, was nur dem einzelnen dient, sondern das, was dem Volke dient. Das ist das oberste Gesetz des Nationalsozialismus, und dem haben sich alle zu beugen.

Der Aufbau des Lebens

Das Leben steigt auf in der Jugend. Es erreicht seinen Höhepunkt im Mann und in der Frau. Es sinkt wie der Sonnenbogen wieder zurück im Greis und in der Greisin. ¶ Man muß das Leben als ein Ganzes sehen, als einen natürlichen Ablauf, der in jedem Augenblick vollkommen ist. Es ist weder die Jugend noch das Alter tadelnswert. Jugend ist Jugend und Alter ist Alter, und sie sind weder Lob noch Vorwurf, sondern nur ein Stück natürlichen Geschehens. ¶ Jugend, das ist die Hoffnung des Wachsens und des Werdens. Jugend, das heißt die Möglichkeit eines rechten Lebens und großen Schaffens.

Wenn man schon an der Jugend das spätere schlechte und unnütze Leben erkennen kann, so wird sie zu dem schwersten Vorwurf; denn hier wird das größte Geschenk vergeudet. ¶ Jugend hat nicht das Ziel, Jugend zu bleiben, sondern Mann und Frau zu werden. Im Manne verbindet sich Mut und Kraft, Ernst und Erfahrung. Das Leben tritt in feste Bahn und in die höchste Leistung. Beim Manne ebenso wie bei der Frau. ¶ Wenn der große Kampf gekämpft ist und die schwere Arbeit getan, dann haben sie den Menschen innerlich und äußerlich geformt. Leib und Seele sind gezeichnet, wohin sie gehören, zu der Kraft, die da aufbaut, oder zu der, die zerstört. Die Milde des Alters kommt. Das Ungestüm der Jugend, die Kraft des Mannes verging. Es kommt die große weite Schau, das klare Wissen vom Wert und Unwert der Dinge dieser Welt. ¶ Wenn ein Mensch einen guten Kampf gekämpft hat, ist sein letztes Antlitz das

liebste, weil es das größte ist, das er getragen hat. In ihm liegt alles, Not und Mühsal, Kampf und Freude, und auf ihm schon der Widerschein der nächsten Welt. Das spüren wir, wenn wir vor der Totenmaske Friedrichs des Großen stehen. Welches Gesicht redet vernehmlicher zu uns? ¶ Wer so seinen Kampf gekämpft hat, dem gebührt im Alter Ehre. Ehrfurchtslosigkeit vor dem Alter, das ist Ehrfurchtslosigkeit vor dem Leben selbst. ¶ „Im Dienste des Vaterlandes verbrauche ich mich", war Bismarcks Wahlspruch. Wer sollte den alt und müde Gewordenen nicht dafür ehren, daß er sich dahingab. Oder wollen wir den ehren, der von sich sagen kann: „Im Dienste des Vaterlandes habe ich mich geschont?" ¶ Jedes Lebensalter ist gut in seiner Art: die Jugend voll Hoffnung, der Mann in der Fülle der Kraft und der Greis, der in Ehren bestand. Nichts ist notwendiger als die Ehrfurcht vor dem, das größer ist als wir!

Die deutsche Jugend liest:

Adolf Hitler an seine Jugend!

Das Buch enthält Aussprüche des Führers und markante Auszüge aus seinen Reden und aus seinem Werk „Mein Kampf". Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach übergibt diese sinnvolle Zusammenstellung der deutschen Jugend mit den Worten: „Diese Sammlung von Gedanken, die den Führer beim Anblick seiner Jugend bewegt haben, begründen das Lebensgesetz unserer Jugendbewegung. Bewahrt diese Worte in ehrfürchtigem und tapferem Herzen, denn dieses Werk ist uns allen frohe Botschaft! —"

Es gibt kaum ein schöneres Geschenkwerk für unsere Jugend!

Umfang 84 Seiten, in Pappband RM. 1,60

Zweifarbiger Druck auf Büttenpapier

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., FRANZ EHER NACHF. GMBH., MÜNCHEN

Philipp Bouhler:

Kampf um Deutschland

Ein Lesebuch für die deutsche Jugend

Reichsleiter Philipp Bouhler, der Chef der Kanzlei des Führers, schreibt in dem Vorwort: „Dieses Buch verdankt seine Entstehung dem Führer. Auf einem Spaziergang in den Wäldern des Obersalzberges im Herbst 1936 hat der Führer davon gesprochen, wie notwendig die deutsche Schule eine Geschichte der NSDAP. braucht, die in knapper Form der deutschen Jugend Bilder vom Kampf der Bewegung vor Augen führt. Mit vorliegenden Blättern habe ich versucht, diese Aufgabe zu lösen. Möge das Buch dazu beitragen, die deutschen Jungen und Mädel anzuspornen zu treuer Pflichterfüllung und sie zu festigen im fanatischen Glauben an Volk und Reich und an den Führer, dessen Erbe sie einst zu bewahren haben. Denn ihnen ist bestimmt, Träger der deutschen Zukunft zu sein."

Der Inhalt dieses Buches muß unserer Jugend heiligstes Vermächtnis werden, denn sie soll einst Hüterin des darin aufgezeigten Geistes sein!

Umfang 108 Seiten, in Halbleinen RM. 1,–

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Goethe an uns

Ewige Gedanken des großen Deutschen

Eingeleitet durch die Weimarer Rede des
Reichsjugendführers Baldur von Schirach

„Wie viele fürchten sich doch, nach Goethes Werken zu greifen! Hier hast du ihn, den Weisen deines Volkes! Nun geh zu ihm und trinke aus dem klaren Quell, den dieses Buch dir gibt! Und nimm aus ihm die Wahrheit für den Alltag und sieh in ihm den großen Erzieher deines Volkes, den Lehrmeister der Jugend, und höre, was er sagt vom tätigen Leben, von Lebenskunst und Lebenserkenntnis, von Frauen und deutscher Sitte, von wahrer Herzensbildung, von Religion und Gott und Offenbarung der Natur, und wisse dann, daß auch er nichts Höheres, Besseres wußte, als deutsch zu sein. Du, deutsche Jugend, aber lies die Rede deines Reichsjugendführers ‚Goethe an uns' und nimm dann auf in dich durch dieses Buch, ‚was der Begriff Weimar und Goethe umschließt'! Auch er ist Deutschland!"

Nationalzeitung, Essen 25. 5. 1938

Umfang 116 Seiten, in Pappband **RM. 2,85**

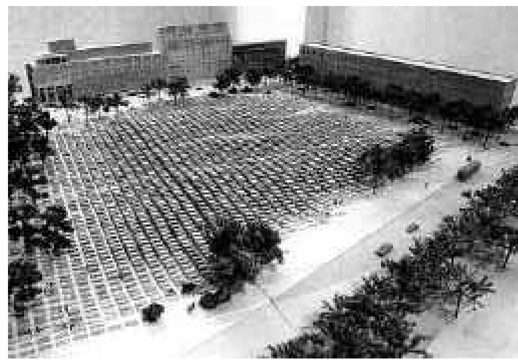
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
GmbH., Berlin SW 68

Die verbotene Wahrheit

Betrachtungen zu einer Vergangenheit, die nicht vergehen will
Fragen zu einer Offenkundigkeit, die weder offen noch kundig ist

Drei Generationen nach Kriegsende beherrscht ein Kapitel der Geschichte, das seit 1979 Holocaust genannt wird, die öffentliche Berichterstattung mehr als je zuvor. Seit Jahrzehnten vergeht kaum ein Tag ohne rituelle Betroffenheitsbekundungen in Presse, Funk und Fernsehen.

Doch im Schatten der beispiellosen Instrumentalisierung des Holocaust hat sich die als offenkundig geltende Geschichtswahrheit immer weiter von den objektiven historischen Fakten entfernt. Gleichzeitig werden berechtigte Fragen zu den zahllosen Unstimmigkeiten und Widersprüchen durch ein strafrechtlich diktiertes Dogma unterbunden.



Das Mahnmal im Herzen Berlins: 50.000 Tonnen Beton sollen den Mythos Holocaust zementieren

Ein gigantisches Holocaust-Mahnmal, das im Herzen Berlins die Fläche von zwei Fußballfeldern einnimmt, wird trotz leerer Kassen und gegen den Willen der Bevölkerung gebaut.

Die 2.751 Betonstelen symbolisieren den verzweifelten Versuch, eine äußerst fragwürdige Darstellung der Geschichte zu zementieren und jeglicher rationalen Erörterung zu entziehen. Zweifel an der offiziellen Lesart des Holocaust werden unter Androhung drakonischer Strafen unterbunden.

In der Bundesrepublik Deutschland, dem angeblich *„freiheitlichsten Staat, den es auf deutschem Boden je gab“*, werden mehr Menschen wegen Meinungsdelikten strafrechtlich verfolgt als in den letzten Jahren des DDR-Regimes.

Angesichts dieser schändlichen Unterdrückung der Meinungsfreiheit drängt sich folgende Frage auf: Was ist das für eine Wahrheit, die das Licht einer öffentlichen Erörterung scheut und obendrein noch strafrechtlich verordnet ist? Dieser Frage soll hier nachgegangen werden.

Inhaltsübersicht:

Empfohlene Druckeinstellungen für Adobe (im Menü „Kopien und Anpassungen“):

[ ] Große Seiten auf Seitengröße verkleinern (**nicht** aktivieren)

[**x**] Kleine Seiten auf Seitengröße vergrößert (aktivieren)

[**x**] Seiten automatisch drehen und zentrieren (aktivieren)

1. Greuelpropaganda

„Es gibt kein gutmütigeres, aber auch kein leichtgläubigeres Volk als das deutsche. Keine Lüge kann grob genug ersonnen werden, die Deutschen glauben sie. Um eine Parole, die man ihnen gab, verfolgen sie ihre Landsleute mit größerer Erbitterung als ihre wirklichen Feinde.“
(Napoleon)

Greuelpropaganda ist eine psychologische Waffe, die in jedem modernen Krieg eingesetzt wird, um die Kampfmoral der eigenen Truppen zu stärken sowie die öffentliche Meinung in eine gewünschte Richtung zu lenken. In Friedenszeiten werden dann meist wieder versöhnlichere Töne angeschlagen.

Doch nach Ende des Zweiten Weltkrieges setzten die Siegermächte ihre Greuelpropaganda gegen das besiegte und völlig zerstörte Deutschland unvermindert fort – wohl in der Absicht, von ihren eigenen Kriegsverbrechen (z.B. Vernichtungskrieg durch die systematische Bombardierung deutscher Städte[1], die Vertreibung und Ermordung von Millionen deutscher Zivilisten) abzulenken oder diese Greueltaten gar als moralisch gerechtfertigtes Mittel im Kampf gegen „das Böse schlechthin“ erscheinen zu lassen.



Durch alliierte Bomben „befreite“ Zivilisten: Dresden im Februar 1945

Die Folgen des alliierten Bombenterrors waren schmerzhaft real. Demgegenüber waren viele Anschuldigungen der Siegermächte so absurd, daß sie heute kein halbwegs intelligenter Mensch ernst nehmen würde. Dennoch wurden u.a. folgende Behauptungen in unzähligen Nachrichtenfilmen, Zeitungsartikeln und Büchern verbreitet und als erwiesen hingestellt:

- Massentötungen in Dampf- und Vakuum-Kammern[2]
- Massentötungen auf elektrisch geladenen Fließbändern und Verbrennung der Leichen in Hochöfen[3]
- Spurlose Beseitigung von 20.000 Menschen auf einen Schlag mittels Atombomben[4]
- Tötung von mehreren Millionen Menschen mit einem Entlausungsmittel[5]
- Massengräber, aus denen frisches Blut fontänenartig emporschießt[6]
- Elektrisch betriebene Krematorien, versteckt in gigantischen unterirdischen Räumen[7]
- Giftgas, das zeitlich verzögert wirkt, damit die Opfer noch selber von der Gaskammer zum Massengrab gehen konnten. An der Grube angelangt, fielen sie unversehens tot um[8]

Solche und ähnliche Greuelmärchen waren sogar offizielle Anklagepunkte beim Internationalen Militärtribunal (IMT) in Nürnberg. Als Folge dieses international inszenierten Justizspektakels mutierte absurdeste Kriegspropaganda allmählich zu einer gesetzlich verordneten Wahrheit: Im Vertrag zur Teilsouveränität der Bundesrepublik Deutschland sind alle Urteile und Entscheidungen des IMT für deutsche Behörden und Gerichte als *„in jeder Hinsicht nach deutschem Recht rechtskräftig und rechtswirksam festgeschrieben“*[9]. Heute gilt die offizielle Darstellung des Holocaust als „offenkundig“, und genießt trotz der haarsträubenden Widersprüche vor deutschen Gerichten den gleichen Rang wie Naturgesetze.

---

1 Eberhard Spetzler, *Luftkrieg und Menschlichkeit*, Musterschmidt, 1956, sowie Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, Propyläen München, 2002

2 IMT Dokument PS-3311; W. Grossmann, *Die Hölle von Treblinka*, Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1947; Anti-Defamation League of B'nai B'rith, *The Holocaust in History*, The Record 1979

3 Boris Polevoi, *Das Todes-Kombinat von Auschwitz*, Prawda, Moskau, 2. Februar 1945

4 US-Ankläger Robert Jackson am 21. Juni 1946 gegenüber Albert Speer: IMT Band XVI, S. 529

5 IMT Dokument 3868 - PS

6 A. Rückerl, *NS-Vernichtungslager im Spiegel Deutscher Strafprozesse*, dtv München, 1978; Hanna Ahrend, *Eichmann in Jerusalem*, Reclam Leipzig 1990

7 Stefan Szende, *Der letzte Jude in Polen*, Europa-Verlag, Zürich 1945; Simon Wiesenthal, *Der Neue Weg*, 19/20, Wien 1946; *The Black Book of Polish Jewry*, 1946; M. Tregenza, *Belzec Death Camp*, The Wiener Library

8 Informations-Bulletin vom 8. Sept. 1942, erstmals veröffentlicht von der polnischen Untergrundbewegung "Armia Krajowa."; zitiert von Yitzhak Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka*, Bloomington 1987 S. 353 ff.

9 Art. 7, Überleitungsvertrag, BGBl., 1955 II, S. 405 ff; in der Zusatzvereinbarung des 2+4 Vertrages von bestätigt

2. Die wundersame Wandlung der historischen Wahrheit

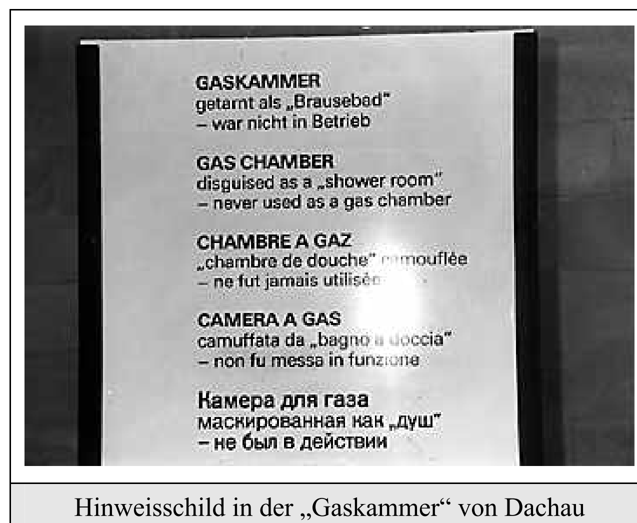
„Auf deutschem Boden gab es keine Vernichtungslager"
(Simon Wiesenthal[10])

Kurz nach Kriegsende wurde die Existenz von Gaskammern in Konzentrationslagern innerhalb des Reichsgebietes, also z. B. in Buchenwald, Bergen-Belsen und insbesondere in **Dachau,** aufgrund angeblicher Tätergeständnisse und Augenzeugenberichte als erwiesen hingestellt.

Die *Berner Tagwacht* berichtete in ihrer Ausgabe vom 24. August 1945 in großer Aufmachung, Hitler-Deutschland hätte *„insgesamt 26 Millionen Juden umgebracht, die meisten davon in Dachau"*. Bis ca. 1960 galten die Lager innerhalb des damaligen Deutschen Reiches als die wichtigsten Vernichtungslager. Hingegen spielten die Lager in Polen, z.B. Auschwitz, Treblinka und Sobibor, in der damaligen Berichterstattung kaum eine Rolle.

2.1 Keine Vergasungen in Dachau

Die These, in den KZs innerhalb des Deutschen Reiches seien Menschen in Gaskammern getötet („vergast") worden, wurde von offizieller Seite bereits 1960 verworfen, und zwar zuerst von **Martin Broszat**, dem damaligen Mitarbeiter und späteren langjährigen Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte (IfZ). In einem Leserbrief an die Wochenzeitung *Die Zeit* stellte Broszat lapidar fest:



Hinweisschild in der „Gaskammer" von Dachau

„Weder in Dachau noch in Bergen-Belsen noch in Buchenwald sind Juden oder andere Häftlinge vergast worden. Die Gaskammer in Dachau wurde nie ganz fertiggestellt ... Hunderttausende von Häftlingen, die in Dachau oder anderen Konzentrationslagern im Altreich umkamen, waren Opfer vor allem der katastrophalen hygienischen und Versorgungszustände ..."[11]

Mit dieser Stellungnahme räumte Broszat ein, daß die 15 Jahre lang offiziell propagierte historische Wahrheit nichts weiter war als die unkritisch nachgeplapperte Greuelpropaganda der Siegermächte. Seitdem befindet sich in der „Gaskammer" von Dachau ein Schild mit folgender Aufschrift in mehreren Sprachen: *„Gaskammer – getarnt als ´Brausebad´ – war nicht in Betrieb"*

Um allzu großen Schaden für die *„volkspädagogisch erwünschte Geschichtswahrheit"*[12] abzuwenden, wurden kurz nach dieser gravierenden Revision der offiziellen Geschichtsschreibung die in Polen befindlichen Lager propagandistisch aufgebaut. Hierzu dienten insbesondere die medienwirksam inszenierten NS-Prozesse, z.B. der Eichmann-Prozeß in Jerusalem oder die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt am Main.

Bis zum heutigen Tage können etablierte Historiker jedoch nicht erklären, wieso die Zeugenaussagen und Geständnisse zu den Vergasungen in Auschwitz, Treblinka oder Sobibor glaubwürdiger sein sollten als die längst widerlegten Berichte zu den angeblichen Gaskammern im Altreich.

Immerhin gelang es den Hütern der offiziell verkündeten Geschichtswahrheit, die immer lauter werdenden Zweifel an der Gaskammerthese zeitweilig zu zerstreuen. Alle weiteren Fragen wurden entweder für tabu erklärt oder an die Lager jenseits des Eisernen Vorhangs verwiesen, die bis 1989 für unabhängige Forscher nicht zugänglich waren.

---

10 Books and Bookmen, April 1975
11 Martin Broszat, *Keine Vergasungen in Dachau,* Die Zeit, Hamburg, 19. August 1960
12 Formulierung des Historikers Golo Mann

2.2 Wo sind sie hin?

„Es gibt Lügen, es gibt verdammte Lügen, und dann gibt es noch die Statistiken“
(Winston Churchill)

Die Frage, wie viele Menschen tatsächlich dem Holocaust zum Opfer fielen, wird häufig als antisemitisch zurückgewiesen. Nicht selten wird in einem Ton moralischer Entrüstung folgende Gegenfrage gestellt: „*Wenn die sechs Millionen Juden nicht vergast wurden, wo sind sie dann hin?*“ Mit diesem Argument wird eine durch nichts belegte Zahl als unverrückbare Konstante in den Raum gestellt. Jeder, der diese Zahl für unrealistisch hält, wird aufgefordert, den Verbleib der vermeintlichen oder tatsächlichen Holocaust-Opfer zu erklären.

Häufig anzutreffende statistische Daten über jüdische Bevölkerungszahlen in einzelnen Ländern sind irreführend, denn es gab während des Krieges beträchtliche Migrationsbewegungen. Außerdem hat sich die Grenzziehung in Europa nach Kriegsende erheblich verändert, was die Erfassung verschiedener Bevölkerungsgruppen in einzelnen Ländern zusätzlich erschwert.

So wurde z. B. die Grenze Polens nach 1945 um ca. 200 km nach Westen verschoben; östliche und südliche Teile Polens fielen an die Sowjetunion, die Ostgebiete des Deutschen Reiches fielen an Polen. Gerade im Osten und Süden Polens (Galizien, Bukowina) lebten viele Juden, die aufgrund der veränderten Grenzziehung nach 1945 in der Bevölkerungsstatistik Polens nicht mehr auftauchten.

Der Vergleich der jüdischen Weltbevölkerung vor und nach dem Zweiten Weltkrieg ist daher die einzige objektive Möglichkeit, die wahrscheinliche Zahl der Holocaust-Opfer zu bestimmen.

Die nachfolgende Aufstellung der jüdischen Weltbevölkerung stammt aus zeitnahen Quellen. Die in verschiedenen Publikationen zitierten Zahlen wurden u. a. vom American Jewish Committee (also von einer jüdischen Organisation) übernommen und beziehen sich auf alle Juden, unabhängig davon, ob sie einer Synagoge bzw. jüdischen Gemeinde angehören oder nicht.

Jüdische Bevölkerung weltweit vor dem Zweiten Weltkrieg

The National Council of Churches, USA 1930:	15,3 Millionen
Jewish Encyclopedia, USA 1933:	15,6 Millionen
World Almanach 1939:	15,6 Millionen

Jüdische Bevölkerung weltweit nach dem Zweiten Weltkrieg

World Almanach 1945:	15,19 Millionen
World Almanach 1947:	15,75 Millionen
Erhebungen jüdischer Organisationen weltweit für 1947:	15,6 – 18,7 Millionen[13]

Die jüdische Weltbevölkerung blieb also zwischen 1930 und 1947 etwa konstant. Die Zahl der Holocaust-Opfer kann demnach nicht größer gewesen sein als das natürliche Bevölkerungswachstum während dieses Zeitraums. Ein Bericht der *Basler Nachrichten* vom 13. Juni 1946 scheint diesen Befund zu bestätigen. In diesem Artikel wird folgendes über die vermutete Zahl der jüdischen Opfer gesagt:

„…Eines ist schon heute sicher: Die Behauptung, daß diese Zahl 5-6 Millionen beträgt (eine Behauptung, die sich unbegreiflicherweise auch der Palästina-Ausschuß zu eigen macht) ist unwahr. Die Zahl der jüdischen Opfer kann sich zwischen 1 und 1,5 Millionen bewegen, weil gar nicht mehr für Hitler und Himmler ´greifbar´ waren. Es ist aber anzunehmen und zu hoffen, daß die endgültige Verlustziffer des jüdischen Volkes sogar noch unter dieser Zahl liegen wird…”

Diese zeitnahen Quellen sprechen eine eindeutige Sprache. Doch angesichts der unzähligen Halbwahrheiten und Lügen in der offiziellen Darstellung des Holocaust dürfte es nicht sonderlich überraschen, daß auch die statistischen Daten zur jüdischen Weltbevölkerung sukzessive angepaßt wurden, um die behaupteten 5 - 6 Millionen Opfer plausibel erscheinen zu lassen. Eine der auffälligsten Manipulationen ist im *World Almanach* zu finden. In den Ausgaben der Jahre 1948 bzw. 1955 werden dort folgende Zahlen für die jüdische Bevölkerung genannt:

---

13 Hanson W. Baldwin, New York Times, 22. Februar 1948

Der statistische Holocaust zwischen 1948 und 1955:

World Almanach, Ausgabe aus dem Jahr:	**1948**	**1955**
Jüdische Bevölkerung in Nordamerika	4.971.261	5.222.000
Jüdische Bevölkerung in Südamerika	226.958	638.030
Jüdische Bevölkerung in Europa	**9.372.666**	**3.424.150**
Jüdische Bevölkerung in Asien	572.930	1.609.520
Jüdische Bevölkerung in Afrika	542.869	675.500
Jüdische Bevölkerung in Ozeanien	26.954	58.250
Jüdische Bevölkerung weltweit:	**15.753.638**	**11.627.450**

Die Zahlen für die jüdische Bevölkerung in Europa sind besonders auffällig: Erst 1955, also nachdem die ersten „einmaligen und endgültigen" Wiedergutmachungsgelder an den neu gegründeten Staat Israel überwiesen wurden, verschwanden auf unerklärliche Weise rund sechs Millionen europäische Juden aus den Statistiken zahlreicher Publikationen und Nachschlagewerke.

2.3 Zahlen-Akrobatik à la Auschwitz

„A Glick hot unz getrofen! Sechs Millionen Juden wurden umgebracht und wir bekommen Geld dafür!"
(Shmuel Dayan, Knesset-Abgeordneter)[14]

Seit Anfang der 1960er Jahre wird das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau als das größte und wichtigste Vernichtungslager des NS-Regimes bezeichnet. Auschwitz gilt als Symbol für das schlimmste Verbrechen der Menschheitsgeschichte. Alle Schilderungen zu diesem Themenkomplex gelten als „offenkundig"; sie haben vor deutschen Gerichten nicht nur den gleichen Stellenwert wie Naturgesetze, sondern werden sogar strafrechtlich diktiert.

Angesichts dieser aggressiv propagierten Gewißheit ist es sehr verwunderlich, daß die „offenkundigen" Opferzahlen, je nach Quelle und Datum der Nennung, um mehr als das Hundertfache schwanken. Die *Welt am Sonntag* brachte es sogar fertig, in ein und derselben Ausgabe Zahlen zu nennen, die um 60% voneinander abweichen:

31. 12. 1945: Frz. Komm. zur Untersuchung dt. Kriegsverbrechen	8.000.000
01. 10. 1946: Internationales Militärtribunal, Dokument 3868-PS	3.000.000
08. 01. 1948: *Welt im Film*, Nachrichtenfilm Nr. 137	300.000
20. 04. 1978: *Le Monde*	5.000.000
20. 04. 1989: Eugen Kogon, *Der SS-Staat*	4.500.000
25. 07. 1990: *Hamburger Abendblatt*	2.000.000
27. 09. 1993: *Die Welt*	800.000
01. 05. 1994: *Focus*	700.000
17. 08. 1994: Internationaler Suchdienst Arolsen, IKRK*	68.864
31. 12. 1994: Jean-Claude Pressac, *Die Krematorien von Auschwitz*	631.000
22. 01. 1995: *Welt am Sonntag*, Seite 21	1.200.000
22. 01. 1995: *Welt am Sonntag*, Seite 22	750.000
25. 01. 1995: *Wetzlarer Neue Zeitung*	4.000.000
27. 01. 1995: Institut für Zeitgeschichte (IfZ), München	1.000.000
01. 05. 2002: Fritjof Meyer, in der Zeitschrift *Osteuropa*	356.000

*) Die einzige zweifelsfrei nachgewiesene Opferzahl von Auschwitz wurde anhand der amtlichen Sterbebücher ermittelt, die 1989 unverhofft in einem Moskauer Archiv gefunden wurden. Alle anderen Zahlen basieren auf der widerlegbaren Behauptung, arbeitsunfähige Personen - insbesondere Alte und Kinder - seien nicht registriert, sondern unmittelbar nach der Ankunft im Lager „selektiert" und „vergast" worden. Hierzu mehr in Abschnitt 2.4.

14 Tom Segev, *The Seventh Million - The Israelis and The Holocaust, Hill and Wang,* New York 1994, S. 223



4 Millionen Auschwitz-Opfer: In Nürnberg „bewiesen", doch der Gedenkstein wurde 1990 entfernt

Bei den Nürnberger Prozessen wurde die Zahl von vier Millionen Auschwitz-Opfern als erwiesen hingestellt und wurde am Eingang der Gedenkstätte Auschwitz „für alle Ewigkeit in Stein gemeißelt". Aufgrund der immer deutlicher zutage tretenden Ungereimtheiten wurde die Gedenktafel 1990 aber ohne viel Medienrummel wieder entfernt[15]. **Fritjof Meyer,** ein altgedienter Redakteur des *Spiegel* kam im Mai 2002 in der Zeitschrift *Osteuropa,* die unter der Federführung von **Rita Süssmuth** herausgegeben wird, aufgrund neuer Archivfunde zum Ergebnis, daß die Zahl der Auschwitz-Opfer bei weniger als einem Zehntel der in Nürnberg „bewiesenen" Zahl liegt. Dies müßte eine höchst erfreuliche Nachricht für all jene sein, denen das Wohl der Juden am Herzen liegt. Doch ausgerechnet jüdische Interessengruppen weisen diese frohe Botschaft erbost zurück.

Daß diese Kreise wider besseres Wissen an der einer Gesamtzahl der Holocaust-Opfer von sechs Millionen krampfhaft festhalten, kann vermutlich damit erklärt werden, daß die Zahl sechs für Hebräer eine mystische, um nicht zu sagen religiöse Bedeutung hat[16]. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß bereits 1919 (!) jüdische Interessengruppen behaupteten, in Osteuropa seien sechs Millionen Juden von einem „Holocaust" bedroht. Dieses absurde Greuelmärchen wurde damals von keinem geringeren als dem Gouverneur des Staates New York, **Martin H. Glenn**, in die Welt gesetzt[17].

Nahum Goldmann, ehemaliger Präsident des World Jewish Congress, kommentiert diese schamlose Instrumentalisierung des Holocaust anhand einer bizarren Leichen-Arithmetik in seinem Buch *Das jüdische Paradox*[18] mit herzerfrischender Offenheit: ***„Ich übertreibe nicht. Das jüdische Leben besteht aus zwei Elementen. Geld abgreifen und protestieren."***

2.4 Die amtlichen Totenbücher

Die Zweifel an den offiziellen verkündeten Opferzahlen von Auschwitz wurden bestärkt als 1989 die bis dahin verschollen geglaubten Originale der amtlichen Totenbücher von Auschwitz gefunden wurden und einige unabhängige Historiker die Gelegenheit hatten, diese wichtigen historischen Dokumente auszuwerten. Die Totenbücher fielen im Januar 1945 in die Hände der Roten Armee und lagen 44 Jahre lang unbeachtet in einem sowjetischen Archiv. In den 46 wiedergefundenen Bänden sind 68.864 Sterbefälle verzeichnet. Die für die gesamte Betriebszeit des Lagerkomplexes Auschwitz-Birkenau dokumentierte Totenzahl liegt nach Schätzungen des Kurators der Gedenkstätte Auschwitz, **Franciszek Piper**, bei ca. 100.000[19].

Vergleicht man Pipers Schätzung mit der anfangs unterstellten Opferzahl, so ergibt sich eine Differenz von ca. 3,9 Millionen. Doch auch bei dieser krassen Unstimmigkeit sind etablierte Historiker um keine Antwort verlegen: Viele Opfer seien in den Sterberegistern von Auschwitz deshalb nicht vermerkt, weil alle Lagerinsassen, die als arbeitsunfähig galten, sofort bei der Ankunft ausgesondert und ermordet wurden, und zwar ohne jegliche Registrierung.

Dieses Argument mag - zumindest auf den ersten Blick - eine plausible Erklärung für den Unterschied zwischen der amtlich dokumentierten und der allseits behaupteten Opferzahl sein. Doch dann dürften nur

---

15 Hamburger Abendblatt, 25. 7. 1990; Jüdische Allgemeine Wochenzeitung, 26. 7. 1990; Daily Telegraph, London, *Auschwitz Deaths Reduced to a Million,* 17. Juli 1990; The Washington Times, *Poland Reduces Auschwitz Death Toll Estimate to 1 Million,* 17. Juli 1990

16 Angeblich soll der Messias für das Hebräerturm auf die Welt kommen, nachdem gewisse Voraussetzungen erfüllt sind. Eine dieser Bedingungen besteht darin, daß das „auserwählte Volk" dann bereits in das Land seiner Verheißung zurückgekehrt ist, jedoch mit einer Einbuße von 6 Millionen Menschen. Siehe u. a. Wolfgang Eggert, *Israels Geheimvatikan*, Propheten Verlag München 2001, Band 3, Seite 326, ff.

17 Martin H. Glenn, *The Crucifixion of Jews Must Stop* ["Die Kreuzigung der Juden muß aufhören"], The American Hebrew, New York, 31. 10. 1919

18 Nahum Goldmann, *Das jüdische Paradox*, Europäische Verlagsanstalt 1992

19 Franciszek Piper, *Wie viele Juden, Polen, Zigeuner ...wurden umgebracht*, Universitas, Krakau 1992. vgl. auch die Ausführungen von Robert Faurisson, *Wieviele Tote gab es im KL Auschwitz?*, Vierteljahreshefte für freie Geschichtsforschung, 3(3) (1999), S. 268-272.

arbeitsfähige, relativ gesunde Menschen in der Altersspanne von ca. 16 – 60 in den amtlichen Totenbüchern vermerkt sein. Die Arbeitsunfähigen, also insbesondere Alte und Kinder, wurden der offiziellen Schilderung zufolge ja gar nicht registriert, sondern gleich bei der Ankunft im Lager „selektiert“ und „vergast“. Sieht man sich jedoch die Listen etwas genauer an, fallen viele Einträge auf, die dieses Argument *ad absurdum* führen. Hier ein kleiner Auszug:

11. 08. 1941:	Josek N., Arbeiter, 71 Jahre
01. 03. 1942:	Chaim R., Verkäufer, 81 Jahre
04. 06. 1942:	Ernestine H., 70 Jahre
22. 06. 1942:	Josef H., Metzger, 89 Jahre
02. 07. 1942:	Abraham S., Verkäufer, 79 Jahre
22. 07. 1942:	David R., Bauer, 70 Jahre
19. 08. 1942:	Armin H., Verkäufer, 70 Jahre
15. 02. 1943:	Emil K., Rechtsanwalt, 78 Jahre
01. 04. 1943:	Irmgard L., 4 Jahre
07. 05. 1943:	Ingrid M., 2 Jahre
12. 05. 1943:	Agathe B., 2 Jahre
25. 05. 1943:	Jan B., 2 Jahre
09. 08. 1943:	Paul Rudolf B., 8 Jahre
31. 10. 1943:	Frieda B., 4 Jahre
28. 11. 1943:	Grete O., 4 Jahre

Jeder Eintrag eines Menschen unter 16 oder über 60 ist ein stummes, aber unwiderlegbares Zeugnis dafür, daß die als arbeitsunfähig eingestuften („selektierten“) Lagerinsassen sehr wohl registriert wurden. Somit ist die Behauptung, es habe in Auschwitz neben den amtlich dokumentieren Sterbefällen unzählige weitere namenlose Tote gegeben, nicht haltbar[20].

Die vollen Namen werden an dieser Stelle aus Gründen der Pietät nicht genannt. Die Originale der Totenbücher mit den vollständigen Namen sowie Geburtsort, Beruf, letzter Wohnort, Sterbedatum und Todesursache befinden sich im Museum Auschwitz. Kopien auf Mikrofilm gibt es u. a. beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) sowie beim Internationalen Suchdienst Arolsen.

3. Die Wannsee-Konferenz

Der offiziellen Geschichtsschreibung zufolge wurde am 20. Januar 1942 in einer Villa im Berliner Stadtteil Wannsee die Endlösung der Judenfrage[21] beschlossen. Diese Formulierung wird gemeinhin als zynischer Nazi-Jargon für die behauptete Ermordung von sechs Millionen Juden hingestellt, obwohl der Begriff „Lösung der Judenfrage“ bereits 1896 vom Begründer des modernen Zionismus, **Theodor Herzl**,[22] geprägt wurde.

Das „Wannsee-Protokoll“ wird in Geschichtsbüchern und Massenmedien immer noch als der wichtigste Dokumentenbeweis für den Holocaust bezeichnet. Demgegenüber nannte der israelische Historiker **Jehuda Bauer,** seines Zeichens Leiter des Instituts zur Erforschung des Holocaust in Yad Vashem, die Behauptung, anläßlich der Wannsee-Konferenz sei die Ausrottung der Juden Europas beschlossen worden, eine „*silly story*“ [alberne Geschichte][23].

In seiner Untersuchung *Das Wannsee-Protokoll - Anatomie einer Fälschung*[24] deckt **Johannes Peter Ney** Unregelmäßigkeiten auf, die vermutlich auch Jehuda Bauer bestens bekannt sind und ihn zu seiner vernichtenden Kritik veranlaßt haben dürften. Hier einige wichtige Schlüsse aus Neys Analyse:

---

20 Mark Weber, *Pages From The Auschwitz Death Registry Volumes: Long-Hidden Death Certificates Discredit Extermination Claims,* Journal for Historical Review, Vol. 12, No. 3, 1992

21 Der heute allgemein verbreitete Begriff „Endlösung“ entstand durch eine fehlerhafte Rückübersetzung des Wortes „Gesamtlösung“ aus dem Englischen ins Deutsche bei den Nürnberger Prozessen; siehe auch Auseinandersetzung zwischen Hermann Göring und Robert Jackson, IMT IX 575

22 Theodor Herzl, *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage*, 1896 erstmals veröffentlicht

23 Jehuda Bauer, The Canadian Jewish News, 30. Januar 1992, S. 8

24 Johannes Peter Ney, *Das Wannsee-Protokoll - Anatomie einer Fälschung*, erschienen in: *Grundlagen zur Zeitgeschichte*, Ernst Gauss (Herausgeber) Grabert Verlag Tübingen 1994

Rein formell fehlen dem Wannsee-Protokoll alle Eigenschaften eines Protokolls: Beginn und Ende der Konferenz, Hinweise auf die eingeladenen, aber nicht erschienenen Personen, die Namen der Vortragenden sind nicht vermerkt. Briefkopf, Datum, Verteiler, Aktenzeichen, Ausstellungsort, Unterschrift, Schreibzeichen, Gegenzeichnung des Leiters der Sitzung und Dienststempel sucht man auf diesem ominösen Protokoll ebenfalls vergebens. Kurz, es fehlen sämtliche Merkmale eines amtlichen Dokuments.

Der Sprachstil zeichnet sich Stilblüten und untypische Formulierungen aus, die darauf schließen lassen, daß der Verfasser stark durch die angelsächsische Sprache beeinflußt war. Floskeln wie „[...] *werden die* [...] *Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt*“ lassen zudem auf eine rege Phantasie des Verfassers schließen, denn auf diese Weise wurde keine einzige Straße gebaut. Auch die Anmerkung „*Im Zuge dieser Endlösung* [...] *kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht*“ sollte stutzig machen, denn zu keiner Zeit befanden sich auch nur halb so viele Juden im Zugriffsbereich des NS-Regimes[25].

Die Zahl der jüdischen Bevölkerung im gesamten Deutschen Reich einschließlich der Ostgebiete betrug 1933 übrigens gerade mal eine halbe Million; hiervon wanderten ca. 250.000 unbeschadet aus, 150.000 weitere Juden dienten als Soldaten in der Wehrmacht[26].

Während für sachliche oder stilistische Unstimmigkeiten die eine oder andere notdürftige Ausrede gefunden werden könnte, gibt es für folgenden Umstand keine Erklärung: Sowohl vom Begleitschreiben als auch vom Protokoll gibt es zwei unterschiedliche Versionen. Etablierte Historiker bezeichnen mal das eine, mal das andere „Original“ als das einzig bisher bekannte vollständig überlieferte Exemplar Nummer 16 von insgesamt 30 Ausfertigungen.

Die erste Fassung wurde von **Robert Kempner** (ein in den 1930er Jahren nach Amerika emigrierter deutscher Jude) „gefunden“. Kempner, der 1945 nach Deutschland zurückkehrte und u. a. Ankläger im Nürnberger Wilhelmstraßen-Prozeß war, machte keine näheren Angaben zu den Umständen seines Fundes. Trotz der ungeklärten Herkunft wurde das von Kempner vorgelegte „Wannsee-Protokoll“ als Beweismittel zugelassen und erhielt die Aktenummer G-2.568. Später veröffentlichte er ein Faksimile des Protokolls in seinem Buch *Eichmann und Komplizen*[27].

SS-Gruppen SS-Oberstu	ᛋᛋ-Gruppen ᛋᛋ-Oberstu
„Originalversion“, von Kempner vorgelegt	„Originalversion“ des Auswärtigen Amtes

Selbst bei flüchtigem Hinsehen fällt auf, daß in der von Kempner vorgelegten Fassung des Protokolls die typischen SS-Runen fehlen (linkes Bild). Offensichtlich hatte der Verfasser eine Schreibmaschine, wie es sie 1942 in jeder deutschen Amtsstube gab, nicht zur Hand. Diese etwas unglücklich geratene Fassung wurde von Unbekannten mit einer passenden Schreibmaschine nachgetippt (rechtes Bild). In dieser Fassung erscheinen plötzlich die authentischen SS-Runen. Dies gilt auch für das Begleitschreiben, das ebenfalls neu angefertigt wurde. Hier wurde sogar versucht, eine handschriftliche Notiz genau nachzuahmen, was allerdings nicht so recht gelungen ist. Das letztgenannte Exemplar des Protokolls befindet sich nebst Begleitschreiben im politischen Archiv des Auswärtigen Amtes[28].

Da es den Verfassern der zweiten Version nicht gelungen ist, die von Kempner vorgelegte Fassung aus den bereits erschienenen Veröffentlichungen verschwinden zu lassen, kann anhand von allgemein zugänglichen Publikationen (siehe Fußnoten 27 und 28) nachgewiesen werden, daß das Wannsee-Protokoll nichts weiter ist als eine plumpe Fälschung. Heute, nachdem die Briten und Amerikaner Irak zum zweiten Mal unter Vorspiegelung falscher Tatsachen angegriffen haben, nennt man diese Praxis der Alliierten beschönigend *„sexing up the dossier“* – Dokumentenbeweise werden eben nach Bedarf fabriziert.

25 American Jewish Yearbook, Nr. 43; Walter Sanning, *Die Auflösung der Juden Europas*, Grabert 1983
26 Bryan Mark Rigg, *Hitlers jüdische Soldaten*, Schöningh Paderborn 2003
27 Robert M. W. Kempner, *Eichmann und Komplizen,* Europa Verlag Zürich 1961
28 als Faksimile u. a. bei Peter Longerich, *Die Wannsee-Konferenz von 20. Januar 1942,* Edition Hentrich 1998

4. Zitate führender NS-Politiker

In den von den Siegermächten tonnenweise sichergestellten NS-Dokumenten findet sich nirgends ein Plan, Befehl oder ein sonstiger Beleg für die angeblich industriell angelegte Judenvernichtung. Der in den USA lebende jüdische Holocaust-Experte und Buchautor **Raul Hilberg** erklärt diese dürftige Beweislage allen Ernstes damit, das Vorhaben sei so geheim gewesen, daß sämtliche Anordnungen per „Gedankenübertragung ("*meeting of minds, a consensus, mind-reading by a far-flung bureaucracy*"[29]) übermittelt wurden.

Mit diesem hanebüchenen Argument sollen Fragen nach Belegen für den unterstellten Genozid an sechs Millionen Juden beiseite gewischt werden. Andererseits werden Auszüge aus öffentlichen Stellungnahmen führender NS-Politiker als Beweis für den Holocaust hingestellt. Die Herren Holocaust-Experten widersprechen sich selbst und scheinen es nicht einmal zu merken: Entweder war der Plan zur Judenvernichtung so geheim, daß die Befehlsübermittlung nur per Telepathie bzw. mittels einer Tarnsprache erfolgte, oder aber das Vorhaben wurde unverblümt in die Öffentlichkeit hinausposaunt. Nachfolgend soll hier dennoch auf einige oft zitierte öffentliche Stellungnahmen führender NS-Politiker eingegangen werden.

4.1 Adolf Hitler

Es wird oft behauptet, **Adolf Hitler** habe bereits in seinem Buch *Mein Kampf* die Vernichtung der Juden mit Giftgas angekündigt. In diesem Zusammenhang wird folgende Aussage zitiert: *„Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im Felde erdulden mußten, dann wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen. Im Gegenteil: Zwölftausend Schurken zur rechten Zeit beseitigt, hätte vielleicht einer Million ordentlicher, für die Zukunft wertvoller Deutscher das Leben gerettet."*

Diese Passage findet sich im Zweiten Band, und zwar im Kapitel *Notwehr als Recht*, wo Hitler auf die Verhältnisse im Ersten Weltkrieg eingeht und den Marxismus angreift, der in Deutschland vorwiegend von Juden angeführt wurde. Sowohl der Bezug auf die Vergangenheit als auch die Bedingungsform (*„hätte man")* legen nahe, daß es sich hier um eine rein propagandistische, keineswegs aber um eine planende, programmatische Äußerung handelt.

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß der Jude **Kurt Tucholsky** für jene bürgerlichen Schichten, die seine pazifistische Haltung nicht teilten, folgende Wünsche bereithielt:

„Möge das Gas in die Spielstuben eurer Kinder schleichen. Mögen sie langsam umsinken, die Püppchen. Ich wünsche der Frau des Kirchenrats und des Chefredakteurs und der Mutter des Bildhauers und der Schwester des Bankiers, daß sie einen bitteren qualvollen Tod finden, alle zusammen."[30]

Es soll hier gewiß nicht behauptet werden, Tucholsky habe geplant, seine Gegner mit Gas zu vernichten. Berücksichtigt man jedoch den ruppigen Sprachstil jener Zeit, so ist es geradezu absurd, die weitaus gemäßigteren Zitate aus Hitlers *Mein Kampf* als Beweis für den Holocaust hinstellen zu wollen.

In seiner Rede vom 30. Januar 1939 vor dem Reichstag sprach Hitler zum ersten Mal wörtlich von Vernichtung in bezug auf die Juden:

„Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa."

Etablierte Historiker wollen in diesem Hitler-Zitat einen Beleg für einen Vernichtungsplan erkennen, gehen aber mit keinem Wort auf die erste Hälfte des Satzes ein. War die hier zum Ausdruck gebrachte Besorgnis, einflußreiche jüdische Kreise könnten Deutschland einen Krieg aufzwingen, völlig aus der Luft gegriffen? Es wäre sicherlich interessant, jene Kreise selbst zu Wort kommen zu lassen:

Daily Express, London, 24. März 1933:
„Judäa erklärt Deutschland den Krieg ... Vierzehn Millionen Juden weltweit stehen zusammen wie ein Mann und erklären Deutschland den Krieg."

---

29 Raul Hilberg, zitiert in: George De Wan, *The Holocaust in Perspective,* Newsday, Long Island, New York, 23. Februar 1983

30 Die Weltbühne, XXIII. Jahrgang, Nr. 30 vom 26. 7. 1927, Seite 152

Zionistenführer Wladimir Jabotinsky im Januar 1934 in der jüdischen Zeitung *Tatscha Retsch*:
„Unsere jüdischen Interessen erfordern die endgültige Vernichtung Deutschlands“

The Youngstown Jewish Times, 16. April 1936:
„Nach dem nächsten Krieg wird es nicht mehr ein Deutschland geben. Auf ein von Paris gegebenes Signal werden Frankreich und Belgien, sowie die Völker der Tschechoslowakei, sich in Bewegung setzen, um den deutschen Koloß in einen tödlichen Zangengriff zu nehmen. Sie werden Preußen und Bayern voneinander trennen und das Leben in diesen Staaten zerschlagen.“

The American Hebrew vom 30. April 1937:
„Die Völker werden zu der notwendigen Einsicht kommen, daß Nazideutschland verdient, aus der Völkerfamilie ausgerottet zu werden.“

Dies sind nur einige wenige Beispiele aus einem ganzen Meer antideutscher Propaganda. Vor diesem Hintergrund ist Hitlers Reichstagsrede vom 30. Januar 1939 nichts weiter als eine stilistisch gleichartige Replik auf die fortwährende Kriegshetze und die offen ausgesprochenen Völkermordphantasien der Zionisten, keineswegs aber die offizielle Ankündigung der Judenvernichtung.

Vollständig zitiert und im zeitlichen Kontext betrachtet, widerspricht das oft bemühte Hitler-Zitat außerdem der immer noch vorherrschende These, das NS-Regime habe von sich aus einen Krieg angestrebt. Der britische Chefankläger des IMT, **Sir Hartley Shawcross** äußerte übrigens in einer Rede am 16. März 1984 folgende, späte Einsicht zu Hitlers angeblichen Kriegsabsichten:

„Schritt für Schritt bin ich immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß die Ziele des Kommunismus in Europa finster sind. Ich klagte die Nationalsozialisten in Nürnberg an. Zusammen mit meinem russischen Kollegen verdammte ich die Nazi-Aggression und den Nazi-Terror. Hitler und das deutsche Volk haben den Krieg nicht gewollt! Nach den Prinzipien unserer Politik der Balance of Power haben wir, angespornt durch die ‚Amerikaner‘[31] *um Roosevelt, Deutschland den Krieg erklärt, um es zu vernichten. Wir haben auf die verschiedenen Beschwörungen Hitlers um Frieden nicht geantwortet. Nun müssen wir feststellen, daß Hitler recht hatte. Anstelle eines kooperativen Deutschlands, das er uns angeboten hatte, steht die riesige imperialistische Macht der Sowjets. Ich fühle mich beschämt und gedemütigt, jetzt sehen zu müssen, wie dieselben Ziele, die wir Hitler unterstellt haben, unter einem anderen Namen verfolgt werden und dieselbe Taktik hemmungslose Anwendung findet.“*[32]

4.2 Heinrich Himmlers Posener Reden

Häufig werden Auszüge aus zwei Reden zitiert, die **Heinrich Himmler** am 4. und 6. Oktober 1943 in Posen vor Reichs- und Gauleitern der NSDAP hielt. Himmler soll sich in den fraglichen Passagen ungewöhnlich offen zur unterstellten planmäßigen Ausrottung der Juden geäußert haben. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, die beiden Posener Reden auch nur auszugsweise wiederzugeben. **Wilhelm Stäglich**[33] hat diese Reden vollständig zitiert und kritisch analysiert. Die wichtigsten Widersprüche lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Himmler bat die Zuhörer, *„nie darüber zu sprechen"* bzw. *„das Geheimnis mit ins Grab zu nehmen",* er selbst sprach jedoch ohne erkenntlichen Grund vor Leuten, die mit der unterstellten Judenvernichtung gar nichts zu tun hatten. Auch die naheliegende Frage, warum Himmler ausgerechnet von Geheimreden Schallplattenaufnahmen anfertigen ließ, wird von den meisten etablierten Historikern peinlichst übergangen. Nebenbei sei angemerkt, daß die Tonqualität der Aufnahmen so miserabel ist, daß die Stimme des Redners nicht zu erkennen ist.
- Himmler wird mit der nachweislich falschen Aussage zitiert, die Ausrottung der Juden sei Bestandteil des NSDAP-Parteiprogramms. Himmler war seit 1923 Mitglied und mehrere Jahre Reichspropagandaleiter der NSDAP. Es ist kaum vorstellbar, daß ihm ein solcher Schnitzer unterlaufen wäre, schon gar nicht in einer Rede vor NSDAP-Parteifunktionären.
- Himmler spricht von der Judenausrottung in der Vergangenheitsform als sei diese bereits im Oktober 1943 eine vollendete Tatsache gewesen. Dies steht im krassen Widerspruch, selbst zur offiziellen Darstellung des Holocaust.

---

31 gemeint sind die Hebräer Bernard Baruch, Felix Frankfurter, Henry Morgenthau und andere
32 Fritz Becker, *Im Kampf um Europa*, Stocker Graz 1991
33 Wilhelm Stäglich, *Der Auschwitz-Mythos*, Grabert Tübingen 1979

Abgesehen von diesen inhaltlichen Unstimmigkeiten, fällt bei eingehender Prüfung der Redemanuskripte auf, daß ausgerechnet die oft zitierten Passagen nicht zum übrigen Dokument passen. **David Irving** wies nach, daß die fraglichen Stellen mit einer anderen Maschine geschrieben wurden, es wurde ein anderes Farbband benutzt und die Numerierung der betreffenden Seiten erfolgte mit Bleistift[34]. Diese untrüglichen Anzeichen für eine Fälschung fallen selbstverständlich nur denjenigen Historikern auf, die Originaldokumente einer gründlichen und unvoreingenommenen Quellenanalyse unterziehen.

5. Foto- und Filmdokumente

Es heißt, die Kamera lügt nicht. Doch wenn es darum geht, das *„volkspädagogisch erwünschte Geschichtsbild“* zu propagieren, ist einigen Meinungsmachern so ziemlich jedes Mittel recht. Ein Paradebeispiel dafür, wie hemmungslos Fotos gefälscht bzw. aus dem Zusammenhang gerissen werden, ist die erste Wehrmachtsausstellung. Die Initiatoren dieser umstrittenen Ausstellung ignorierten jahrelang fundierte Kritik und sparten nicht mit absurden Unterstellungen gegenüber Historikern und Zeitzeugen, die auf grobe Fehler und Manipulationen hinwiesen. Erst nachdem auch ausländische Historiker (insbesondere **Bogdan Musial** aus Polen und **Krisztian Ungvary** aus Ungarn) Zweifel an der Seriosität der Ausstellung äußerten, wurde eine unabhängige Historikerkommission einberufen, um die Authentizität der gezeigten Bilder zu überprüfen. Im Herbst 1999 kam die Kommission zum Ergebnis, daß von den ca. 800 Bildern der Wehrmachtsausstellung 90% gefälscht, falsch zugeordnet oder fragwürdigen Ursprungs waren[35].

5.1 Gefälschte Fotos als vermeintliche Beweise für den Holocaust

Udo Walendy hat in seiner Arbeit *Bild-„Dokumente“ zur NS-Judenverfolgung?* zahlreiche Fotos untersucht, die als Beweise für den Holocaust hingestellt werden. Er weist nach, daß es in der Holocaust-Literatur kaum ein Foto gibt, das nicht verfälscht ist. Die folgende Gegenüberstellung sei hier exemplarisch für unzählige Manipulationen angeführt:



Gefälschtes Bild bei Eschwege, *Kennzeichen J.*	Originalbild der Bundesbahndirektion Hamburg: *„Güterzüge mit Flüchtlingen 1946. Vollbesetzter Leerzug für das Ruhrgebiet...“*

Eschwege zieht in seinem Buch *Kennzeichen J* ein 1946 entstandenes Bild heran, um Transporte in Ghettos und Vernichtungslager zu dokumentieren. Das Original befindet sich im Archiv der Bundesbahndirektion Hamburg und ist mit der Überschrift *„Güterzüge mit Flüchtlingen 1946. Vollbesetzter Leerzug für das Ruhrgebiet. Im Hintergrund Doppelstockwagen nach Lübeck“* versehen.

---

34 Aussage David Irvings als sachverständiger Zeuge im Zündel-Prozeß, April 1988, Toronto

35 siehe ausführliche Berichterstattung in der Tagespresse in Herbst 1999, z. B. FAZ vom 22. 10. 1999, Seite 2

5.2 Greuelbilder

Als alliierte Truppen im Frühjahr 1945 die NS-Konzentrationslager übernahmen, bot sich ihnen ein Bild des Grauens. Es gibt kaum jemanden, der nicht die entsetzlichen Bilder von ausgemergelten KZ-Häftlingen und Leichenbergen gesehen hat. Bilder von Toten sind so ehrfurchterregend, daß es kaum jemand wagt, Fragen nach der Herkunft, Authentizität oder Zuordnung solcher Fotos zu stellen. Gerade solche Bilder werden oft eingesetzt, um eine politisch gewollte Geschichtswahrheit zu propagieren und gleichzeitig berechtigte Zweifel am offiziellen Dogma mit einer Überdosis an Emotion und Betroffenheit im Keime zu ersticken.



Greuelpropaganda anno 1979: Typhus-Tote von Bergen-Belsen, fälschlicherweise als Vergasungsopfer von Auschwitz dargestellt. („Quick")

Dieses Bild zeigt Typhus-Tote in Bergen-Belsen. Es wurde in verschiedenen Zeitschriften, etwa *Quick*, im Jahre 1979, mit dem völlig falschen Untertitel *„Auschwitz wie es wirklich war"* im Großformat über zwei Seiten (!) gedruckt. Solche Bilder beweisen nichts weiter als die von niemandem bestrittene Tatsache, daß gegen Ende des Krieges in den westlichen Lagern entsetzlich viele Menschen an Seuchen und an Mangelernährung starben.

Im Herbst 1944 verschlechterte sich die Versorgungslage im Deutschen Reich dramatisch. Die systematische Zerstörung deutscher Städte durch alliierte Luftangriffe führte dazu, daß weder die Zivilbevölkerung noch die Lagerinsassen ausreichend mit Lebensmitteln versorgt werden konnten. Da die Ostfront immer näher heranrückte, wurden obendrein die Insassen der östlichen Lager nach Westen verlegt.

Da die Lager auf dem Reichsgebiet hoffnungslos überfüllt und unterversorgt waren, breiteten sich Seuchen aus, die kaum noch unter Kontrolle gebracht werden konnten. Als Folge dieser katastrophalen Entwicklung starben beispielsweise im KZ Dachau in den letzten vier Kriegsmonaten mehr Menschen als in den vorangegangenen fünf Kriegsjahren[36]. Wenn – wie das obige Beispiel zeigt – Bilder aus westlichen Lagern herangezogen werden, um die Greuel von Auschwitz zu illustrieren, stellt sich folgende Frage: Wo sind die Fotos, die von den Sowjets bei der Befreiung des KZ Auschwitz gemacht wurden?

Die Sowjetarmee erreichte Auschwitz am 27. Januar 1945. An jenem Tag entstanden von den ca. 7.500 Lagerinsassen, die von der Wachmannschaft zurückgelassen wurden, zahlreiche Fotos, die der breiten Öffentlichkeit jedoch so gut wie nie gezeigt werden, denn die relativ wohlbehaltenen Menschen passen nicht so recht in das heute allgemein verbreitete Bild vom „Vernichtungslager" Auschwitz.



Auschwitz wie es wirklich war: Insassen des KZ Auschwitz-Birkenau am Tag der Befreiung, 27. Januar 1945

Man fragt sich auch, warum die Sowjets kein einziges Foto von jener Gaskammer machten, die seit Jahrzehnten Millionen von Touristen als der Ort vorgeführt wird, an welchen Millionen von Juden vergast wurden.

Statt dessen berichtete die *Prawda* sechs Tage nach der Befreiung des KZ Auschwitz von Massentötungen auf elektrischen Fließbändern und Leichenverbrennungen in Hochöfen (siehe Fußnote 3), verlor aber kein einiges Wort über Zyklon B, der angeblich wichtigsten Tatwaffe des Holocaust.

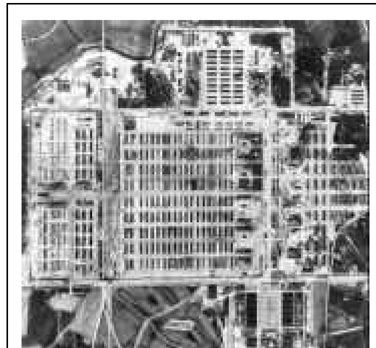
---

36 Johann Neuhäusler, *Wie war das im KZ Dachau?,* Kuratorium für das Sühnemal KZ Dachau, München 1981

5.3 Alliierte Luftaufnahmen

Die Luftaufklärung war gegen Ende des Krieges recht fortgeschritten und es entstanden in jener Zeit Bilddokumente, die nicht nur für Historiker von unschätzbarem Wert sind. Beispielsweise werden heute noch anhand von Luftaufnahmen Bomben-Blindgänger geortet und entschärft.

Der offiziellen Geschichtsschreibung zufolge wurden von Mai bis Juli 1944 in Auschwitz über 400.000 ungarische Juden vergast und anschließend in offenen Gruben verbrannt[37]. Eine solch beispiellose Aktion müßte auf alliierten Luftaufnahmen aus jener Zeit zu erkennen sein.



US-Luftaufnahme des KZ Auschwitz

Am 31. Mai 1944 machte die US-Armee bei klarem Wetter gestochen scharfe Aufnahmen[38] vom KZ Auschwitz, die u. a. hier eingesehen werden können: www.vho.org/D/gzz/BallA-B-Luft.jpg. Analysiert man diese Luftaufnahmen genauer, ergibt sich folgendes Bild: Keine Spur von offenen Gruben, in denen angeblich täglich über 12.000 Menschen verbrannt wurden, keine Menschenschlangen vor den Gebäuden, in denen sich die Gaskammer befunden haben soll. Auf den Fotos ist ferner zu erkennen, daß die umliegenden Felder bis unmittelbar an den Lagerzaun bewirtschaftet waren. Da die Zäune keinerlei Blickschutz boten, konnten die Vorgänge im Lager keineswegs, wie allgemein behauptet, geheim gehalten werden. Der Kanadier **John C. Ball** hat sich jahrelang mit der Auswertung von alliierten Luftaufnahen beschäftigt. In seinem Buch *Luftbild-Beweise*[39] zieht er folgendes Fazit:

„Es gibt bis heute keine Luftbildbeweise, welche die These vom Massenmord an den Juden an irgendeiner Stelle des im Zweiten Weltkrieg deutsch besetzten Europa stützen. Die Analyse der Luftbilder widerlegt außerdem die These, die Nazis hätten zu irgendeiner Zeit im Sinn gehabt, die Vorgänge in den angeblichen Vernichtungslagern geheim zu halten. Die Luftbilder legen dagegen häufig unbestechlich Zeugnis dafür ab, daß es einige der bezeugten Vorgänge nicht gegeben hat, wie die Vernichtung der ungarischen Juden oder die Massenerschießungen in Babi Jar. Es bleibt zu hoffen, daß die Freigabe sowjetischer Luftbilder aus der Zeit während des Betriebes der Lager weitere Aufklärung bringt. Daß die Bilder bisher nicht veröffentlicht wurden, mag bereits für sich sprechen. Daß die in westlicher Hand befindlichen Aufnahmen zu deutschen Lasten verfälscht und zuerst von der CIA veröffentlicht wurden, mag ebenfalls für sich sprechen.“

5.4 Filme

Unmittelbar nach dem Krieg wurde der „Dokumentarfilm“ *Todesmühlen*[40] Hunderttausenden deutschen Kriegsgefangenen sowie der deutschen Zivilbevölkerung zwangsweise vorgeführt. Dieser Film sollte die Schrecken der KZs darstellen, doch damals schon wurden Zweifel an der Authentizität des gezeigten Filmmaterials laut. Zeitgenössischen Berichten zufolge wurde die Kritik dadurch hervorgerufen, daß einigen, vermutlich authentischen Bildern, Filmsequenzen hinzugefügt wurden, auf denen Leichenberge aus ausgebombten deutschen Städten und ausgemergelte deutsche Kriegsgefangene zu sehen waren, die als KZ-Opfer ausgegeben wurden[41]. Nicht selten wurde der von Zuschauern geäußerte Widerspruch gewalttätig unterdrückt.

Die amerikanischen Ankläger schreckten auch nicht davor zurück, bei den Nürnberger Prozessen einen total gefälschten Film als Beweismittel[42] vorzuführen. Dieser Film, der die Entdeckung von Goldzähnen ermordeter Juden zeigen sollte, war von Anfang bis Ende gestellt[43]. In Wirklichkeit wurde der gesamte

---

37 Jürgen Graf, *Was geschah mit den nach Auschwitz deportierten, jedoch dort nicht registrierten Juden?,* Vierteljahreshefte für freie Geschichtsforschung, Hastings, Nr. 2/2000, S. 140-149

38 Aufnahme des US Militärs Ref. No. RG 373 Can D 1508, exp. 3055

39 John C. Ball, *Luftbild-Beweise*, erschienen in: Ernst Gauss, *Grundlagen zur Zeitgeschichte*

40 B.S. Chamberlin, *Todesmühlen. Ein Versuch zur Massen-Umerziehung im besetzten Deutschland 1945-1946*, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 29 (1981) S. 420-436

41 Die *Unabhängigen Nachrichten*, Nr. 11 (1986), S. 11

42 IMT, Band XIII, S. 186ff

43 Vgl. H. Springer, *Das Schwert auf der Waage*, Vowinckel, Heidelberg 1953, S. 178f.; P. Kleist, *Aufbruch und Sturz der Dritten Reiches*, Schütz, Göttingen 1968, S. 346; U. Walendy, *HT* Nr. 43, 1990, S. 12ff.

Goldbestand der Reichsbank (über 200 Tonnen Gold in Barren und Münzen) gegen Ende des Krieges im Kalibergwerk Merkers (Thüringen) eingelagert und im April 1945 als vermeintliches SS-Beutegold von den Amerikanern als Kriegsbeute beschlagnahmt. Dies betraf auch die dort eingelagerten deutschen Währungsreserven und Kunstschätze. Der anläßlich dieser Plünderung entstandene Film wurde beim IMT nicht gezeigt, kann dafür aber heute noch im „Erlebnisbergwerk Merkers“ bewundert werden.

Der Begriff „Holocaust“ (abgeleitet aus dem Griechischen von *holos* „ganz, vollständig” und *kausis* „Brand”) wurde weder vom NS-Regime noch von den Siegermächten nach dem Krieg benutzt. In den 16.000 Seiten umfassenden Protokollen der Nürnberger Prozesse ist dieser Ausdruck kein einziges Mal zu finden. Auch in der achtzehnten, völlig neubearbeiteten 20-bändigen Ausgabe des *Großen Brockhaus* (erschienen 1977 – 1982, also gut drei Dekaden nach dem unterstellten Ereignis) findet man nicht einmal die etymologische Erklärung dieser Wortkreation.

Doch nach Ausstrahlung des vierteiligen amerikanischen Fernsehfilms *Holocaust* von **Marvin Chomski** im Januar 1979 war dieses Wort plötzlich in aller Munde, und eine neue Bezeichnung für die unterstellte planmäßige, industriell angelegte Ermordung der Juden Europas ward gefunden. Der Fernsehfilm hatte zwar recht wenig mit der historischen Wahrheit zu tun, war aber dennoch (oder vielleicht gerade deswegen) ein voller propagandistischer Erfolg: Im wahrsten Sinne des Wortes über Nacht sprach ganz Deutschland voll Ehrfurcht und Betroffenheit von der neu gelernten Vokabel[44]. Die einflußreichste „ethnische Gruppe“ der USA hatte endgültig den moralischen Status von bemitleidenswerten Opfern erlangt. Seither wird der Begriff Holocaust von jüdischen Interessensgruppen ebenso hemmungslos wie wirkungsvoll als ideologischer Kampfbegriff eingesetzt.

Auch in finanzieller Hinsicht war der Fernsehfilm *Holocaust* außerordentlich erfolgreich: Unter dem Eindruck dieser rührseligen Doku-Soap wurden die Zuwendungen der USA an Israel binnen eines Jahres mehr als verdoppelt: 1979 erhielt Israel ca. zwei Milliarden US-Dollar; im Jahr darauf (1980) stieg die US-amerikanische „Entwicklungshilfe“ für Israel auf ca. fünf Milliarden US-Dollar. Jährlich schicken die USA mehr Entwicklungshilfe nach Israel als an alle Staaten Afrikas zusammen. Laut einer 2003 veröffentlichten Studie[45] des Wirtschaftsprofessors und Nahostexperten **Thomas R. Stauffer** kostete die wirtschaftliche, politische und militärische Unterstützung Israels den US-Steuerzahler seit 1945 insgesamt drei Billionen (US-amerikanisch: drei Trillionen) Dollar.

Seit 1979 wird das Publikum in immer kürzeren Abständen mit neuen Filmen à la Holocaust beglückt. Typisch für dieses neue Genre ist ein seltsames Gebräu aus Halbwahrheiten, Emotion, Pathos und Betroffenheitskult. Diese Ingredienzien haben sich offenbar als probate Mittel erwiesen, um Fragen nach der objektiven historischen Wahrheit im Keime zu ersticken.

Auch **Steven Spielbergs** *Schindlers Liste* folgt genau diesem Strickmuster. Der Film wurde zwar ob seiner versöhnlichen Aspekte gelobt, weil ein deutscher Filmheld gezeigt wird, der sich menschlich gegenüber den jüdischen Zwangsarbeitern verhält. Bei genauerem Hinsehen fällt jedoch auf, daß alle anderen Deutschen entweder als gefühlskalte Monster oder als willfährige Instrumente einer Tötungsmaschinerie dargestellt werden.

Den meisten Zuschauern von *Schindlers Liste* ist vermutlich nicht bekannt, daß der Antiheld des Films, Lagerkommandant **Amon Göth,** wegen seines brutalen Verhaltens gegenüber Gefangenen im September 1944 von der SS verhaftet wurde[46]. Er entging der wahrscheinlichen Todesstrafe nur deshalb, weil ihm in den Wirren der letzten Kriegsmonate nicht mehr der Prozeß gemacht werden konnte. Hingegen wurden **Hermann Florstedt**, Kommandant von Lublin, und **Karl Koch**, Kommandant von Buchenwald, wegen ähnlicher Delikte von der SS zum Tode verurteilt und hingerichtet. Bis 1945 hat die SS-Führung über 800 Strafverfahren gegen KZ-Wachpersonal eingeleitet. Diese von deutscher Seite eingeleiteten Strafverfahren belegen einerseits, daß es in der Tat Mißhandlungen und gar Morde in Konzentrationslagern gab. Andererseits sind die zahlreichen Strafverfahren ein klarer Beweis dafür, daß die SS-Führung derlei Vergehen keineswegs duldete. Doch solche Fakten wollen nicht so recht in das einfältige Hollywood-Klischee von Gut gegen Böse passen, daher werden sie meist unterschlagen oder nur beiläufig im Nachspann erwähnt.

---

44 Peter Märtesheimer, Ivo Frenzel (Hg.): *Im Kreuzfeuer: Der Fernsehfilm 'Holocaust'*. Fischer Frankfurt, 1979

45 Thomas R. Stauffer, *The Costs to American Taxpayers of the Israeli-Palestinian Conflict: $3 Trillion*, Washington Report on Middle East Affairs, Juni 2003

46 Reuben Ainsztein, *Jewish Resistance in Nazi Occupied Eastern Europe*, Barnes and Noble, 1974, S. 845

6. Zeugenaussagen

„Der Gerichtshof ist an die üblichen Grundsätze der Beweisführung nicht gebunden“
(Artikel 19 des IMT-Statuts)

Obwohl in Massenmedien, Dokumentarfilmen und Schulbüchern suggeriert wird, die offizielle Darstellung des Holocaust sei über jeden Zweifel erhaben, gibt es für die Behauptung, Millionen Menschen seien in eigens dafür konstruierten Gaskammern mit Zyklon B umgebracht worden, keinen einzigen Beweis, der in einem rechtsstaatlichen Prozeß Bestand hätte. Studiert man bekannte Bücher zu diesem Thema wie z.B. **Raul Hilbergs** *Die Vernichtung der europäischen Juden*[47], **Eugen Kogons** *Der SS Staat*[48] oder **Jean-Claude Pressacs** *Die Krematorien von Auschwitz*[49], stellt man fest, daß in diesen Standardwerken kein einziges beweiskräftiges Originaldokument zitiert wird.

Dies bestätigte erst neulich ein Londoner Gericht im Urteil zum Irving-Prozeß. Der britische Historiker **David Irving** verlor zwar seine Schadensersatzklage wegen Verleumdung gegen die amerikanische Autorin **Deborah Lipstadt** und wird seither unter dem Gejohle der internationalen Presse als „aktiver Holocaust-Leugner“ bezeichnet. Dennoch dürfte sich der Ausgang dieses weltweit beachteten Prozesses als ein Pyrrhussieg für die Holocaust-Lobby erweisen, denn Richter **Charles Gray** stellt in Absatz 13.73 seines Urteils vom 11. April 2000 folgendes fest:

"Irving weist zu recht darauf hin, daß Originaldokumente aus jener Zeit wie z. B. Zeichnungen, Baupläne, Korrespondenz mit Bauunternehmern etc. keinen klaren Beweis dafür liefern, daß Gaskammern zur Tötung von Menschen eingesetzt wurden. Vereinzelte Hinweise auf den Einsatz von Gas, wie sie in einigen dieser Dokumenten gefunden werden, können damit erklärt werden, daß damals die Notwendigkeit bestand, Kleidungsstücke zu entlausen, um der Seuchengefahr wie z. B. durch Typhus zu begegnen. Die an das Lager [Auschwitz] *gelieferten Mengen an Zyklon B können damit erklärt werden, daß die Notwendigkeit bestand, Kleidungsstücke und andere Gegenstände zu entlausen."*

Auch der etablierte Historiker **J. Baynac** gab 1996 freimütig zu, daß es kaum beweiskräftige Originaldokumente gibt. Die offizielle Darstellung des Holocaust stützt sich demzufolge auf die Aussagen einiger weniger Zeugen[50].

Diese Zeugen waren aber keineswegs neutral und unbeteiligt, sondern fast ausschließlich ehemalige KZ-Häftlinge, von denen Objektivität gegenüber den Angeklagten kaum zu erwarten war. Diese Art von Zeugenaussage (Parteienaussage) wird von Juristen aus gutem Grund als das am wenigsten glaubwürdige Beweismittel eingestuft und sollte daher *a priori* mit besonderer Skepsis betrachtet werden.

Dies gilt in besonderem Maße für Zeugenaussagen vor dem IMT, denn hier wurden fast alle belastenden Aussagen in Form von schriftliche Erklärungen („*written affidavits*“) gemacht, und nicht - wie sonst bei Gericht üblich - im Zeugenstand. Die wenigen persönlich erschienenen Zeugen durften von der Verteidigung auf entlastende Tatbestände hin nicht befragt werden. So konnten ungeprüft und unwidersprochen die absurdesten Behauptungen in die Welt gesetzt werden.

6.1 Nürnberg – die letzte Schlacht

David Irving hat in seinem Buch *Nürnberg - die letzte Schlacht*[51] recht anschaulich dargelegt, welcher Mittel sich die Siegermächte bedienten, um ihre Greuelpropaganda als offenkundig hinzustellen. Bereits ein kurzer Blick in das IMT-Statuts genügt, um zu erkennen, daß in Nürnberg so ziemlich alle Prinzipien der Jurisprudenz nicht nur mißachtet, sondern geradezu verhöhnt wurden.

---

47 Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden,* Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1997; zur Kritik siehe auch: Jürgen Graf, *Riese auf tönernen Füßen, Raul Hilberg und sein Standardwerk über den Holocaust,* Castle Hill Publishers, Hastings 1999

48 Eugen Kogon, *Der SS-Staat,* Kindler, Hamburg 1974

49 Jean-Claude Pressac, *Die Krematorien von Auschwitz*, Pieper, München 1994; zur Kritik siehe auch Herbert Vrebke, *Auschwitz: Nackte Fakten*, VHO, Berchem 1995

50 Jean Baynac, *Faute de documents probants sur les chambres à gaz, les historiens esquivent le débat,* [Mangels beweiskräftiger Dokumente zu Gaskammern drücken sich die Historiker vor einer Debatte] Le Nouveau Quotidien, Lausanne, 3. September 1996

51 David Irving, *Nürnberg. Die letzte Schlacht*, Grabert Tübingen 1996

Artikel 18 legt fest, daß sich der Gerichtshof auf eine beschleunigte Verhandlung der Anklagepunkte beschränken solle. Dieser Passus ermöglichte es den Anklägern, aus den tonnenweise beschlagnahmten Dokumenten nur die vermeintlich belastenden herauszusuchen. Entlastende Dokumente und Zeugenaussagen wurden systematisch unterdrückt.

Artikel 19 lautet wörtlich: *„Der Gerichtshof ist an die üblichen Grundsätze der Beweisführung nicht gebunden. Es wird im größtmöglichen Maße eine zügige und informelle Verfahrensweise gewählt, und es werden alle Eingaben zugelassen, die der Beweisführung dienlich sind.”* Diese Bestimmung bedeutete in der Praxis, daß die Anklage so ziemlich alle Behauptungen ungeprüft als belastendes Material zulassen konnte. Der Verteidigung hingegen war es nicht gestattet, ihrerseits entlastendes Material einzureichen, Beweisanträge zu stellen oder die wenigen erschienenen Zeugen ins Kreuzverhör zu nehmen. Eine Revision oder Berufung war nicht möglich.

Artikel 21 lautet wörtlich: *„Der Gerichtshof soll nicht Beweise für allgemein bekannte Tatsachen fordern, sondern soll sie von Amts wegen zur Kenntnis nehmen.”* Dieser Maßgabe folgend, wurden weder Autopsien der Opfer noch unabhängige forensische Untersuchungen der angeblichen Tatwaffen vorgelegt. Mit anderen Worten: Der „größte Massenmord aller Zeiten” wurde vom IMT ohne einen einzigen Sachbeweis per Gerichtsbeschluß als erwiesen hingestellt.

6.2 Beispiele oft zitierter Zeugenaussagen

Die Behauptung, in Dachau seien Häftlinge vergast worden, führte dazu, daß der Lagerkommandant **Martin Gottfried Weiß** sowie 39 Mitglieder der Wachmannschaft von der amerikanischen Besatzungsmacht zum Tode verurteilt wurden. In seiner schriftlichen Aussage[52] behauptete der ehemalige KZ-Insasse **Franz Blaha,** in Dachau seien *„viele Menschen durch Gas“* getötet worden, machte aber weder konkrete Angaben über Opferzahlen noch darüber, welches Gas eingesetzt wurde.

Blahas Aussage wurde auch bei den Nürnberger Prozessen vorgelegt und galt dort als wichtiges Beweismittel gegen **Wilhelm Frick,** der ebenfalls zum Tode verurteilt wurde. Doch spätestens seit 1960 ist es unbestritten, daß die Gaskammer von Dachau nie in Betrieb war. Somit muß Blahas Aussage, die 40 Männer an den Galgen brachte, als das gewertet werden, was sie immer schon war, nämlich die Lüge eines parteiischen und rachsüchtigen Zeugen.

Der ehemalige Auschwitz-Häftling **Sigismund Bendel** war ein wichtiger Belastungszeuge im Prozeß gegen **Bruno Tesch** und **Karl Weinbacher**. Beide saßen auf der Anklagebank, weil ihre Firma (TESTA GmbH) das Insektizid Zyklon B an verschiedene Konzentrationslager lieferte.

Bendel behauptete, in Auschwitz seien vier Millionen Menschen mit Zyklon B ermordet worden. Man habe jeweils 1.000 Menschen in einem 10 m langen, 4 m breiten und 1,6 m hohen Raum zusammengepfercht und vergast. Als der Verteidiger Zippel fragte, wie es denn möglich sei, 1.000 Menschen in einen Raum von 64 m^3 unterzubringen, erwiderte

Bendel: *„Es konnte nur mit der deutschen Methode geschafft werden.“*

Zippel: *„Wollen Sie ernstlich behaupten, man könne zehn Personen auf einem halben Kubikmeter unterbringen?“*

Bendel: *„Die vier Millionen in Auschwitz vergaster Menschen legen Zeugnis davon ab“*[53].

Eine weitere Vernehmung dieses Zeugen, der sich offensichtlich in Widersprüche verwickelte, wurde vom Tribunal unterbunden. Diese flapsige und unglaubwürdige Aussage hinderte das Gericht keineswegs daran, Tesch und Weinbacher zum Tode zu verurteilen.

Rudolf Vrba (alias Walter Rosenberg) ist einer der wichtigsten und am meisten zitierten Zeugen von Auschwitz. Er beschrieb in seinem angeblich authentischen Erlebnisbericht[54] *„mit minutiösem, nahezu fanatischem Respekt vor der Genauigkeit“* (so Alan Bestic im Vorwort des Buches) die Vergasungen in Auschwitz.

Doch als Vrba 1985 anläßlich des Prozesses gegen **Ernst Zündel** in Toronto zum ersten Mal mit konkreten Fragen zu den Gegebenheiten vor Ort konfrontiert wurde, gab er nach einigen Ausflüchten und

---

52 IMT Dokument 3249 PS

53 IMT Dokument NI-11953

54 Rudolf Vrba, *Ich kann nicht vergeben,* Rütten & Loening, München 1964

Notlügen zu, keine einzige Vergasung selbst gesehen zu haben. Dann behauptete Vrba nonchalant, er habe beim Schreiben seines Buches, das bis dahin als zentraler Beweis für die offizielle Version des Holocaust galt, *„schriftstellerische Freiheiten“* in Anspruch genommen zu haben. Mit anderen Worten: Vrbas Schilderung der Vergasungen von Auschwitz waren frei erfunden[55].



Paul Rassinier

Paul Rassinier, ein französischer Sozialist und Résistance-Kämpfer, selbst jahrelang KZ-Häftling in Buchenwald-Dora, hat sich nach dem Krieg eingehend mit der Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen zum Holocaust befaßt. In seinem Buch *Das Drama der Juden Europas* [56] kommt er zu folgendem Schluß:

„Jedesmal seit 15 Jahren, wenn man mir in irgendeiner beliebigen, nicht von Sowjets besetzten Ecke Europas, einen Zeugen benannte, der behauptete, selbst den Vergasungen beigewohnt zu haben, fuhr ich unverzüglich hin, um sein Zeugnis entgegenzunehmen. Und jedesmal begab sich das gleiche: meine Akte in der Hand, legte ich dem Zeugen derart viele, genau präzisierte Fragen vor, daß er offensichtlich nur bis zu den Augen hinauf lügen konnte, um schließlich zu erklären, daß ein guter, leider verstorbener Freund, dessen Aussage nicht in Zweifel gezogen werden könne, ihm die Sache erzählt habe. Ich habe auf diese Weise Tausende von Kilometern quer durch Europa zurückgelegt.”

Diese Einschätzung Rassiniers teilt auch der Archivdirektor der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, **Shmuel Krakowski.** Er bezeichnete in einem 1986 erschienenen Artikel der *Jerusalem Post* die meisten der 20.000 bekannten Zeugenaussagen zum Holocaust als *„unglaubwürdig, gefälscht, nicht belegbar oder in einer anderen Weise unwahr.“*[57]

7. Zeitzeugen in den Medien

„Ich weiß nicht, was mehr zu fürchten ist: Straßen voller Soldaten, die ans Plündern gewöhnt sind, oder Dachkammern voller Schreiberlinge, die ans Lügen gewöhnt sind.“
(Samuel Johnson)

Wer kennt sie nicht, die Erzählungen über Selektionen, Gaskammern, Gasöfen und Krematorien. In ehrfurchtsvoller Andacht lauscht ein Millionenpublikum den aberwitzigsten Geschichten und kaum einer wagt es, Fragen zur Plausibilität der schier unglaublichen Geschichten zu stellen. Hier einige wenige Beispiele von Greuelmärchen, mit denen der durchschnittliche Medienkonsument fast täglich berieselt wird:

7.1 Elie Wiesel

Elie Wiesel, der behauptet, mehrere „Vernichtungslager“ auf wundersame Weise überlebt zu haben, gilt heute als **der** Zeuge des Holocaust schlechthin. In seinem zuerst in französischer Sprache erschienenem Buch *Die Nacht*[58] findet sich zwar nirgends ein Hinweis auf eine Gaskammer, dafür schildert Wiesel wie Menschen in Auschwitz und Buchenwald bei lebendigem Leibe in *„Verbrennungsgruben mit gigantischen Flammen”* geworfen wurden, wobei die Opfer zuweilen *„stundenlang im Feuer mit dem Tode gerungen haben”*.

Gegen Ende seines Buches berichtet Elie Wiesel, wie er und sein Vater die letzten Tage im KZ Auschwitz erlebten: Als es nur noch eine Frage der Zeit war, bis die Sowjetarmee das Lager erreichen würde, beschloß die SS, das Lager aufzugeben. Die Insassen wurden vor die Wahl gestellt, im Lager zu bleiben und auf die Sowjetarmee zu warten oder mit der Wachmannschaft gen Westen zu ziehen.

Nach kurzer Beratung mit seinem Vater beschloß Elie Wiesel - wie zigtausend andere Lagerinsassen - mit ihren Bewachern nach Deutschland zu gehen, statt auf die sowjetischen Befreier zu warten. Es wäre interessant, von Herrn Wiesel die Begründung für diese erstaunliche Entscheidung zu erfahren. Wohl um

---

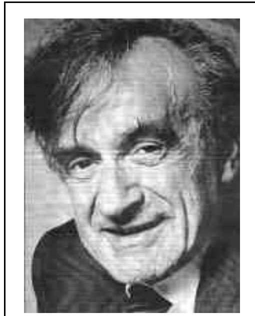
55 Dick Chapman, *Survivor never saw actual gassing deaths*, Toronto Sun, 24. Januar 1985; siehe auch: Robert Faurisson, *Die Zeugen der Gaskammern von Auschwitz*, in Ernst Gauss, Grundlagen zur Zeitgeschichte

56 Paul Rassinier, *Das Drama der Juden Europas,* Hans Pfeifer Verlag Hannover 1965

57 Jerusalem Post, 17. August 1986

58 Elie Wiesel, *La Nuit,* Editions de Minuit, Paris, 1958

solch unbequemen Detailfragen auszuweichen, hat der professionelle Holocaust-Überlebende die gesamte Thematik kurzerhand zu einem *„unbegreiflichen und unerklärlichen religiösen Mysterium"* deklariert.



Elie Wiesel

Für eine Gebühr von 25.000 Dollar pro Vortrag unternimmt Elie Wiesel seither regelmäßig den Versuch, das von ihm geschaffene Mysterium zu erklären. Doch Objektivität und Sachlichkeit ist wohl kaum von jemandem zu erwarten, der sich u.a. mit folgender, wahrlich volksverhetzenden Äußerung hervortat:

„Jeder Jude sollte in seinem Herzen einen Platz für Haß freihalten. Für einen gesunden, kräftigen Haß gegen alles, was das Deutsche verkörpert und was im Deutschen fortlebt"[59].

Diese haßerfüllte Sprache war für über 80 Abgeordnete des Deutschen Bundestages kein Hindernis, Elie Wiesel ausgerechnet für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen, *„weil das eine große Ermutigung für all diejenigen ist, die aktiv für eine Versöhnung eintreten."* Bekanntlich erhielt Elie Wiesel 1986 tatsächlich den Friedensnobelpreis, doch versöhnlichere Töne sind von ihm dennoch nicht zu vernehmen.

7.2 Martin Niemöller

Pastor Martin Niemöller war nach dem Krieg eine Symbolfigur der Friedensbewegung und trug den Heiligenschein des Widerstandskämpfers und langjährigen KZ-Insassen. Insbesondere in Kreisen der Linken, Betroffenen und selbsternannten Gutmenschen wird sein Spruch *„Als sie die Kommunisten abholten, habe ich nicht protestiert, ich war ja kein Kommunist ..."* immer noch oft und gerne rezitiert.

Doch wenn die heutigen Anhänger Niemöllers sein Buch *Vom U-Boot zur Kanzel* (1935 erschienen) läsen, wären sie über sein eindeutiges Bekenntnis zum Nationalsozialismus recht erstaunt, vielleicht sogar entsetzt. Auch seine Elogen auf Adolf Hitler zeugen nicht gerade von widerständischem Geist. In einem Rundschreiben an seine Mitglieder hatte er als der damalige Präsident des Pfarrerbundes folgendes mitzuteilen: *„Die Mitglieder des Pfarrerbundes stellen sich bedingungslos hinter den Führer Adolf Hitler"*.



Martin Niemöller

Entgegen der weit verbreiteten Meinung wurde Niemöller nicht ins KZ geschickt, weil er sich gegen die Politik der Nazis stellte, sondern wegen eines Disputs zwischen der Kirchenpartei „Deutsche Christen" und der von Niemöller maßgeblich beeinflußten Bewegung „Bekennende Kirche".

Da Hitler diese konfessionelle Zwietracht nicht duldete, wurde Niemöller verhaftet und verbrachte die Zeit von 1938 bis 1945 in verschiedenen Konzentrationslagern, zuletzt in Dachau. Als der „persönliche Gefangene" des Führers genoß Niemöller erhebliche Privilegien und überstand die Kriegszeit - im Gegensatz zu vielen tatsächlichen Widerstandskämpfern - wohlgenährt und unbeschadet.

Nach Kriegsende behauptete Niemöller in seinem Buch *Der Weg ins Freie*, in Dachau seien 238.756 Juden in Gaskammern getötet und anschließend verbrannt worden[60]. Mittlerweile steht zweifelsfrei fest, daß während der gesamten Betriebszeit des KZ Dachau nicht mehr als ca. 200.000 Menschen eingeliefert wurden, von denen nur ein geringer Anteil Juden waren. Eine Gaskammer war in Dachau erwiesenermaßen nie in Betrieb.

Was Pastor Niemöller dazu bewog, wider besseres Wissen die Unwahrheit über Dachau zu verbreiten und obendrein noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Mär von der deutschen Kollektivschuld zu predigen, wird wohl ewig sein Geheimnis bleiben. Was immer seine Motive waren: Pastor Niemöller ist mit dafür verantwortlich, daß die Menschen hierzulande mit geradezu religiöser Ergebenheit an den Mythos Holocaust glauben.

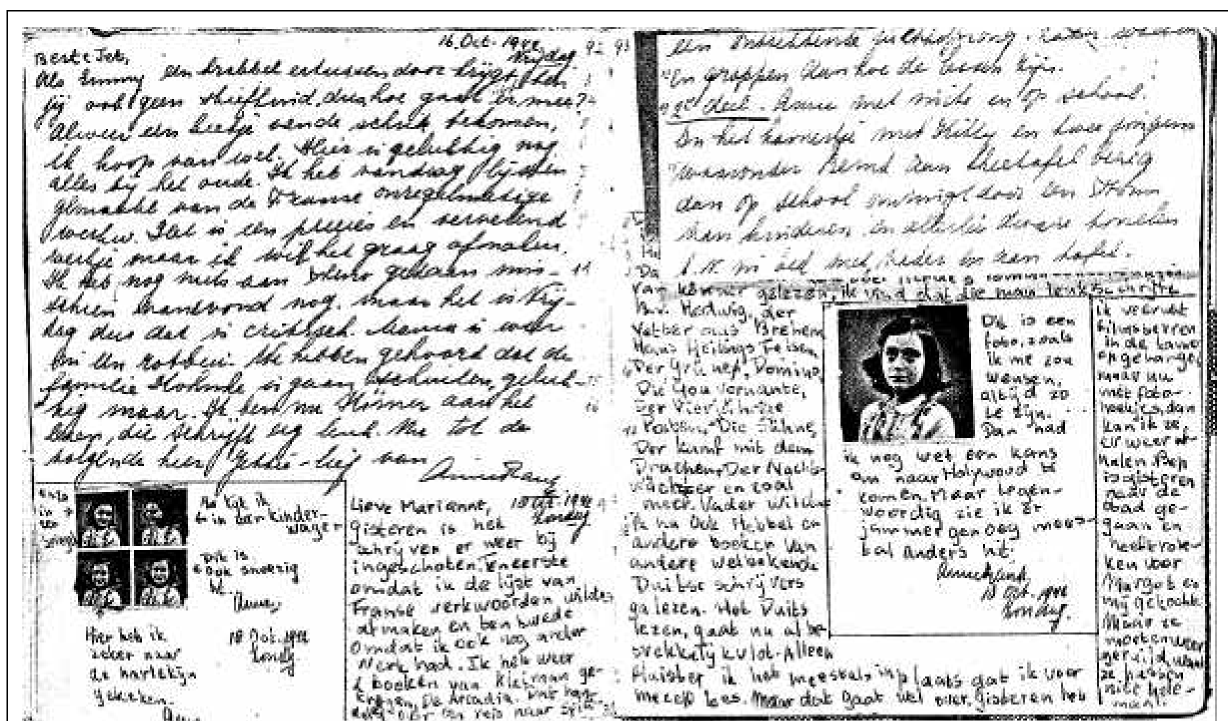
---

59 Elie Wiesel, *Legends of our Time*, Avon Books, New York 1968
60 Martin Niemöller, *Der Weg ins Freie,* Hellbach Verlag Stuttgart 1956

7.3 Anne Frank

Das Tagebuch der Anne Frank gehört zu den meistverkauften Bücher weltweit – bislang wurden über 30 Millionen Exemplare in mehr als 60 Sprachen verkauft. Dieses Buch eignet sich wie kein zweites zur Holocaust-Indoktrination schulpflichtiger Kinder und ist seit Jahrzehnten Pflichtlektüre für so ziemlich jedes Schulkind in der westlichen Welt. Der Fischer Taschenbuch-Verlag nennt das Tagebuch ein *„Symbol und Dokument für den Völkermord an den Juden."* Das Anne-Frank-Haus in Amsterdam spricht von einem *„Fenster zum Holocaust"*.

Die Urheberschaft dieses Buches ist trotz der enormen Bedeutung, die ihm beigemessen wird, obskur. Neben den vielen widersinnigen Schilderungen fällt ein Schreibstil auf, der für ein junges Mädchen ungewöhnlich ist. Noch sonderbarer ist der Umstand, daß die Tagebucheinträge in zwei eindeutig unterschiedlichen Handschriften erfolgten. Die eine Schrift ist eher ungeübt und für ein junges Mädchen typisch. Die zweite Schrift ist flüssiger, geübter und eher einem Erwachsenen zuzuordnen. Selbst einem in Sachen Graphologie völlig unerfahrenen Betrachter dürften die beiden unterschiedlichen Handschriften ins Auge springen. Die für ein junges Mädchen untypische zweite Handschrift veranlaßte unabhängige Forscher immer wieder, die Authentizität dieses Tagebuches in Frage zu stellen.



Tagebuch der Anne Frank (Seiten 92 und 93): Zwei unterschiedliche Handschriften, eine davon wurde laut BKA-Gutachten teilweise mit Kugelschreiber geschrieben – diese Schreibgeräte gab es erst seit 1951

Das Bundeskriminalamt (BKA) untersuchte das Original im Rahmen einer juristischen Auseinandersetzung zwischen einem Kritiker, **Ernst Römer,** und Anne Franks Vater, **Otto Frank.** Die BKA-Untersuchung ergab, daß einige Einträge *„mittels schwarzer, grüner und blauer Kugelschreiberpaste niedergeschrieben*" wurden. Der *Spiegel* berichtete[61] über dieses Ergebnis und folgerte, die Echtheit des Tagebuches müsse in Zweifel gezogen werden, denn Anne Frank starb 1945 in Bergen-Belsen an Typhus, die ersten Kugelschreiber gab es erst 1951.

Manch ein Leser wird die naheliegende Frage stellen, warum so viele Verlage weltweit dieses Manuskript kritiklos annahmen, und wieso die deutlich abweichenden Handschriften niemandem auffielen. Nun, Otto Frank wußte vermutlich sehr genau um die Schwächen dieses angeblichen Tagebuches und verhinderte bis zu seinem Tod im Jahre 1980 eine kritische Würdigung des Originals.

---

61 Der Spiegel, Nr. 41/1980, *Blaue Paste - Ein Gutachten des BKA belegt: Im "Tagebuch der Anne Frank" ist nachträglich redigiert worden.*

Der holländische Verlag Contact bekam als Grundlage für die Erstveröffentlichung lediglich ein von Otto Frank erstelltes, maschinengeschriebenes Buchmanuskript[62]. Das zuerst in niederländischer Sprache erschienene Buch, und nicht das Original, war Grundlage für die Übersetzung in andere Sprachen. Eine Originalfassung wurde nie veröffentlicht.

Heute sind die Verlage aufgrund ihrer geschäftlichen Interessen nicht sonderlich daran interessiert, den genauen Ursprung dieses Bestsellers zu ergründen. Ganz zu schweigen von der Anne-Frank-Stiftung, die jegliche Zweifel an der Authentizität des Tagebuches der Anne Frank aggressiv zurückweist, aber dennoch die sprichwörtliche Chuzpe besitzt, die beiden unterschiedlichen Handschriften, etwa die hier abgebildeten Seiten 92 und 93, offen auszustellen.

7.4 Binjamin Wilkomirski

Der Skandal um das 1995 beim Suhrkamp-Verlag erschienene Buch *Bruchstücke. Aus einer Kindheit* von **Binjamin Wilkomirski** führt exemplarisch vor, welcher Art und Güte die in den Medien verbreiteten Zeugenaussagen zum Holocaust sind. In seinem angeblich autobiographischen Werk behauptete Wilkomirski, er habe als Kind die „Vernichtungslager" Auschwitz und Majdanek überlebt und sei im Alter von neun Jahren aus Polen in die Schweiz gelangt, wo er von schweizer Adoptiveltern aufgenommen wurde.

Drei Jahre lang bezeichneten etablierte Historiker, wie z. B. der Leiter des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung, **Wolfgang Benz**, die abstrusen Schilderungen Wilkomirskis als authentisch und die Presse feierte das Buch als den letzten Nagel im Sarg der „Auschwitz-Leugner".

Doch der schweizer Journalist und Buchautor **Daniel Ganzfried** recherchierte den Fall Wilkomirski genauer und kam zum folgenden Ergebnis: „Binjamin Wilkomirski" wurde am 12. Februar 1941 in Biel als unehelicher Sohn der Yvonne Berthe Grosjean geboren, erhielt den Vornamen Bruno, kam ins Kinderheim und wurde 1945 von einem Ehepaar Doessekker adoptiert. Die Kindheit in Riga, Majdanek und Auschwitz ist frei erfunden[63]. Ganzfried wirft in seinem Resümee folgende Frage auf:

„Wie ist es möglich, daß jedes ernstzunehmende Feuilleton dieses Buch gefeiert hat als handle es sich um die Originalniederschrift des Alten Testaments".

Eine gute Frage. Doch was bringt einen Menschen dazu, sich die absonderlichsten Greuelmärchen auszudenken und dann steif und fest zu behaupten, er hätte das alles selbst erlebt. **Germaine Tillion**, die als Mitglied der Résistance in Paris verhaftet und später ins Frauen-KZ Ravensbrück deportiert wurde, hat dieses Phänomen wie folgt kommentiert:

„Diese Personen [die sich Greuelmärchen ausdenken] *sind in Wirklichkeit viel zahlreicher als man im allgemeinen glaubt, und ein Bereich wie die Welt der Konzentrationslager - leider wie geschaffen zur Erzeugung sadomasochistischer Vorstellungen - bot ihnen ein außergewöhnliches Betätigungsfeld. Wir haben zahlreiche geistig Geschädigte, halbe Gauner, halbe Narren erlebt, die sich eine imaginäre Deportation zunutze machten; wir haben andere - echte Deportierte - erlebt, deren krankhafter Geist sich bemühte, die Ungeheuerlichkeiten noch zu übertreffen, die sie selbst gesehen hatten oder von denen man ihnen erzählt hatte, und es ist ihnen gelungen. Es hat sogar Verleger gegeben, die einige dieser Hirngespinste drucken ließen und hierfür mehr oder weniger offizielle Zusammenstellungen benutzten. Doch sind diese Verleger wie auch die Verfasser jener Zusammenstellungen nicht zu entschuldigen, denn die einfachste Untersuchung wäre ausreichend gewesen, den Betrug zu entlarven*[64]*"*.

Seit dem Fall Wilkomirski haben Psychologen für die krankhafte Sehnsucht, Opfer zu sein, einen neuen Begriff: Das Wilkomirski-Syndrom.

---

62 Robert Faurisson, *Is The Diary of Anne Frank genuine?*, Journal of Historical Review, 1985 sowie Gerd Knabe, *Die Wahrheit über das Tagebuch der Anne Frank,* Winkelberg Verlag Knüllwald 1994

63 Die Weltwoche (Zürich) Nr. 35, S. 46/47, 27. August 1999; Jürgen Graf, *Die Wilkomirski-Pleite,* Vierteljahreshefte für freie Geschichtsforschung 3(1) 1999, S. 88-90; Daniel Ganzfried, *...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie*, Jüdischer Verlag Berlin, 2002

64 Germaine Tillion, *Le Système concentrationnaire allemand,* Revue d'Histoire de la Deuxième Guerre mondiale, Juli 1954

8. Geständnisse

„Wir hatten ihm eine Fackel in den Mund gerammt. Die Schläge und das Geschrei waren endlos“
(Sergeant Bernard Clarke über die Vernehmung des Lagerkommandanten Rudolf Höß)

Die höchst widersprüchlichen Zeugenaussagen sind keineswegs geeignet, die offizielle Version des Holocaust auch nur annähernd zu belegen. Auf dieses Manko angesprochen, verweisen etablierte Historiker gerne auf die Geständnisse von Lagerkommandanten und KZ-Wachpersonal. Unter welchen Umständen diese angeblichen Geständnisse zustande kamen und welche Beweiskraft diese in einem rechtsstaatlichen Gerichtsverfahren hätten, soll hier anhand einiger Beispiele dargelegt werden.

8.1 Rudolf Höß

Die Aussage des ersten Kommandanten von Auschwitz, **Rudolf Höß**, ist ein häufig zitierter „Beweis” für die unterstellte industriell angelegte Vernichtung der Juden Europas. Der polnische Historiker **Aleksander Lasik** sagte folgendes über den Stellenwert der Höß-Aussage:

„Mehr als jeder andere KZ-Kommandant ist Rudolf Höß scharf in die Geschichtsschreibung eingebrannt. Der Mann, der Auschwitz gegründet und geleitet hat, erscheint in jedem Buch, das sich mit dem Schicksal der europäischen Juden im Zweiten Weltkrieg befaßt”.

Wie die Briten das Geständnis von Rudolf Höß bekamen, hat **Rupert Butler** in seinem autobiographischen Werk[65] anschaulich beschrieben: Höß wurde drei Tage lang gefoltert bis schließlich er ein „umfassendes Geständnis“ ablegte. Dieses bestand darin, daß er an einem nicht näher benannten Ort am 14. März 1946 um 2:30 Uhr nachts unter ein maschinengeschriebenes, acht Seiten umfassendes Dokument seine Unterschrift setzte. Noch vor seiner Vernehmung als Zeuge beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg sagte Höß gegenüber **Moritz von Schirmeister**:

„Gewiß, ich habe unterschrieben, daß ich 2 1/2 Millionen Juden umgebracht habe. Aber ich hätte genausogut unterschrieben, daß es 5 Millionen Juden gewesen sind. Es gibt eben Methoden, mit denen man jedes Geständnis erreichen kann - ob es nun wahr ist oder nicht.“ [66]

Wie jeder Jurist bestätigen wird, hat eine unter Folter erlangte Aussage keinerlei Beweiswert. Doch in einem verzweifelten Versuch, dieses so wichtige „Geständnis“ zu retten, verweisen etabliere Historiker oft auf die Memoiren, die Höß vor seiner Hinrichtung in polnischer Haft geschrieben haben soll. Der langjährige Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, Martin Broszat, gab Höß´ Memoiren sogar als Buch[67] heraus. Doch obwohl jeder gewissenhafte Forscher ein durchgehend mit Bleistift (!) verfaßtes Dokument sehr genau unter die Lupe nehmen würde, hielt Broszat offenbar jegliche Quellenanalyse für überflüssig. Sonst wäre ihm sicherlich aufgefallen, daß die Handschrift in den „Memoiren“ nicht mit Höß´ bestens dokumentierter Handschrift übereinstimmt[68]. Damit nicht genug: Um Zweifel an der Echtheit der Höß-Memoiren gar nicht erst aufkommen zu lassen, ließ Broszat alle unglaubwürdigen und widersprüchlichen Passagen kommentarlos weg - und zwar sowohl im Buch *Kommandant in Auschwitz* als auch in anderen Publikationen[69].

8.2 Kurt Gerstein

Der Sanitätsoffizier **Kurt Gerstein** geriet im Juli 1945 in französische Gefangenschaft und legte kurz vor seinem angeblichen Selbstmord ein sonderbares Geständnis ab. In der in französischer Sprache verfaßten Aussage ist unter anderem davon die Rede, daß in den Lagern Belzec, Treblinka und Sobibor insgesamt 25 Millionen (!) Menschen in Gaskammern, u. a. mit Abgasen eines Dieselmotors, getötet wurden. Hier ein Auszug aus dem Gerstein-Geständnis:

---

65 Rupert Butler, *Legions of Death,* Arrow Books, 1983, S. 235 ff

66 Robert Faurisson, *Wie die Briten zu dem Geständnis von Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz, gekommen sind,* Deutschland in Geschichte und Gegenwart 35(1) (1987), S. 12-17

67 Martin Broszat, *Kommandant in Auschwitz*, dtv München 1963

68 G. Jagschitz, *Gutachten in der Strafsache Hosnik*, 1992, Landesgericht Wien, AZ 20e Vr 14184, Hv 5720/90

69 Fritjof Meyer, *Die Zahl der Opfer von Auschwitz*, Osteuropa, 52.Jg., 5/2002, S. 631-641

„Gut füllen, hat Hauptmann Wirth angeordnet. Die nackten Menschen treten einander auf die Füße. 700 - 800 auf 25 Meter im Quadrat zu 45 cbm! Die Türen schließen sich… Heckenholt ist der Heizer des Diesels, dessen Ausdünstungen dazu bestimmt sind, die Unglücklichen zu töten. SS-Unterscharführer Heckenholt gibt sich einige Mühe, den Diesel in Gang zu bringen. Aber er springt nicht an… Nach zwei Stunden und vierzig Minuten - die Stoppuhr hat alles festgehalten - beginnt der Diesel…"

Der Verfasser des Gerstein-Dokuments war wohl eifrig bemüht, die Massenmorde in den Lagern Belzec, Treblinka und Sobibor zu beweisen, doch hat ihn an dieser Stelle jeglicher Realitätssinn verlassen. Wie 800 Personen in einen 25 m^2 großen Raum hineinpassen, ist ein Rätsel. Und wie Hunderte von Menschen in einem überfüllten, hermetisch geschlossenen Raum zwei Stunden und vierzig Minuten überleben können, gehört wohl auch zu den vielen Mysterien des Holocaust.

Dennoch galt das Gerstein-Geständnis jahrzehntelang als Schlüsseldokument und wurde 1961 beim Eichmann-Prozeß in Jerusalem sogar als Beweismittel zugelassen[70]. Die wirren Schilderungen, die allgemein Kurt Gerstein zugeschrieben werden, fanden 1963 ihren Niederschlag auch in **Rolf Hochhuts** Theaterstück *Der Stellvertreter*, das 2002 von **Constantin Costa-Gavras** unter dem gleichnamigen Titel verfilmt wurde. Demgegenüber ziehen es etablierte Historiker vor, dieses Dokument wegen der offenkundigen Widersprüche peinlichst zu übergehen.

8.3 Perry Broad

Als Gegenleistung für ein mildes Urteil oder gar einen Freispruch gaben einige als NS-Verbrecher Angeklagte so ziemlich alles zu. Ein klassisches Beispiel hierfür ist der SS-Mann britischer Herkunft, **Perry Broad**, der Aufseher in Auschwitz war und 1945 in britische Gefangenschaft geriet. Er sprach fließend Deutsch und wurde daher von den Briten zunächst als Dolmetscher eingesetzt. Anschließend verfaßte Broad einen Bericht, in dem die behaupteten Massentötungen in Auschwitz in Anlehnung an die damals gängige Greuelpropaganda geschildert wurden[71]. Der Lohn für dieses kooperative Verhalten war die Freiheit. Hingegen wurden unzählige Angeklagte, die versuchten, sich mit der Wahrheit zu verteidigen, zum Tode verurteilt. Andere wiederum kamen noch in Untersuchungshaft auf mysteriöse Weise ums Leben.

8.4 Richard Baer

Wie erging es Beschuldigten, die sich beharrlich weigerten, um ihrer Freiheit willen ein Geständnis zu unterschreiben, das nicht der Wahrheit entsprach? Der Fall des letzten Kommandanten von Auschwitz, **Richard Baer**, gibt hierzu einigen Aufschluß: Richard Baer lebte nach dem Krieg mit neuer Identität in Dassendorf bei Hamburg, und zwar als Waldarbeiter unter dem Namen Karl Neumann. Er wurde erst 1960 von den Briten verhaftet. Baer wurde mit allergrößter Wahrscheinlichkeit nicht gefoltert. Er hatte vermutlich keinen Grund, sich um die Sicherheit seiner Angehörigen zu sorgen. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Rudolf Höß hatte Baer also kaum einen zwingenden Grund, sich mit einer wahrheitswidrigen Aussage freizukaufen.

Den Initiatoren der medienwirksam inszenierten Auschwitz-Prozesse dürfte es aber alles andere als gleichgültig gewesen sein, wie sich der Hauptangeklagte äußern würde. Zur Erinnerung: Dieser Prozeß fand statt, kurz nachdem Martin Broszat vom Institut für Zeitgeschichte öffentlich klarstellte, die Gaskammer von Dachau sei nie in Betrieb gewesen. Die Vernichtungslager des Altreiches, die 15 Jahre lang zum offiziellen Dogma gehörten, wurden mit einem Federstrich nach Osten verlagert. Gleichzeitig avancierte das bis dahin kaum bekannte KZ Auschwitz zum wichtigsten Vernichtungslager des NS-Regimes.

Wenn nun ausgerechnet Richard Baer, der letzte noch lebende Kommandant von Auschwitz, dieser neu definierten „historischen Wahrheit" entschieden widersprach, würde die Kernthese des Holocaust, nämlich das unterstellte fabrikmäßige Morden in eigens dafür geschaffenen Gaskammern, wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen.

Doch so weit kam es nicht: Richard Baer, der sich bis dahin bester Gesundheit erfreute, starb im Alter von 51 Jahren am 17. 6. 1963 urplötzlich in Untersuchungshaft. Das gerichtsmedizinische Institut der Universität Frankfurt untersuchte den Leichnam und schloß im Autopsiebericht nicht aus, daß Baer an einem

70 Henri Roques, *Die „Geständnisse" des Kurt Gerstein*, Druffel Verlag, 1986

71 Pery Broad, *Auschwitz in den Augen der SS*, Kattowitz 1981

„nicht riechenden und nicht ätzenden Gift“ starb[72]. Noch bevor die Todesursache dieses außerordentlich wichtigen Angeklagten und Zeitzeugen eindeutig festgestellt werden konnte, ordnete Generalstaatsanwalt **Fritz Bauer** (ein nach dem Krieg aus der Emigration zurückgekehrter Jude) die Einäscherung des Leichnams an. Diese mysteriösen Vorgänge fanden in den Medien kaum Beachtung und wurden sogar bewußt heruntergespielt. Heute sucht man in den meisten Nachschlagewerken zum Dritten Reich den Namen Richard Baer vergebens - der „geständige” Rudolf Höß hingegen ist überall zu finden.

9. Wo ist die Tatwaffe?

„Zyklon B wurde in Auschwitz zu 95 - 98% als Entlausungsmittel eingesetzt“
(Jean-Claude Pressac)

Bei jedem herkömmlichen Mordfall ist eine Untersuchung der Tatwaffe ein unverzichtbarer Bestandteil der Ermittlungen. Dies wurde bei der Aufklärung des Holocaust, dem „größten Mordfall aller Zeiten“ anscheinend vergessen - und zwar sowohl beim IMT als auch bei den späteren NS-Prozessen. Heute wird dieses Manko von bundesdeutschen Gerichten routinemäßig mit der Behauptung beiseite gewischt, der Holocaust sei „offenkundig“ und es bedürfe keiner weiteren Beweise. Da ein gesetzlich verordnetes Dogma kein Ersatz für elementare Sachbeweise sein kann, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche politisch und finanziell unabhängige Forscher mit dieser Frage auseinandergesetzt.

9.1 Was ist eigentlich Zyklon B?

Zyklon B[73] gilt gemeinhin als die wichtigste Tatwaffe des Holocaust. Wenn ein durchschnittlich informierter Mediankonsument gefragt wird, was genau Zyklon B ist, wird meist geantwortet: Ein Giftgas, das durch Duschbrausen in die Gaskammern eingeleitet wurde. In der (nie in Betrieb gewesenen) Gaskammer von Dachau sind heute noch Duschbrausen-Attrappen zu sehen, die diesem Zweck gedient haben sollen.


Zyklon B – Dose

Entgegen dieser weit verbreiteten Ansicht ist Zyklon B kein Gas, sondern ein in Blausäure getränktes Granulat (Kieselgur oder Zellstoff). Eine körnige Substanz kann wohl kaum durch eine Duschbrause strömen, auch wenn es immer noch in unzähligen Dokumentationen, Nachschlagewerken und Spielfilmen so dargestellt wird. Um diesen Widerspruch aufzulösen, wurde dieses nicht unwesentliche Detail revidiert: Zyklon B strömte nun doch nicht durch Duschbrausen, sondern wurde durch Dachluken in die Gaskammern geworfen.

Das Problem bei dieser Darstellung ist wiederum, daß Luken, die diesem Zweck gedient haben könnten, auf Luftaufnahmen der Alliierten aus jener Zeit nicht zu erkennen sind. In der noch vollständig erhaltenen Betondecke der „Gaskammer" von Auschwitz sind - abgesehen von nach 1945 grobschlächtig gemeißelten Löchern - keinerlei Öffnungen zu finden.[74]



Aufschrift an einer Wand im KZ Auschwitz

Es ist unbestritten, daß Zyklon B in erheblichen Mengen an KZs geliefert wurde. Wenn dieses Insektizid nicht zur Tötung von Menschen eingesetzt wurde, wofür wurde es dann gebraucht? Nun, während des Krieges grassierte in weiten Teilen Europas eine verheerende Typhus-Epidemie.

Typhus, auch epidemisches Fleckfieber oder Flecktypus genannt, ist eine lebensbedrohliche Erkrankung, deren Erreger (*Rickettsia Prowazekii*) durch Läuse übertragen wird. Die Entlausung von Decken, Matratzen, Kleidung und Unterkünften sowie der Lagerinsassen und der Wachmannschaft war demnach eine lebensnotwendige Maßnahme. Dies erklärt auch, warum die Lagerverwaltungen Hinweise wie ***„Eine Laus dein Tod“*** oder ***„Halte dich sauber“*** an den Wänden der Dusch- und Schlafräume anbringen ließ.

72 Deutsche Hochschullehrer-Zeitung, Nr. 3, 1963, S. 29
73 Zyklon B, war bis 1979 die Markenbezeichnung der Firma DEGESCH (Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung mbH, Frankfurt am Main)
74 Ross Dunn u. Roger Boyes, *Jewish experts predict more battles to fight,* The Times, London, 12. April 2000

Blausäure[75], der eigentliche Wirkstoff von Zyklon B, wurde übrigens bereits 1915 von der US-amerikanischen Einwanderungsbehörde auf Ellis Island zur Entlausung und Desinfektion eingesetzt. Nachfolgeprodukte, die mit Zyklon B absolut identisch sind (z.B. Fumex, Detia Degesch), werden heute noch hergestellt und weltweit als Schädlingsbekämpfungsmittel eingesetzt.

Etablierte Holocaust-Experten wie z.B. **Jean-Claude Pressac** räumen ein, daß 95 - 98% des an die Lager gelieferten Zyklon B nicht zur Tötung von Menschen, sondern als Entlausungsmittel eingesetzt wurde, insbesondere um die Typhus-Epidemie in den Griff zu bekommen, also um das Leben der Insassen zu erhalten. Wurden dann mit dem Rest von 2-5% genau jene Menschen getötet, deren Leben man vorher mit dem gleichen Mittel erhalten wollte?

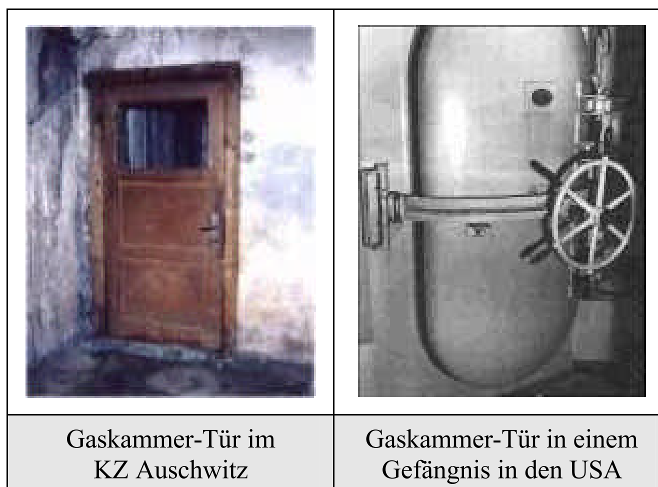
Die offizielle Geschichtsschreibung ist nicht in der Lage, den Einsatz der angeblichen Tatwaffe Zyklon B schlüssig zu erklären. Statt dessen werden dem ahnungslosen Publikum Lieferscheine, Rechnungen und leere Dosen eines bis heute noch gebräuchlichen Insektizids als „Beweis” für den Mord an sechs Millionen Juden präsentiert. Auch folgender Frage weichen etablierte Historiker geflissentlich aus: Falls es wirklich einen industriell angelegten Plan zur Judenvernichtung mittels Giftgas gab, warum sollte ausgerechnet ein schwerfällig wirkendes und umständlich zu handhabendes Insektizid eingesetzt worden sein? Es stand doch eine ganze Palette hochwirksamer chemischer Kampfstoffe (z.B. Tabun oder Sarin) zur Verfügung, die übrigens vom NS-Regime in keinem einzigen Fall eingesetzt wurden, auch nicht für militärische Zwecke.

9.2 Der Leuchter-Report

Weder beim IMT in Nürnberg noch beim viel beachteten Frankfurter Auschwitz-Prozeß von 1963 wurde eine unabhängige forensische Untersuchung einer Gaskammer vorgelegt. Erst 1988, also ganze 43 Jahre nach Kriegsende, wurde erstmals eine Gaskammer untersucht, und zwar vom amerikanischen Experten für Exekutionstechnik **Fred Leuchter.** Es folgen einige wichtige Ergebnisse aus dem Leuchter-Report[76]:

9.2.1 Bautechnische Details

Die Gaskammer von Auschwitz, die seit Jahrzehnten Millionen von Touristen als „Original“ vorgeführt wird, ist mit einfachen Holztüren ausgestattet. Außen wie innen sind Türklinken angebracht. Einen besonderen Verriegelungsmechanismus gibt es ebensowenig wie eine Abdichtung, die ein unbeabsichtigtes Ausströmen von Giftgas verhindern würde. Eine der Türen hat im oberen Drittel eine Glasscheibe aus einfachem Fensterglas (linkes Bild).



Gaskammer-Tür im KZ Auschwitz	Gaskammer-Tür in einem Gefängnis in den USA

Die Türen des Raumes, der als Gaskammer von Auschwitz bezeichnet wird, gehen nach innen auf. Man versuche, sich eine Vergasung, die nach offizieller Lesart über Jahre hinweg im 30-Minuten-Takt stattfand, vorzustellen:

900 Menschen lassen sich geordnet und widerstandslos in die Gaskammer pferchen und schließen dann brav die klapprigen Holztüren von innen. Nach der Vergasung könnte der Raum - wenn überhaupt - nur mit größter Mühe geöffnet werden, denn die auf dem Boden liegenden Körper würden die nach innen aufgehenden Türen blockieren.

Eine solch stümperhafte Konstruktion ist für den unterstellten Zweck völlig ungeeignet, und es ist kaum denkbar, daß sie auch nur einen einzigen Tag im Einsatz war. Zum Vergleich dazu ist auf dem rechten Bild die Tür einer Gaskammer zu sehen, die im Staat Dellaware (USA) für Einzelexekutionen eingesetzt wurde (amerikanische Konstruktion aus den 1930er Jahren).

---

75 Blausäure (Zyanwasserstoff, chem. Formel: HCN) ist eine Flüssigkeit mit einen Siedepunkt von +27 °C

76 Fred A. Leuchter, *An Engineering Report on the* alleged *Gas Chambers at Auschwitz, Birkenau, and Majdanek, Poland*, Samisdat Publishers, Toronto 1988

9.2.2 Untersuchung der Zyanidreste

Blausäure, der eigentliche Wirkstoff des Insektizids Zyklon B, ist nicht nur toxisch für Insekten, Tiere und Menschen, sondern auch chemisch äußerst aggressiv und geht mit mineralischen Stoffen langzeitstabile Verbindungen ein. Im Mauerwerk der angeblichen Gaskammer müßten also Rückstände der Blausäure (Zyanidverbindungen) nachzuweisen sein, falls dieser Raum tatsächlich über Jahre hinweg dieser Substanz ausgesetzt war. Leuchter entnahm folgerichtig an verschiedenen Stellen Proben, insbesondere in der angeblichen Gaskammer sowie in den Entlausungskammern, wo, von niemandem bestritten, tagtäglich Zyklon B eingesetzt wurde, um Decken, Matratzen und Kleidung zu entlausen.

Die Proben wurden versiegelt an ein Labor geschickt, um den Zyanidgehalt zu ermitteln. Die Analysen ergaben extrem hohe Zyanidkonzentrationen im Mauerwerk der Entlausungskammern, aber nur unbedeutende Spuren im Mauerwerk der angeblichen Gaskammer. Durch dieses Ergebnis wurde die Gaskammerthese erstmals mit wissenschaftlichen Methoden eindeutig widerlegt[77].

9.3 Das Rudolf-Gutachten

Wie bereits die Untersuchung von Fred Leuchter zeigte, ist die Bestimmung des Zyanidgehaltes im Mauerwerk der angeblichen Gaskammern eine wissenschaftlich einwandfreie Methode, die Gaskammerthese entweder zu bestätigen, oder eben eindeutig zu widerlegen.

Diesen Ansatz verfolgte Anfang der 1990er Jahre auch der Diplom-Chemiker **Germar Rudolf** parallel zu seinen Forschungen im Rahmen seiner Doktorarbeit, die er damals im Fach Anorganische Chemie am Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart betrieb. In seiner Arbeit[78] kommt Rudolf zum gleichen Ergebnis wie Leuchter: extrem hohe Zyanidkonzentration in den Entlausungskammern, aber kaum meßbare Spuren in den Räumen, die angeblich den *corpus delicti* des Holocaust darstellen. Spätestens seit Vorliegen des Rudolf-Gutachtens ist die These vom industriell angelegten Genozid in eigens dafür eingerichteten Gaskammern nicht länger haltbar.

Doch dann passierte etwas Sonderbares im Fall des jungen, allzu neugierigen Chemikers Germar Rudolf: Nach einer Beschwerde[79] des Zentralrats der Juden beim Leiter der Max-Planck-Gesellschaft folgte die fristlose Entlassung des Doktoranden, weil seine methodisch korrekt durchgeführte wissenschaftliche Arbeit angeblich zu *„falschen Schlußfolgerungen"* führte. Germar Rudolf, der weder vorbestraft war noch durch politische Ambitionen auffiel, wurde daraufhin wegen Volksverhetzung angeklagt. Im Prozeß beantragte Rudolfs Strafverteidiger eine Wiederholung der inkriminierten Analyse durch einen unabhängigen Gutachter. Dieser naheliegende Beweisantrag wurde vom Gericht unter Hinweis auf die „Offenkundigkeit" des Holocaust abgelehnt und Germar Rudolf wurde wegen der nicht genehmen Forschungsergebnisse zu 14 Monaten Gefängnis ohne Bewährung (!) verurteilt[80]. Heute lebt Rudolf in den USA, wo er politisches Asyl beantragt hat.

Germar Rudolf geriet zwar wegen seiner Forschungstätigkeit in die Mühlen der BRD-Justiz, doch seine Arbeit ist bis heute nicht widerlegt. Selbst der Hollywood-Regisseur Steven Spielberg hat das Ergebnis des Rudolf-Gutachtens zur Kenntnis genommen und - zumindest unausgesprochen - akzeptiert. In seinem Film *Die letzten Tage* (The Shoah Foundation, USA 1999) stellt Spielberg nämlich per Einblendung klar, daß die heiligste Halle des Mythos Holocaust, die Gaskammer von Auschwitz, eine „Rekonstruktion" ist, also erst nach 1945 in den heutigen Zustand gebracht wurde. Warum dieser Raum Millionen von Touristen immer noch als „Original" vorgeführt wird, erklärt Spielberg allerdings nicht.

Auch die in England lebende jüdische Historikerin und Journalistin **Gitta Sereny** sah sich neulich zu der Feststellung bemüßigt, Auschwitz sei ein *„schrecklicher Ort, aber kein Vernichtungslager"* gewesen[81]. Diese Erkenntnis wird sich früher oder später auch bei den beamteten deutschen Historikern durchsetzen,

---

77 Robert Faurisson, *Der Leuchter-Report. Ende eines Mythos* Journal of Historical Review, 1988

78 Germar Rudolf, *Das Rudolf Gutachten*, Castle Hill Publishers, Hastings (UK) 2001

79 Schreiben von Heinz Jaeckel, Sekretär des Zentralrats der Juden an Prof. Dr. Hans F. Zacher, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft vom 22. Juni 1993, siehe auch: Peter Dehoust, *Ignatz Bubis - die Wahrheit,* Nation Europa, Coburg 1998

80 zur Darstellung aus der Sicht Rudolfs vgl. Wilhelm Schlesiger, *Der Fall Rudolf,* Cromwell Press, Brighton, 1994 und Herbert Verbeke, *Kardinalfragen zur Zeitgeschichte*, VHO, Berchem (Belgien), 1996

81 Gitta Sereny, *The German Trauma: Experiences and Reflections,* The Times, London, 29. 8. 2001

auch wenn sich diese Herrschaften bislang nicht gerade durch Forscherdrang und Wahrheitsliebe hervorgetan haben - zumindest was den hier behandelten Themenkomplex betrifft.

9.4 Krematorien

Die Krematorien der Konzentrationslager werden oft als ein weiterer wichtiger Beweis für die unterstellte Judenvernichtung hingestellt, obwohl deren Existenz lediglich eine Aussage über die Bestattungsart, nicht aber Rückschlüsse auf die Todesursache der Insassen zuläßt. Insbesondere in Auschwitz, wo ca. 65% der Todesfälle auf die damals grassierende Typhus-Epidemie zurückzuführen sind, war ein Krematorium dringend erforderlich, um eine noch schlimmere Ausbreitung von Seuchen zu verhindern. Wegen des hohen Grundwasserspiegels in der Gegend (ca. 50 cm) war eine Erdbestattung ebenso wenig möglich wie die oft behauptete Verbrennung von Leichen in offenen Gruben[82].

Jean-Claude Pressacs technische Untersuchung der Krematorien von Auschwitz führte dazu, daß die etablierte Geschichtsschreibung die Zahl der Auschwitz-Toten von vier Millionen auf ca. eine Million verringerte. Pressac selbst spricht in seinem zuletzt erschienenen Buch (siehe Fußnote 49) von einer Zahl zwischen 631.000 und 711.000.

Carlo Mattogno und **Franco Deana** haben sich mit Pressacs Arbeit kritisch auseinandergesetzt und kommen in einem detaillierten technischen Bericht zu dem Schluß, daß selbst diese Zahl noch wesentlich zu hoch gegriffen ist[83].

Eine kritische Würdigung der Krematorien von Auschwitz, insbesondere in Hinblick auf Kapazität, tatsächliche Betriebszeiten und Brennstoffverbrauch, stützt die Auffassung unabhängiger Forscher, daß die 1989 wiedergefundenen amtlichen Totenbücher die wahrscheinliche Opferzahl am genauesten widerspiegeln. Während der gesamten Betriebszeit des Lagerkomplexes Auschwitz-Birkenau sind demnach in etwa 100.000 Menschen umgekommen, hiervon waren ungefähr die Hälfte mosaischen Glaubens.

9.5 Treblinka – archäologisch betrachtet

Treblinka, etwa 120 km nordöstlich von Warschau gelegen, gilt heute als das zweitwichtigste „Vernichtungslager“ nach Auschwitz. Dort wurden angeblich 900.000 Juden - je nach Quelle - mit Dampf, in Vakuumkammern, mit Preßlufthämmern oder mit den Abgasen eines U-Boot-Dieselmotors umgebracht. An der Stelle des ehemaligen KZ Treblinka soll ein beeindruckendes Monument an diese schier unglaubliche Tat erinnern. Doch weder von den Toten noch von den phantastisch anmutenden Tatwaffen gibt es die geringste Spur.

Etablierte Historiker erklären das Fehlen jeglicher Sachbeweise wie folgt: Da es in Treblinka kein Krematorium gab, wurden die Toten in einem riesigen Massengrab verscharrt. Als das Lager aufgegeben werden sollte, habe Himmler die Wachmannschaft im Sommer 1943 persönlich angewiesen, die 900.000 Leichen zu exhumieren und spurlos verschwinden zu lassen. Dieser Schilderung zufolge wurden jeweils 2.000 bis 2.500 Leichen auf riesigen, aus Eisenbahnschienen gefertigten Rosten vollständig zu Asche verbrannt. Als Brennstoff soll frisch geschlagenes Holz gedient haben, denn weder Kohle noch trockenes Brennholz war damals in Treblinka verfügbar. Die Gaskammern sowie sonstige Werkzeuge des unterstellten Massenmordes wurden ebenfalls spurlos beseitigt[84].

Diese Erklärung ist nicht gerade einleuchtend, denn NS-Deutschland befand sich im Sommer 1943 mitten in einem erbittert geführten Krieg und es bestanden ganz gewiß andere Prioritäten für die Nutzung der Truppen und Ressourcen.

---

82 Filip Müller, Sonderbehandlung. *Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*, Steinhausen, München 1979

83 Carlo Mattogno, Franco Deana, *Die Krematoriumsöfen von Auschwitz-Birkenau*, erschienen in: *Grundlagen zur Zeitgeschichte,* Ernst Gauss (Herausgeber) Grabert Verlag Tübingen 1994

84 Ytzak Arad, *Treblinka*, in Encyclopedia of the Holocaust, New York 1997, S. 1481, ff.


Stelle des angeblichen Massengrabes von Treblinka

Um diesen Widerspruch aufzuklären, nahm ein Team australischer Forscher im Oktober 1999 eine umfassende archäologische Untersuchung des gesamten Lagergeländes vor. Da Grabungen an der Stelle des Denkmals nicht gestattet sind, wurde ein modernes Bodenradar-Gerät eingesetzt. Diese Technologie hat sich seit Jahren bewährt und wird u.a. von Geologen, Archäologen, Bauingenieuren und Kriminologen verwendet, um z.B. nach vergrabenen Gegenständen zu suchen, oder um ganz allgemein die Bodenbeschaffenheit zu analysieren.

Die australischen Forscher konnten an der Stelle, an der sich ein Massengrab für 900.000 Menschen befunden haben soll, keinerlei Störungen der Erdschichten entdecken. Der Boden ist in diesem Areal seit mindestens 100 Jahren völlig unberührt. Weder menschliche Überreste, noch Spuren der behaupteten Exhumierung und Verbrennung konnten nachgewiesen werden[85]. Die archäologische Untersuchung von Treblinka bestätigt somit den Befund von John C. Ball, der anhand von alliierten Luftaufnahmen (siehe Fußnote 39) nachwies, daß Treblinka kein Vernichtungslager, sondern ein kleines und unbedeutendes Durchgangslager war, welches bereits 1943 aufgegeben wurde[86].

10. Die gesetzlich verordnete Wahrheit

„Ein jedes Problem durchläuft bis zu seiner Anerkennung drei Stufen: In der ersten wird es lächerlich gemacht, in der zweiten bekämpft, in der dritten gilt es als selbstverständlich“
(Arthur Schopenhauer)

Wie in diesem Beitrag gezeigt wird, steckt die offizielle Darstellung des Holocaust voller Widersprüche und Halbwahrheiten. Eine ideologisch unbefangene, an den nüchternen historischen Fakten orientierte Erforschung dieses Themenkomplexes wäre also dringend geboten.

Doch die Reaktion etablierter Historiker, Politiker und Journalisten auf die hier aufgeworfenen Fragen läuft meistens nach dem folgenden Schema ab: Erst werden Skeptikern unlautere Motive unterstellt, oder es wird versucht, mit spitzfindigen Argumenten die Bedeutung der hier geschilderten Widersprüche herunterzuspielen. Wenn das nicht fruchtet, wird ein Strafrichter bemüht, um den Meinungsdelinquenten mundtot zu machen.

Das juristische Instrument dieses rücksichtslosen Gesinnungsterrors ist fast immer §130 StGB[87] [Volksverhetzung]. Bis 1994 fand dieser Paragraph nur Anwendung, wenn sich jemand beleidigend oder tatsächlich volksverhetzend über eine ethnische oder religiöse Gruppe äußerte. Das bloße Anzweifeln der offiziell propagierten Version der jüngeren deutschen Geschichte war nicht strafbar.

Der Fall des Oberstudienrates **Günter Deckert** aus Weinheim war Auslöser für eine dramatische Verschärfung des §130 StGB. Günter Deckert gelangte ins Fadenkreuz der politischen Justiz, weil er im November 1991 auf einer öffentlichen Versammlung *„mit zustimmender Gestik und Mimik“* einen Vortrag des Amerikaners Fred Leuchter ins Deutsche übersetzte. Da Leuchter aufgrund seiner Untersuchungen die Gaskammerthese in Zweifel zog, wurde Deckert vom Landgericht Mannheim wegen Volksverhetzung zu zwölf Monaten Haft verurteilt.

---

85 Richard Krege, *„Vernichtungslager“ Treblinka - Archäologisch betrachtet,* Vierteljahreshefte für freie Geschichtsforschung, 2000; The Examiner, *Poland's Jews not buried at Treblinka,* Sydney, 24. Januar 2000

86 siehe auch: Carlo Mattogno und Jürgen Graf, *Treblinka: Vernichtungslager oder Durchgangslager*, Castle Hill Publishers, Hastings, Großbritannien, 2002

87 §130 Abs. 3, StGB im Wortlaut: *Mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe wird bestraft, wer eine unter der Herrschaft des Nationalsozialismus begangene Handlung der in § 220a* [Völkermord] *Abs. 1 bezeichneten Art in einer Weise, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, öffentlich oder in einer Versammlung billigt, leugnet oder verharmlost.*

Das oberste deutsche Strafgericht, der Bundesgerichtshof (BGH), hob das Urteil am 15. März 1994 auf und befand, die Äußerungen und Handlungen Deckerts stellten keine Volksverhetzung dar, da eine Beleidigung fehle.

Daraufhin kritisierte der Zentralrat der Juden in Deutschland das BGH-Urteil öffentlich und forderte mit allergrößtem Nachdruck eine Verschärfung des Strafgesetzes[88]. Nach einer ungewöhnlich kurzen Beratungszeit ergänzte der Bundestag den §130 StGB gemäß den Wünschen und Vorgaben des Zentralrats der Juden: Seit dem 1. Dezember 1994 kann jeder, der auch nur allgemeine Zweifel am gerade aktuellen Dogma äußert, anhand des §130, Abs. 3 StGB („Lex Auschwitz") mit bis zu fünf Jahren Haft (!) bestraft werden. Damit war das juristische Instrument für ein erneutes Aufrollen des Prozesses gegen Deckert perfekt. Schon im April 1995 wurde der Fall vor dem Landgericht Karlsruhe nach dem wesentlich verschärften § 130 StGB neu verhandelt. Diesmal gab sich Staatsanwalt **Heiko Klein** überhaupt keine Mühe, Deckert den Tatbestand der Volksverhetzung nachzuweisen. Er stellte ihm vor Gericht lediglich folgende Frage: ***„Glauben Sie an die Gaskammer?"***

In Anlehnung and das Nietzsche-Zitat *„Glauben heißt, nicht wissen wollen"* antworte Deckert:
„Ich will wissen."

Diese knappe Entgegnung wurde mit einer Haftstrafe von 2 Jahren ohne Bewährung quittiert. Wegen seiner „unbelehrbaren Haltung" hat Günter Deckert mittlerweile über fünf Jahre im Gefängnis verbracht[89].

Seit Inkrafttreten der „Lex Auschwitz" läuft die politische Verfolgungsmaschinerie der BRD wie geschmiert. Laut Verfassungsschutzbericht wurden von 1994 bis 2000 über **62.000** Menschen wegen Meinungsdelikten (im offiziellen Jargon „Propagandadelikte" genannt) strafrechtlich verfolgt. Nur zwei Beispiele seien hier genannt, um zu veranschaulichen, welch bizarre Züge die politische Justiz der BRD mittlerweile angenommen hat:

Der 78-jährige Schlesier **Walter Sattler** wurde von einem Juso-Aktivisten namens **Ismail Ertug** wegen Volksverhetzung angezeigt, weil er auf einer auf einer Veranstaltung des Vertriebenenverbandes im November 2000 die Vertreibung der Deutschen aus ihrer angestammten Heimat mit dem Holocaust verglich. Das Amtsgericht Amberg verurteilte Sattler zu einer Geldstrafe von 16.000 DM[90]. Das Urteil wurde rechtskräftig.

Wolf Andreas Heß wurde wegen Volksverhetzung angeklagt, weil er ein Interview mit seinem inzwischen verstorbenen Vater ins Internet stellte. Sein Vater äußerte in diesem Interview die Meinung, die Gaskammer des KZ Dachau sei nie in Betrieb gewesen. Obwohl dieser Tatbestand unter Historikern unumstritten ist, und sogar ein Schild in eben dieser Gaskammer die Besucher aufmerksam macht, verurteilte das Amtsgericht München den 23-jährigen Studenten im Januar 2002 wegen „Leugnung des Holocaust" zu einer Geldstrafe von 1.350 Euro[91].

Warum die Staatsmacht der BRD an der äußerst fragwürdigen Darstellung des Holocaust um den Preis der Meinungsfreiheit krampfhaft festhält, hat **Patrick Bahners**, der heutige Feuilleton-Chef der *FAZ*, 1994 in einem Kommentar zum Deckert-Prozeß in panischer Betroffenheit so formuliert:

„Wenn Deckerts Auffassung zum Holocaust richtig wäre, wäre die Bundesrepublik auf eine Lüge gegründet. Jede Präsidentenrede, jede Schweigeminute, jedes Geschichtsbuch wäre gelogen. Indem er den Judenmord leugnet, bestreitet er der Bundesrepublik ihre Legitimität"[92]

Treffender kann man die Agonie eines in einem Lügengebäude gefangenen Staates kaum beschreiben. Da jedoch so gut wie alle Historiker, die sich in Deutschland mit dem Thema Holocaust auseinandersetzen, Beamte (also personalrechtlich und finanziell abhängige Diener dieses Staates) sind, ist eine sachliche und unbefangene Erörterung dieser Thematik von offizieller Seite kaum zu erwarten.

Dennoch sind sich mittlerweile viele etablierte Historiker und Holocaust-Experten durchaus im klaren, daß der Mythos Holocaust dem Untergang geweiht ist. Die nachfolgende Aussage von Jean-Claude Pressac spricht für sich.

---

88 *Juden verlangen Gesetzesänderung,* Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. März 1994

89 Henry Roques, *Günter Deckert. Der nicht mit den Wölfen heulte*, Germania Verlag 2000

90 Mensch und Maß, 15/2001

91 Meldung der Nachrichtenagentur Reuters vom 24. Januar 2002

92 Patrick Bahners, *Objektive Selbstzerstörung,* Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. August. 1994

11. Zusammenfassung und Schlußwort

„Pfusch, Übertreibung, Auslassung und Lüge kennzeichnen die meisten Berichte jener Epoche. Es werden unvermeidlich neue Dokumente ans Licht kommen, welche die offizielle Gewißheit immer mehr erschüttern werden. Die scheinbar triumphierende gegenwärtige Darstellung des Holocaust ist dem Untergang geweiht. Was wird man davon retten können? Recht wenig. Es ist zu spät!"[93]
(Jean-Claude Pressac)

An dieser Stelle sei ausdrücklich festgestellt, daß es keineswegs die Absicht des Verfassers ist, die Entrechtung, Vertreibung und Ermordung zahlloser unschuldiger Menschen in der Zeit von 1933 bis 1945 zu leugnen, zu rechtfertigen oder auch nur zu relativieren. Auch wird hier nicht der Anspruch erhoben, endgültige Antworten auf sehr komplexe Fragen zu geben. Das Anliegen des Autors ist es vielmehr, auf die vielen Ungereimtheiten und Widersprüche hinzuweisen, die von beamteten Historikern, Politikern und Journalisten geflissentlich übersehen werden:

Ein staatlich geplanter Genozid ohne Befehl, ohne Plan, ohne Etat?
Die physische Vernichtung der Juden Europas wird häufig als eines der wichtigsten Ziele der NS-Diktatur bezeichnet. Doch in den tonnenweise von den Siegermächten beschlagnahmten NS-Unterlagen findet sich kein einziger Plan, Befehl, Etat oder sonstiger Dokumentenbeweis für jene Verschwörungstheorie, die heute allgemein als „Holocaust" bezeichnet wird.

Sechs Millionen Morde und kein einziger gerichtsmedizinischer Nachweis?
Bei jedem herkömmlichen Mordfall wird eine Autopsie durchgeführt, um Tathergang und Todesursache möglichst zweifelsfrei festzustellen. Doch bis zum heutigen Tage ist kein gerichtsmedizinisches Gutachten bekannt, das auch nur einen einzigen Todesfall durch Vergasung nachweist[94].

Sechs Millionen Morde und keine Spur einer Tatwaffe?
Unabhängige forensische Untersuchungen der wichtigsten Tatwaffe des Holocaust widerlegen die These, Millionen Menschen seien in eigens dafür gebauten Gaskammern getötet worden. Bis zum heutigen Tage wurde weder Bauplan noch Betriebsanleitung und auch kein einziges Foto einer tatsächlich in Betrieb gewesenen Gaskammer gefunden. Diese äußerst dürftige Beweislage veranlaßte den Franzosen **Robert Faurisson,** die Achillesverse des Mythos Holocaust in einem einzigen Satz zusammenzufassen: *„Zeige mir oder zeichne mir eine Nazi-Gaskammer."*

Absurde Zeugenaussagen, erfolterte Geständnisse?
Die Zeugenaussagen und Geständnisse, die oft als Beweis für den Holocaust angeführt werden, hätten nicht die geringste Chance, in einem rechtsstaatlichen Gerichtsverfahren anerkannt zu werden. Alle wichtigen Zeugen, deren Aussagen in einem Kreuzverhör überprüft wurden, verstrickten sich dermaßen in Widersprüche, daß sie schließlich ihre ursprünglichen Behauptungen zurücknehmen mußten. Die wichtigsten und am meisten zitierten Geständnisse kamen durch Folter bzw. Erpressung zustande.

Der Holocaust: Ein singuläres Ereignis der Geschichte?
Während heute in Deutschland mehr Menschen wegen Meinungsdelikten strafrechtlich verfolgt werden als in den letzen Jahren des DDR-Regimes, spottet der bekennende Zionist **Henryk M. Broder**: ***„Singulär ist nicht der Holocaust, sondern die Dummheit der Deutschen, mit der sie auf ihrer Schuld beharren."*** Wenn man bedenkt, daß während eines einzigen alliierten Bombenangriffs auf eine deutsche Stadt (Dresden, 13. Februar 1945) höchstwahrscheinlich mehr Menschen ums Leben kamen als während der gesamten Betriebszeit des KZ Auschwitz[95], ist man geneigt, dieser nicht gerade charmanten Charakterisierung zuzustimmen.

---

93 zitiert nach: Valérie Igounet, *Histoire du négationnisme en France*, Seuil, Paris 2000

94 Theodore J. O'Keefe, *Die „Befreiung der Lager" - Fakten gegen Lügen*

95 Laut einem Bericht der Dresdner Ordnungspolizei wurden bis zum 20. März 1945 insgesamt 202.040 Bombenopfer, überwiegend Frauen und Kinder, geborgen. Einschließlich der Vermißten dürfte die Zahl von 250.000 bis 300.000 realistisch sein. Im Brockhaus von 1956 wird die Zahl von ca. 300.000 genannt. Hingegen können anhand der 1989 wiedergefundenen amtlichen Totenbücher von Auschwitz ca. 100.000 Sterbefälle für die gesamte Betriebszeit des Lagers nachgewiesen werden.

Sind Staatsanwälte und Strafrichter die besseren Historiker?
Nur in einem offenen Wettstreit der Argumente wird es letztendlich möglich sein, die objektive historische Wahrheit zu ergründen. Dennoch maßen sich bundesdeutsche Strafrichter an, vermeintliche Gewißheiten zu verkünden und gegen Andersdenkende drakonische Strafen zu verhängen. Das auf die Geschichtswissenschaft angewandte juristische Prinzip der „Offenkundigkeit" ist ein klarer Fall von Rechtsbeugung und verletzt die im Grundgesetz verankerte Freiheit der Meinung, Lehre und Forschung.

Staatsreligion Holocaust?
Einige evangelische Theologen haben sich den Ausspruch *„Gott ist tot"* zu eigen gemacht, und begründen diese für Kleriker paradoxe Haltung damit, daß Gott, wenn es ihn wirklich gäbe, die nach Auschwitz rollenden Züge angehalten hätte. Mit solchen scheinbar philosophisch tiefgründigen Äußerungen verletzen deutsche Pfarrer die religiösen Gefühle von Millionen Christen. Andererseits hat der Mythos Holocaust die typischen Merkmale einer Staatsreligion angenommen: Höchst offiziell wird Glauben über Wissen gestellt, Ungläubige werden von Staats wegen verfolgt.

Mythos Holocaust – cui bono?
Es gibt wohl kaum einen Zweifel daran, daß während der NS-Herrschaft wesentlich weniger Juden umkamen als kurz nach Kriegsende behauptet. Dies müßte eine höchst erfreuliche Nachricht für all diejenigen sein, denen das Wohl der Juden am Herzen liegt. Doch ausgerechnet jüdische Interessengruppen und Philosemiten weisen diese frohe Botschaft erbost zurück. Warum halten diese Kreise wider besseres Wissen am Mythos Holocaust fest?


Finkelstein

Norman Finkelstein, Buchautor und Professor für Politikwissenschaften am New Yorker Hunter College, benennt in seinem Buch *The Holocaust Industry*[96] einen weiteren wichtigen Grund für diese Instrumentalisierung: *„Der Holocaust ist eine unersetzliche ideologische Waffe. Durch den Einsatz dieser Waffe ist einer der gefürchtetsten Staaten der Welt, in dem die Menschenrechte der nichtjüdischen Bevölkerung auf grauenvolle Weise mißachtet werden, zu einem 'Staat der Opfer' geworden. Die einflußreichste 'ethnische Gruppe' in den USA hat ebenfalls den Status von Opfern erlangt. ... Diese vermeintliche Opferrolle wirft erhebliche Dividenden ab - insbesondere aber Immunität gegenüber Kritik, wie gerechtfertigt diese Kritik auch sein mag."*

Das derzeitige Verhalten Israels[97] zeigt deutlich, wie sehr sich das „auserwählte Volk" über jegliche Kritik erhaben fühlt. Jeder andere Staat in Nahost, der nach Massenvernichtungswaffen greift, widerrechtlich fremdes Land annektiert und die dort ansässige Zivilbevölkerung brutal unterdrückt, wäre von den USA längst in die Steinzeit zurückgebombt worden.

Die historische Wahrheit ist unteilbar!
Kurz nach Kriegsende mag es in Ordnung gewesen sein, aus Rücksicht auf die Emotionen der Verfolgten des NS-Regimes Übertreibungen, Halbwahrheiten oder gar Lügen unwidersprochen hinzunehmen. Doch heute gibt es nicht den geringsten Grund, das Thema Holocaust einer rationalen Erörterung zu entziehen und es jüdischen Interessengruppen zu überlassen. Diese müssen sich der ganzen Wahrheit stellen, wenn sie die Anerkennung ihrer Leidensgeschichte erwarten.

Die Deutschen wiederum, drei Generationen nach Kriegsende immer noch kollektiv auf einer moralischen Anklagebank und mit immer unverschämteren finanziellen und politischen Forderungen konfrontiert, haben das Recht auf eine unverfälschte Darstellung der Geschichte. **Die Angst vor gesetzlich verkündeten Dogmen muß dem Mut weichen, sich des eigenen Verstandes zu bedienen!**

---

96 Original in englisch bei Verso London 2000; dt. Fassung: *Die Holocaust-Industrie*, Piper München 2001

97 Israel hat über 70 UN-Resolutionen verletzt, 30 weitere UN-Resolutionen gegen Israel wurden durch ein Veto der USA blockiert. Das israelische Militär schickt routinemäßig Panzer und Kampfhubschrauber in Flüchtlingslager. Permanenter militärischer Terror und die fortwährende Demütigung der palästinensischen Zivilbevölkerung sind an der Tagesordnung.

12. Weiterführende Literatur

Die nachfolgenden Bücher sind all jenen Lesern zu empfehlen, die sich eingehender mit der hier behandelten Thematik befassen wollen. Entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil ist es nicht verboten, diese Bücher für persönliche Studienzwecke zu erwerben, zu besitzen oder an Freunde weiterzugeben.

Butz, Arthur	Der Jahrhundertbetrug
Christopersen, Thies	Die Auschwitz-Lüge
Diwald, Hellmut	Geschichte der Deutschen
Eggert, Wolfgang	Israels Geheimvatikan
Faurisson, Robert	Der Leuchter-Report. Ende eines Mythos
Faurisson, Robert	Die Zeugen der Gaskammern von Auschwitz
Finkelstein, Norman	Die Holocaust-Industrie
Fish, Hamilton	Der zerbrochene Mythos
Friedrich, Jörg	Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 - 1945
Gabis, Tomasz	Die Holocaust-Religion
Gauss, Ernst	Grundlagen zur Zeitgeschichte
Graf, Jürgen	Der Holocaust auf dem Prüfstand
Graf, Jürgen	Tätergeständnisse und Augenzeugen des Holocaust
Halow, Joseph	Siegerjustiz in Dachau - Ein Amerikaner stellt richtig
Harwood, Richard	Starben wirklich Sechs Millionen?
Hoggan, David	Der erzwungene Krieg
Irving, David	Nürnberg - Die Letzte Schlacht
Kammerer, Rüdiger	Das Rudolf-Gutachten
Kardel, Hennecke	Adolf Hitler, Begründer Israels
Kern, Erich	Verheimlichte Dokumente. Was den Deutschen verschwiegen wird
Laternser, Hans	Die andere Seite im Auschwitz-Prozeß
Lenz, Vera M.	Auschwitz und die Auschwitz-Lüge
Maser, Werner	Der Wortbruch
Mattogno, C. und Graf, J.	Treblinka: Vernichtungslager oder Durchgangslager?
Nicosia, Francis R.	Hitler und der Zionismus
O'Keefe, Theodore	Die „Befreiung der Lager" - Fakten gegen Lügen
Porter, Carlos	Nicht schuldig in Nürnberg
Rassinier, Paul	Das Drama der Juden Europas
Rassinier, Paul	Die Jahrhundertprovokation
Rassinier, Paul	Was ist Wahrheit
Rassinier, Paul	Die Lüge des Odysseus
Roques, Henri	Die „Geständnisse" des Kurt Gerstein
Roques, Henry	Günter Deckert. Der nicht mit den Wölfen heulte
Sanning, Walter	Die Auflösung des osteuropäischen Judentums
Schröcke, Helmut	Kriegsursachen – Kriegsschuld
Schultze-Rhonhof, Gerd	Der Krieg, der viele Väter hatte
Shahak, Israel	Jüdische Geschichte, Jüdische Religion
Stäglich, Wilhelm	Der Auschwitz Mythos
Steffen, Werner	Die Zweite Babylonische Gefangenschaft
Walendy, Udo	Wahrheit für Deutschland
Weckert, Ingird	Feuerzeichen

(Die unterstrichenen Titel sind im Internet abgelegt und können dort kostenlos eingesehen bzw. heruntergeladen werden).

+ + + Bitte kopieren und weitergeben + + +

„In Zeiten, da Täuschung und Lüge allgegenwärtig sind, ist das Aussprechen der Wahrheit ein revolutionärer Akt“

(George Orwell in *1984*)

Im Schatten einer beispiellosen Instrumentalisierung des Holocaust hat sich die offizielle Geschichtsschreibung immer weiter von den objektiven historischen Fakten entfernt. Um Fragen zu den zahllosen Unstimmigkeiten und Widersprüchen gar nicht erst aufkommen zu lassen, wurde der gesamte Themenkomplex kurzerhand zu einem gesellschaftlichen Tabu erklärt. Gleichzeitig werden jährlich mehrere tausend Menschen strafrechtlich verfolgt, weil sie Zweifel an einer gesetzlich verordneten Wahrheit äußern.

Der Aufsatz ***Die verbotene Wahrheit*** stellt wichtige Fragen, die nicht länger mit einer Mischung aus Betroffenheitskult, Zensur und juristischer Willkür unterdrückt werden dürfen. Eine aktuelle Fassung des Beitrages können Sie u. a. hier kostenlos, unverbindlich und vollkommen anonym abrufen:

http://abbc.com/mh.pdf
http://zeitgeschichte.cjb.net
http://remember.to/demand.the.truth
http://www.die-verbotene-wahrheit.de.ms

„Das mag ja stimmen, aber man darf es nicht laut sagen” ist eine häufige Reaktion auf diesen Beitrag. Dieser angstbeladene Ausspruch umschreibt den derzeitigen Umgang mit dem Thema Holocaust recht treffend - und erinnert fatal an Zeiten, die sich wohl kaum jemand zurückwünscht! In einer wahrhaften Demokratie kann und darf es weder Tabuthemen noch Diskussionsverbote geben, auch wenn einige Interessengruppen das immer wieder behaupten.

Helfen Sie mit, die Mauer des Schweigens und der Zensur zu durchbrechen! Vervielfältigen Sie den beiliegenden Artikel und geben Sie Kopien bzw. elektronische Dateien an möglichst viele Freunde und Bekannte weiter! Senden Sie den Beitrag auch an Politiker, Journalisten und wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens! Wenn Sie nicht alle 32 Seiten verteilen möchten, können Sie auch nur das nachfolgende Faltblatt verteilen.

Falls Sie im Internet unterwegs sind: Stellen Sie Links zu diesem Artikel in Diskussionsforen und Chat-Groups und ins USENET. Wenn es Ihnen technisch möglich ist, spiegeln Sie diesen Beitrag (HTML und PDF-Datei) und melden Sie die neuen URLs bei den wichtigsten Suchmaschinen an.

Wenn nicht so, wie?
Wenn nicht jetzt, wann?
Wenn nicht ***Sie***, wer?

Artikel 5, Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland:
„Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Eine Zensur findet nicht statt“.

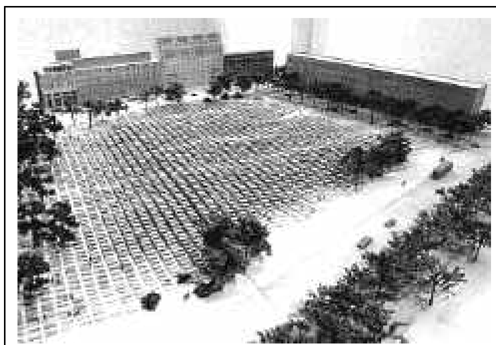
Artikel 11, Charta der Grundrechte der EU:
„Jede Person hat das Recht auf freie Meinungsäußerung. Dieses Recht schließt die Meinungsfreiheit und die Freiheit ein, Informationen und Ideen ohne behördliche Eingriffe und ohne Rücksicht auf Staatsgrenzen zu empfangen und weiterzugeben.“

Artikel 19, UN-Menschenrechtscharta:
„Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.“

Verteilen Sie (bzw. „vergessen“ Sie) das nachfolgende Faltblatt bei öffentlichen Veranstaltungen, in Bücherein, Kneipen, Kinos, öffentlichen Verkehrsmitteln, usw. Viele werden es Ihnen danken!
Kurzanleitung:
Beidseitig kopieren, C-Faltung, Deckblatt ist die Spalte mit dem Orwell-Zitat (links unten).
(Sie können das Deckblatt auch mit anderen Bildern und eigenem Text neu gestalten.)

Drei Generationen nach Kriegsende beherrscht ein Kapitel der Geschichte, das seit 1979 „Holocaust“ genannt wird, die öffentliche Diskussion mehr als je zuvor. Doch im Schatten der beispiellosen Instrumentalisierung dieses Themas hat sich die als offenkundig geltende Geschichtswahrheit immer weiter von den objektiven historischen Fakten entfernt. Gleichzeitig werden berechtigte Fragen zu den zahllosen Unstimmigkeiten und Widersprüchen durch ein strafrechtlich diktiertes Dogma unterbunden.

Ein gigantisches Mahnmal, das im Herzen Berlins die Fläche von zwei Fußballfeldern einnimmt, wird trotz leerer Kassen und gegen den Willen der Bevölkerung gebaut. Die 2.751 Betonstelen symbolisieren den verzweifelten Versuch, eine äußerst fragwürdige Darstellung der Geschichte zu zementieren und jeglicher rationalen Erörterung zu entziehen.

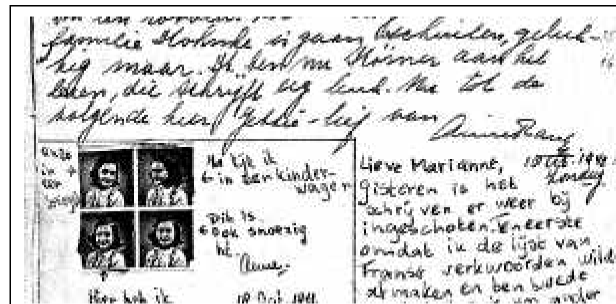


Das Mahnmal im Herzen Berlins:
50.000 Tonnen Beton sollen den Mythos Holocaust zementieren

Während heute in Deutschland mehr Menschen wegen Meinungsdelikten strafrechtlich verfolgt werden als in den letzen Jahren des DDR-Regimes, spottet der bekennende Zionist **Henryk M. Broder**:

„Singulär ist nicht der Holocaust, sondern die Dummheit der Deutschen, mit der sie auf ihrer Schuld beharren.“

Das Tagebuch der **Anne Frank** gehört zu den meistverkauften Bücher weltweit und eignet sich wie kein zweites zur Holocaust-Indoktrination schulpflichtiger Kinder. Doch wer ist der Autor?

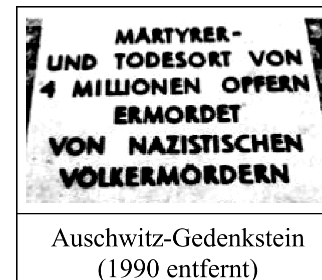


Zwei Handschriften im Tagebuch der Anne Frank

Im Original fallen zwei eindeutig unterschiedliche Handschriften auf. Mehr noch: Laut einem Gutachten des BKA erfolgten etliche Einträge mit Kugelschreiber. Da es solche Schreibgeräte erst 1951 gab, muß die Echtheit des Tagebuches in Zweifel gezogen werden. (*Spiegel* Nr. 41/1980)

Ein staatlich geplanter Genozid ohne Befehl, ohne Plan, ohne Etat? Die physische Vernichtung der Juden Europas wird häufig als eines der wichtigsten Ziele der NS-Diktatur bezeichnet. Doch in den tonnenweise von den Siegermächten beschlagnahmten NS-Unterlagen findet sich kein einziger Plan, Befehl, Etat oder sonstiger Dokumentenbeweis für jene Verschwörungstheorie, die heute allgemein als „Holocaust“ bezeichnet wird. Zwar wird in diesem Zusammenhang oft das **Wannsee-Protokoll** angeführt, doch selbst der israelische Historiker **Jehuda Bauer** nannte die Behauptung, anläßlich der Wannsee-Konferenz sei die Ausrottung der Juden Europas beschlossen worden, eine *„alberne Geschichte“*. Anhand allgemein zugänglicher Publikationen kann zudem nachgewiesen werden, daß das Wannsee-Protokoll nichts weiter ist als eine plumpe Fälschung.

Sechs Millionen Morde und keine Spur einer Tatwaffe? Bei jedem herkömmlichen Mordfall ist eine Untersuchung der Tatwaffe ein unverzichtbarer Bestandteil der Ermittlungen. Dies wurde bei der Aufklärung des Holocaust, dem „größten Mordfall aller Zeiten“ anscheinend vergessen. Erste unabhängige Untersuchungen, die 1988 durchgeführt wurden, widerlegen die These, Millionen seien in eigens dafür gebauten Gaskammern getötet worden.



Auschwitz-Gedenkstein
(1990 entfernt)

Fritjof Meyer, ein Redakteur des *Spiegel* kam im Mai 2002 in der Zeitschrift *Osteuropa,* die unter der Federführung von **Rita Süssmuth** herausgegeben wird, aufgrund neuer Archivfunde zum Ergebnis, daß die Zahl der Auschwitz-Opfer nicht bei 4 Millionen liegt, sondern bei weniger als einem Zehntel der in bei den Nürnberger Prozessen „bewiesenen“ Zahl. Dies müßte eine höchst erfreuliche Nachricht für all jene sein, denen das Wohl der Juden am Herzen liegt. Doch ausgerechnet jüdische Interessengruppen weisen diese frohe Botschaft erbost zurück. **Nahum Goldmann**, ehemaliger Präsident des World Jewish Congress, kommentiert diese moralisch paradoxe Haltung so: ***„Ich übertreibe nicht! Das jüdische Leben besteht aus zwei Elementen: Geld abgreifen und protestieren.“***

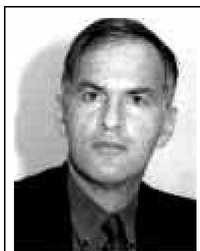
Lesen Sie mehr zu diesen und weiteren Themen im Artikel ***Die verbotene Wahrheit,*** den Sie hier kostenlos, unverbindlich und vollkommen anonym abgerufen können:

http://abbc.com/mh.pdf
www.zeitgeschichte.cjb.net
www.mythos-holocaust.cjb.net
(PDF-Datei, 34 Seiten, ca. 625 kB)

Nach Lektüre des Artikels ***Die verbotene Wahrheit*** wird verständlich, warum **Jean-Claude Pressac**, ein etablierter französischer Auschwitz-Experte, die derzeitige Darstellung des Holocaust so charakterisiert:

Pfusch, Übertreibung, Auslassung und Lüge kennzeichnen die meisten Berichte jener Epoche. Es werden unvermeidlich neue Dokumente ans Licht kommen, welche die offizielle Gewißheit immer mehr erschüttern werden. Die scheinbar triumphierende, gegenwärtige Darstellung des Holocaust ist dem Untergang geweiht. Was wird man davon retten können? Recht wenig… Es ist zu spät!

Doch wer könnte ein Interesse daran haben, wider besseres Wissen am Mythos Holocaust festzuhalten oder ihn gar noch propagandistisch aufzubauschen? **Norman Finkelstein**, Professor für Politologe aus New York, beantwortet diese naheliegende Frage in seinem Buch ***Die Holocaust-Industrie*** so:



Finkelstein

"Der Holocaust ist eine unersetzliche ideologische Waffe. Durch den Einsatz dieser Waffe ist einer der gefürchtetsten Staaten der Welt, in dem die Menschenrechte der nichtjüdischen Bevölkerung auf grauenvolle Weise mißachtet werden, zu einem 'Staat der Opfer' geworden. Die einflußreichste 'ethnische Gruppe' in den USA hat ebenfalls den Status von Opfern erlangt. Diese vermeintliche Opferrolle wirft erhebliche Dividenden ab - insbesondere aber Immunität gegenüber Kritik, wie gerechtfertigt diese Kritik auch sein mag."

Das derzeitige Verhalten Israels zeigt deutlich, wie sehr sich das „auserwählte Volk" über jegliche Kritik erhaben fühlt. Jeder andere Staat in Nahost, der nach Massenvernichtungswaffen greift, widerrechtlich fremdes Land annektiert und die dort ansässige Zivilbevölkerung brutal unterdrückt, wäre von den USA längst in die Steinzeit zurückgebombt worden.

„Das mag ja stimmen, aber man darf es nicht laut sagen" ist eine häufige Reaktion auf diesen Beitrag. Dieser angstbeladene Ausspruch umschreibt den derzeitigen Umgang mit dem Thema Holocaust recht treffend - und erinnert fatal an Zeiten, die sich wohl kaum jemand zurückwünscht!

Die historische Wahrheit ist unteilbar!
Kurz nach Kriegsende mag es in Ordnung gewesen sein, aus Rücksicht auf die Gefühle der Verfolgten des NS-Regimes Übertreibungen, Halbwahrheiten oder gar Lügen unwidersprochen hinzunehmen. Doch heute gibt es nicht den geringsten Grund, das Thema Holocaust einer rationalen Erörterung zu entziehen und jüdischen Interessengruppen zu überlassen. Diese müssen sich der ganzen Wahrheit stellen, wenn sie die Anerkennung ihrer Leidensgeschichte erwarten.

Die Deutschen wiederum, drei Generationen nach Kriegsende immer noch kollektiv auf einer moralischen Anklagebank und mit immer unverschämteren finanziellen und politischen Forderungen konfrontiert, haben das Recht auf eine unverfälschte Darstellung der Geschichte.

Die Angst vor gesetzlich verkündeten Dogmen muß dem Mut weichen, sich des eigenen Verstandes zu bedienen!

Artikel 5, Grundgesetz:
„Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Eine Zensur findet nicht statt."

Artikel 11, Charta der Grundrechte der EU:
„Jede Person hat das Recht auf freie Meinungsäußerung. Dieses Recht schließt die Meinungsfreiheit und die Freiheit ein, Informationen und Ideen ohne behördliche Eingriffe und ohne Rücksicht auf Staatsgrenzen zu empfangen und weiterzugeben."

Artikel 19, UN-Menschenrechtscharta:
„Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten."

www.wahrheit-fuer-deutschland.cjb.net



„In Zeiten, da Täuschung und Lüge allgegenwärtig sind, ist das Aussprechen der Wahrheit ein revolutionärer Akt"

George Orwell ***(1984)***



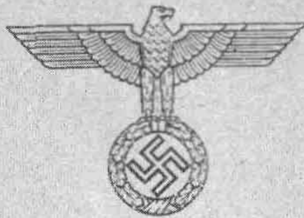
WOFÜR KÄMPFEN WIR?

WOFÜR KÄMPFEN WIR?

Herausgegeben vom Personal-Amt des Heeres

Januar 1944

BEFEHL DES FÜHRERS



DER FÜHRER

Hauptquartier, den 8. Januar 1944

Jch habe anläßlich der Übernahme des unmittelbaren Oberbefehls über das Heer zum Ausdruck gebracht, daß es zu den entscheidenden Schicksalsfragen des deutschen Volkes gehört, nicht nur auf allen Gebieten des militärischen Daseins, sondern vor allem in weltanschaulicher Hinsicht eine bedingungslose Übereinstimmung zwischen Staatsführung und Offizierkorps herbeizuführen.

Dieser Krieg wird deswegen so erbittert und erbarmungslos geführt, weil er das entscheidende Ringen zweier völlig entgegengesetzten Weltanschauungen darstellt. Das deutsche Volk ringt heute um die Freiheit seines Daseins und seiner Lebensgestaltung und um seinen Lebensraum.

Das fünfte Kriegsjahr findet uns und unsere Feinde auf dem Höhepunkt der militärischen Rüstung. Entscheidend für den Erfolg bleibt aber immer der Mensch, der Soldat, der Kämpfer. Wer den reinsten Willen, den tapfersten Glauben und die fanatischste

Entschlossenheit in den Kampf zu werfen vermag, dem wird schließlich der Sieg gehören.

Der Soldat und insbesondere der Offizier ist deshalb nicht nur Waffenträger der Nation, er ist in gleichem Maße auch politischer Willensträger seines Volkes.

Ein Offizier, der seine Truppe nicht politisch erziehen und führen kann, ist in diesem Kampf ebenso fehl am Platze, wie ein Offizier, der in der Ausbildung oder taktischen Führung seiner Truppe versagt. Wertvollste Kräfte müssen verkümmern, wollte man die seelische Kampfkraft des Heeres nur auf blinden Gehorsam gründen, nicht aber auch auf eine das "Woher" und "Wofür" erkennende Kampfentschlossenheit.

Das Buch "Wofür kämpfen wir" soll dem Offizier Wegweiser für seine eigene weltanschauliche Ausrichtung und geistiges Rüstzeug für die politische Erziehung und Ausbildung seiner Soldaten sein.

Der Offizier muß auch auf weltanschaulichem Gebiet aktiver Vorkämpfer sein und seine Soldaten zu überzeugten und unüberwindbaren Kämpfern für unser großes germanisch-deutsches Reich im Sinne unserer nationalsozialistischen Weltanschauung erziehen können.

Jch befehle daher, daß das in diesem Buch enthaltene weltanschauliche Gedankengut im planmäßigen Unterricht dem Soldaten überzeugend und mit allem Nachdruck nahegebracht wird. Diese politische Schulung ist ebenso kriegsentscheidend, wie die Ausbildung an der Waffe.

Die Kommandeure veranlassen, daß dieser politische Unterricht innerhalb der Ausbildung und auch im Einsatz den ihm gebührenden Platz einnimmt.

Die Oberbefehlshaber überwachen die Durchführung meines Befehls.

OKH, HPA, Ag P 2
Nr. 1 /Chefgr.

DIE REICHSIDEE

Die Geschichtsforschung hat unter den Kräften, die in der Vergangenheit das sogenannte Abendland formten, im wesentlichen drei herausgestellt: die Antike, das Christentum und das Germanentum. In der Abwägung dieser Mächte sind die beiden ersten meist als die eigentlichen formbildenden benannt worden, vor allem in bezug auf die Reichsidee: daß das antike Rom die Idee einer Universalmonarchie und das Christentum die eigentlichen kulturellen Grundlagen des Abendlandes abgegeben hätten, während das Germanentum die militärische Kraft und das Gefäß für diese Gedanken gewesen sei. Diese humanistisch-konfessionell bedingte Geschichtsbetrachtung hat selbstverständlich eine Anzahl richtiger Momente betont, aber dabei übersehen, daß das Wesentliche irgendeiner Kultur oder Staatenbildung einem Volke niemals von außen gegeben, sondern nur von diesem aus innerer Kraft gestaltet oder eben nicht gestaltet werden kann. Uns erscheint deshalb das **Germanische** und dann das **Deutsche** als die eigentlich formende Macht, das übrige als die wechselnde historische und geistige Umwelt, die von dieser Kraft entsprechend den Gegebenheiten der geschichtlichen Situation eingeschmolzen wurde. Wir sind darum der Überzeugung, daß das Wesen der Idee vom Reiche eine **germanische Substanz** beinhaltet, daß mit dem Erscheinen eines germanischen Herzogs und eines deutschen Königs der Kerngehalt auch des Reiches bereits gegeben war, nur hatte sich diese bildende Reichsidee mit starken Kräften der Tradition und der Umwelt auseinanderzusetzen. So ist es gekommen, daß die Verteidigung der Reichsidee im Gang der Geschichte selbst manchen Gestaltenwandel durchzumachen hatte. **Theoderich der Große,** dem zum erstenmal ein universalgermanisches Reich vorschwebte, sah vor sich zwar ein zerfallenes Byzanz, jedoch auch die mächtige Tradition des alten Roms, die großen Bauwerke und eine große politische und verwaltungsmäßige Erfahrung. Er stützte sich deshalb bei Bildung seines Reiches auf die Antike, übernahm Staatsführung und militärische Sicherung, während er das Verwaltungsmäßige den Römern überließ. Das Christentum war bei dieser Gründung weniger hervortretend, und der Kampf der germanischen Arianer mit den römischen Katholiken spielte sich durchaus unter politischer Vorherrschaft Theoderichs ab.

Karl der Große fand eine erstarkte Kirche vor, das Christentum war weitgehend in katholischer Form eine gewisse geistige Grundlage geworden, und so verband sich das fränkische Universalreich mit dem damaligen Christentum. Beide Seiten, das fränkisch-germanische Element und das christlich-mönchische, begannen sich nebeneinander einzurichten, und ein weltgeschichtlicher Kampf nahm seinen Anfang.

Otto der Große vollzog einen entscheidenden Schritt, indem er die Bischöfe mit Grundbesitz ausstattete und zu weltlichen Herren erhob. Die Bischöfe wurden damit Beamte des Reiches und haben sich bei Lebzeiten Ottos des Großen auf die Seite des Kaisers gegen den Papst gestellt. Diese Entwicklung brachte aber notwendigerweise eine Erstarkung des klerikalen Wesens mit sich, indem dieses nicht nur geistig eine starke Prägekraft darstellte, sondern sich später auf unmittelbar weltliche Macht bei der Kaiser-

wahl stützen konnte. Beide Universalismen, das Kaisertum von Gottes Gnaden und der päpstliche Machtanspruch, steigerten sich ständig und stießen unter Kaiser **Friedrich II.**, dem Hohenstaufen, in größtem Maßstabe und in erbittertstem Streite aufeinander. Der Kaiser fühlte sich als Träger des Reiches und nur, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß, Gott allein verantwortlich, während der Papst über diesen Kaiser nahezu Lehensrechte beanspruchte. Unter den **Habsburgern** verstärkte sich die Macht des päpstlichen universalen Gedankens, aber der letzte Versuch einer derart bestimmten universalen Monarchie unter Karl V. scheiterte an der inneren Unmöglichkeit: an dem Beginn des bewußten Erwachens europäischer Nationalkulturen.

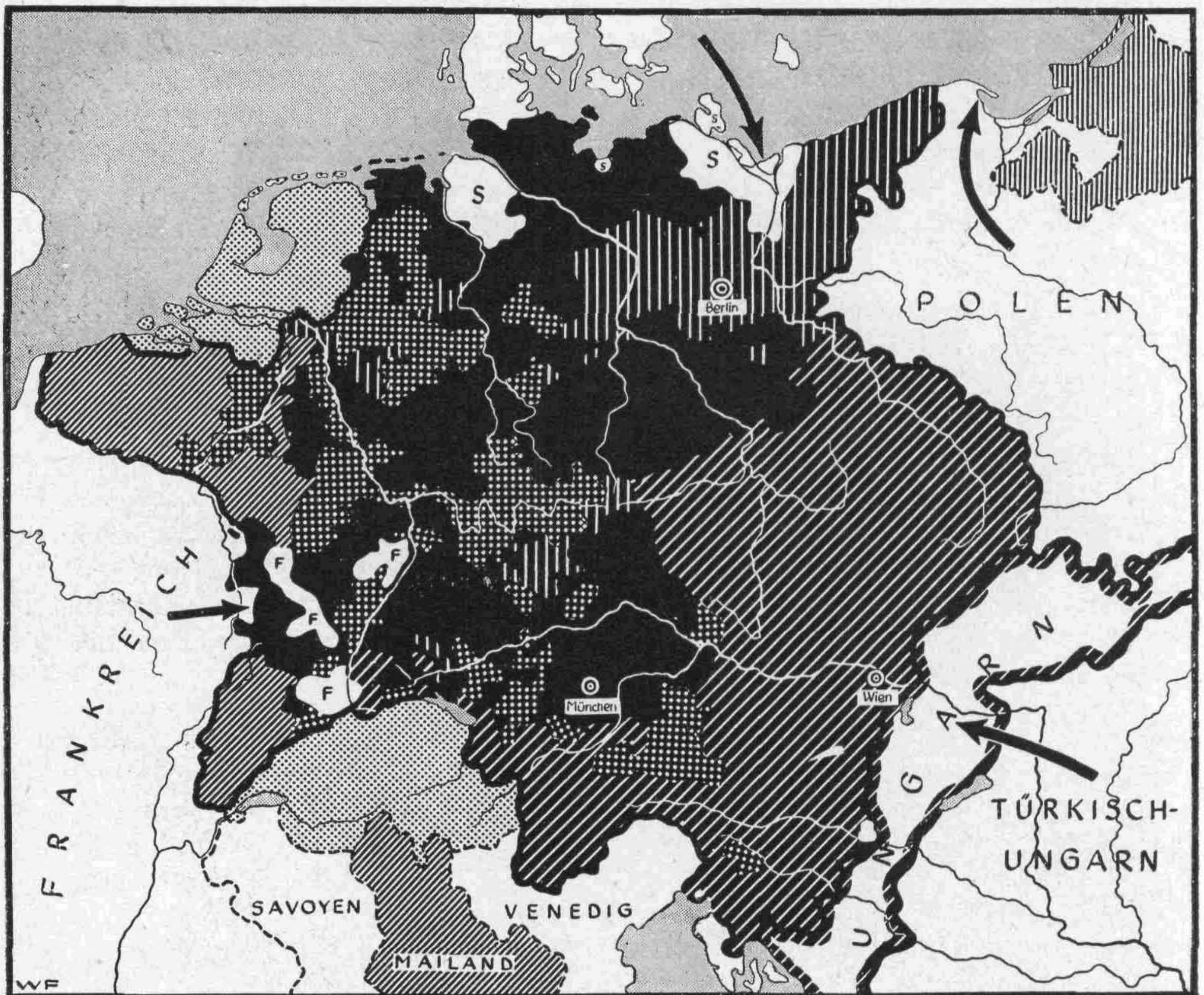
Luther zerbricht dann die schon längst explosive Einheit des damaligen Abendlandes. Die Naturwissenschaften sprengen fortlaufend das alte Weltbild. Humanismus, Renaissance bereichern Europa wieder aus verschütteten Quellen erwachten antiken Geistes, bewirken aber zugleich ein vertieftes völkisches Erwachen der Europäer. (Hutten feiert Arminius.) Die liberalen Empörungen schütteln das Mittelalter von sich und das Spiel der verschiedenen Kräfte der Tradition und der Zukunftshoffnungen bestimmt das 18. und 19. Jahrhundert. Deutschland liegt zu dieser Zeit politisch am Boden. Die Welt wird zwischen Angelsachsen, Franzosen und Russen aufgeteilt, und als der Traum vom Deutschen Reich wieder, und zwar ohne jede äußere Hilfe, gestützt auf Preußen in den Freiheitskriegen von 1813 Gestalt zu werden beginnt und unter **Bismarck** politische Wirklichkeit wird, da ist das biologisch neu erstarkte Volk eingeengt an allen Grenzen und durch Raumenge mit manchen spießbürgerlichen Umwelterscheinungen behaftet. Das Zweite Reich aber — und das ist seine Tragik — lebt und verteidigt sich ohne eine starke bildende Weltanschauung. Die verschiedensten Weltanschauungen, sich gegenseitig ausschließend, kämpfen um jeden einzelnen, und Deutschland steht geistig ungeeint dem Ansturm der Kräfte der Hochfinanz und des Franzosen- und Britentums 1914 gegenüber. Der folgende Zusammenbruch zwingt Deutschland entweder zur tiefen Besinnung oder zum Untergang. Die Besinnung erfolgt durch Adolf Hitler und die Kämpfe der nationalsozialistischen Bewegung. Erneut erobert sich eine Weltanschauung das Reich, schüttelt alte Traditionen von sich und richtet nunmehr die Reichsidee nicht aus auf Dynastien und Konfessionen, sondern auf die Substanz des Lebens überhaupt: auf Rasse und Volkstum. Von diesen Grundlagen und ihren Höchstwerten der Ehre und Pflicht gestaltet sich auf allen Gebieten die nationalsozialistische Weltanschauung im Ringen gegen alte Mächte. Und weil sie weder die Hochfinanz noch den Bolschewismus, weder die Börsenspekulation noch den brutalen kommunistischen Staatskapitalismus anerkennen, ist erneut der Aufmarsch gegen das Reich erfolgt. Noch nie aber ist in der Geschichte das Deutsche Reich so bewußt verteidigt worden wie in unseren Tagen, noch niemals haben sämtliche Stämme der Deutschen Nation gegen den Gegner gestanden, noch nie ist eine Weltanschauung kraftvoller verteidigt worden wie durch die neue

Fahne des Reiches, und noch nie ist diese Fahne mit härterer Hand durch die Kämpfe der Zeit getragen worden wie heute durch den Führer. Mit dieser Tatsache aber ist die nationalsozialistische Bewegung ebenfalls Dienerin der Deutschen Reichsidee geworden. Nach der Kraft und dem Einsatzwillen für die Reichsidee wird diese Bewegung in der Zukunft gemessen werden. Diese Einsicht bedeutet tiefste Verpflichtung für jeden Nationalsozialisten, für jeden Soldaten der Deutschen Wehrmacht, der heute dieser 2000jährigen Reichsidee und der unserer Epoche entsprungenen Weltanschauung dient, sie gemeinsam gegen die Feinde des Ewigen Reichs verteidigt.

Dafür haben wir seit 1918 gekämpft, dafür hat die Bewegung unermüdlich alle Opfer auf sich genommen, dafür kämpft die Deutsche Wehrmacht ihren geschichtlichen Kampf: für die deutsche Reichsidee im Sinne einer nationalen Sammlung und einer europäischen Sendung. Wir wissen, daß heute die Sendung des Reiches weit über die deutschen Grenzen des deutschen Siedlungsgebietes hinausgeht, daß das Deutsche Reich wieder der Schirmherr europäischer Gesittung und der Freiheit des europäischen Kontinents überhaupt geworden ist. Das Bewußtsein eigener Selbsterhaltung und europäischer Sendung ist die stärkste Gewähr für den Willen zum vollständigen Einsatz und ist der Garant eines endgültigen Sieges über die Mächte des Unterganges von Übersee und aus Moskau.

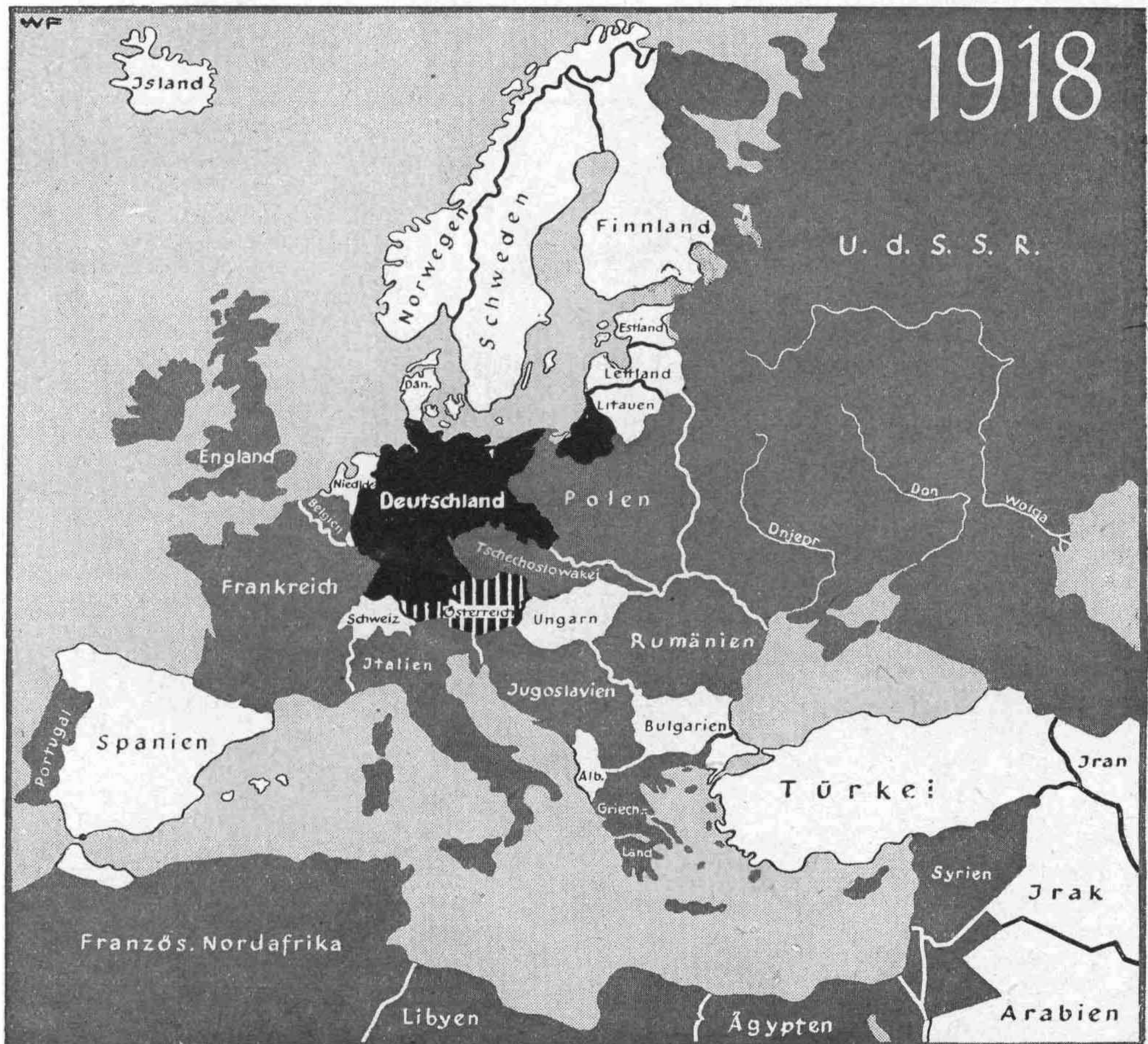
Alfred Rosenberg.

1648

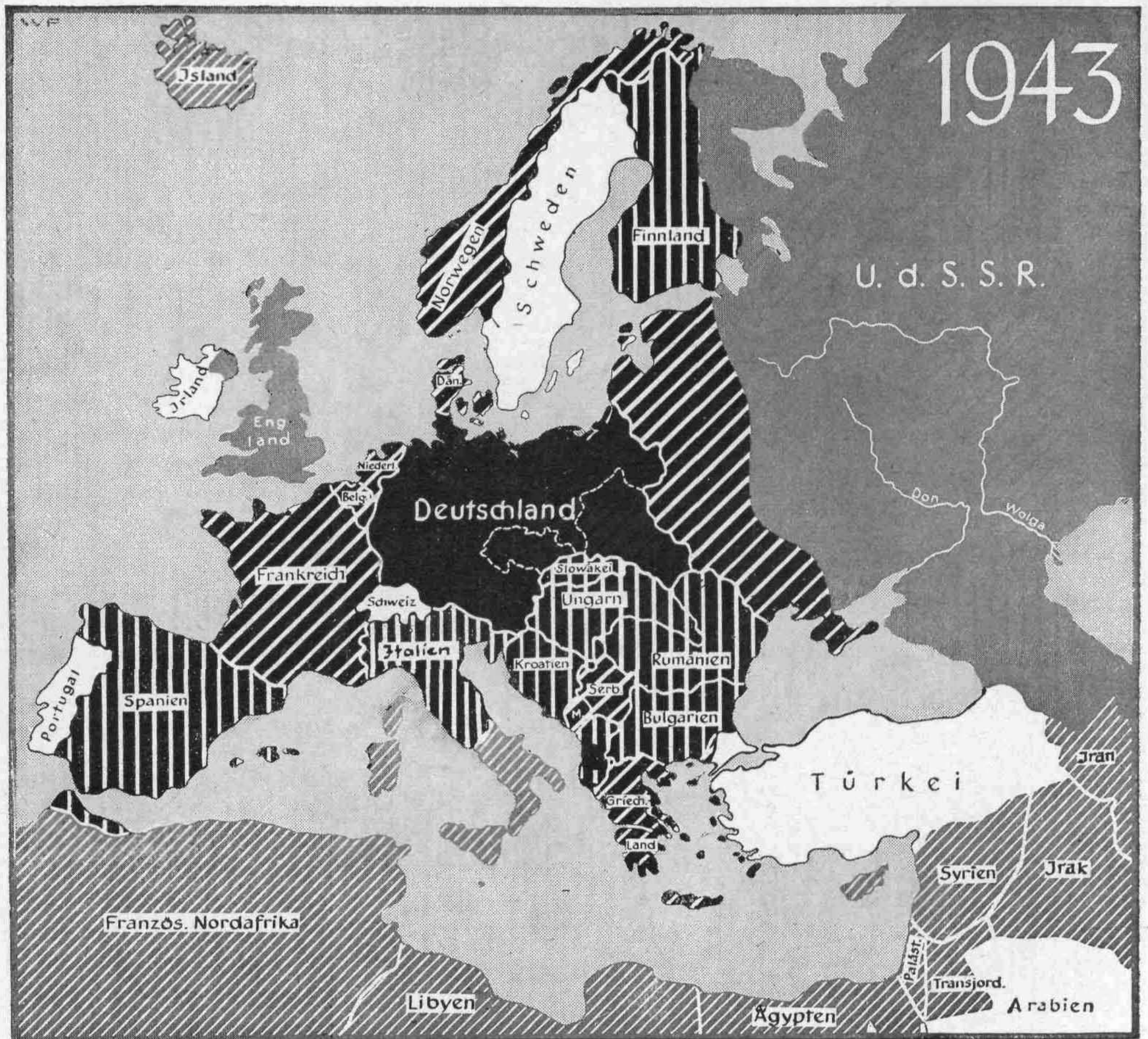


	Habsburger		Deutsche Kleinstaaten	S	an Schweden
	Spanische Habsburger		Geistliche Gebiete	F	an Frankreich
	Hohenzollern		Schweiz u. Niederlande		Reichsgrenze

Des Reiches Ohnmacht 1648



Deutschland, auf engsten Raum gedrängt, wird von allen Seiten auf das gefährlichste bedroht



Ein weites Vorfeld schützt den Kernraum des Reiches

UNSERE GEGNER

DAS JUDENTUM

1. Welches sind die Ziele des Judentums?

Die Juden streben seit Jahrtausenden die Herrschaft über die Welt an.

Ihr politisches Ziel ist ein internationaler Weltstaat, in dem sie alle Völker ohne Rücksicht auf ihre völkische Eigenart und rassische Herkunft vereinigen und beherrschen wollen.

Es ist zu wenig bekannt, daß das Judentum, so weit wir es zurückverfolgen können, schon immer Weltherrschaftspläne gehabt hat und heute mehr denn je solche Ziele verfolgt. Die Methoden waren im Altertum die gleichen wie heute: **politische und weltanschauliche Zersetzung der Gastvölker und damit Zerstörung ihrer artrechten Lebensordnungen.** Auf diesem Wege versuchten die Juden, sich die Völker willfährig zu machen. Bis jetzt ist es ihnen immer geglückt, die maßgebenden Völker der Erde außer Japan so zu unterwandern, daß sie deren Willensrichtung unmerklich ihrem Weltherrschaftsziel dienstbar machen konnten. Zwar empfand man den Juden als Schmarotzer und verfolgte ihn sogar zeitweise wegen seiner wirtschaftlichen Aufdringlichkeit; die **politische und weltanschauliche Gefährlichkeit des Juden** aber als Träger der individualistisch-materialistischen **Ideenwelt,** die immer der Tod jeder völkischen Lebensordnung sein muß, erkannte man nicht. So war es den Juden ein leichtes, namentlich in den letzten beiden Jahrhunderten, immer mehr von den Völkern des Abendlandes Besitz zu ergreifen.

Das Deutschland bis zur Machtübernahme ist das Musterbeispiel dafür gewesen, wie ein 60-Millionen-Volk von einer Handvoll Juden politisch und weltanschaulich überwältigt und schließlich beherrscht wurde.

Der Genfer Völkerbund stellte nichts weiter dar, als das Resultat der jüdischen Wühlarbeit und des ersten modernen Versuches der Aufrichtung eines jüdisch geleiteten Weltstaates. Wäre Adolf Hitler nicht gekommen, so wäre es dem Judentum auch geglückt, seine Idee von der Weltrepublik zu verwirklichen.

Das einzige große Volk nordisch-germanischer Art, das erstmalig in der Geschichte des Abendlandes die Weltziele des Judentums erfolgreich durchkreuzte, sind wir, **das nationalsozialistische deutsche Volk unter Adolf Hitler!** Der Führer entlarvte den Juden als den Erzfeind jeden Volkstums. Heute sind wir das **erste** germanische Volk, das sich vom Judentum befreit hat, aber auch die **letzte germanische Bastion** gegen das Weltjudentum. **Darum haßt uns das Judentum abgrundtief! Und darum wird es kein Mittel unversucht lassen, uns restlos zu vernichten!**

2. Wie erklärt es sich, daß das Judentum mit so großer Beharrlichkeit und Zähigkeit der Weltherrschaft nachjagt?

Es liegt in der religiösen Idee und dem daraus geprägten Charakter des Juden begründet.

Das Weltherrschaftsstreben wurde durch religiöse Gesetze im Alten Testament vorgeschrieben.

5. Mose (7, 16):
„Alle Völker aber, die Jahwe, dein Gott dir preisgibt, sollst du vertilgen, ohne mitleidig auf sie zu blicken, und ihre Götter sollst du nicht verehren; denn das wäre für dich ein Fallstrick."

5. Mose (7, 24):
„Jahwe, dein Gott, wird ihre Könige in deine Gewalt geben, daß du ihre Namen unter dem Himmel austilgest; niemand wird vor dir standhalten, bis du sie vernichtet hast."

5. Buch Mose (28,1):
„Wenn du der Stimme des Herrn, deines Gottes, gehorchen wirst und tust alle seine Gebote, die ich dir heute gebiete, so wird dich der Herr zum Höchsten machen über alle Völker der Erde!"

Jes. 60, 10/12:
„Und Ausländer bauen deine Mauern, und ihre Könige weihen dir ihren Dienst . . . **Denn das Volk und das Königreich, die dir (dem Juden) nicht dienen, werden untergehen, und ihre Länder völlig verwüstet werden."**

(Übersetzung E. Kauztsch)

Talmud:
„Ich (Jahwe) mache dich (die Juden) zum Stammvater von Völkern, ich mache dich zum Auserwählten unter den Völkern, ich mache dich zum König über die Völker." (Berakot 6 a.)

Die hier angeführten Sprüche atmen echt jüdischen Geist. Sie sind auf zwei Dinge gerichtet: die Auserwähltheit der Juden durch ihren Gott Jahwe und die jüdische Weltherrschaft. In diesem Geist wurden die Juden erzogen von den Anfängen des Judentums an bis auf den heutigen Tag. Es gibt kein Volk der Erde, das wie die Juden ein Selbstbewußtsein in derart übersteigerten Sätzen geäußert hat, obgleich die Juden allen Nationen an Stärke, Zahl und schöpferischer Begabung unterlegen sind und kein Volk in unserem Sinne darstellen.

Mit den Juden ist eine Rasse- und Religionsgemeinschaft in die Weltgeschichte getreten, die von den frühesten Zeiten an Weltpolitik getrieben hat mit der Absicht, die Welt zu beherrschen.

3. Warum behauptet sich der Jude seit Jahrtausenden?

Das Judentum besitzt von alters her fest umrissene, religiöse wie politische, ideenmäßig fundamentierte Gesetze, zu deren Befolgung der Glaubensjude in seiner Erziehung durch Elternschaft und Priestertum immer strengstens angehalten wurde.

Seine Religion dient lediglich der gesetzmäßigen Fundamentierung seines politischen Glaubensbekenntnisses und seiner Lebensordnung. Von den höheren Werten der Lehre der alten israelitischen Propheten hat der Jude nichts bewahrt.

„Denn tatsächlich ist die mosaische Religion nichts anderes als eine Lehre der Erhaltung der jüdischen Rasse." (Ad. Hitler, „Mein Kampf".)

Ein Leitmotiv des alten Testaments taucht immer wieder auf und gilt ihm bis heute:

Die Lehre vom „auserwählten Volk Gottes", von der Beherrschung aller Völker „im Namen Gottes", von der „Kindschaft Gottes".

Dieser **Berufungsglaube hat das Judentum so selbst- und zielbewußt gemacht, daß es seit seiner Annahme den Anspruch auf die Weltherrschaft stellte.** Im übrigen stempeln seine Religionsgesetze jeden Fremden als Andersrassigen, zum menschenunwürdigen Wesen, zum Tier; eine Weisung, die der Jude gewissenhaft beachtet hat. Talmud und Schulchan-Aruch geben ihm außerdem die Hinweise, wie er die übrige Welt zu seinem Vorteil ausnutzen, ausbeuten und schließlich beherrschen kann.*)

Die Interpretation der religiösen Gesetze im Talmud ist so geschickt, so typisch jüdisch raffiniert, daß in vielen Situationen ein Urteil und gleichzeitig auch dessen konträrster Gegensatz herausgedeutet werden kann. In diesem Zusammenhang ist bezeichnend die Tatsache, daß das Judentum sich lange Zeit fanatisch gegen die Übersetzung des Talmud wehrte und daß die einen solchen Versuch unternehmenden Wissenschaftler Gefahr liefen, beiseite geschafft zu werden. Altes Testament, Thora, Talmud und Schulchan-Aruch zeigen ideengeschichtlich völlige Übereinstimmung; eine kontinuierliche metaphysische Grundstruktur verknüpft religiöse, politische und weltanschauliche Ideologie und prägte dem jüdischen Antlitz seinen Stempel auf für Jahrtausende.

Keimzelle und Träger seiner gesamten Ideenwelt war seine **Priesterschaft, das Rabbinertum. Sie stellten das Zentrum dar, von dem alle politischen und weltanschaulichen Ideen ausgingen, aber auch die Organisation, die** seine Ideenwelt in alle Zukunft weitertrug. Das Priestertum ist auch heute **die führende Oberschicht.**

Man lese das Alte Testament, insonderheit die Bücher Moses, das Buch Esra und Nehemia. Man wird feststellen, welche fest umrissenen Lebens- und Blutsgesetze der Jude dort erhielt. Entscheidend waren die Gesetze und Maßnahmen des Priesters Esra:

---

*) „So war der Talmud Jahrhunderte hindurch der Erzieher, Zucht- und Lehrmeister des jüdischen Volkes" („Jüdisches Lexikon", Band 4, 2, 1930, S. 855)

1. Er verpflichtete das Judentum auf ein Gesetzbuch, nach dem die Ehe mit Fremdblütigen strengstens untersagt und die völlige Abschließung der neugegründeten „Gemeinde" von allen Völkern festgelegt war.
2. Er ließ das Volk fast täglich nach getaner Arbeit zum Studium der israelitisch-jüdischen Geschichte und der Religionsgesetze zusammenkommen, d. h. er **verankerte das Geschichtsbewußtsein und die Lebensgesetze** im Judentum; eine Maßnahme, die heute noch stark im Glaubensjudentum nachwirkt. Er legte auch den Grund für die spätere Einrichtung der Synagogen (Gemeinschaftshäuser).

Die Gesetze und Maßnahmen Esras haben sich für das Judentum für alle Zukunft in weittragender Weise ausgewirkt. Sie bewirkten, daß die Juden alle anderen Völker verachteten und selbst **außerordentlich rassestolz** wurden. Die **eingehende Kenntnis ihrer Religions- und Geschichtsbücher,** in denen die Gesetze und die in seinem Sinne korrigierte Geschichte des Judentums in psychologisch außerordentlich geschickter Weise niedergelegt sind und die Juden **zum Volk Gottes machten,** gab **ihnen das Gefühl völliger Überlegenheit über die übrige Menschheit.** Schon allein die Idee, das berufene Volk Gottes zu sein, mußte dem Judentum immer eine große Stoßkraft verleihen. Jedenfalls war die im „Gesetz" Moses, im ganzen Alten Testament und später im Talmud und Schulchan-Aruch festgelegte Form vom relegiösen und politischen **Glauben** stark genug. um das Judentum gegen eine ganze Welt **jahrtausendelang Widerstand** leisten zu lassen, es fast **unvergänglich zu machen.**

Wir wissen, daß der **Glaube an die Berufung zur Weltherrschaft tief im Juden verankert ist** und daß die Lebens- und Religionsgesetze bis in die heutige Zeit **peinlichst vom Glaubensjuden beachtet werden.** Das Wesentliche aber ist, daß er aus seinem Berufungsglauben heraus mit seinen Ideen immer und überall zum Angriff überging mit dem Ziel, die Verheißung seines Gottes Jahwe zur Wirklichkeit werden zu lassen. Dies tat er aber immer als Meister der Lüge und Tarnung. „Seine Sprache dient dazu, seine wahren Gedanken zu verbergen" (Adolf Hitler).

Als die Israeliten aus dem Exil zurückkehrten und teilweise sofort in die Diaspora auswanderten, waren sie jedweder kriegerischen Handlung unfähig. Ihre Macht- und Weltherrschaftsgelüste wurden geistig umgeformt in die grandiose Vorstellung eines kosmischen Endgerichts über die außerjüdische Menschheit durch Jahwe und in die Messias-Hoffnung, wonach Jahwe den Juden ein Paradies auf Erden mit allen materiellen Genüssen schaffen würde, in dem sie ewig leben, die anderen Völker aber ihre Sklaven sein sollten. Von hier an datiert auch der wilde Haß gegen alles Nichtjüdische, der später seinen Niederschlag fand im Midrasch und Talmud. Dieser Haß war das große einende Band aller Juden, wo immer in der Welt sie auch sein mochten, und nicht zuletzt er war es, der in den jüdischen Generationen ständig das Instrument heranbildete, das dermaleinst die Verheißungen Jahwes wahrmachen sollte. In der Heranzüchtung seiner eigenen Jugend ist das Judentum immer wieder mit schärfster Exklusivität und Intoleranz vorgegangen und dokumentierte vor der Welt ein Rassenbewußtsein, das in der Tat nicht seinesgleichen fand.

Das religiöse Leben der Juden besteht noch heute darin, die jüdische Geschichte, Thora und Talmud, und damit sein politisches Glaubensbekenntnis im Elternhaus, in Schule und Synagoge immer wieder in sich aufzunehmen und auch die kleinste Handlung danach auszurichten.

Zusammenfassend ist also zu sagen:
Die Kaste der jüdischen Rabbiner schuf mit ihren **religiösen, politischen und sonstigen Ideen** die Voraussetzung dafür, daß ein kleines **„Volk" von wenigen Millionen eine ganze Welt erfolgreich angreifen und zersetzen konnte,** ja, daß es trotzdem seinen Bestand nicht nur erhalten, sondern mehren konnte. In die ganze Welt verstreut, blieb es eine **fanatische Ideengemeinschaft von unerhörter, bisher nie gebrochener Lebenskraft.**
Die auffallende Zielstrebigkeit des Judentums erklärt sich aus seinem **Erziehungssystem, das neben einem starken Geschichtsbewußtsein seinen Ausdruck in einer religiös-fundamentierten, politisch-weltanschaulichen Ausrichtung mit Weltmachtszielsetzung findet.**
Es drängt sich in diesem Zusammenhang ein Vergleich mit den Verhältnissen bei uns bis zur Machtübernahme auf: Man vergaß, **die germanisch-deutsche Geschichte mit ihren bewegenden und tragenden Kräften in unseren jungen Menschen zutiefst zu verankern und in fast täglichem Geschichtsunterricht zum Zentralpunkt der Erziehung** zu machen.

4. Mit welchen Mitteln und Methoden versucht der Jude die Herrschaft über die Völker zu erlangen?

1. Er beherrscht die Völker mit Hilfe seiner politischen Ideen geistig. Als Angehöriger des „Auserwählten Volkes", das der Menschheit sogar eine Religion inspirierte, fiel es ihm auch nicht schwer, in allen Völkern Eingang zu finden.
Er hebt seine Wirtsvölker von ihrer völkischen Lebensbasis ab, indem er sie mit seinen politischen Ideen betört (Liberalismus mit der Parole von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und der Menschheitsverbrüderung; Marxismus [Bolschewismus] mit der Parole: durch die Weltrevolution zum klassenlosen Proletarier-Weltstaat). **Der Jude ist der Träger der individualistisch-materialistischen Ideenwelt!**
2. Er greift nach den wirtschaftlichen Schlüsselstellungen und sucht in den Besitz der Weltwirtschaft zu kommen. Produktions- und Verbrauchslenkung der ganzen Welt sollen in seiner Hand liegen, damit jedes Volk von ihm abhängig ist.
3. Seine starke kapitalistische Position und seine wirtschaftliche Vormachtstellung ermöglichen ihm die politische Beherrschung und Lenkung der Gastvölker.
4. Durch Beherrschung von Presse, Rundfunk, Film, Theater und Schrifttum und aller sonstigen Kultureinrichtungen zerstört er jedes Volkstum und bereitet die geistig-seelischen Voraussetzungen für seine internationalen Ziele vor.
5. Seine Kampforganisationen sind die politischen Parteien, insonderheit aber die Freimaurerei, mit der er, getarnt und unbemerkt, im höchsten Maße Einfluß auf die politischen Geschehnisse erhält.

5. Warum bekämpft uns das Judentum?

Weil sich das Deutschland Adolf Hitlers nicht unter eine jüdische Weltordnung stellen will.

Das nationalsozialistische Deutschland steht dem Weltherrschaftsstreben des Judentums im Wege. Es trat der jüdischen Ausbeutung der europäischen Völker entgegen und zerschlug damit in Europa die jüdische Vorherrschaft.
Das ist der Grund, warum uns das Judentum mit tödlichem Haß verfolgt und uns den Kampf auf Leben und Tod angesagt hat.

Der Jude ist der Gegenpol des nordischen Menschen, der Erzfeind jedes freien Volkes überhaupt.

Dem ordnenden und Werte schaffenden Führungsprinzip des Germanentums setzt der Jude das händlerische Machtprinzip entgegen.

Der schöpferisch-aufbauenden Weltanschauung des Nationalsozialismus mit ihrer idealistischen Zielsetzung steht im Bolschewismus und im Liberalismus der angelsächsischen Demokratien die jüdische Weltanschauung des **Materialismus und Individualismus** gegenüber.

„Dieser Krieg — in seiner letzten Tiefe gesehen — ist der jüdische Weltkampf gegen die Befreiung der arischen Menschheit aus der geistigen und materiellen Hörigkeit Alljudas, während er auf der Seite Deutschlands zum Kampf um die Befreiung und Erhaltung der Menschheit gegen alle Versuche einer jüdischen Weltherrschaft geworden ist Als solcher muß er in seiner letzten Grundsätzlichkeit kristallklar in unser geschichtliches Bewußtsein treten, und zwar nicht nur als der kriegerische Zusammenprall zweier in voller Ausschließlichkeit sich gegenüberstehender Welten an sich, sondern als der kriegerische Endkampf eines überzeitlichen Ringens, in dem von der Welt die Entscheidung abgefordert wird, zwischen einer seit Jahrtausenden angestrebten jüdischen Weltherrschaft und dem schöpferischen Leben der arischen Rasse in Gegenwart und Zukunft." (Rudolf Jordan, „Vom Sinn dieses Krieges".)

Europa steht im Kraftfeld verschiedener imperialistischer Weltmächte: England, US.-Amerika und die Sowjetunion. Es ist von Gefahren bedroht wie nie zuvor. Wenn wir uns noch einmal die Frage vorlegen, worauf dieses imperialistische Streben nach Weltherrschaft zurückgeht, dann finden wir überall die gleiche treibende Kraft: das Judentum, das unter der Maske des puritanisch-liberalistischen England, des demokratisch-freiheitlichen Amerika oder unter der Larve der bolschewistischen Weltbeglückung seine alttestamentlichen Verheißungen realisieren will.

In unserem Ringen ist es belanglos, ob Stalin seine Genossen Roosevelt und Churchill vor den Wagen seiner bolschewistischen Politik spannt oder ob Roosevelt und Churchill die Sowjetunion in den Dienst ihrer jüdisch-plutokratischen Bestrebungen stellen. Für uns gibt es nur eine Entscheidung: Kampf dem Bolschewismus und Kampf den Plutokratien. Unser Sieg über beide bedeutet die Vernichtung des Judentums und damit die Befriedigung der Völker und Sicherung einer neuen Weltordnung.

6. Was ist die Freimaurerei und wessen Instrument ist sie?

Die Freimaurerei ist ein internationaler Bund mit geheimer oberster Führung, der nach außen das Streben nach hohen Menschheitszielen zur Schau trägt. In Wirklichkeit ist er aber ein Geheimorden, mit Hilfe dessen das Judentum die Weltpolitik entscheidend beeinflußt.

Als sichtbare Organisation ist die Freimaurerei aus der mittelalterlichen Vereinigung der Steinmetzen und deren Bauhütten hervorgegangen. Die Mitglieder nannten sich Brüder, übten bei der Aufnahme einen einfachen Ritus und verpflichteten sich zu einem sittlichen Lebenswandel. Um sich bei stetigem Wandern auch in der Ferne zu erkennen, hatten sie geheime Merkmale: Zeichen, Griff, Wort und einige Fragen und Antworten. Diese alte Werkmaurerei blühte nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Schottland.

Unter Zugrundelegung der Symbole und Gebräuche der Werkmaurerei bildete sich in London unter dem Zeichen der damals vorhandenen freigeistigen Bestrebungen im Jahre 1717 ein Bund, der sich „die Kunst des winkelrechten Bauens an der Vervollkommnung des eigenen Ichs und der gesamten Menschheit" zum Ziele seiner Bestrebungen und seiner Tätigkeit gesetzt hatte. Er nannte sich Bund der „Freimaurer", englisch Lodge (Loge).

Der Freimaurer-Bund ist gemäß des späteren Konstitutionsbeschlusses eine von allen trennenden Schranken des Ranges, Standes, der Nationalität, Farbe und Rasse, der religiösen und politischen Anschauungen freie Verbrüderung. Man kämpfte für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, also für eine allgemeine Menschheitsverbrüderung.

Die Antipathie gegen die religiöse Intoleranz und die philosophische Aufklärung waren der Freimaurerei günstig, und so fiel der freimaurerische Gedanke von der Menschheitsverbrüderung auf fruchtbaren Boden.

Bald nach der Gründung entstanden in fast allen Ländern der Welt Freimaurer-Logen: Madrid 1728, Philadelphia 1730, Paris 1732, Hamburg 1737.

„In der Freimaurerei erkannte das Judentum gar bald ein vorzügliches Instrument zur Verfolgung seiner Weltmachtziele. Die freimaurerische Lehre von der unbeschränkten Freiheit des Einzelmenschen erschien dem Juden als die geeignete Macht, die seine Ansprüche auf die Weltherrschaft fördern konnte. Die Logen-Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit stärkte ihm die Hoffnung auf Gleichstellung mit den Gastvölkern, aber auch auf das schon immer von ihm erstrebte allgemeine Rassenchaos und so auf Verwirklichung seiner Weltherrschaft. Durch die Freimaurerei hat das Judentum schon seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der nichtjüdischen Welt nationale und völkische Gebundenheit zu sprengen, religiöse und staatliche Autorität zu zerbrechen und die Völker in ihrer Lebensordnung zu zersetzen gesucht; denn immer stärker trat der Jude in

den Logen hervor und beherrschte sie schließlich ganz. In erster Linie waren es die romanischen Logen, die unter dem Einfluß des Judentums politisches Denken in den Vordergrund stellten und sich zu Trägern aktiver Politik machten." Später traten aber die politischen Bestrebungen in den Logen aller Länder immer mehr hervor.

Die menschheitsbeglückenden Ideen sowie gesellschaftlicher Ehrgeiz führten schließlich dazu, daß es zum guten Ton der Angehörigen der höheren Schichten gehörte, Mitglieder der Freimaurerloge zu sein. So kam es, daß die Freimaurerei bald fast alle führenden Männer in Politik und Wirtschaft, Könige und Fürsten in sich vereinigte. Ein besseres Instrument konnte das Judentum nicht finden.

Nach der Zahl der Grade gliedert sich die Freimaurerei in die Johannis- und Hochgrad-Maurerei. Alle Logen der Welt führen die drei Johannis-Grade: Lehrling, Geselle, Meister. Über der Johannis-Maurerei steht die Hochgrad-Maurerei, die bis zum 33. Grad geht. Die Hochgrad-Freimaurer sind die eigentlichen Träger der freimaurerischen Weltpolitik. Die Vertretung der Hochgrad-Logen ist in jedem Lande „der oberste Rat". Diese Vertretungen der Hochgrad-Logen aller Länder sind wiederum zentral von einer Stelle aus geleitet, die in jüdischen Händen liegt. Der rein jüdische Bnai Brith-Orden ist aufs engste mit der obersten Geheimzentrale verbunden.

Die Verbindung zwischen Johannis-Loge und oberstem Rat ist dadurch zu einer ganz engen geworden, daß Mitglieder der Hochgrade zugleich den Johannis-Logen angehören. Hier haben sie, unerkannt in ihrer Eigenschaft als Hochgrad-Maurer, die führenden Stellen inne und leiten die „Brüder" der unteren Grade in ihrem Sinne, ohne daß diese eine Ahnung davon haben. **Eine raffinierte, einzig dastehende Organisation, die es den mit 60—70% in den Hochgraden vertretenen Juden ermöglicht, die Freimaurerei nach ihren Wünschen zu lenken!**

Das Brauchtum (Ritual) der Freimaurerei wurde unter dem Einfluß des Judentums stets weiter ausgestaltet und ist heute fast rein jüdisch. Die Freimaurerei baut in ihren kultischen Handlungen am **zukünftigen Welttempel Salomos,** nennt sogar ihren Großmeister **„Stellvertreter Salomos"** und hat fast alles, was mit dem biblischen Tempel Salomos zusammenhängt, als Symbol übernommen. Paßworte, Erkennungszeichen, Bildzeichen und das Hauptstück des Rituals, die Hiramslegende, entstammen restlos dem Judentum. So kann man die Freimaurerei eine **völlig jüdische Einrichtung** nennen.

„Die Weltfreimaurerei betont der Öffentlichkeit gegenüber stets mit Nachdruck, daß sie sich jeder politischen Tätigkeit enthalte und nur sittliche Ziele verfolge. Es gibt indes seit Gründung der Logen kaum eine politische Bewegung, bei der nicht Freimaurer die treibenden Kräfte und ausführenden Organe gewesen wären."

Aus den Konstitutionen ergab sich für die Loge das Recht, ja die **Pflicht,** Revolutionen zu fördern oder selbst hervorzurufen, wenn sie in die Ziele des angestrebten Weltstaates paßten. Als Mittel dazu galten und gelten heute Bestechungen, Verschwörungen, Attentate und Meuchelmorde.

Einer der führenden Freimaurer, Quartier la Tente, gab auf dem zweiten internationalen Freimaurerkongreß in Paris im Jahre 1900 unumwunden zu, **daß das Hauptziel der Weltfreimaurerei sei, die Welt aus den Angeln zu heben. Als Endziel bezeichnete er die Errichtung der Weltrepublik.**

„Fast alle Revolutionen, die seit Gründung der Logen Völker und Staaten erschüttert haben, sind das Werk der Freimaurerei gewesen. Frankreich war das erste Land, in welchem sie einen Umsturz ganz nach ihrem Sinne durchführte: **die Revolution von 1789.** Es ist gewiß kein Zufall, daß in einem halben Jahrhundert, von 1740—1790, die Freimaurer den französischen Staat mit etwa 700 Logen überzogen, die sich zu Stützpunkten der revolutionären Idee entwickelten. Es war auch kein Zufall, daß die geistigen Wegbereiter der Revolution, Montesquieu, Diderot, Condorcet, Voltaire, Mirabeau, Danton und Robespierre, sämtlich der Freimaurerei angehörten; kein Zufall, daß das System des damaligen blutigen Terrors und die Hinrichtung des Königspaares im Palast des Großmeisters, Philipp von Orleans, beschlossen wurden."

Der Nutznießer war, wie auch bei allen späteren Revolutionen, **das Judentum.** Es hatte durch die blutige Revolution die nordische Führerschicht zum großen Teil ausgerottet. An deren Stelle war es selbst mit seinen Helfershelfern getreten! Eine neue Provinz hatte es in sein Weltreich eingebaut! Das bedeutete für das Judentum insofern einen ungeheuren Erfolg, als die Gedanken der französischen Revolution mit der Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, auf die anderen Völker Europas, ja auf die ganze Welt übergriffen und überall ihre verheerende Wirkung ausübten.

Die Freimaurerei gab unumwunden zu, daß die französische Revolution ihr „Werk" war. Der 14. Juli, der Tag des Bastillesturms, wurde zum Feiertag der Weltloge erklärt!

Alle Revolutionen, in Südamerika, Portugal, Ungarn, Rußland, Spanien, auch die letzte spanische Revolution, vor allem die Revolte vom Jahre 1918 waren fast ausschließlich das Werk der Weltfreimaurerei, inspiriert vom Weltjudentum.

Der größte Wurf der Weltfreimaurerei war die Einkreisung Deutschlands und der erste Weltkrieg. Einer der größten Kriegshetzer war der **Hochgradfreimaurer** König Eduard VII. von England. Betonen es doch die amerikanischen und englischen Freimaurerzeitungen selbst immer wieder aufs neue, daß der Weltkrieg **ihr** Krieg gewesen sei, in welchem der Entscheidungskampf für die freimaurerischen Ideale (jüdischen Weltziele) ausgefochten wurde.

Die Freimaurerei war es, die in jüdischem Auftrag den Vernichtungskrieg seit Jahren heraufbeschwor, den Thronfolgermord inszenierte, dem Kriege seine ungeheure Ausdehnung gab und jeden Versuch einer friedlichen Beilegung in verbrecherischer Weise niederschlug. Alle verantwortlichen Staatsmänner waren Freimaurer! Dahinter stand hohnlachend der ewige Jude!

„Das Schanddiktat von Versailles ist nicht etwa nur das Ergebnis von Verhandlungen der Staatsmänner, sondern die Ausführung eines Logenbeschlusses, der mitten im Kriege am 30. Juni 1917 in Paris gefaßt wurde.

Durch das lähmende Gift des Pazifismus haben die Freimaurer Deutschlands auch während des Krieges die Kraft des deutschen Volkes geschwächt und entscheidend dazu beigetragen, daß das Reich im November 1918 zusammenbrach." Die Freimaurerei hat in Deutschland durch ihre Vertreter Ebert, Scheidemann, Kurt Eisner, Liebknecht, Rathenau, der Hochgrad-Freimaurer war, die Revolte von 1918 inzseniert und das deutsche Volk in maßloses Elend geführt. Sie hat vor allem den Nationalsozialismus bekämpft, und ihr ist es zu verdanken, daß die nationalsozialistische Bewegung mit ihrem Kampfe einen so schweren Stand hatte.

Der Staat Adolf Hitlers zerschlug die Freimaurerei in der Erkenntnis, daß es sich bei ihr um einen gefährlichen jüdischen Weltorden handelt.

Die Freimaurerei existiert heute mehr denn je in allen Feindstaaten. Sie ist eine dem Weltjudentum vollkommen hörige internationale Organisation mit dem politischen Ziel, den Weltstaat zu errichten. Alle Logen der Welt unterstehen irgendwie der zentralen jüdischen Führung. Keine Loge kann hiervon ausgenommen werden!

Die Freimaurerei ist deshalb so außerordentlich gefährlich, weil das Judentum mit ihr die beste Möglichkeit der Tarnung ihres völkerzerstörenden Wirkens und ihrer Weltmachtziele hat.

Die Schöpfer des Marxismus und Bolschewismus, Marx, Lenin, Trotzki, waren Freimaurer.

Heute sind fast alle Staatsoberhäupter und Mitglieder der Regierungen der Feindmächte Freimaurer und meistens Hochgrad-Freimaurer: Churchill, Eden, der König von England (Hochgrad-Freimaurer), Roosevelt (Hochgrad-Freimaurer), ebenso alle Staatsoberhäupter der südamerikanischen Republiken (außer Argentinien!). Man kann die Politik der Feindmächte nur verstehen, wenn man sich immer wieder vergegenwärtigt, daß das Weltjudentum, vertreten durch die Freimaurerei, die treibende Kraft ist. Der italienische König und der Verrätergeneral waren Freimaurer.

Die Wege der Freimaurer waren immer schlüpfrig, von Blut und Grauen erfüllt. In die Abermillionen gehen die Todesopfer, die von der Weltfreimaurerei durch Revolutionen hingemordet wurden. Zahlreich sind die Morde an politischen Gegnern und herrschenden Fürsten und eigenen Brüdern.

Die Verlogenheit des Judentums und der „Freimaurerei kann sich in nichts besser zeigen als in der Tatsache, daß nach unten in den Johannis-Logen das demokratische Prinzip gepredigt und auch durchgeführt wird, während im Suprême Consil, dem obersten Rat, das autoritäre Prinzip, also das Führungsprinzip, gilt, weil die Spitzen der Freimaurer ganz genau wissen, daß die demokratischen Prinzipien unweigerlich zum Verfall führen! Eine verlogenere und gefährlichere Organisation hat die Weltgeschichte jedenfalls noch nicht kennengelernt!"

Aus: „Westdeutsches Freimaurer-Museum", Dr. A. Fuchs.
„Enthüllte Welt-Freimaurerei", Sonderdruck aus „Der Aufbau".

Statistische Angaben über die Weltfreimaurerei und ihre Organisationen.

Deutschland: In Deutschland war die Zahl der Logenmitglieder schon vor 1933 in ständigem Sinken (1928: 80 185 — 1930: 78 423 — 1932: 75 328) begriffen. Die Auswirkung des völkischen Kampfes gegen die Freimaurerei tritt hier anschaulich hervor.

Frankreich: In Frankreich dagegen ist zunächst ein Ansteigen der Mitgliederzahlen (1928: 40 760 — 1930: 47 100 — 1932: 49 200) und dann zwischen 1932 und 1940 ein plötzliches Absinken auf 43 034 festzustellen.

England: In England dagegen zeigt sich ein ständiges Ansteigen sowohl der Zahl der Logen als auch der Mitglieder (1928: 270 000 — 1930: 310 000 — 1932: 350 000 — 1940: 400 000).

Vereinigte Staaten: Zum Schluß noch ein Blick auf Amerika, das 1932 3 074 261 Logenmitglieder zählte!



7. Was ist der Liberalismus?

Der seelische Zwang, der von Rom ausging, fand seine Reaktionen nicht nur in der Reformation, sondern auch in einer freigeistigen Ideenrichtung, die sich gegen den überspitzten kirchlichen Autoritätsgedanken auflehnte. Besonders die „Aufklärung", seit etwa 1700, ursprünglich eine germanisch-europäisch begründete Geistesbewegung, war der Ausdruck dieser neuen Epoche.

In überaus raffinierter Weise bemächtigte sich der Jude dieser Gedankenwelt und übertrug sie auf das politische Gebiet. **Es entstand der moderne Liberalismus.** Gleichzeitig nutzte der Jude auch die in England unter dem Zeichen der Freigeisterei entstandene Freimaurerei für seine politischen Ziele aus. In geschickter und getarnter Form baute er die Logenbewegung zur Trägerin seiner politischen Ideen aus.

Die erste sichtbare Auswirkung fand das zerstörende Wirken des Liberalismus mit Hilfe der Freimaurerei in der französischen Revolution mit den Schlagworten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Das Wesentliche der Lehre war:

Der Menschheit wurde als erstrebenswertes Ziel die **Menschheitsverbrüderung und eine Weltrepublik** vorgegaukelt, aus der irreführenden Lehre heraus, daß alle Menschen gleich seien.

Der **Bluts- und Rassegedanke** wurde **geleugnet.** Die Folge war eine allmählich sich fortsetzende Zerkreuzung des noch hochwertigen Blutes unseres Volkes mit fremdem, minderwertigem Blut.

Der germanischen Auffassung von der Gemeinschaft (Gemeinschaftsethik) wurde die Idee gegenübergestellt, daß im Vordergrund allen Lebens **die Sorge um das Ich, das Individuum,** den Einzelmenschen, zu stehen habe (individualistisches Prinzip).

Dem germanischen Idealismus trat der jüdische Materialismus, d. h. den Charakterwerten das Gold (Kapital) gegenüber.

Das Führungs- und Gefolgschaftsprinzip wurde abgelöst durch den Parlamentarismus und die Demokratie (Volksherrschaft, Massentum). Durch die Überbewertung des Materiellen vom wirtschaftlichen Standpunkt her kam es zur Klassenbildung und zur Sprengung der Volksgemeinschaft (Gewinnsucht, Ichsucht, unbegrenzter Kapitalismus als Folgen). Nicht der **Charaktervolle** genoß das größere Ansehen, sondern der **Reiche.** Beginn der **Geldherrschaft (Plutokratie).** Die tragenden Ideen waren also: Individualismus, Materialismus, Internationalismus, Parlamentarismus, Kapitalismus. Sie bedeuteten eine völlige Umwertung aller germanischen Werte.

Die germanische Freiheit, als innere Seelenfreiheit, als politische Freiheit verstanden, wurde zur Ichsucht, zur zügellosen und schrankenlosen Freiheit des einzelnen ohne Bindung zur Gemeinschaft.

Die proklamierte Brüderlichkeit entwickelte sich infolge der Klassenunterschiede zum Kampf aller gegen alle („Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!").

Der Liberalismus bereitete den Marxismus geistig vor.

Hinter allem stand der Jude mit seinem Weltmachtstreben. Die typisch jüdische Wesensart des Ichsüchtigen, Goldsüchtigen, Machtlüsternen wurde deutlich sichtbar.

Das Judentum hatte das Netz der Freimaurerei über die ganze Welt gespannt. Die maßgebenden Persönlichkeiten aller Länder aus Politik und Wirtschaft waren hier vertreten, teils willenlose, teils unbewußte Werkzeuge in der verbrecherischen Hand der Juden. So war es den Juden ein leichtes, die Fäden der Politik so zu spinnen, daß das im Wege stehende deutsche Volk außenpolitisch immer mehr eingekreist und innenpolitisch zusehends unterhöhlt wurde.

Unter dem Zeichen des Liberalismus erreichten die Juden schließlich in Preußen unter **Hardenberg** und bald auch im übrigen Deutschland die **völlige politische und rechtliche Gleichberechtigung,** nachdem sie sie in Amerika und England bereits erlangt hatten. Die gleichen Rechte für die „Bekenner der mosaischen Religion" werden verkündet. Die Juden dürfen sogar Boden erwerben und Beamte werden.

„Die jüdische Hochfinanz triumphiert. Der Jude Mayer Amschel „verdient" als „Oberhofagent" an dem Soldaten-Handel des Kurfürsten von Hessen-Kassel ein Vermögen. Seine fünf Söhne, die Rothschilds, finanzieren **Napoleon** und **die Verbündeten.** Der Londoner Rothschild „verdient" durch eine Falschmeldung über den Ausgang von „Waterloo" an der Börse 20 Millionen Mark. Alle Staaten sind auf Anleihen der Rothschilds angewiesen. Die Vergebung erfolgt nur unter politischen Bedingungen. **Das Haus Rothschild wird unsichtbares Herrscherhaus Europas."** (Walter Gehl.) Den Juden stand nichts mehr im Wege. Die einflußreichsten Stellen in Politik, Wirtschaft und Kultur warteten auf sie. **Die Vorherrschaft der**

Juden leitete sich ein. Mit den Juden und dem Liberalismus zog in alle Kulturvölker die gefährlichste Pest ein, die je ein Volk befallen kann: **Der Materialismus,** die Sucht nach dem sinnlichen und verweichlichten Leben, der Tanz um das goldene Kalb, und **der Individualismus,** die Selbstvergötterung und Abkehr von der Gemeinschaft. **Mit der Aufgabe der idealistischen Lebensauffassung** begann die Auflösung der gesunden Lebensordnungen der Völker und somit aber auch der Verfall. Je weiter er fortschritt, um so mehr steigerte sich die Macht des Judentums.

Über das Bürgertum und die Freimaurerei dringt das Gedankengut des Weltbürgertums, der Weltverbrüderung, der zügellosen Freiheit, des hemmungslosen Erwerbsstrebens auch in Deutschland in breiteste Schichten ein. Eine tiefgehende Zersetzung aller, bisher noch völkisch bestimmter Anschauungen ist die Folge:

Die Arbeit dient nicht mehr als werteschaffendes Mittel der Volksgemeinschaft, sondern lediglich dem Eigennutz. Die Wirtschaft entwickelt sich unabhängig von Volk und Staat zu einem Eigenwesen, das nur die Anhäufung von Gold zum Zweck hat. Gewissenlose Ausbeutung der Schaffenden läßt einerseits die von hemmungslosem Kapitalismus getragene jüdisch-bürgerliche Plutokratenschicht, auf der anderen Seite die betrogene Arbeiterklasse entstehen. Die schon vorhandenen sozialen Schäden werden zu unüberbrückbaren Gegensätzen und führen zum Klassenkampf. Die Arbeitermassen werden dem Marxismus geradezu in die Arme getrieben. Die völkische Schicksalsgemeinschaft wird zerrissen. Wertvolle Volkskraft verbraucht sich im Bruderkampf. Bauerntum vergeht, die Großstädte wachsen. (1910 lebt jeder 5. Deutsche in einer Großstadt.) Die Kinderzahl nimmt ab, die Zuwanderung fremden Blutes, namentlich der Ostjuden, nimmt zu. Die rassische Zerkreuzung edlen deutschen Blutes nimmt erschreckende Formen an. Mischehen mit Juden in den oberen Volksschichten sind an der Tagesordnung. (In Berlin wurden im Jahre 1926 bei 861 rein jüdischen Ehen 553 Mischehen geschlossen! Die Zahl der Judenmischlinge in Deutschland beträgt etwa 750000!)

Mit dem dahinschwindenden Rassebewußtsein vergeht echtes Volkstum mehr und mehr. Dafür ergreift das Judentum auf allen Gebieten Besitz vom deutschen Leben. Die Kultur entartet. Es gibt nichts mehr, was nicht jüdisch umgeprägt ist. In jüdischem Geist konstruiert man mit rechnendem Verstand ein „vernunftgemäßes" Staats-, Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftsleben, das für alle Länder, alle Völker, alle Zeiten passen soll.

Das deutsche Volk wird in seiner Masse ziel- und haltlos; weite Kreise fühlen sich heimatlos. Millionen von deutschen Menschen wandern aus, namentlich nach Nordamerika. Von 1871 bis 1914 verlassen etwa 3 Millionen Menschen die deutsche Heimat! Wertvolles Blut verliert sich in der Welt.

Die jüdische Lehre des Liberalismus war die Ursache des deutschen Zusammenbruchs, den Bismarck nur aufhalten konnte.

Der Liberalismus ist die heute in England und Amerika, aber auch in den meisten „neutralen" Staaten herrschende politische Ideenwelt.

DER BOLSCHEWISMUS

8. Was ist der Bolschewismus?

Der Bolschewismus ist das Instrument des Weltjudentums, durch das dieses in Gemeinschaft mit der jüdisch-liberalistischen, englisch-amerikanischen Plutokratie die alttestamentliche Verheißung von der Weltherrschaft der Juden wahrmachen will.

Die zur Zeit sichtbaren nationalrussischen Bestrebungen in Sowjetrußland und die scheinbare Auflösung der Komintern (3. Kommunistische Internationale) dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Judentum immer noch die treibende Kraft ist.

Die Juden haben, wie in fast allen Ländern, auch in Sowjet-Rußland großen Anteil am staatlichen und wirtschaftlichen Leben. Wenn auch Stalin der Diktator Sowjet-Rußlands ist, so ist einer seiner mächtigsten Hintermänner sein Schwiegervater, der Jude **Lazarus Mosessohn Kaganowitsch.** Er vereinigt in sich die höchsten Partei- und Staatsämter. So ist er: Vertreter Stalins im Generalsekretariat der Partei, Mitglied des Polit-Büros und des Organisationsbüros, Stellvertretender Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, Volkskommissar für die Schwerindustrie und das Verkehrswesen, Mitglied des Obersten Rates der Sowjets, Mitglied des Verteidigungskomitees.

Weitere wichtige Posten verschaffte Kaganowitsch seinen Brüdern Juliy Mosessohn Kaganowitsch, Michael Mosessohn Kaganowitsch und Aron Mosessohn Kaganowitsch.

Von den 503 Regierungsmitgliedern (Volkskommissaren) sind 406 Juden. Eine große Anzahl von Sowjetgeneralen sind Juden, ebenso die überwiegende Anzahl von Polit-Kommissaren.

Der überaus **gefährlichen Meinung,** daß der Bolschewismus in ein nationalrussisches System übergegangen sei, kann nicht energisch genug entgegengetreten werden. Wohl vereinigt sich jüdisch-bolschewistisches Weltherrschaftsstreben mit panslawistischem Expansionsdrang; die treibende Ideenkraft bleibt aber der jüdisch bestimmte Marxismus. Es gab eine Zeit, wo man in Sowjet-Rußland das Judentum bekämpfte (zu Beginn der bolschewistischen Herrschaft). Der Beweggrund war jedoch nicht politischer, sondern wirtschaftlicher Art. Dieser Zeit folgte bald die Ära, wo das Judentum Eingang in die höchsten Staats- und Parteistellen fand und sich zum anerkannten Träger der bolschewistischen Idee aufschwang. Man muß allerdings annehmen, daß sich heute der Bolschewismus des jahrhundertealten großrussischen Imperialismus bedient, der seit je die Existenz Europas bedrohte. Die Wurzel d i e s e s , schon im

Zarismus lebendigen Weltherrschaftsstrebens liegt einerseits in dem innerasiatischen Despotismus, der mit der jüdischen Seele des Bolschewismus eine enge Verbindung einging und heute in der grausamen Wildheit der sowjetischen Staats- und Kriegführung wieder deutlich hervortritt. Andererseits ist sie in dem religiösen Messianismus (Idee von der Erlösung der geknechteten Menschheit) des russischen Volkes selbst zu suchen, der schon seit fast 500 Jahren z. B. in der Idee des „Dritten Rom" lebendig ist (Slawophile Lehre und die panslavistische Idee).

Der Bolschewismus leugnet alle Rassenunterschiede, löst den Menschen aus der blutlichen Gemeinschaft und aus seiner heimatlichen Verwurzelung heraus und macht ihn zum internationalen Proletarier, mit dem Ziel der Errichtung eines internationalen Proletarierweltstaates. Er fordert eine allen Gesetzen des Lebens widersprechende Gemeinschaftsordnung der Menschheit, die auf der Herrschaft der internationalen Arbeiterklasse beruhen soll. In Wahrheit dient er nur der Zerstörung der naturgegebenen Ordnungen der Rassen und Völker und der Aufrichtung der jüdischen Weltherrschaft.

Aus der bewußten oder erzwungenen Verbindung mit dem uralten Messianismus der russischen Seele, ihren nihilistisch-zerstörenden und religiösen Kräften (Leidensfähigkeit für ein erträumtes Ziel), ihrer patriotischen Heimatliebe erklärt sich das heutige eigentümliche „Doppelgesicht" des Bolschewismus. Aber die heute proklamierten „nationalrussischen" Tendenzen dürfen über sein wahres Gesicht, das jüdischer Marxismus in russischer Maske ist, nicht hinwegtäuschen.

Der Bolschewismus baut auf der jüdischen Lehre des von dem Juden Karl Marx (jüdisch Hirschel Mardochai, aus alter Rabbinerfamilie stammend) geschaffenen Marxismus auf. **Dieser gründet sich auf der Weltanschauung des Materialismus.**

1. Der Marxismus bzw. Bolschewismus **leugnet jede göttliche Weltordnung.** Er anerkannt nur das Materielle, das mit den fünf Sinnen Wahrnehmbare. Ebenso **lehnt er auch alle Seelen- und Charakterwerte ab,** und macht den Menschen zu einem seelenlosen, dem Materialismus verhafteten Wesen.

2. **Er leugnet den Rasse- und Blutsgedanken** und damit die blutsgebundene Gemeinschaft des Volkes und anerkennt nur die Gemeinschaft des rasselosen internationalen Proletariats. Er zerstört jede völkische Lebensordnung und führt die Menschheit in ein Rassenchaos.

3. Aus dieser Auffassung **lehnt er den völkischen Staat ab. Er strebt den Proletarier-Weltstaat an.**

4. Er leugnet unsere Erkenntnis, daß die Geschichte den Spannungsaustrag der einzelnen Rassen und ihrer Weltanschauungen darstellt und behauptet in seiner Lehre, **daß alle geschichtlichen Vorgänge Wirtschaftsvorgänge seien.**

5. **Er leugnet den Persönlichkeitswert** und macht den Menschen zum internationalen Arbeitssklaven. Aus dieser Mißachtung heraus, fordert er mit brutalsten Mitteln letzte Leistungssteigerung und erniedrigt den Menschen zur seelenlosen Arbeitsmaschine.

6. **Er leugnet das Eigentum** und nimmt dem Menschen die Früchte seiner schöpferischen Arbeit. Den Menschen zum besitzlosen Proletarier zu stempeln, ist sein Ziel.

7. **Er lehnt daher auch ein freies Bauerntum ab** und fordert den seines Besitzes beraubten Kolchose-Proletarier.

8. Aus der Ablehnung des freien Spiels der Kräfte ergibt sich die Wirtschaftsform. Die Wirtschaft ist Staatswirtschaft, das Kapital Staatskapital.

9. **Seine „Kultur" besteht lediglich im Verherrlichen der Technik.**

Die Auswirkungen des Bolschewismus zeigen deutlich die jüdischen Wesenselemente: Seelenlosigkeit, Triebhaftigkeit, Niedrigkeit, Brutalität, Sucht nach Materiellem, Machtlüsternheit und Despotismus. Der Bolschewismus wendet sich an die niederen Instinkte im Menschen. Das Resultat seiner Einwirkung auf die Menschheit kann immer nur ein Untermenschentum sein.

Zu den angeführten Wesenszügen des Bolschewismus einige Erläuterungen:

Einen religiös-metaphysischen Glauben kennt und anerkennt der Marxismus überhaupt nicht. **„Religion ist Opium für das Volk"**, ist sein vielbenütztes Schlagwort. Selbst das, was Vertreter einer idealistischen Weltanschauung empfinden und zum Ausdruck bringen wollen, wenn sie von „Geist" und „Seele" sprechen, lehnt der Bolschewist ab. Für ihn ist alles **„Materie"** oder **„Funktion der Materie"**, d. h. es gibt für ihn nur das, was wir mit Hilfe unserer fünf Sinne wahrnehmen können. Daher sprechen wir beim Marxismus auch von der materialistischen Weltanschauung. Marx sagt: **„Die religiöse Welt ist nur der Reflex (d. h. das Spiegelbild) der wirklichen Welt."**

Alles, was durch den Begriff „Religion" bezeichnet wird, ist für den Bolschewisten nichts als eine Art **sozialer Krankheitserscheinung. Der Bolschewismus lehrt die Gottlosigkeit***).

Das ist die krasseste Ableugnung des Vorhandenseins einer göttlichen Weltordnung. Der Glaube an eine solche — ganz unabhängig von jeder Konfession — ist aber die religiöse Grundlage unserer artechten Weltanschauung wie überhaupt der europäischen Völker und Kulturen. Daß sie beim Bolschewismus ganz fehlt, genügt an sich schon, diesen als etwas Artfremdes, unserem Wesen nicht Entsprechendes zu erkennen und abzulehnen.

Es darf aber nicht verkannt werden, daß die heutige russische Wirklichkeit des Bolschewismus viele Züge aufweist, die nur aus der primitiv-religiösen Kraft und Sehnsucht der russischen Seele zu erklären sind. Nur hat der frühere Jenseitsglaube des Russen durch 25jährige bolschewistische Propaganda ein diesseitiges Ziel gefunden, die Hoffnung auf ein irdisches Paradies. Für dieses Paradies, das die Erlösung der arbeitenden Menschheit durch die Leiden und Opfer der „Sowjet-Völker" herbeiführen soll, kämpfen heute die fanatisierten Millionenmassen der bolschewistischen Armeen.

Bei der wissenschaftlichen Grundlegung des Marxismus spielen folgende angeblich wissenschaftlichen Erkenntnisse eine Rolle: **Alle Menschen seien gleich.** Die vorhandenen Unterschiede seien lediglich auf Um-

*) Allerdings scheint man jetzt in Moskau die orthodoxe Kirche wieder zuzulassen. Welche Ziele Stalin damit verfolgt, läßt sich noch nicht übersehen.

welt und Erziehung zurückzuführen, also auf die „Verhältnisse". Ein Verbrechen geradezu sei es, von menschlichen Rassen zu sprechen; denn es gäbe nur die „Menschheit". Die Zusammenfassung bestimmter Menschengruppen zu Völkern und Staaten sei nur auf die bisherigen wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen und werde überwunden, wenn die Welt erst nach den Grundsätzen des Marxismus geordnet sei.

Diese Neuordnung sei aber nur zu erreichen durch den Sieg des Proletariats im Klassenkampf. Mit der Parole „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!" und **der Klassenkampftheorie strebt der Bolschewismus zum Proletarier-Weltstaat.**

Weiterhin behauptet der Marxismus, daß alle geschichtlichen Vorgänge nur Wirtschaftsvorgänge seien. Das Gesicht der wirklichen Welt, wie es sich im Ablauf der Geschichte zeigt, werde nicht — wie wir es glauben — von großen Männern und weltbewegenden Ideen geprägt, sondern durch die wirtschaftlichen Verhältnisse. **Alle Geschichte sei nur Wirtschaftsgeschichte.**

Auch gegenüber dieser lebensfeindlichen Theorie soll man nicht übersehen, daß die heutige Wirklichkeit ihr keineswegs entspricht. Die Verehrung Lenins, mehr noch der Heroenkultus des „großen Führers" Stalin verbindet sich mit der raffinierten Propaganda patriotischer Leistungen einzelner Arbeiter, Soldaten und Offiziere, oder mit der Wiederbelebung bedeutender Persönlichkeiten aus der historischen Vergangenheit Rußlands. Das heutige Geschichtsbild der Sowjets zeigt so wieder metaphysische Züge und steht damit im völligen Gegensatz zu der Lehre des historischen Materialismus der marxistischen Doktrin.

Das Eigentum wird vom Marxismus abgelehnt. Seine Losung lautet: Eigentum ist Diebstahl. „Er leugnet damit den inneren Antrieb und die Schöpferkraft nicht nur wirtschaftlich, sondern auch weltanschaulich auf allen Gebieten; denn er sprach grundsätzlich jedem Künstler und jedem Erfinder das Eigentumsrecht auf die Frucht seiner Begabung und Schöpferkraft ab und brachte den Bauern um die Ergebnisse seines Fleißes. Der Marxismus predigt damit die Minderwertigkeit für alle, die Herabdrückung jeder großen Persönlichkeit auf das Niveau des Allerunproduktivsten und Allerminderwertigsten." (Alfred Rosenberg.)

Der Persönlichkeitswert des Menschen, der gerade durch den Nationalsozialismus besonders beachtet wird, wird durch den Bolschewismus **völlig mißachtet.** Der Mensch wird zum Arbeitstier, zum internationalen Sklaven der Maschine herabgedrückt.

An die Stelle der Religion und auf den Platz der menschlichen Persönlichkeit hat der Bolschewismus die Maschine gehoben. **Ein hemmungsloser Kultus der Technik,** von Amerika übernommen, läßt den Einzelmenschen in einer gleichförmigen Masse untergehen, die einzig und allein dem neuen Götzen zu dienen hat. Eine raffinierte Fortschrittspropaganda hat den Millionenmassen des „Sowjetmenschen" den Irrwahn eingehämmert, daß der Sowjetstaat durch seine gewaltige Industrialisierung, seine riesige Entwicklung der Technik der modernste Staat der Welt sei. **Die Technik soll das Paradies der Zukunft bringen.** Der Sowjetstaat ist ein Termitenstaat, in dem der

Mensch lediglich einen bestimmten Arbeitsauftrag zu erfüllen hat. „Kultur" bedeutet nur Arbeitstechnik des „neuen Menschen".

Aus dieser Weltanschauung und ihrer brutalen Verwirklichung erklären sich die „Leistungen" des bolschewistischen Systems. Es ist kein Zweifel, daß der Kultus der Technik zu einer Anspannung der menschlichen Arbeitskräfte geführt hat, wie sie die Weltgeschichte bisher noch nicht gekannt hat. Das Ziel der Fünf-Jahres-Pläne Stalins, die im Jahre 1929 begannen, war nicht die bloße Industrialisierung im Sinne des „sozialistischen Aufbaus", sondern die Schaffung einer gigantischen Rüstungsindustrie. Eine solche hatte das zaristische Rußland nicht besessen; diesem Umstand waren die militärischen Katastrophen Rußlands im ersten Weltkrieg in erster Linie zuzuschreiben. Stalin wollte auf dem Gebiete der Schwer- und Rüstungsindustrie nicht allein die Autarkie, sondern das absolute Übergewicht Sowjetrußlands herstellen.

Diesem Ziel wurde auch der letzte Schatten individueller Wohlfahrt und menschlichen Glückes rücksichtslos geopfert. Millionen von Menschen wurden neu vom Land in die Städte, in die neugeschaffenen Industriezentren verpflanzt, ohne daß auch nur die geringsten Voraussetzungen eines menschenwürdigen Daseins sichergestellt wurden. Die antike Sklaverei, das Proletarierelend des beginnenden industriellen Zeitalters in Europa waren paradiesische Zustände gegenüber der Fronarbeit, die seit fünfzehn Jahren der Aufbau der sowjetischen Rüstungsindustrie bedeutete. Jegliche Produktion von Versorgungsgütern, von Gegenständen des primitivsten menschlichen Bedarfs wurde rigoros abgedrosselt. Außer den Anforderungen der Armee diente jede Tätigkeit nur der Entfaltung der Schwer- und Rüstungsindustrie, der Entwicklung gigantischer neuer Produktionsstätten diesseits und jenseits des Ural, der Neuerschließung der ungeheuren Bodenschätze Rußlands für die gewaltigste Rüstungsmaschinerie aller Zeiten. Millionen von politischen Gefangenen aller Art sanken bei Kanal- und Eisenbahnbauten, in den Bergwerken und Wäldern, in den Strafarbeitslagern in den Tod. Die ungezählten Massen der „freien" Arbeiter, angepeitscht durch Akkordsysteme aller Art, schufteten bei spärlichster Ernährung und Bekleidung, untergebracht in primitiven Wohnhöhlen und Erdlöchern, in pausenloser, gnadenloser Hetzarbeit für die ihm immer wieder gepredigte Zukunft.

Es darf nicht übersehen werden, daß ohne die **inbrünstige Glaubenskraft der russischen Seele,** ohne die Hoffnung auf das vorgegaukelte „Paradies der Werktätigen" ein solches System nicht möglich wäre. Ebensowenig soll man verkennen, daß tatsächlich technische Massenleistungen erzielt worden sind und immer noch erzielt werden. Wir wissen jetzt, daß dieses System eine Rüstungsindustrie aufgebaut hat, die heute ungeahnte Ziffern von Panzern und Geschützen, Flugzeugen und schweren Waffen aller Art immer wieder in die riesigen Materialschlachten werfen kann.

Auch die Vernichtung des freien Bauern, die Beseitigung des bäuerlichen Eigentums **diente diesem Ziel.** Die Kollektivierung seit 1930 bedeutete zunächst einmal die totale Industrialisierung des Landes und seiner Bewohner. Die gesamte landwirtschaftliche Produktion sollte in staatlichen

„Großbetrieben" zusammengefaßt werden, um als zentral gelenkte Massenproduktion ebenfalls nur der Rüstungswirtschaft zu dienen. Es war den Machthabern im Kreml dabei gleichgültig, daß über 10 Millionen Bauern insgesamt dem Hungertod und der Zwangsverschickung erlagen. Es war ihnen gleichgültig, daß in den ersten Jahren der Kollektivwirtschaft riesige Bestände an Vieh krepierten, ungezählte landwirtschaftliche Maschinen verrotteten, gewaltige Anbauflächen völlig verkamen und viele Hunderttausende von Bauernhöfen völlig vernichtet wurden. Gleichgültig ist ihnen, daß auch heute noch der in Kollektivs und Sowchosen zusammengepferchte ehemalige Bauer ein seelenloses Arbeitstier ohne menschliches Glücksempfinden, ohne den Impuls zu freiwilliger Tätigkeit ist, ein Termitenwesen, das in stumpfem Trott der industriellen Agrarproduktion dient.

Man darf auch hier nicht außer acht lassen, daß nach katastrophalen Rückschlägen die Produktion der riesigen Kollektive und Sowchosen durch den rücksichtslosen Einsatz gewaltiger Maschinenparks und aller wissenschaftlichen Mittel gesteigert wurde. Auch in der kollektivierten Landwirtschaft sind gewisse technische Leistungen erzielt worden. Auf einigen wissenschaftlichen Versuchsgütern waren sogar Höchstleistungen zu verzeichnen, die der raffinierten Propaganda immer wieder Stoff zur Zukunftsmusik, den glaubenswilligen Herzen der Masse immer wieder Hoffnung gaben.

Diese Hoffnung auf ein zukünftiges Paradies in den gequälten Seelen der versklavten Millionen wurde von der jüdischen Führung richtig einkalkuliert. Diese Führung rechnete bei all ihren Maßnahmen stets mit dem kommenden Kriege, den schon Lenin als „letzten imperialistischen Krieg" vorausgesagt und angestrebt hat. **Dieser Krieg sollte die Weltrevolution und damit die Ausweitung des bolschewistischen Systems auf ganz Europa und die Welt herbeiführen.** Nur aus solcher Rechnung ist es überhaupt zu verstehen, daß die ungeheuren Verluste an Menschen- und Wirtschaftssubstanz in der Industrialisierung und Kollektivierung ruhig hingenommen wurden. Nur hieraus, aus dem heute wieder deutlich erkennbaren **weltrevolutionären und imperialistischen Endziel** muß man auch die wirklichen und scheinbaren Leistungen des Sowjetsystems beurteilen. Der Bolschewismus hat ebensowenig wie sein Endziel jemals sein wahres Gesicht geändert. Alle „nationalrussischen" Züge, alle nationalwirtschaftlichen, kulturellen oder militärischen Leistungen von heute gehören nur zu seiner furchtbaren Tarnungskunst, zur Wandlung der Maske.

Der Bolschewismus stellt das gefährlichste Mittel des Judentums dar, eine chaotisierte Menschheit in einem Weltstaat zu beherrschen.

„Im russischen Bolschewismus haben wir den im 20. Jahrhundert unternommenen Versuch des Judentums zu erblicken, sich die Weltherrschaft anzueignen." (Adolf Hitler.)

Es ist dem aufmerksamen Beobachter der sowjetrussischen Verhältnisse nicht entgangen, daß neben der marxistischen Idee die Ausstrahlungen der Lehren des vorigen Jahrhunderts wirksam sind: der religiösen Weltverbesserungsideen eines Dostojewsky und Tolstoi, der Lehre des Panslawismus und des Nihilismus. Die tragende Kraft jedoch bleibt die Lehre des Marxismus. Es ist und bleibt das Ver-

brechen des Judentums, den Marxismus in das verwirrte und verirrte russische Volk hineingetragen zu haben mit dem Ziel, dieses an sich leicht zu leitende Volk zum Werkzeug ihrer Weltmachtziele zu machen.

„Der Bolschewismus ist eine Verquickung jüdisch-asiatischer Ideen. Die jüdische Gefahr von Rußland aus ist um so größer, als sie sich heute in ganz eigenartiger Weise mit dem russischen Imperialismus vermählt. Der Jude und der Russe — beide sind Kinder des Ostens, beiden ist die Fähigkeit zur Zersetzung eigen, beide sind jedenfalls Träger des gleichen messianistischen Glaubens, ‚auserwähltes Volk' zu sein und daher vielleicht naturgegebene Verbündete. Im Drang nach Weltrevolution und Weltherrschaft, lebt der alte russische messianistische Gedanke in diesem neuartigen, heutigen Rußland vielleicht stärker als je zuvor." (Dr. Arro)

Es ist bekannt, daß der russische Mensch in Extremen lebt, so hat er die bolschewistische Idee als Heilslehre mit einem schier unübertrefflichen Fanatismus übernommen. Ihrer Durchführung gibt er sich mit einer wahren Exstase hin. Alles, was sich ihm hindernd in den Weg gestellt hat, hat er über Bord geworfen.

„Einst wurde Rußland von Wikingern gegründet, germanische Elemente dämmten das Chaos der russischen Steppe und preßten die Bewohner in staatliche, Kultur ermöglichende Formen. Diese Rolle des aussterbenden Wikingerblutes übernehmen später die deutschen Hansen, die westlichen Auswanderer nach Rußland überhaupt; in der Zeit seit Peter dem Großen die deutschen Balten, um die Wende des 20. Jahrhunderts auch die stark germanisierten baltischen Völker. Aber unter der gesittungtragenden Oberschicht schlummerte in Rußland stets die Sehnsucht nach grenzenloser Ausbreitung, der ungestüme Wille zum Niedertreten aller als bloße Schranken empfundenen Lebensformen. Das mongolisch gemischte Blut kochte bei allen Erschütterungen des russischen Lebens auch in starker Verdünnung noch auf und riß die Menschen fort zu Taten, die dem einzelnen oft selbst unbegreiflich erschienen sind. Diese plötzliche Umkehrung aller sittlichen und gesellschaftlichen Vorzeichen, die ständig im russischen Leben und im russischen Schrifttum (von Tschaadajew bis Dostojewski und Gorki) wiederkehren, sind ein Zeichen dafür, daß feindliche Blutströme miteinander ringen und daß dieser Kampf nicht früher aufhören wird, als bis eine Blutskraft über die andere gesiegt hat. Der Bolschewismus bedeutet die Empörung des Mongoliden gegen nordische Kulturformen, ist der Wunsch nach der Steppe, ist der Haß des Nomaden gegen Persönlichkeitswurzel, bedeutet den Versuch, Europa überhaupt abzuwerfen. Die mit vielen poetischen Gaben bedachte ostbaltische Rasse erweist sich — bei mongolider Durchsetzung — als schmiegsamer Ton in der Hand nordischer Führung oder jüdischer oder mongolischer Tyrannen. Sie singt und tanzt, aber mordet und tobt zugleich; sie ist treu ergeben, aber beim Abstreifen locker werdender Formen hemmungslos verräterisch. Bis sie in neue Formen, und seien sie tyrannischer Art, gezwungen wird.
Wenn irgendwo, so zeigt sich im Osten die tiefe Wahrheit heutiger rassisch gebundener Geschichtsbetrachtung, aber zugleich die große Stunde der Gefahr, in der sich bereits die Substanz der nordischen Rasse befindet." (Alfred Rosenberg, „Mythos des zwanzigsten Jahrhundert".)

9. Woher wissen wir, daß die Bolschewisten Europa und die Welt erobern wollen?

Lenin hat in seinen Büchern immer wieder die Eroberung Europas und der Welt gefordert. Seine Leitsprüche sind feste Bestandteile des Bolschewismus. Stalin fühlt sich als Vollstrecker der bolschewistischen Lehre. **Er betont immer wieder die Gültigkeit der Leninschen Lehre.** Wesen und Ziel des Bolschewismus sind heute die gleichen wie damals, als Lenin schrieb:

„Unser Ziel ist unverrückbar die Erlangung der Beherrschung der Welt ...

Den bolschewistischen Sieg durch restlose Vernichtung der einstigen führenden Staaten dauernd zu gestalten, wird in Europa ebensowenig auf Hindernisse stoßen, wie dies in Rußland der Fall war. Die Herrschaft der Sowjets kennt weder Freiheit noch Gerechtigkeit. Diese Herrschaft beruht auf Unterdrückung und Vernichtung jedes individuellen Willens. Die Herren aber sind wir. Die Unterdrückung ist uns anvertraut. Rücksichtslosigkeit bis zum äußersten ist unsere Pflicht. In der Erfüllung dieser Pflicht ist unbeschränkte Grausamkeit das höchste Verdienst. Durch die vollständige Tyrannei — in deren Diensten sogar jeder Verrat, jeder Wortbruch, selbst Verleugnung des leisesten Schattens der Gerechtigkeit steht — werden wir die Menschheit auf das letzte Gleichheitsniveau herunterdrücken, das allein die Menschen geeignet macht, zum leicht zu handhabenden gleichförmigen Werkzeug unserer Macht zu werden."

Heute wird niemand mehr daran zweifeln, daß Stalin diese Lehre bis ins einzelne durchzuführen bestrebt ist!

10. Wie gewann Stalin die Völker der Sowjetunion für den Bolschewismus?

a) Indem er den Menschen der Sowjetunion durch eine verlogene Propaganda eine herrliche Zukunft ausmalte.

b) Indem er durch rigorose Erziehungsmethoden den bolschewistischen Menschentyp schuf.

Zu a). Stalin verstand es, im Laufe von 20 Jahren die Völker der Sowjetunion für den bolschewistischen Sturmlauf gegen Europa und die Welt reif zu machen. Er schloß die Sowjetunion zunächst hermetisch von der übrigen Welt ab. Kein Bolschewist durfte von dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg Deutschlands etwas erfahren. Mit Geschick verbarg er seine geheimen Ziele. Er wußte den Blick des Bolschewisten von der grauenvollen sowjetischen Gegenwart in eine von der Propaganda mit schönsten Farben ausgemalte Zukunft zu richten. Stalin weckte in den Bolschewisten den Glauben an ein Paradies der Arbeiter, das zuerst in der

Sowjetunion zur Verwirklichung kommen und später von den bolschewistischen Kämpfern in alle Welt hinausgetragen werden sollte. Für solche Gedanken war der russische Mensch sehr zugänglich. Hatten doch Dichter wie Tolstoi und Dostojewski schon die russische Weltmission gepriesen und die Erlösung Europas durch das russische Weltvolk. Mit unglaublicher Verlogenheit berief sich der Bolschewismus auf eine ähnliche Art von Messianismus, und das ist gewiß nicht der letzte Grund, weshalb sich die Bolschewisten an der Front für Stalin und die bolschewistische Idee heute opfern.

Geschickt hat der Bolschewismus die Sehnsüchte der Völker der Sowjetunion aufzustacheln gewußt. „Bolschewismus — so hieß es — sei die Garantie echten Sozialismus, sei die Befreiung der unterdrückten Völker und Klassen, sei die Schaffung eines Paradieses der Arbeiter, sei Freiheit und Menschenrecht." Mit diesen Thesen wurde beim russischen Menschen etwas angesprochen, was in der Gemeinschaft der orthodoxen (griechisch-katholischen) Kirche längst vorgebildet war, nämlich der Gedanke, die Welt erlösen zu müssen (slawophile Lehre). Kein Wunder, wenn diese betörenden Parolen bei vielen Bewohnern der Sowjetunion ihre Wirkung hatten, wenn viele dem Bolschewismus huldigten und ihm über die Trümmer einer Welt in die vielgepriesene Zukunft folgen wollten.

Zu b). Der Bolschewismus mußte von einer möglichst breiten bolschewistischen Intelligenzschicht getragen werden, nachdem man die nordische Führerschicht in brutalster Weise beseitigt hatte. In der Erschaffung dieser Schicht sah der Bolschewismus eine große Aufgabe; denn ohne sie konnte er sein Programm nicht in Angriff nehmen.

Die Bolschewisten gründeten zahlreiche Schulen, von der Universität abwärts bis zur Volksschule. Juden und bewährte Bolschewisten waren die Leiter bzw. Erzieher an diesen Schulen. Die Schulen der Sowjetunion — ganz gleich, welcher Art sie waren — wurden allesamt unter eine Idee gestellt: sie dienten als Organ für die Bolschewisierung der Bevölkerung und als Mittel, den Bolschewismus bis zur äußersten Konsequenz zu verwirklichen.

„Ohne Kommunismus brauchen wir keine Bildung", das ist die unverhohlene Tendenz der bolschewistischen Erziehung. Bildung und Wissen treten also in ein ganz neues Licht. „Sie werden nicht als absolute Werte anerkannt, sondern ihnen wird nur die Bedeutung beigemessen, die sie als Mittel für die Verbreitung bolschewistischer Ideen haben. Das Wissen an sich ist unwichtig; es kommt darauf an, dem Bolschewismus ganz und gar ergeben zu sein."

An den Universitäten wurde ein besonderer Lehrstuhl für Marxismus gegründet. Jeder Studierende — was er auch studieren mochte — mußte an dem Kursus „Leninismus" teilnehmen. 180 Vorlesungen und 80 Seminarstunden, in denen man sich ausschließlich mit Marxismus beschäftigte, leiteten jedes Universitätsstudium ein. **Man studierte also erst semesterlang Bolschewismus, dann erst Jura, Medizin oder ein anderes Fach.** Das muß uns zu denken geben, wenn wir die Rätsel lösen wollen, die uns der Bolschewismus aufgibt.

Die Unterweisung im Bolschewismus ist der Ersatz für jede geisteswissenschaftliche Betätigung. Keinem ist die Aufgabe gestellt, die Wahrheit und den Sinn des Lebens zu erforschen. Im „Gelobten Land" der Sowjetunion gibt man vor, die **letzte und höchste Erkenntnis der Menschheit im Bolschewismus gefunden und aufgedeckt zu haben.** Mit dieser Wahrheit will die Sowjetunion die Welt beglücken. Eine Welt aber, die sich „törichterweise" gegen die Zielsetzung des Bolschewismus auflehnt, muß man zu „ihrem Glück" zwingen oder vernichten. Das sind die Gedanken, die das Hirn des sowjetischen Menschen formten.

Das Volk versprach sich von dem Bildungs- und Erziehungssystem der Bolschewisten große Vorteile. Denn der Bolschewismus ging genau den umgekehrten Weg wie die zaristische Regierung, die in der Bildung eine Gefahr für den Staat sah. **Mit ganzer Seele stürzte sich die Jugend auf die Wissenschaft. Geschickt wußte der Bolschewismus die Impulse der Jugend aufzufangen und zu steuern.**

Auf die Dauer befriedigte die bolschewistische Idee allein nicht, der Wunsch nach neuen Ideen und unparteiischem Schrifttum wurde wach. Die bolschewistischen Machthaber ließen den Studierenden jedoch keine Gelegenheit zu freier wissenschaftlicher Forschung, sondern fütterten die „Stürmer und Dränger" nach wie vor mit bolschewistisch-politischer Wissenschaft. Die Lehrbücher aller Schulen begannen mit der Verherrlichung des Sowjetregimes und mit haßerfüllter Bespeiung alles Früheren und Ausländischen. Die wissenschaftlichen Werke wurden umgearbeitet, besser gesagt: umgefälscht. Einer besonders grausamen Bearbeitung mußten sich Fächer wie Geschichte und Literatur unterziehen. Wie ein roter Faden durchdrang die kommunistische Tendenz die ganze Wissenschaft.

Man kann in der Sowjetunion lesen was man will, man stößt immer und überall auf bolschewistisches Gedankengut. Es liegt in der Natur der Sache, wenn der sowjetische Mensch nach und nach den Wunsch nach anderer geistiger Nahrung hegte und den Bolschewismus zu Konzessionen zwang. Erst sträubte sich der Bolschewismus, dann gab er nach. Es erschienen Werke der Weltliteratur, aber natürlich in „Sowjet-Ausgaben", die alle auf den Bolschewismus abgestellt sind. Kommentare stellen mit Fleiß den Gedanken heraus, daß alle Schriftsteller Vorkämpfer für den Bolschewismus waren. Sie alle schreiben von Bauern und Arbeitern, die nach dem Bolschewismus geradezu schreien, um von der erdrückenden Knechtschaft der Grundherren und Kapitalisten befreit zu werden. Die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit von den Griechen an erscheint in der bolschewistischen Literatur als eine Entwicklung des Marxismus, der in Rußland endlich Verwirklichung gefunden hat und sich von dort aus zum Wohle der Menschheit ausbreiten muß. Marx, Lenin, Stalin sind die großen Männer am Ende dieser Entwicklung, die die Befreiung aller Völker durch den Bolschewismus zu ihrer großen Lebensaufgabe gemacht haben.

11. Warum kämpfen die Bolschewisten mit der größten Erbitterung?

Die Irrlehre des Bolschewismus ist ihnen so eingehämmert worden, daß sie mit unbeirrbarem Fanatismus an die Richtigkeit der Idee glauben. Man lügt den Bolschewisten vor, daß Sowjetrußland ein bolschewistisches Paradies, Deutschland aber eine Nazi-Hölle wäre!

Ein willigeres Werkzeug als den russischen Menschen konnte der Jude kaum finden. Seine europäisch-asiatische Art konnte ihm kaum besser dienen. Die Bereitwilligkeit zu einem leid- und entsagungsvollen, anspruchslosen Leben und seine Gutgläubigkeit, andererseits aber seine asiatische Fähigkeit zu grausamster Brutalität mußten dem Juden für seine finsteren Pläne wie gerufen kommen. Die „weltbeglückende" Lehre des Marxismus konnte nirgends schneller Boden fassen als in der russischen Seele, die nach Erlösung drängte. Und kaum konnte es einen fanatisierungsfähigeren Menschen auf dieser Erde geben, der mit primitiver Borniertheit und bedenkenloser Brutalität dem ihm vorgegaukelten Ziel nachjagt.

Seit Jahren ist man zu einer großangelegten, politischen und weltanschaulichen Schulung übergegangen. Mit größtem Aufwand an Mitteln und Personal werden die bolschewistischen Soldaten politisch geschult und weltanschaulich erzogen. Dies gehört zu den dienstlichen Aufgaben eines jeden militärischen Führers!

Gerade jetzt im Krieg wird die Schulung besonders intensiv durchgeführt. Bis zu **8 Unterrichtsstunden in der Woche** werden in den Einheiten für diese wichtige Arbeit aufgewendet! Leninismus, Marxismus und das Ideengut Stalins, dazu die russische Geschichte, werden eifrig studiert. Jede Einheit hat ihre besonderen Arbeitsgruppen und die dafür notwendigen Büchereien. Die Regimenter haben ein geschickt aufgebautes Schulungssystem, das unter Anleitung der Kommissare intensiv gehandhabt wird.

Man geht bei der Schulung psychologisch sehr zielbewußt vor und hält damit den Soldaten mit suggestiver Kraft im Banne der Ideen. Jedes Mittel wird dazu ausgenutzt. Man sagt z. B. nicht: „Dort steht der Feind", sondern: „Dort steht der Faschist" oder: „Dieses faschistische MG. ist niederzukämpfen." Die Unbesiegbarkeit der Roten Armee wird jedem Soldaten eingeimpft. Das Selbstbewußtsein des bolschewistischen Soldaten wird besonders gehoben, daneben wird die Disziplin bis zum äußersten gesteigert.

Mit der These vom „Volk in Waffen zur Verteidigung der Heimat" wird **die wahre Absicht des Bolschewismus verschleiert.**

Im übrigen vollzieht sich die Schulung in vaterländisch-patriotischer Dialektik im Sinne des imperialistischen Bolschewismus.

Der panslavistische Expansionsdrang, das Sendungsbewußtsein des russischen Menschen für das Kolonisieren, für das Nehmen von Erde, wird geschickt ausgenutzt.

Bemerkenswert ist, daß 70—80 % der bolschewistischen Offiziere der kommunistischen Partei entstammen.

Der Haß gegen den Nationalsozialismus wird bis zum äußersten geschürt. Seine Lehre wird als kapitalistisches Ausbeutungssystem dargestellt.

Sowjetrußland wird als das Land höchster Errungenschaften kultureller wie zivilisatorischer Art bezeichnet, das russische Volk als der Kulturträger der ganzen Welt. Die Kunst und Wissenschaft wird in ihrem Ursprung als russisch bzw. bolschewistisch bezeichnet. Deutschland und der Westen wären verrottet und verkommen. Die Völker können nur durch den Bolschewismus erlöst werden (Ausnutzung der Neigung des russischen Menschen zum Messianismus). Im übrigen vergingen die alten Völker jetzt. Nun wäre das Volk der UdSSR. an der Reihe, die Herrschaft über Europa zu übernehmen. Ein Europa gäbe es bald nicht mehr. Europa, das wäre Sowjetrußland!

Die Folgen der politischen und weltanschaulichen Erziehung sind der **patriotische Bolschewist,** der mit Todesverachtung in größter Einsatzbereitschaft **für sein Sowjetrußland und die bolschewistischen Ideen in der Gefolgschaft Stalins kämpft.** In verbrecherischer Weise hat man seinen Hang zu Grausamkeiten bis zu animalischer Wildheit entfacht.

Man fragt sich immer wieder, warum der bolschewistische Soldat selbst unter ungünstigsten Verhältnissen noch weiter kämpft. Die Ursache hierfür ist **die jüdisch-bolschewistische Ideenkraft und die Idee vom Sowjetparadies und der Sowjetherrschaft, die man in geschickter und zielstrebiger geistig-seelischer Beeinflussung in den Bolschewisten hineingelegt hat.**

Die russische Armee wäre längst zusammengebrochen, wenn sie nicht **politisch und weltanschaulich so nachhaltig geschult worden wäre.**

Der bolschewistische Soldat ist ein besonders fanatisierter, politisch und weltanschaulich geschulter Soldat! Er kämpft für seine bolschewistische Idee und sein Sowjet-Weltparadies!

Darum stellt der Bolschewist eine so gefährliche Bedrohung des gesamten Abendlandes dar. Mancher Europäer, ja mancher Angelsachse würde im Innersten erzittern, wenn er das wahre Gesicht des Bolschewismus erkennen wollte.

Der deutsche Soldat schützt in heroischem Ringen, wie schon so oft in der Geschichte, die gesamte Kulturwelt vor asiatischer Unterjochung!

12. Welches Schicksal würden die Bolschewisten unseren Eltern, Geschwistern, unserer Frau und unseren Kindern bereiten?

Unsere Eltern würden bestenfalls ihr nacktes Leben behalten und zu Frondiensten für die Bolschewisten gezwungen werden. Unsere Schwestern und unsere Frauen würden geschändet und entehrt, nach Sibirien und Nord-

rußland verschleppt werden, wenn man sie nicht einfach verhungern ließe oder sie liquidierte. Unsere Kinder kämen in eine kommunistische Gemeinschaftserziehung und würden in kurzer Zeit an Leib und Seele verdorben sein.

Das Erbe unserer Ahnen, unsere Heimat, unser heiliger Boden, unsere Kultur würden von bolschewistischen Horden, den modernen Hunnen, entweiht und vernichtet werden.

Jetzt soll es sich erweisen, ob das, was in Jahrtausende langem Ringen und Schaffen von unseren Ahnen gestaltet wurde, Bestand haben soll oder nicht.

Jetzt geht es darum, welche Weltanschauung siegt: Der jüdisch-bolschewistische **Ungeist des Materialismus** oder die schöpferische **Weltanschauung des germanischen Idealismus, der Nationalsozialismus.**

ENGLAND

13. Warum bekämpft uns England?

England bekämpft uns, weil es der Todfeind jeder starken europäischen Kontinentalmacht ist. England fühlt sich gemäß seiner puritanischen Weltanschauung als das von Gott berufene Herrenvolk, das über die Völker herrschen soll. England bekämpft uns außerdem, weil es der Todfeind unseres Volkstumsgedankens und unseres deutschen Sozialismus ist.

Im übrigen wird England vom Juden beherrscht. Englands Kampfansage ist auch die Kampfansage des Judentums.

Seit Jahrhunderten kämpft England für sein Prinzip des „Europäischen Gleichgewichts", das die Verhinderung jeder Bildung einer europäischen Zentralmacht lehrt. Auch heute geben britische Zeitschriften und Politiker es offen zu, daß dieser Krieg gegen die Einigung Europas durch Deutschland geführt wird — ohne Rücksicht auf dessen politisches System. Dazu kommen noch andere Motive: In England ist das Sozialproblem durchaus nicht gelöst. Es gibt im großen gesehen nur zwei Schichten: die Plutokratenschicht, die sehr stark verjudet ist und das Geld und die Wirtschaft in der Hand hat, und die besitzlose Unterschicht der Schaffenden. Einen gerechten sozialen Ausgleich, wie ihn der Nationalsozialismus in weitgehendem Maße erreicht hat, gibt es in England nicht.

Die große soziale Kluft hat die englische Plutokratie bisher mit Hilfe der puritanischen Lehre zu überwinden vermocht, wonach die englische Volksordnung mit ihren politischen und wirtschaftlichen Zuständen eine durchaus „von Gott so gewollte Ordnung" ist.

Durch unseren Nationalsozialismus, mit dem wir uns bestreben, die soziale Frage so gerecht wie möglich zu lösen, haben wir das ganze verlogene kapitalistische Ausbeutungssystem Englands durchkreuzt.

Darum haßt uns der englische Plutokrat, weil er weiß, daß er seinen Arbeitern große Zugeständnisse machen muß, wenn es ihm nicht gelingt, uns zu vernichten. Noch ist seine Arbeiterschaft durch die jüdisch-plutokratische Presse über die wahren Vorgänge im nationalsozialistischen Deutschland in Unkenntnis gehalten.

Außer den jüdisch-plutokratischen Ideen des Liberalismus trägt der Engländer den **Puritanismus als Weltanschauung** in seinem Herzen.

Der Puritanismus mit seinem biblischen Auserwähltheitsglauben war und ist die Grundlage des politischen Geltungsbewußtseins Englands, d. h. **seines uneingeschränkten Weltherrschaftsanspruches im Namen Gottes.**

Engländertum und Puritanismus sind Begriffe, die nicht voneinander zu trennen sind. Der Puritanismus hat einen jüdisch-englischen Lebensstil ge-

prägt, der den Engländer im Laufe der Geschichte in eine immer stärker werdende Kollision mit Völkern andersartiger geistig-seelischer Struktur brachte.

Der Puritanismus war zunächst nur ein von kalvinistischen und teilweise auch lutherischen Ideen beeinflußter Protest gegen die römisch-katholische Hierarchie. Im Laufe der weiteren Entwicklung aber übernahm man in dem Streben nach der reinen Lehre immer mehr das jüdisch-alttestamentarische Ideengut.

„Im Jahre 1652 brach in England der Bürgerkrieg aus, der Karl I. zum Schaffott und **Oliver Cromwell** zur Macht führte. Es war hauptsächlich die puritanische Gruppe unter den Republikanern, denen die Revolution ihren siegreichen Ausgang verdankte. Die Puritaner hatten die religiöse Glaubensfreiheit auf ihre Fahnen geschrieben. Man glaubte einen großen Teil der puritanischen Lehre im Alten Testament verankert, und so verglichen die Puritaner Cromwell mit Gideon oder mit Judas Maccabäus, der eine Handvoll von Märtyrern in eine siegreiche Armee verwandelte.

An Stelle der ursprünglich englischen Namen traten jüdische aus dem Alten Testament, ja der Löwe von Juda wurde auf die siegreichen Fahnen der Puritaner gesetzt. Die Zeit unter der Herrschaft der Stuarts wurde als „ägyptische Gefangenschaft erklärt" (noch heute glauben Millionen von Engländern, daß die Briten „die verlorenen zehn Stämme des Hauses Israel seien"). „Man schlug sogar ernsthaft vor, an Stelle des Sonntags den Sonnabend als regelrechten Sabbat treten zu lassen. Engländer bereisten den Kontinent, um gelehrte Gespräche mit Rabbinern zu führen, ja es gab sogar Puritaner, die den jüdischen Glauben annahmen.

Bei all diesen Vorkommnissen ist es daher nicht verwunderlich, daß man in Kreisen der Puritaner, die seit dem Jahre 1649 das beherrschende Element in der Commonwealth von England geworden waren, lebhaftes Interesse für die auf dem Kontinent lebenden Juden zeigte. Alles in allem besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen Puritanern und Juden. Bei beiden finden wir engste Verbindung zwischen Geschäft und Religion und die vom Rationalismus her bestimmte Auffassung des Lebens. Beide huldigten dem Grundsatz, daß alles, was für ein gutes Geschäft notwendig ist, auch moralisch gerechtfertigt sei." (Peter Aldag, „Das Judentum in England", Nordlandverlag.)

Alttestamentarisch-jüdischer Geist zog in die englische Seele ein.

So kann man die These vertreten, daß Puritanertum gleich Judentum ist. Aus dieser Geisteshaltung erklären sich die für uns völlig unverständlichen engen Beziehungen zwischen England und dem Judentum. Aus der Verquickung mit der alttestamentarischen Ideenwelt entstand aber auch der Glaube der Puritaner, daß die Briten das „auserwählte Volk" seien.

Seit Oliver Cromwell, jenem wohl größten Engländer, in dem sich eine seltsame Mischung von religiösem Fanatismus und kalter, erbarmungsloser Grausamkeit vereinigte, datiert die Geburt jenes Engländers, in dem die religiöse Ideologie des Puritanertums politische Auswirkungen bekam.

Die These Cromwells lautete: **„England ist Gottes auserwähltes Volk". „England ist das Werkzeug Gottes zur Befreiung und Erziehung der Menschheit". „Englands Feinde sind Gottes Feinde."** Er entlehnte den Weltherrschaftsgedanken dem Alten Testament und benutzte die ursprünglich jüdische Idee von Gottes auserwähltem Volk zur Verschmelzung mit dem nationalen Denken Englands. Cromwell ist der Begründer des englischen Weltherrschaftsanspruches im Namen Gottes.

Das war das größte Werk Cromwells, daß ihm die Verquickung von religiöser Überzeugung und politischem Soldatentum im Sendungsbewußtsein des Engländers gelang.

Die Weltanschauung des Puritanismus strömte von jeher eine elementare Kraft aus. Sie wurde in erster Linie vom Hochadel und der Geistlichkeit übernommen. Ganz besonders trug Cromwell den Puritanismus in die Armee und schuf damit die weltanschauliche Ausrichtung des Soldaten auf ein nationales Kampfziel.

Cromwell ist der Schöpfer des politischen Soldatentums. Das Beispiel Cromwells verdeutlicht den **innigen Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Wehrkraft.** Diese Erziehung hatte die Wirkung, das puritanische Selbstbewußtsein bis zur moralischen Selbstbespiegelung und selbstgewählten „Kindschaft Gottes" zu steigern. Militärisch gesehen aber erzeugte sie eine nicht zu unterschätzende moralische Kraft des einzelnen Soldaten.

Groß geworden ist England durch die eindringliche Verkündigung des Puritanismus, des **„gottgewollten Weltherrschaftsanspruches"**, durch die mitreißende Kraft Oliver Cromwells, durch sein und seiner Gefolgschaft **politisches Soldatentum.** Der Verfall Englands hatte begonnen, seit die kämpferische Einsatzbereitschaft der englischen Führerschichten in den letzten Generationen erschlaffte, seit das Judentum politisch, wirtschaftlich und rassisch immer weiter vordrang und Börse und Gold mehr und mehr die Interessen der politischen Führung bestimmten, seit die politische Führung aus den Händen von Soldaten **in die Hände von Plutokraten glitt.** Am Anfang des politischen Geltungsbewußtseins Englands standen keine parlamentarischen Redner oder Börsenmagnaten, sondern harte Soldaten mit glühendem Glauben, fanatischem Willen und mit revolutionären Anschauungen. Puritanertum bedeutet den ausschließlichen, religiös begründeten Anspruch auf britische Alleinherrschaft in der Welt und auf Sicherung aller dafür notwendigen Voraussetzungen, vor allem auf Bevormundung und Niederhaltung eines mächtigen Europas.

England hat in seiner Weltanschauung eine derartige Stütze gehabt, daß es mit den raffiniertesten Mitteln, mit den größten Lügen, mit den heuchlerischsten Vorstellungen, Bemäntelungen und Ablenkungsmanövern immer wieder verstanden hat, die rücksichtsloseste Machtpolitik in der Weltöffentlichkeit **zu einem Akt göttlichen Rechtes zu stempeln.** „Sie sagen Gott und meinen Kattun" ist die landläufige Bezeichnung für die englische Politik.

Daß das Verhalten Englands die verderbteste politische Moral in der Geschichte darstellt, liegt auf einer anderen Ebene. Die wesentlichste Feststellung ist jedoch die, **daß England seine Macht mit einer Weltanschauung, nämlich der puritanischen, begründet hat.**

Die Grausamkeiten Englands, begangen an den Indern, Irländern und Buren, stehen alle unter dem Zeichen des Aktes eines göttlichen Rechtes. Der Engländer empfindet in seiner puritanischen Weltanschauung das schreiende Unrecht überhaupt nicht. Dazu gehören auch die Bombenterrorangriffe. **In der Brutalität der Bombenangriffe zeigt sich klar der jüdische Geist Englands.**

Von Kindesbeinen an ist das politisch-puritanische Glaubensbekenntnis jedem Engländer beigebracht worden. In politischen Erziehungsstätten, in den Internatschulen, in den Colledges wurden diese politischen Lehren den Jungen eingehämmert. In einer Adelserziehung, die wenig Beispiele in der Geschichte hat, wurde der englische Herrentyp nicht zuletzt mit Hilfe des Puritanismus gezüchtet.

Aus dem puritanischen Überzeugtsein von der „Kindschaft Gottes" und einem „gottgewollten Herrschaftsanspruch" wird auch die Mentalität der anglikanischen Geistlichkeit verständlich, die englisch-völkisch im Sinne des Puritanismus ausgerichtet ist und sich tatkräftig und fanatisch an der Erziehung des englischen Menschen im Sinne der puritanischen Weltanschauung beteiligt. Ebenso steht die Schule im Dienste dieser Arbeit.

Auch die soziale Frage sieht der Engländer im Geiste des Puritanismus. Danach ist der Besitzende der von Gott „Gesegnete", der Besitzlose, der Arme, ein von Gott Verstoßener. So kam es, daß in England überhaupt keine soziale Gesetzgebung aufkam. Daher ist dem englischen Plutokraten auch der Nationalsozialismus unverständlich, ja verhaßt. Im übrigen sieht er in uns Deutschen, als den „Habenichtsen", ein Volk, von dem Gott nichts wissen will.

Das Bewußtsein, sichtlich von Gott gesegnet zu sein, trug außerdem dazu bei, eine maßlose Arroganz und eine fanatische Intoleranz anderen Völkern gegenüber aufkommen zu lassen. Man darf nicht verkennen, daß die von uns oft als heuchlerische, gouvernantenhafte Frömmelei bezeichnete religiöse Haltung des Engländers und sein bis zur Arroganz gesteigertes Selbstbewußtsein Gestalt gewordener Ausdruck seiner unerschütterlichen Überzeugung ist und das Resultat seiner puritanisch-religiösen Erziehung darstellt.

England ist das Musterbeispiel dafür, wie eine Idee, ausgehend von einer straff ausgerichteten Führungsschicht, ein Volk jahrhundertelang in einer politischen Zielsetzung erhalten kann.

Die puritanische Geisteshaltung wurde verstärkt durch die philosophischen Systeme Englands, vor allem des Utilitarismus mit seiner Glückseligkeitsmoral. („Alles was dir nützt, ist gut." Nützlichkeits- und Glücksethik.) Bezeichnend für diese Entwicklung ist, daß Immanuel Kant dieser These der englichen Philosophie vom größtmöglichen Glück Aller seinen Kategorischen Imperativ und damit die Maxime des Willens, eines zuchtvollen, soldatischen Preußentums, entgegenstellte.

Alles, was zur Vollkommenheit dieses philosophisch-religiösen Idealtypus beizutragen in der Lage war, fand in England ungehemmt seinen Eingang. England war damit instinktlos geworden, und es betrat einen Weg, der früher oder später zur Katastrophe und zur Auseinandersetzung mit der deutsch-germanischen Welt führen mußte, die in ungeheurem seelischem Ringen einen anderen Weg gegangen war.

Auf diese englische Geistesrichtung, die schon weitgehend von jüdisch-materialistischem Gedankengut beeinträchtigt war, traf das Ideengut des jüdischen Liberalismus.

Die liberalistischen Ideen des einströmenden Judentums und seine individualistisch-materialistische Gerichtetheit waren eine wesentliche Ergänzung für die puritanische Weltanschauung des Angelsachsentums. Hier fand der Jude ein Feld ungeahnter Möglichkeiten vor, das er dann auch in seinem Sinne auszuschöpfen verstand. Er brachte es fertig, den englischen Hochadel sowohl als auch die Geistlichkeit der „High Church" (Hochkirche) mit seiner Ideologie zu durchsetzen und sie sich ihm völlig hörig zu machen. Jüdische Geisteswelt nahm nunmehr vollkommen Besitz vom englischen Volk.

Der innere Verfall Englands begann, seitdem es mit Übernahme des Liberalismus dem Judentum mehr und mehr Eingang in seinen Volkskörper ermöglichte und seine Herrschaft durch die jüdische Zersetzung seiner Führungsschicht allmählich dem Judentum dienstbar machte.

Es steht außer Zweifel, daß heute das englische Volk, namentlich aber die Oberschicht, völlig im Banne des Materialismus stehen. Gold- und Ichsucht, immer die deutlichsten Anzeichen des Verfalls, beherrschen das Volk! Sammelte die Weltanschauung des Puritanismus mit seinem Auserwähltheitsglauben immerhin noch alle nationalen Kräfte für den Aufbau des englischen Weltreiches, so läßt der jüdische Materialismus die Volkskraft auseinanderfallen. Die Welt des Judentums hat auch in England die noch völkisch bestimmte Lebensordnung zerstört.

England ist das Musterbeispiel dafür, wie der Jude als Träger des Materialismus und Individualismus das Volkstum und damit die Volkskraft wie ein Bazillus in einem Organismus mehr und mehr einschmilzt.

Die geschichtliche Entwicklung Englands zeigt sehr deutlich, wie die Geschicke eines Volkes von der Weltanschauung bestimmt werden, die es sich zu eigen macht und daß es untergeht, wenn es fremden Ideenkräften nicht wirksam entgegentritt. Puritanismus und Liberalismus haben die englische Oberschicht derart jüdisch umgeprägt, daß germanische Gesittung nicht aufkommen kann. Darum ist auch eine Verständigung mit unseren „Blutsvettern" unmöglich. **England ist jüdisch geworden.** Es hat uns den Krieg erklärt, weil wir ihm in seinem Herrschaftsbestreben als gottbestimmtes Herrenvolk und in seiner Sucht nach Reichtum im Wege stehen, und weil das Judentum unsere Vernichtung will. England wird in diesem Kriege die Früchte ernten, die es seit Jahrhunderten in seiner Selbstvergessenheit und Charakterlosigkeit säte. Es kann sich nur retten, wenn es sich vom Judentum befreit und den Anschluß an den germanischen Kernraum erhält oder durch den Anschluß an uns vom Judentum erlöst wird und zu sich selbst findet. Sein Weltreich aber zerbricht!

Das Beispiel Englands muß uns zu denken geben. Es gibt nur eine Konsequenz für uns:

Jeden deutschen Menschen zum bewußten Träger unserer nationalsozialistischen Weltanschauung zu machen, die mit ihrer schöpferischen Kraft das Volkstum zu höchster Entfaltung bringt und mit ihrer idealistischen Grundstruktur gleichzeitig das einzige Mittel gegen den Materialismus darstellt!

14. Nach welcher Methode wurde das britische Weltreich errichtet?

Das britische Weltreich ist das Ergebnis einer brutalen, auf Herrschaft und Macht gerichteten Politik.

Die englische Methode, das gottgewollte Weltreich zu bauen, ist charakterisiert durch Eigensucht und Brutalität. Es ist hier kein Raum, den gigantischen Aufstieg des englischen Weltreichs zu schildern. Nur einige Zahlen mögen ein Bild geben von dem rapiden Anwachsen.

Um 1600, also gegen Ende der Regierung der Königin Elisabeth, zählte England etwa 4 bis 5 Millionen Einwohner. Im Jahre 1750 umfaßte das englische Empire ungefähr 8 Millionen Einwohner, im Jahre 1815 rund 80 Millionen, und heute wohnen im Empire 500 Millionen Untertanen. Ein geradezu phantastisches Anwachsen. Das englische Weltreich ist räumlich das größte Weltreich, das die Geschichte bisher kennt. Es umfaßt ungefähr ein Viertel der trockenen Erdoberfläche. Man könnte das alte römische und das spanische Weltreich, beide in der Zeit ihrer größten Ausdehnung, zusammenlegen, und beide hätten bequem Platz im heutigen britischen Weltreich und würden noch zwei Fünftel davon unbedeckt lassen.

Englands Eroberungen waren keine Landnahme in unserem germanischen Sinne zur Erkämpfung von notwendigem Lebensraum. Aus der puritanischen Haltung heraus waren sie vom Weltherrschaftsgedanken und der Sucht nach Reichtum getragen. Sie waren imperialistischer Art. Das gestaltende und ordnende und damit schöpferische Prinzip, das so sehr das kennzeichnende Merkmal der germanisch-deutschen Reiche ist, ging den Briten stets ab. Englands Politik ist immer von rein materialistischem Streben bestimmt gewesen. Damit erklärt sich auch die europafeindliche Haltung.

England hat es in den letzten drei Jahrhunderten immer verstanden, die Völker zu seinem eigenen Nutzen gegeneinander auszuspielen.

Die englischen Eroberungskriege waren stets Wirtschaftskriege. So wuchs mit dem Weltreich Hand in Hand der britische Handel und der britische Reichtum. Den Seefahrern und Eroberern folgte der Wirtschaftler mit der Ausbreitung des Handels und der Ausbeutung der unterworfenen Völker.

15. Wie machten sich die Juden den wirtschaftlichen Aufstieg Englands zunutze?

Die Juden verstanden es, in die leitenden Stellungen der gesamten englischen Wirtschaft einzudringen.

Bereits seit dem 8. Jahrhundert trieben Juden ihr Unwesen in England. Als ihr Wucher unerträglich geworden war und die Erbitterung des Volkes immer höher stieg, „da es ganz einwandfrei feststehe, daß sie fortwährend der Urkundenfälschung und Münzbeschneidung überführt seien" (Historia Anglorum Bd. III). entschloß sich König Eduard I., nachdem 1286 allgemeine Judenverfolgungen eingesetzt hatten, im Jahre 1289 zur Ausweisung der Juden. England besaß damals noch, von einem gesunden Instinkt getragen, die Kraft zu einer solchen Maßnahme.

Als England das reiche und mächtige Spanien im Jahre 1588 durch den Sieg über die „Invincible Armada" vom Welthandel abgedrängt hatte, wanderten die spanischen Juden zu Zehntausenden aus. Sie, die bislang die Landplage Spaniens gewesen waren, folgten dem Handel, der von Spanien auf Holland und England überging.

Seit Oliver Cromwells Zeiten zerbrach der auf dem Alten Testament fußende Puritanismus den überlieferten Abwehrwillen des englischen Volkes gegen die Juden. Cromwell zog eine Menge von Juden nach England herüber. Bevorzugt wurden holländische Finanzjuden, weil Cromwell als praktischer Kaufmann die Holländer, die Englands Handelsrivalen waren, wirtschaftlich schädigen wollte. „Sein Streben war vor allem, England groß und stark zu machen, wofür nach seiner Ansicht nicht nur die militärische Macht, sondern auch eine Vormachtstellung des englischen Handels in der Welt als Voraussetzung galt. Als Cromwell zur Macht kam, konnte hiervon nicht die Rede sein, denn der holländische Handel war damals führend. England war durch die langen Bürgerkriege finanziell heruntergekommen und von sich aus nicht imstande, den erstrebten Erfolg herbeizuführen. Es schien daher Cromwell das Natürliche, sich nach fremder Unterstützung umzusehen, die er bei den Juden der Welt zu finden hoffte. Wie bereits oben dargelegt, hatte das Judentum schon damals alle weltumspannenden Verbindungen. In seinen Händen lag der spanische und portugiesische, wie auch der so wichtige Levantehandel, und die holländische Ost- und Westindienkompanie war ebenfalls ein jüdisches Unternehmen. Der Handel in Gold- und Silberbarren in der Welt wurde mehr und mehr von ihnen beherrscht, wie sie auch große Interessen in der Schiffahrt aller Länder hatten.

Cromwell wünschte eine vermehrte jüdische Einwanderung, insbesondere von Holland, da er das Aufblühen Amsterdams zum Teil auf die Juden zurückführte. Zog er also die Juden von dort nach London, so hoffte er damit die Stärkung des englischen und Abnahme des holländischen Handels zu erreichen. Die jüdischen Historiker können sich nicht genug tun, auf den Anteil der Juden am Aufstieg Englands hinzuweisen.

Cromwell wollte seine Verbindungen mit den Juden nicht nur dem englischen Handel, sondern auch seiner auswärtigen *Politik* zunutze machen. *Es steht* heute außer Zweifel, daß der Jude der ganzen Welt sich in den Spionagedienst Cromwells stellte und ihm große Hilfe leistete.

Die Forschungen an den betreffenden Quellen ergeben, daß die Spionageerfolge der Juden erheblich dazu beigetragen haben, die Aktionen der zahlreichen Feinde Cromwells auf dem Kontinent zu durchkreuzen.

Der spätere König Karl II. hatte seine Anhänger und Verbündeten, die er in vielen Ländern Europas fand, in Flandern zusammengezogen, um von hier aus nach England überzusetzen und Cromwell im eigenen Lande zu bekämpfen. Cromwell sah sich fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber, zumal die Spanier Karl II. ganz erheblich unterstützten. Die genauen Informationen durch die jüdische Spionage ermöglichten es Cromwell jedoch, die ganze Expedition der Royalisten im Keime zu ersticken, indem er sich überraschend der Flotte seiner Gegner in Ostende bemächtigte." (Peter Aldag, Das Judentum in England.)

In dieser jüdischen Spionage-Organisation Cromwells haben wir die Anfänge des englischen Secret Service zu erblicken.

Cromwell verband also seine internationalen Handelsinteressen mit jüdischen. So konnten die Juden in England feste Plätze beziehen, gerade als sich England anschickte, die Welt zu erobern.

Noch stärker wurde die jüdische Einwanderung, als Wilhelm von Oranien die Residenz seines englischen Schwiegervaters, den Palast von Whitehall, bezog. Mit ihm siedelten viele holländische Juden — meist Handelsjuden und Börsianer — nach England über. Sogleich entfalteten sie dort mit großem Geschick und mit ebensoviel Glück eine ausgebildete Technik des Börsenhandels.

Es dauerte gar nicht lange, bis die Juden in der englischen Wirtschaft eine hervorragende Stellung einnahmen. Sie waren schon im 18. Jahrhundert die Herren der Wirtschaft und die Bankiers des Hofes. Die mächtige Ausdehnung des englischen Weltreiches, die reichen Rohstoffquellen, die Absatzmärkte, die Minen der Edelmetalle wie die zahlreichen anderen Möglichkeiten des wachsenden britischen Kolonialreiches verhalfen den Juden zu einer gewinnbringenden wirtschaftlichen Durchdringung und damit zum Fortkommen des jüdischen Elements, ohne daß Judas letzte Absichten erkannt wurden. In dem weitläufigen Empire blieben die Folgen der wirtschaftlichen Durchdringung durch das Judentum viel unsichtbarer und unauffälliger als in einem kleinen und engbevölkerten Lebensraum auf dem Kontinent, etwa dem Lebensraum des deutschen Volkes. Das Judentum blieb seiner Methode ewig treu. Es ließ britische Eroberer Siedlungskolonien und Stützpunkte gründen, die aber gleichzeitig jüdische Stützpunkte wurden. **So machten die Juden ganz bewußt und zielsicher das britische Weltreich zur Vorhalle des jüdischen Reiches.**

Über die wirtschaftliche Vormachtstellung hinaus drängte der Jude mit aller Zähigkeit und Schlauheit zur politischen Macht in England. Das war keineswegs einfach,

solange der Jude nicht die Regierungs- und Staatsstellen besetzen konnte und solange er nicht das Tor zur englischen Gesellschaft aufstoßen konnte. Die Juden mußten, da sie nur als Halbbürger galten und das englische Staatsbürgerrecht nicht erringen konnten, nach Gleichberechtigung streben.

Dabei kam den Juden die international denkende Freimaurerei zu Hilfe. Zwar durften die Juden als Halbbürger zunächst nicht Mitglieder der Loge werden; aber nach der Judenemanzipation im Jahre 1780 konnte man ihnen den Eintritt in die Loge nicht länger verwehren. Es wurde den Juden nun ein leichtes, in der Freimaurerei eine Brücke zu finden zwischen Judentum und Engländertum.

Um manchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, ließen vornehme Juden ihre Kinder christlich taufen. Diese getauften jüdischen Scheinchristen ebneten später allmählich den ungetauften Juden den Weg zu den höchsten Staatsämtern und zum englischen Adel. Zu ihnen gehörte auch der spätere englische Ministerpräsident Disraeli, Earl of Beaconsfield (1804 bis 1881). Mit welcher List und Tücke Disraeli die Engländer zu betören und seine jüdischen Rassegenossen zu fördern wußte, zeigt folgendes Beispiel: Lionel de Rothschild ließ sich von seinen Rassegenossen des öfteren in ein politisches Amt wählen, das er aber nicht antreten konnte, weil er als Jude den erforderlichen Eid „dem wahren Glauben eines Christen gemäß" verweigerte. Da stand sein Freund Disraeli 1841 zum erstenmal zur Verteidigung seiner Rassegenossen auf mit den Worten: „Gerade als Christ kann ich nicht die furchtbare Verantwortung auf mich nehmen, aus der gesetzgebenden Versammlung die Bekenner einer Religion auszuschließen, in der mein Heiland geboren wurde." Außerdem führte er aus, die Annahme, das Judentum könne den christlichen Charakter eines Landes verändern, sei lächerlich. Überall zeige sich der überragende Einfluß der Juden, die allen Rassen der Welt überlegen seien. Selbst die christliche Lehre gebe Zeugnis davon, deren eigentlicher Urheber die Juden seien. Ein absurdes Beginnen also, der jüdischen Emanzipation aus religiösen Gründen zu widersprechen. An jedem heiligen Tage werde dem Volke die Lehre jüdischer Helden und Dichter verkündet, ein Beweis, daß man sie als moralisch hochstehend betrachte. Durch diese und ähnliche Machenschaften wurde den Juden der Weg freigelegt zur politischen Machtentfaltung in England.

Das 19. Jahrhundert bescherte den Juden alles, was sie sich wünschten: das aktive und passive Wahlrecht, Zutritt zum Unterhaus und Oberhaus und zu allen Regierungs- und Staatsämtern.

In der Folgezeit stieg der politische Einfluß der Juden immer mehr, und zwar in demselben Maße, wie das Kolonialreich wuchs. Den Höhepunkt erhielt die politische Position der Juden mit der Ernennung Benjamin Disraelis zum Ministerpräsidenten im Jahre 1874. Der Jude Disraeli wird heute noch in England der Stammvater des Empires genannt, wenn auch eigentlich nicht er das weite Kolonialreich schuf, sondern englische Seeleute, Kaufleute, Pflanzer und Soldaten. Zwar hat Disraeli als Verfechter der englischen Kolonialpolitik dem britischen Empire Pate gestanden, er hat zweifellos Außerordentliches für England geleistet; **alle seine Leistungen aber kamen auch den Juden zugute.** Ihm ist es ferner gelungen,

das englische Mißtrauen gegen das Judentum einzuschläfern, und noch heute zehren die Juden in England von dem Ansehen, das der konservative Disraeli einst genießen durfte. Er öffnete den Juden die Tore zum Staat und zur höchsten englischen Gesellschaft.

Was für Disraeli das britische Empire bedeutet, sagt uns einer seiner Schützlinge: „England ist das Israel seiner Träume". Dieses Wort schafft vollkommene Klarheit über das wirtschaftliche und politische Ziel der Juden in England.

16. Wo macht sich der jüdische Einfluß in England während des 20. Jahrhunderts bemerkbar?

Der Jude hat die Führung auf fast allen Lebensgebieten Englands. Er förderte die Einkreisungspolitik gegen Deutschland vor dem ersten und dem zweiten Weltkrieg.

Im Jahre 1901 bestieg König Eduard VII. den englischen Thron. Unter seiner Herrschaft konnten die Juden die englische Gesellschaft völlig durchsetzen. Mit zahlreichen Juden war der König eng befreundet. In jener Zeit brachte das englische Witzblatt „Punch" eine berühmte Karikatur, bei der es sich um ein Warnsignal für England handelte. Die Karikatur gab ein Bild der „Englischen Gesellschaft in 50 Jahren". Sie zeigte die hochgewachsenen Söhne und Töchter des englischen Adels aus bestem nordisch-angelsächsischem Blute Arm in Arm mit kleinen Juden und Jüdinnen, deren Rassenmerkmale besonders stark hervorgehoben waren. Aber die englische Aristokratie hat das Signal nicht verstanden, sondern ging in wachsendem Maße blutliche Verbindungen mit den Handelsjuden Englands ein.

Auf eine innige Beziehung des Königs zum Judentum ließ auch die Tatsache schließen, daß er Großwürdenträger der Freimaurerei war. Juden waren es auch, die Eduard VII. zum König der Einkreisung gegen Deutschland machten. Eduard VII. gab den jüdischen Einkreisungsplänen seine volle Zustimmung. Lange vor dem ersten Weltkriege waren sich die Juden darin einig, ihre wirtschaftlichen Positionen im Rahmen des britischen Reiches mit allen Mitteln gegen das aufstrebende Deutschland zu verteidigen. So folgte denn mit der Einkreisung die englische Politik deutlich den Spuren der jüdischen Macht- und Handelspolitik. Der Weltkrieg von 1914—1918 ist das Ergebnis englisch-jüdischer Politik.

Betrachten wir nun die augenblicklichen Verhältnisse in England. Gerade heute nimmt das Judentum in England eine dominierende Stellung ein. Judentum und Engländertum sind so innig miteinander verflochten, daß eine Entwirrung nicht mehr möglich zu sein scheint. In der Gesellschaft, im Staat, in der Regierung, im Finanzleben, im Handel und in der Presse tritt uns überall der Jude entgegen. Er ist eingedrungen in alte konservative und liberale Familien, in die englische Aristokratie und in die Kaste der Politiker. Man darf sagen, daß die neueste Periode unserer

Zeitrechnung eine markante Etappe in dem Machtaufstieg des Judentums in England ist.

Wohin wir blicken: J u d e n ! Jüdische Einflüsse, jüdische Interessen, jüdische Herrschaft. Jüdische Geisteshaltung aber auch im englischen Volk, vor allem in der Oberschicht. Gerade sie ist im hohen Maße blutliche Vereinigungen mit dem Judentum eingegangen. Die Juden genießen gesellschaftlich volle Gleichberechtigung, und selbst bei Hofe sind sie gern gesehen. **So waren bei den letzten Krönungsfeierlichkeiten in der Westminster-Abtei, zu denen nur die Auserwähltesten Zutritt hatten, neben vielen anderen Juden der Oberrabbiner von England, der eifrige Zionist Leon Simon anwesend.**

Vom Jahre 1881—1914 wanderten etwa 823 789 Juden nach England ein! Die Zahl der Juden in England beträgt jetzt nach vorsichtigen Feststellungen etwa 1 700 000 (einschl. Empire).

Am 29. August 1939 erklärte Chaim Weizmann, der Leiter der zionistischen Weltorganisation, dem britischen Ministerpräsidenten Chamberlain, daß das Judentum in der Stunde der äußersten Gefahr zur Verteidigung heiliger Werte zu Großbritannien stehen und auf der Seite der Demokratien kämpfen würde.

Ein ebenso bedeutsames Wort sprach Lord Rothschild im Oktober 1939. Er betonte, daß auf der Londoner Regierung (die wenige Wochen vorher die Kriegserklärung ausgesprochen hatte) die einzige, wenn nicht die letzte Hoffnung zur Regelung des großen Problems der Zukunft der Juden in der ganzen Welt läge. Offenbar hatte Chamberlain also auch ein jüdisches Problem zu lösen, als er uns den Krieg erklärte.

Seien wir uns klar darüber: Englands Kampfansage ist gleichzeitig eine Kampfansage der Juden. Sie ist das Ergebnis des tückischen Zusammenspiels von Engländertum und Judentum.

Wer aber der Herr und Meister dieses gegen Deutschland entfesselten Krieges und der dazu benutzten Völker ist, das bewies neben vielen anderen der Jude Heaver, der Sekretär der „British Israel Federation", der 1942 in London u. a. erklärte:

„Die Briten sind das Volk Israel. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind Israel, ebenso wie Großbritannien Israel ist. Es darf zwischen ihnen keine Rivalität der nationalen Ziele und Ansprüche geben . . ."

A M E R I K A

17. Warum bekämpft uns Amerika?

Der jüdisch-amerikanische Plutokrat sieht sich durch den Nationalsozialismus in seinem kapitalistischen Wirtschafts- und Ausbeutungssystem bedroht. Außerdem glaubt auch der Durchschnittsamerikaner in seiner puritanischen Weltanschauung an eine gottgewollte Ausdehnung der Herrschaft der USA. über alle Völker. Im übrigen ist wiederum der Jude der Hauptkriegstreiber.

Mit unserem Austritt aus dem Völkerbund waren die Kapitalsanlagen der Ausbeuter und Aktionäre in England und Amerika bedroht. Ein politisch starkes und wirtschaftlich selbständiges Deutschland mußte den amerikanischen Markt stark schmälern.

Den Juden war außerdem ein autarkes Deutschland und mit ihm auch ein wirtschaftlich selbständiges Europa mit seiner sozialistischen Lösung der Arbeitslosigkeit dauernd ein lebendiger Vorwurf und barg die Gefahr, ihre eigene kapitalistische Gesellschaftsordnung nur durch das Vorhandensein einer besseren sozialistischen Lebensform eines Tages in ihrem Zusammenbruch zu beschleunigen.

Das ist der wahre Grund ihrer Kriegserklärung.

Amerika erhofft sich in seinen durch die puritanische Weltanschauung sanktionierten imperialistischen Bestrebungen eine Ausdehnung seiner Herrschaft über fast alle Völker, was gleichbedeutend ist mit Weltherrschaft. Auch England soll amerikanischer Vasall werden. Im übrigen überdeckt sich **der puritanisch-amerikanische Imperialismus wie der englische Herrschaftsgedanke und der panslavistische Expansionsdrang mit dem jüdischen Weltherrschaftsstreben.**

Roosevelt, der sich als der Vollstrecker der amerikanischen Expansionspolitik fühlt, ist in Wirklichkeit der **Willensvollstrecker des Weltjudentums.** Roosevelt ist **Hochgradfreimaurer!**

Außerdem sagt der politische Werdegang Roosevelts alles: Als sich Roosevelt um den Gouverneurposten des Staates New York bewarb, konnte er ihn selbstverständlich nur mit Hilfe der Juden erringen. Diese Unterstützung der Juden blieb Roosevelt in seiner ganzen weiteren Laufbahn. Als er für die Präsidentschaft kandidierte, war das jüdische Kapital, weil es seine Chance erkannte, die stärkste Macht, die ihn unterstützte.

Auf dieser dreifachen Grundlage: der jüdischen Unterstützung bei den Wahlen, seinen jüdischen Freunden und seiner überlieferten judenfreund-

lichen Geistes- und Seelenhaltung, die auch blutlich begründet sein mag, **beruht die grundsätzlich projüdische Politik des Präsidenten.**

Roosevelt glaubt, das amerikanische Volk mit Hilfe des Judentums in eine Weltherrschaft führen zu können. Er wird die Geister, die er rief, nicht mehr bannen können. Die Zukunft wird es erweisen, daß Roosevelt sein Volk und mit ihm ganz Amerika in ein Zeitalter des erbärmlichsten Niederganges und des jüdisch-bolschewistischen Chaos hineinführte.

18. Welche Triebkräfte stehen hinter der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der USA.?

Der von England übernommene Puritanismus und Liberalismus.

Die Besitznahme des Gebietes der USA. durch die Engländer, die vom englischen Mutterlande ausgewandert waren, ging außerordentlich schnell und ohne sonderliche Rücksicht auf die Eingeborenen und die übrigen schon nach Amerika eingewanderten Europäer, wie Spanier, Holländer und Franzosen, vor sich. Mit den Engländern sprang auch die Gedankenwelt des Puritanismus auf Amerika über. Wie in England, so feierte die puritanische Geisteshaltung auch bei der Entstehung der amerikanischen Hochfinanz einen großen Triumph. Auch in der USA. wurde die Ansammlung von Reichtümern als Zeichen der besonderen Gnade und des Wohlgefallens Gottes betrachtet.

Nordamerika war für den Puritanismus der denkbar günstigste Nährboden. Das Land war voll von reichen Schätzen, die die erwerbsgierigen Puritaner mit Energie gleich zu heben begannen.

Jeder Spatenstich, jedes handwerkliche und industrielle Bemühen belohnte den US.-Amerikaner in einem Maße, daß ihm Nordamerika, gemessen an den engen Verhältnissen Europas, als ein Land von „unbegrenzten Möglichkeiten" erschien. Die ungehemmte und unbegrenzte Aufstiegsmöglichkeit des Tüchtigen trat ganz offenkundig zutage und prägte bei Millionen von Amerikanern den Glauben an einen von der Vorsehung diktierten, also schicksalhaften Glücks- und Erfolgsweg. „Manifest destiny" wurde zum Begriff dieses gottgewollten Aufstieges Amerikas, wurde zu dem Mythos, der den Amerikaner beherrscht bis auf den heutigen Tag.

Dank seiner puritanischen Haltung betrachtete sich der erfolgreiche Amerikaner als den von Gott Auserwählten, sein Amerika als „Gods own Country — Gottes eigenes Land".

Aber auch politisch wuchsen die USA. mühelos, jedenfalls ohne großen Einsatz. Das Anwachsen der politischen Macht wurde fast ausschließlich durch die innereuropäischen Verwicklungen ermöglicht. Die Staaten erreichten ihre Unabhängigkeit mit französischer und spanischer Hilfe und erstritten sie nicht zuletzt mit deutschem Blut. Ohne den preußischen General Friedrich Wilhelm von Steuben, den Organisator und Erzieher der nordamerikanischen Armee, und die starke Beteiligung der Deutschen an den Kämpfen hätte Washington die Unabhängigkeit Nord-

amerikas niemals erkämpfen können. Die deutschen Generale Herchheimer, von Kalb und Peter Mühlenberg führten *die amerikanischen Truppen zum* Sieg. Unter den amerikanischen Offizieren befanden sich 9 deutsche Generalmajore! In New York standen allein 10 Regimenter Deutsche, in Ohio 11 Regimenter, in Missouri war jeder zweite Soldat ein Deutscher. Auch die spätere Geschichte der USA. ist das hohe Lied der Deutschen!

Im 19. Jahrhundert konnten die Staaten, die in den großen Weiten ihres Kontinents eine nicht zu überbietende Bewegungsfreiheit hatten, ihrem Imperialismus die Zügel schießen lassen, weil Europa schweren politischen Auseinandersetzungen ausgesetzt war. Europas Not wurde Amerikas Nutzen.

Der imperialistische Gedanke, das Weltherrschaftsstreben im Namen Gottes und der rein wirtschaftliche Erfolgsglaube unter dem Segen Gottes konnten sich somit ungehemmt entwickeln.

Auf diese puritanisch-materialistische Geisteshaltung traf der jüdische Liberalismus!

Seine Lehre von der Menschheitsverbrüderung gab ein willkommenes Mittel zur Bemäntelung des immer unersättlicher werdenden Imperialismus. So kam es, daß dic sonderbare Mischung von Weltfriedensplänen und einer mit widerlicher, christlicher Verbrämung propagierten Welteroberung geradezu das Kennzeichen der USA.-Politik wurden. Daran konnte die Monroe-Doktrin nichts ändern. Die Nichteinmischung in europäische Angelegenheiten hatte nur so lange Gültigkeit, als die USA. noch nicht die Macht hatte, sich über den eigenen Kontinent hinaus festzulegen.

Andererseits führte das individualistisch-materialistische Ideengut des Liberalismus dazu, daß der Sinn des Lebens überhaupt nur noch im Anhäufen von materiellen Gütern erblickt wurde. So brachte der Liberalismus bei seinem Zusammentreffen mit der puritanischen Lebensform eine unheilvolle Ergänzung des amerikanischen Lebens nach der oberflächlichen, materiellen Seite hin.

Dazu kam, daß es in den Staaten keine Kräfte gab, die sich aus einem naturgegebenen Eigenwuchs heraus gegen den blutleeren Liberalismus hätten auflehnen können. Selbst ein Henry Ford spricht den jede Bindung ablehnenden Gedanken mit den Worten aus: „Geschichte ist Quatsch!"

Das Wesentliche aber und das Gefährliche an der amerikanischen Entwicklung ist, daß das gesamte jüdisch-puritanisch-liberalistische Ideengut zur Doktrin für die gesamte Menschheit erhoben wurde. Der universalistische Gedanke des Weltstaates, der Freiheit, des Fortschrittes, der Vernunft im Sinne des Rationalismus wird zum Sendungsbewußtsein. Wer sich der USA. in der Sache der „Menschheitsbefreiung" entgegenstellt, ist ein Feind der Menschheit und Freiheit überhaupt.

Daß der USA.-Bürger sich damit zum Werkzeug jüdischen Weltherrschaftsstrebens machte, daß das gepredigte Weltfriedensprogramm im krassesten jüdischen Imperialismus mündete, daß der pazifistische Menschheitstraum in brutalste Gewalt und Eroberung überging, ist bis zur Zeit nur wenigen Amerikanern bewußt.

Der Puritanismus brachte einerseits den Glauben an das „auserwählte Volk" und heiligte andererseits auch die auf dunkelsten Wegen zusammengerafften Vermögen als Zeichen göttlichen Wohlwollens. Das Streben nach Macht und Reichtum fand seine konfessionelle Weihe.

Der Liberalismus fand die Formel für den „besten und fortschrittlichsten Staat" und lieferte den USA. die menschheitliche Mission. Alttestamentarischer und somit jüdischer Sendungsanspruch verbanden sich also mit der demokratischen Mission, die der Welt die in den USA. entwickelte Lebensform und heute auch die politische Macht aufzwingen wollen. Der jüdische Traum von der Macht des Reichtums und der Heiligkeit des Geldes und von der Eroberung der Welt feiern in Amerika ihre neuerliche Auferstehung.

Gefährlicher als die heute vor aller Augen sichtbare Absicht der politischen Unterwerfung der Welt ist die unterminierende Wirkung der USA.-Zivilisation, des Amerikanismus. Die USA.-Zivilisation ist Ausdrucksform des liberalistischen Denkens. Der Mensch wurde zu einem maschinellen Etwas, zum geistigen Automaten entseelt. Technik beherrscht das Feld. Hemmungsloses Erwerbsstreben ist der Inhalt des Lebens. Echte Kultur ist in den USA. unmöglich. Von einer Volksgemeinschaft kann keine Rede sein. Alles steht im Dienste der jüdisch beherrschten Plutokratie. Sie kennt nur Geld, den Rausch der Zahlen und den Maßstab der Uhr, um alles zu verneinen, was nicht meßbar oder zu beweisen oder zu kaufen ist. Geldmachen ist der Schlachtruf. Der Markt wird zum Tempel. **Der Jude formt den Amerikaner.** Alles ist glatte, oberflächliche Zivilisation. Auch die Kirchen sind kapitalistische Betriebe. Pfiffige Prediger verdienen Tausende mit ihrem Geschäft. Sie sind Geschäftsmänner und Unternehmer. Ihr Handelsartikel ist Religion oder Gott. Die neueste kirchliche Geschäftsreklame lautet: „Lege dein Geld in Gott an."

Presse und Filme, ausschließlich in Judenhänden, predigen den Amerikanismus. Kunst und Kultur sind jüdisch entartet. Unpersönlich und vom „Nurtechnischen" aufgefaßt ist die Architektur. Über allem aber triumphiert der Jazz.

Der Jazz wurde für den Juden ein gleiches Kampfmittel zur Erzwingung einer marklosen, internationalen Menschheit, wie die Weltanschauung des Liberalismus auch. Er ist die neue internationale Volksmusik, der die Menschen ihres eigenen musikalischen Ausdrucks beraubt und sie auf allgemeingültige Herdentriebe herabdrückt. Eine jüdische Zeitung feiert ein Bühnenstück, deren Hauptdarstellerin der staunenden Menge als Idealzustand der Welt folgendes Bild preist: **„Ich singe das Lied der Vermischung. Schwarz soll sich mit Weiß vereinigen, der Neger mit dem**

Nordländer, und die Kraft Afrikas soll heiß in den nordischen Adern rollen. *Zion soll sich mit dem Lappen niederlegen, und das Pfand ihrer* Liebe soll fruchtbar über die Erde sein. In meinem Herzen gibt es viele Wohnungen, und jede Nation ist mein Gast — Eskimo, Teutone und Gallier, Slawe und Polynesier!"

Das Weltjudentum und die Plutokraten der USA. halten die Zeit der Ernte für gekommen. Die Amerikanisierung der Welt droht als Gefahr. Amerikanismus und Bolschewismus haben sich miteinander verbunden, trotz der Todfeindschaft des Kapitalismus und der sogenannten Herrschaft des Proletariats in Moskau. Beide Mächte haben eine gemeinsame Wurzel: **die jüdische Ideenwelt des Materialismus.** Wie in den USA. das Leben nur vom Materiellen her aufgefaßt wird, so führt auch der Bolschewismus alles auf sinnlich-wahrnehmbare, stoffliche Zusammenhänge und Vorgänge zurück. Die Bolschewisten wurden nach dem Vorbild der USA. Anbeter der Technik. Der Gott „Maschine" formt auch in Rußland einen neuen entwurzelten Menschentyp.

Eine jüdische Zeitung schreibt: „Der Bolschewismus ist der Amerikanismus des 20. Jahrhunderts."

Entscheidend ist vor allen Dingen, daß in beiden Völkern das Judentum an führender Stelle steht.

Das deutsche Volk aber als Weltgewissen gegen Judentum und Kapitalismus soll vernichtet werden.

Dieser Kampf wird mit unserer klaren weltanschaulichen Haltung als ein Kampf zwischen Volk und Herdenmenschen, zwischen Kultur und technischer Barbarei, zwischen echtem Sozialismus und jüdischer Profitgier siegreich bestanden werden zum Segen Europas und der ganzen Menschheit.

19. Wie kam es zum unersättlichen Dollar-imperialismus von heute?

Im Glauben an die gottgewollte Ausdehnung der Weltherrschaft der USA. und im Zuge eines unerhörten Aufschwungs bezogen die USA. andere Völker in den Herrschaftsbereich der nordamerikanischen Wirtschaft und Politik ein.

Die Entwicklung der USA. stand von Anfang an im Zeichen einer ungehemmten wirtschaftlichen und räumlichen Ausdehnung. Der Gelderwerb war und blieb die treibende Kraft, die zu immer neuem Landerwerb und zur Erschließung neuer Reichtumsquellen führte. Genau wie England brachten auch die USA. fremde Völker unter ihre Herrschaft, immer nur unter dem Vorwand, im Auftrage Gottes auch anderen Völkern die Prosperität Nordamerikas zu bringen.

Einmal in seiner Geschichte gab es für den US.-Amerikaner eine Grenze. Als nämlich infolge einer immerwährenden Westwärtsbewegung alle Gebiete des freien Siedlungslandes bis zum Hochgebirge und zum Urwald erobert waren, war eine natürliche Grenze erreicht. Der Amerikaner sah

sich plötzlich in eine Wirklichkeit gestellt, die seinem territorialen und wirtschaftlichen Expansionismus entgegentrat und im krassen Gegensatz stand zu der „unbegrenzten Möglichkeit". Amerika stand vor der Entscheidung, seinen Lebensraum agrar-, wirtschafts- und sozialpolitisch auszubauen oder aber dem Geist der „gottgewollten Expansion" die Treue zu halten, die Hoheitsrechte anderer Völker anzutasten und letztlich über den Kontinent hinauszugreifen. Nordamerika entschied sich in diesem Augenblick für weitere Expansion.

Der Zug ins Endlose und die Sucht nach Reichtum wurden die Triebkräfte des Imperialismus, der über den amerikanischen Bereich hinaus in den Pazifikraum griff. Schon 1893 wurde Hawai unter Ausnutzung einer kunstvoll entfachten Revolution besetzt. 1898 brachte der Raubkrieg gegen Spanien Cuba, Portoriko und die Philippinen ein. In den Chinawirren um die Jahrhundertwende bekundete sich bereits das Bestreben der USA., sich in Ostasien eine Vorzugsstellung zu sichern und den europäischen Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen. Die Südhälfte des amerikanischen Erdteils wurde zum Tummelplatz der Dollardiplomatie, deren höchste Ausreifung wir in unseren Tagen erleben. Als England im ersten Weltkrieg sein Empire retten mußte, trat Amerika an seine und Frankreichs Seite, um die Milliarden seiner Anleihen an die Ententestaaten zu retten. Die Nachfahren der einst ausgewanderten Europäer betraten zum erstenmal unseren Kontinent und entschieden den Weltkrieg zu unseren Ungunsten. Heute stehen wieder Nordamerikaner in Europa; auf etwa insgesamt 50 verschiedenen Plätzen der Welt stehen amerikanische Truppen. Wie ist das zu erklären? Hier spricht — ähnlich wie bei der Entwicklung des britischen Empires — das Gesetz der „Gottgewollten Expansion". Im geheuchelten Glauben an eine gottgewollte Ausdehnung tasten die Plutokraten der USA. die Rechte europäischer und anderer Völker an und greifen maßlos über ihren Kontinent hinaus. Der ursprüngliche Expansionismus, der sich auf die Eroberung der nordamerikanischen Staaten erstreckte, wurde zum Dollarimperialismus von heute.

Schon heute rechnet man den Nordamerikanern vor, wie sich die Steigerung ihrer Produktionskraft nach dem Kriege zur Niederringung jedes Wettbewerbes nutzen läßt. Man berauscht sich an der Vorstellung, daß jeder Yankee den Lebensstandard der Mittelklasse erreichen wird, wenn erst alle Weltmärkte mit einer Riesenausfuhr von USA.-Waren überschwemmt würden.

Der amerikanischen Propaganda fiel es gar nicht schwer, den leichtgläubigen Amerikaner für die Idee des Weltimperialismus zu bewegen und seine auf Geld und Beute abgerichteten Instinkte aufzupeitschen. Jedem — er wäre sonst kein echter US.-Amerikaner — leuchtete ein, daß durch den Krieg und die Ausdehnung der USA. zwangsläufig Handel und Wirtschaft und damit sein eigener Lebensstandard gesteigert werden könnte. Und wenn es noch einer künstlichen Erhitzung des Volkes für den Weltimperialismus bedurfte, so brauchte man nur an die Überheblichkeit des Durchschnittsamerikaners zu appellieren, d. h. an seinen Glauben, in Gottes Auftrag die Welt erobern, reformieren und anderen Völkern die vielgepriesene Freiheit bringen zu müssen.

20. Warum mußte es in den USA. trotz wirtschaftlicher und politischer Errungenschaften zur Verelendung der Arbeiter kommen?

Das rücksichtslose Erwerbsstreben auf liberalistischer Grundlage führte naturgemäß zur brutalsten Ausbeutung der Arbeiter.

Die volle Erschließung der Bodenschätze und der Ausbau von Industrie und Wirtschaft ließen die amerikanische Produktion ins Grenzenlose wachsen. Bedeutsame Erfindungen auf dem Gebiete der Technik vereinfachten und verkürzten den Produktionsweg und schalteten ein Heer von 12 Millionen aus dem Wirtschaftsprozeß aus. Darin erblickte man zunächst keine Gefahr, sondern man sah in dieser kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit ihrem Gegensatz von reich und arm eine gottgewollte Regelung. Jeder Mensch hat nach der Auffassung des US.-Amerikaners die Chance bekommen, Kapitalist zu werden. Gelingt es ihm nicht, dann ist er eben von Gott nicht erwählt, dann steht er eben auf der Schattenseite des Lebens. Was konnte es also die gottbegnadeten Milliardäre verdrießen, wenn die Nichterwählten ein Leben in Armut und Verzweiflung führen mußten? Im Gegenteil, sie rühmten sich ihrer großen wirtschaftlichen Erfolge. Sie konnten in- und ausländische Märkte nach Belieben mit ihren Industrieerzeugnissen beschicken und sie hatten darüber hinaus alle erwünschte Ellenbogenfreiheit bei der Auswahl der Arbeitskräfte und bei der Lohngestaltung.

Dieser Zustand konnte nun nicht von ewiger Dauer bleiben. Eines Tages mußten die Arbeitslosen zum Verdruß der geldhungrigen Ausbeuter ihre Lebensrechte doch geltend machen. Einer grundsätzlichen Lösung des Sozialproblems war auf die Dauer einfach nicht auszuweichen. Irgendwelche Einrichtungen sozialpolitischer Art, wie wir sie in Deutschland in Form von Arbeiterversicherungen und Arbeiterschutzgesetzen haben, gab es in US.-Amerika bis vor wenigen Jahren überhaupt nicht, und die jetzt bestehenden sind vollkommen unzulänglich. Das liegt nicht an sozialpolitischer Unfähigkeit, sondern an dem schlechten Willen der plutokratischen Führerschicht.

Was man aber unter Freiheit drüben versteht, ist nichts als die völlige Entfesselung des Wirtschafts- und Erwerbsstrebens. Das reichgewordene Bürgertum dachte nie daran, den Armen die Freiheit einzuräumen, die es sich selbst frech herausnahm. Die Grundeinstellung der puritanisch denkenden Wirtschaftskreise zu dem Sozialproblem zeigt die Äußerung des Wirtschaftlers George F. Baer: „Die Rechte und Interessen des Arbeiters werden nicht durch Arbeiteragitatoren erzwungen, sondern durch jene christlichen Männer, denen Gott in seiner unendlichen Weisheit die Kontrolle über das Eigentum in diesem Lande übertragen hat." Oder Vanderbilt sagte: „Der Teufel hole die Allgemeinheit."

Trotzdem hat es weder im 19. noch im beginnenden 20. Jahrhundert in den USA. einen Klassenkampf im europäischen Sinne gegeben. Diejenigen, bei

denen sich der sagenhafte Reichtum angesammelt hatte, galten auch bei der Masse des Volkes als die besonders Erwählten. Die wirtschaftlich Schwachen dämmerten in dem Glauben dahin, daß über Nacht die Glücksgöttin auch einmal bei ihnen Einkehr halten und sie zum Dollarmillionär machen könnte. Film und Presse wußten diesen Glauben in raffinierter Weise zu nähren. Auf der Leinwand und im Roman waren dem glücklichen Aufstieg des Armen noch unbegrenzte Möglichkeiten gegeben; die Wirklichkeit aber hat den Glücksrittern sehr enge Grenzen gesetzt. Auch Kirchen und Sekten arbeiteten eifrigst auf eine Befriedigung der Arbeiter hin. Lange Jahrzehnte hindurch waren Propaganda und kirchliche Beeinflussung die einzigen Mittel, mit denen man in den USA. das Sozialproblem löste.

Der nüchterne Erfolgsglaube des Nordamerikaners bewirkte, daß alle Energien einseitig für möglichst schnellen Erwerb von Reichtum angesetzt wurden. Bei der Erreichung der wirtschaftlichen Ziele war stets der Erfolg ausschlaggebend, nie das Mittel und der Weg. Ein ausgezeichnetes Beispiel für die us.-amerikanische Geisteshaltung liefert uns der alte John D. Rockefeller. Durch gemeine Betrügereien, durch Bestechungen und sonstige Machenschaften von sehr zweifelhafter Sauberkeit und Ehrlichkeit scharrte er Milliarden zusammen und erklärte kurz und bündig: „Gott gab mir mein Geld."

21. Wie suchte Roosevelt das us-amerikanische Sozialproblem zu lösen?

Er gab den Erwerbslosen Arbeit und Brot, indem er Amerika in den Krieg stürzte.

Präsident Roosevelt wußte genau, daß mit propagandistischen und kirchlichen Mitteln die soziale Frage in den USA. bei dem ständigen Anwachsen des Arbeitslosenheeres nicht zu lösen war. Den Kapitalisten zugunsten der Erwerbslosen eine Belastung zuzumuten, wagte Roosevelt nicht. Dazu ist er viel zu sehr vom Judentum abhängig. Er fand eine andere Lösung.

Er gab den Arbeitern Arbeit und Brot, indem er sein Volk in den Krieg stürzte. Dieser Krieg, der durch die Kriegswirtschaft den Arbeitsmarkt beleben mußte, ist Roosevelts Mittel zur Lösung des us-amerikanischen Sozialproblems.

Aber auch das ist keine Lösung für die Dauer. Würde plötzlich der Krieg zu Ende gehen, müßte die Wirtschaft der USA. bei gleichbleibender Größe zusammenbrechen, weil sie ihre Waren nicht mehr unterbringen kann. In Treue zum althergebrachten Wirtschaftsrhythmus haben die Kapitalisten Jahr für Jahr ihre Vermögen vermehrt, dann wiederum das neu erworbene Kapital in neuen Unternehmungen investiert. In diesem Kreislauf stieg die Produktion ins Maßlose. Die Plutokraten müssen also die Welt erobern und neue Absatzmärkte erkämpfen oder ihre Wirtschaft auf amerikanische Belange beschränken. Letzteres liegt aber nicht in der Absicht der geld-

hungrigen Kapitalisten. Also ist der Dollarimperialismus und die Eroberung Europas und anderer Länder eine zwingende Notwendigkeit. Roosevelt schickt die amerikanische Jugend auf die Schlachtfelder, damit sie der plutokratischen Welt neue Marktplätze erobert. „Das Warenhaus USA. schickt sich an, Europa zu einem Kundenkreis zu entwürdigen, der schlimmer noch als in der Systemzeit der jüdischen Herrschafts- und Profitgier ausgeliefert wäre und für alle Zeiten sein eigenes Leben und Gesicht verlöre."

Die Herrschaft gewinnsuchender Plutokraten, Vertreibung der Europäer von ihren eigenen Märkten und wirtschaftliche Versklavung sind die Gaben, die uns Herr Roosevelt im Namen Gottes unter dem Deckmantel der vielgepriesenen us-amerikanischen Freiheit bescheren will.

22. Wer sind die Männer um Roosevelt?

Der Einfluß der Juden in der amerikanischen Regierung hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Was sich heute in der nächsten Umgebung des Präsidenten Roosevelt befindet, sind größtenteils Juden. Von führenden Juden und Halbjuden um Roosevelt sind u. a. folgende zu nennen:

Der Finanzminister Morgenthau, der selbst das Kapital beherrscht.

Der oberste Bundesrichter Felix Frankfurter. Eine Unzahl von Juristen, die die höchsten Stellungen innehaben, sind durch seine Schule gegangen.

Der weibliche Arbeitsminister Miß Perkins.

Der bisherige Gouverneur des Staates New York: Lehmann.

Der Oberbürgermeister von New York: Laguardia.

Der Sachbearbeiter der Regierung in Washington für Arbeiterfragen: Sidney Hillman.

Die Bankiers: Baruch, der im Jahre 1917 die bolschewistische Revolution finanzierte, Jesse Jones, Schiff, Loeb, Kuhn, Warburg, Rothschild, Guggenheim, Seligman, Levison und viele andere.

Der Sekretär Roosevelts: Rosenau.

Der bedeutendste und bekannteste Leitartikler der USA.-Presse: Lippmann. Hull, der amerikanische Außenminister, ist mit einer Jüdin verheiratet. Die rechte Hand des Kriegsministers, Charles Polletti, Vollblutjude, sagte bei der Übernahme seines neuen Amtes als Sonderassistent des Kriegsministers: „Ich habe keine Ahnung, was ich zu tun habe, aber was macht das aus?" So weit haben es die USA. gebracht.

Die Tatsache, daß man Jude ist, genügt in Amerika schon, um einflußreiche Stellungen zu bekommen. Der engste Mitarbeiter des Präsidenten ist der Jude Baruch. „Baruch frühstückt jetzt täglich mit dem Präsidenten in dessen Arbeitszimmer und berichtet über den Stand der Rüstungsproduktion und darüber, was noch zu tun ist" („New York Times"). Er ist

der Mann, der im ersten Weltkrieg über das amerikanische Gold verfügte und unter dessen Kontrolle sämtliche Industriezweige standen. Er ist auch heute wieder der eigentliche Kriegswirtschaftsdiktator der USA. Die Durchführung dieser Diktatur gelingt ihm um so leichter, als seine Rassegenossen den gesamten Goldbestand des amerikanischen Volkes besitzen.

23. Wer beherrscht die USA.?

Kein Staat der Erde ist so dem jüdischen Einfluß und der jüdischen Macht ausgeliefert wie die USA. Langsam und stetig haben die Juden das Land durchdrungen und haben es verstanden, sich geräuschlos und unauffällig an die führenden Männer des Staates und der Wirtschaft heranzumachen. Waren bis 1850 nur einige zehntausend Juden in der USA, so waren es 1900 schon über eine Million, während ihre Zahl heute einschließlich der Judenmischlinge mindestens 12 Millionen beträgt. (Die Zahl der Juden in Deutschland vor der Machtübernahme betrug etwa 600 000.) New York ist mit 2½ Millionen Juden die judenreichste Stadt der Welt. Jeder dritte Mensch in dieser Weltstadt ist Jude!

Heute hat der Jude fast alle Schlüsselstellungen der USA in Besitz. Die öffentliche Meinung wird ausschließlich von ihm bestimmt, und da leistet er ganze Arbeit. Er geht planmäßig vor, um das amerikanische Volk noch weiter moralisch zu zersetzen und es politisch zu verhetzen.

Film, Presse, Rundfunk, Kunst und Wirtschaft, Börse, Gerichtsbarkeit, das gesamte geistige Leben bis hinauf zu den Universitäten und erst recht die Politik sind in den Händen der Juden oder stehen zumindest unter ihrer Kontrolle:

97 v. H. aller Zeitungsherausgeber in den USA. sind Juden; 90 v. H. aller Radiogesellschaften sind in Händen des jüdischen Kapitals; 100 v. H. aller Kinos, Theater und Filmgesellschaften sind in jüdischem Besitz; 76 v. H. der Rechtsanwälte, Journalisten, Ärzte und Vertreter anderer freier Berufe sind Juden; 98 v. H. der Banken und anderer wirtschaftlicher Einrichtungen sind jüdisch; 90 v. H. des Exporthandels sind in Händen der Juden; 98 v. H. der Textilindustrie sind von Juden geleitet, 62 v. H. des amerikanischen Bodens, der Gebäude, Grundstücke sind in jüdischen Händen, 87 v. H. der Schwerindustrie sind in jüdischem Besitz; 83 v. H. der Massenartikel werden von jüdischen Unternehmen produziert.

New York hat 190 evangelische und 430 katholische Kirchen, aber sage und schreibe etwa 1000 Synagogen. — In Chikago leben 350 000 Juden, in Philadelphia 275 000, in Cleveland 100 000, in Boston 90 000 usw.

Die Juden treten als Priester auf, sie gehen in die Versammlungen der vielerlei Sekten der christlichen Kirche und predigen dort, sie veranstalten Gottesdienste zusammen mit den Vertretern der verschiedensten religiösen Bekenntnisse, beeinflussen die Massen und machen sie immer mehr vertraut mit dem Gedanken, daß die Juden das auserwählte Volk der Erde sind.

Sie übertragen so ihren abgrundtiefen Haß gegen das nationalsozialistische Deutschland mit allen Mitteln der Propaganda auch auf das amerikanische Volk. In ihrer Furcht, daß die geistigen Strömungen und die neuen Erkenntnisse Deutschlands auf Amerika übergreifen und damit ihre eigene führende Stellung gefährden könnten, versuchen die Juden, nun mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, den letzten noch möglichen Augenblick zu benützen, um das Reich mit seinen Verbündeten zu vernichten.

Mit Hilfe der von ihr beherrschten Hochfinanz und der gerade in Amerika sehr verbreiteten Freimaurerei war es den Juden nicht schwer, Amerika in den Krieg zu hetzen.

Mit der unumschränkten Beherrschung des Weißen Hauses wird eine Herrschaft gekrönt, die den ganzen Apparat der öffentlichen Meinungsbildung zwar nicht besitzt, wohl aber kontrolliert und nach den Wünschen der Juden beeinflußt. Die Presse wie alle Radiostationen, die Theater nicht anders wie die Kinos, Vortragsagenturen oder Buchverlage stehen unter der Allmacht des Judentums. Dazu kommt eine wirtschaftliche und finanzielle Macht, die in einzelnen Geschäftszweigen monopolartigen Charakter trägt und so rücksichtslos eingesetzt wird, daß eine antijüdische Haltung in der Öffentlichkeit unmöglich gemacht wird.

Es bleibt ein Rätsel, daß ein Bevölkerungssplitter Politik und Haltung eines so großen Volkes bestimmt, der nichts zum Aufbau des amerikanischen Staates beitrug und der dem amerikanischen Volk in jeder Hinsicht fremd, unverständlich, ja unsympathisch war und ist.

Die Juden sind die Kriegsbrandstifter in USA.

Sie haben das größte Interesse daran, daß der Krieg lange dauert. Denn der Krieg ist nichts anderes als ihr Geschäft. Außerdem hoffen sie, durch ihn die Weltherrschaft endgültig zu erringen. Dieselben Juden, die in New York und London sitzen, sitzen auch in Moskau.

Das amerikanische und das deutsche Volk hatten nie gemeinsame Streitobjekte, beide wollten in Frieden miteinander leben. Es bestand nie eine Spannung zwischen den USA und dem Reich. Im Gegenteil, deutsche Wissenschaftler und Künstler, deutsche Soldaten und Techniker haben leider zu einem sehr erheblichen Teil zur Größe und Macht Nordamerikas beigetragen. Deutsche waren es, die ein wesentliches Verdienst am politischen Aufbau Amerikas hatten. Den Juden aber blieb es vorbehalten, das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und USA. zu stören.

Die Juden werden ihr Ziel, die Vernichtung des Reiches und Europas, nicht erreichen. Am Ende des gewaltigen Ringens mit dem Weltjudentum und dem mit ihm verbündeten Bolschewismus steht der Sieg der jungen Völker. Nicht Europa wird untergehen, sondern der Jude wird aus dem europäischen Raum verschwinden. Es wird ihm die Möglichkeit genommen werden, die Völker aufzuhetzen und neue Kriegsbrände zu schüren.

ENTWICKLUNG UND ZIEL

24. Wie kam es, daß die Völker ihre artbedingten Lebensordnungen mehr und mehr aufgaben und fremde Ideenwelten übernahmen?

Vom Altertum bis heute lassen sich, im großen betrachtet, zwei Ideenkreise (Weltanschauungen) feststellen:

der nordisch bestimmte Ideenkreis des Abendlandes mit idealistischer Grundidee als Weltanschauung unter besonderer Entwicklung des Willensmäßigen, der Charakter- und Seelenwerte;

der Ideenkreis des Mittelmeerbeckens und Kleinasiens mit individualistisch-materialistischer Grundidee als Weltanschauung.

Dem schöpferischen und ordnenden Prinzip der Ehre, der Treue und des Gemeinschaftsgedankens, vertreten durch den nordischen Menschen, trat das jüdisch-syrische Händlerprinzip des südländischen Mischlings entgegen, der, im Rassenchaos geboren, in seiner Triebhaftigkeit von keinem ethischen Verantwortungsbewußtsein geleitet wurde. Dem nordischen Geist des Idealismus und Heroismus trat der jüdische Ungeist des Materialismus gegenüber. **Die Geschichte des Abendlandes vom Altertum bis heute stellt den Spannungsaustrag dieser beiden ideenmäßigen Kräftegruppen dar.** (Polarität der Kräfte, Antagonismus der Prinzipien, ewiges Kräftespiel zwischen Gut und Böse).

Der Hauptvertreter der materialistischen Welt ist der Jude. Seine Religion fordert geradezu Mammonismus und Rationalismus und die Ausbeutung fremder Völker. „Von und auf fremdem Volkstum zu leben, erscheint als göttliche Bestimmung. Der Tempel zu Jerusalem wurde das Zentral-Bankhaus für die zerstreuten Glaubens- und Rassegenossen."

Es ist falsch, anzunehmen, daß die Juden erst mit der zweiten Zerstörung Jerusalems in die Welt verstreut wurden. Die neuesten Forschungen ergeben, daß das Judentum bereits viele Jahrhunderte vor der Zeitwende in der Diaspora lebte, die Völker ausbeutete und mit seinen materialistischen Ideen zu Fall brachte. Schon damals wird die gesamte alte Kulturwelt mit den jüdischen Lehren vom Ideal „der einheitlichen Menschheit" vernichtet. Die Perser, die Griechen, die Römer geben ihr Volkstum und ihre nationale Kultur preis zugunsten jüdisch-vorderasiatischem Ungeist. Die internationale Kulturgemeinschaft, die Verwischung, Vermischung und schließlich Vernichtung jeder völkischen Eigenart, die blutliche Zerkreuzung, der Völkerbrei waren das Resultat jüdischer Wühlarbeit. Alles ging unter, aber das Judentum behauptete mehr denn je seine Art und

wurde immer zäher! Schon damals war der Weltstaat das jüdische Ziel. Das persische Weltreich, das griechisch-mazedonische Weltreich Alexanders des Großen, das Römische Kaiser-Weltreich scheiterten am jüdisch-vorderasiatischen Geist.

Das Alte Testament strotzt von Verherrlichungen des Reichtums und der irdischen Güter, verbunden mit der Aufforderung, alle Nichtjuden auszubeuten!

„Dein Gott wird dich reich machen; du wirst vielen Völkern Geld leihen, aber von keinem borgen". (5. Moses 7, 16 ff; 14, 21; 15, 6; 17, 2 ff). „Die jüdische Religion ist eine vertrags- und geschäftsmäßige, rechenhafte Regelung aller Beziehungen zwischen Gott und Mensch ... Die jüdische Religion ist ein zweiseitiges Rechtsgeschäft: Leistung und Gegenleistung!" (Th. Fritsch, Handbuch der Judenfrage.)

„Die Schaffung eines ‚Paradieses' auf Erden ist das jüdische Ziel. Zu dem Zwecke werden, wie es in den späteren ‚heiligen Büchern' heißt, die Gerechten (d. h. die Juden) aus ihren Gräbern in allen Ländern durch eigens für sie von unbekannten Kräften gebohrte Löcher durch die Erde zum Gelobten Lande kriechen. Die Targum, die Midraschim, der Talmud schildern diesen herrlichen Zustand des zu erwartenden Paradieses mit breitestem Behagen. Das auserwählte Volk herrscht dann über die erneuerte Welt. Alle anderen Völker sind seine Sklaven, sterben, werden wieder geboren, um erneut zur Hölle zu fahren. Die Juden jedoch werden nicht von hinnen gehen und führen ein seliges Leben auf der Erde. Jerusalem ist auf das prächtigste neu erbaut, die Sabbatgrenzen sind mit Edelsteinen und Perlen eingefaßt. Hat jemand Schulden zu zahlen, so bricht er sich eine Perle aus dem Gehege und ist aller Verpflichtungen ledig. Obst reift jeden Monat, Trauben werden so groß wie ein ganzes Zimmer, Getreide wächst von selbst, der Wind weht das Korn zusammen, die Juden brauchen nur das Mehl aufzuschaufeln. Achthundert Arten von Rosen wachsen in den Gärten, Ströme von Milch, Balsam, Honig und Wein fließen durch Palästina. Jeder Jude besitzt ein Zelt, über dem ein goldener Weinstock wächst, an welchem dreißig Perlen hängen; unter jedem Stock steht ein Tisch mit Edelsteinen. Im Paradiese blühen 800 Arten von Blumen, in deren Mitte der Baum des Lebens steht. Dieser besitzt 500 000 Arten von Geruch und Geschmack. Sieben Wolken lagern über dem Baum, und die Juden schlagen von vier Seiten an seine Äste, damit sein herrlicher Duft von einem Ende der Welt bis zum anderen wehe usw.

Das Schlaraffenland ist religiöser Ernst geworden und feierte im jüdischen Marxismus und seinem herrlichen ‚Zukunftsstaat' seine Wiederauferstehung. Aus dieser Seelenstimmung erklärt sich bis auf heute die Gier des jüdischen Volkes, zugleich auch sein fast vollständiger Mangel an echt seelischer und künstlerischer Schöpferkraft." (Alfred Rosenberg, Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts.)

Es ist notwendig, jüdische Art einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Das Studium der nordischen Rassenseele und das des jüdischen Wesens und das Betrachten der wichtigsten Geschichtsepochen gäbe jedem Deutschen ein ausreichendes Bild vom Weltgeschehen.

Der Führer hat in „Mein Kampf" die Größe des nordischen Menschen, des „Prometheus der Menschheit", geschildert und ihm das Wesen und Wirken des Juden gegenübergestellt. Jeder Deutsche, ja jeder Mensch germanischen Geblüts, sollte das dort Gesagte tief in sich aufnehmen.

Folgende Erkenntnisse würden ihm zu eigen werden:

1. daß im Rassenproblem der Schlüssel zu jedem geschichtlichen Geschehen liegt;
2. daß alle wahren Werte auf dieser Erde in Vergangenheit und Gegenwart dem Schöpferwillen des nordischen Menschen entstammen;
3. daß das Judentum nicht den geringsten Anlaß hat, sich als „auserwähltes Volk" zu bezeichnen, sondern daß es dazu ausersehen ist, mit seinem zersetzenden Wirken das Wachsen und Gedeihen der nordischen Völker zu stören und zu hemmen;
4. daß der Jude als Gegenpol unseres Wesens immer unser Urfeind sein muß; daß er es gewesen ist, der mit seinen Ideen die Lebensordnungen der nordischen Völker zersetzte und außerdem mit Hilfe dieser Ideen Zwietracht zwischen die Völker säte;
5. daß das Germanentum der Welt zwar alle tragenden Werte gab, aber fremden Ideen, vorwiegend jüdischen Ursprungs, immer wieder unterlag.

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß die nordischen Völker der Unterwanderung durch den Juden bis in die jüngste Zeit nicht wirkungsvoll entgegengetreten sind.

Eine Änderung in diesem Zustand trat erst ein, als Adolf Hitler, erstmalig in der Geschichte, dem Judentum eine Gegenidee und die sie tragende Organisation entgegenstellte. Damit war der jüdisch-materialistischen Welt erstmalig ein wirklich hindernder Wall, hinter dem sich die germanische Welt wieder sammeln konnte, aufgebaut. Mit der nationalsozialistischen Weltanschauung leitet sich daher ein neues Zeitalter ein.

Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen dem nordischen Menschen und dem Juden sei noch einmal kurz zusammengefaßt:

Der Gemeinschaftsethik des nordischen Menschen (dem sozialistischen Prinzip) stellte der Jude in seinen Ideen das Ich (das individualistische Prinzip) entgegen;

dem blutsgeborenen Idealismus — den zerstörenden Materialismus;

der Selbstlosigkeit und Gefolgschaftstreue und dem Gehorsam — die Selbstsucht und Zügellosigkeit eines ausschweifenden Lebens;

den Charakter- und Seelenwerten — das Gold;

dem Führungsprinzip — das Massentum;

dem germanischen Schöpferdrang, zu ordnen, zu führen und zu leiten — seine Machtlüsternheit, seinen Despotismus.

Ehre und Treue, die hervorstechendsten Tugenden des Germanen, kennt der Jude nicht!

Über allem aber thront sein Weltmachtstreben. Ihm ordnet er alles unter. Sinn und Zweck seiner Ideen war immer, die Umwelt kraftlos zu machen, die Völker durch seine Ideen aufzupeitschen, gegeneinander aus-

zuspielen und damit zu vernichten, um dann über die ganze Menschheit herrschen zu können.

Zudem predigte er die Gleichheit der Menschen, hütete aber sein eigenes Blut ängstlich.

Mit diesen Lehren führte er den Angriff auf die Lebensordnung namentlich der nordisch bestimmten Völker. Und dies tat er bis zum Zeitalter Adolf Hitlers immer mit Erfolg!

Hellas und Rom gingen letztlich am Materialismus zugrunde. Das deutsche Volk wäre am Judentum und seinen Ideen zerbrochen, wenn nicht in letzter Minute Adolf Hitler gekommen wäre. Das russische Volk übernahm den jüdischen Marxismus und verfiel damit endgültig der jüdisch-asiatischen Welt. Frankreich erlag dem jüdischen Materialismus. Das nordisch bestimmte Angelsachsentum hat den Juden und seine vergiftende Ideenwelt tief in seinem Volkskörper sitzen und scheint den gleichen Weg des materialistischen Verfalls zu gehen.

Es muß die Frage gestellt werden, wie dieses geschichtliche Phänomen zu erklären ist, daß eine ganze Welt dem zahlenmäßig weit schwächeren Judentum immer wieder unterlegen ist. Der Grund hierfür ist, kurz gefaßt, folgender:

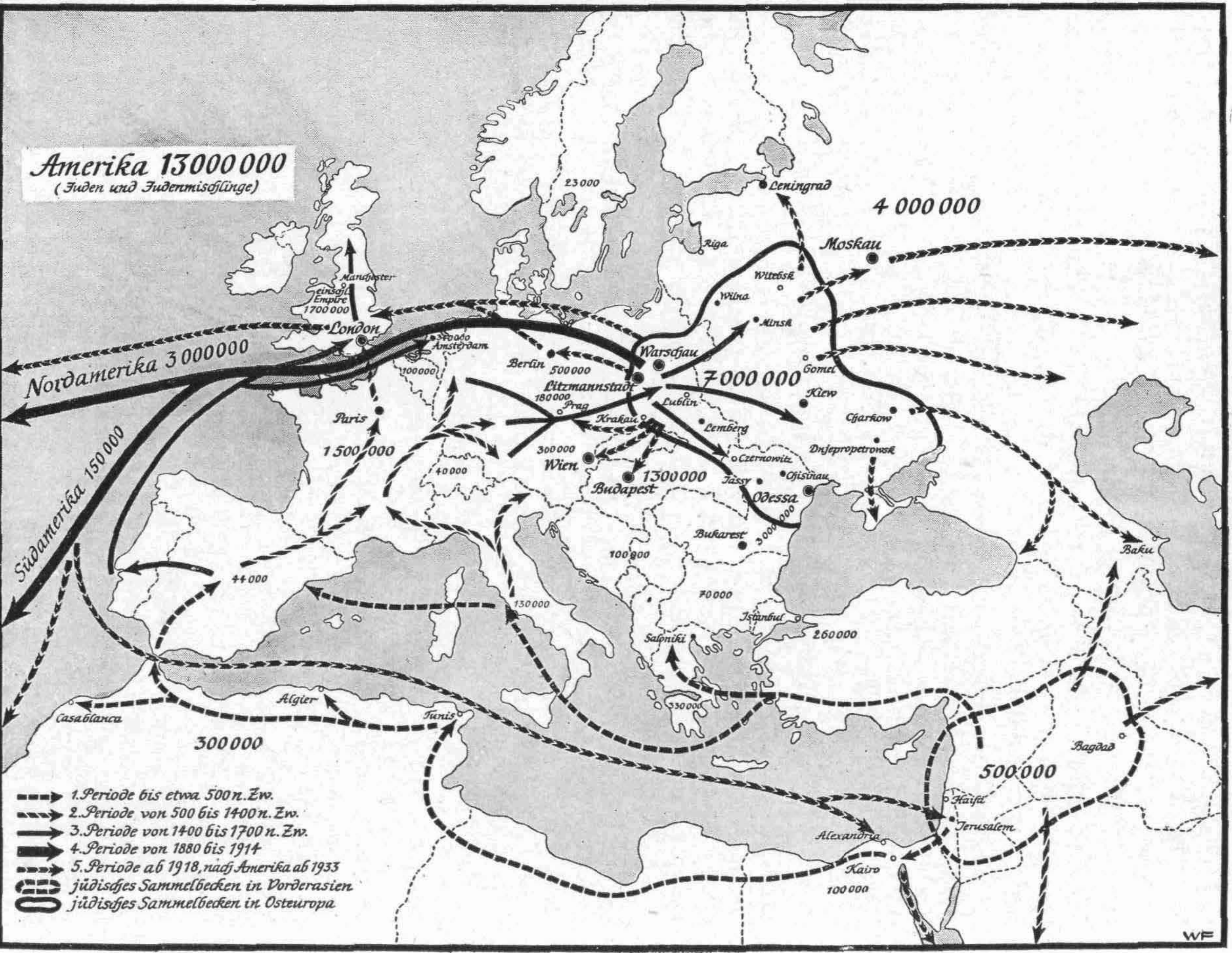
Unsere Vorfahren kamen frühzeitig bei ihrer Landnahme mit den jüdisch-materialistischen Ideen in Berührung. Nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches drang diese Ideenwelt in den germanischen Kernraum ein. Mit ihr zog auch der Jude in das Land unserer Väter und setzte sich im Volke fest. (Der Zug der Juden ist in beigefügter Karte dargestellt.) Im 9. und 10. Jahrhundert konnten sich die Juden bereits über Deutschland ausbreiten. Wir finden sie in Magdeburg, Merseburg, Regensburg, in Gnesen und Prag. Ihr Mittelpunkt war die Mainzer Rabbinatsschule.

Es ist viel zu wenig bekannt, daß bereits im Frühmittelalter der Jude, wenn auch zunächst nur wirtschaftlich, eine Rolle spielt. Schon um das 11. Jahrhundert hat er das Finanzmonopol. Nach dem kanonischen Recht war das Ausleihen von Geld gegen Zinsen verboten. Hier nutzte der Jude die Gelegenheit und schwang sich zum privilegierten Wucherer auf. Die Juden wurden von Reichs wegen zu des **„Reiches Kammerknechten“** gemacht. Der übliche Zins- bzw. Wuchersatz war 43 %, wurde aber um ein Mehrfaches gesteigert. In dieser Eigenschaft genossen sie staatlichen Schutz! Wenn sie zeitweise auch immer wieder verfolgt wurden, so hielten sie sich, namentlich unter dem Schutz der Kirche, doch. Judentum und Kirche überschlugen sich beim Wettlauf in der Jagd nach dem Geld.

Das wesentliche ist aber, daß das rein wirtschaftliche, das **materialistische Denken** immer mehr in das Volk hineingetragen wurde. **Der Jude ist der Begründer des kapitalistischen Wirtschaftssystems.** Das Geld, bisher Tauschmittel, also Mittel zum Zweck, wurde Selbstzweck.

Im Mittelalter greift jüdisches Wesen immer mehr um sich. Es sei an die kabbalistischen Schriften erinnert (Geheimschriften jüdisch - philosophisch-religiösen Inhalts), die das westliche Schrifttum stark beeinflußten. An den freigeistigen Bewegungen hatte das Judentum namhaften Anteil.

Wanderung und Verbreitung der Juden in der Welt



Allmählich wurde das gesamte Abendland jüdisch verseucht und das Zeitalter des Liberalismus, der schließlich im Marxismus endete, geistig vorbereitet.

Wir sind uns darüber klar, daß auch andere Umstände innerpolitischer Art (eigensüchtiges Verhalten der Fürsten, der Partikularismus und das volksfeindliche Wirken der politischen Romkirche) die germanische Lebensordnung bedrohten. Die gefährlichste Bedrohung der Existenz unseres Volkes aber war das jüdische Gedankengut des Materialismus und Individualismus, die übersteigerte Sucht nach Materiellem und das Denken im Ich ohne Bindung an das Volk.

Außerdem kam hinzu, daß unsere Vorfahren ihres Seins politisch und weltanschaulich noch zu wenig bewußt waren, so daß eine ideenmäßige Fundamentierung ihrer Lebensordnung in der Form eines politisch-weltanschaulichen Glaubenssatzes ausblieb. Dem stand aber im Juden ein Gegner gegenüber, der seit Jahrtausenden nach streng durchgeführten, ideenmäßig festgelegten rassischen, politischen und religiösen Gesetzen lebte.

Die Folgen der artfremden Ideen waren immer und überall die gleichen: Die Menschen verfielen aus materialistischem und ichsüchtigem Denken heraus einem unschöpferischen Wohlleben. Die hohen Werte der Ehre und Treue, der Pflichterfüllung für das Volk, wurden dem Gold geopfert. Das Ideal des Dienstes für die Blutsgemeinschaft als Sinn des Daseins, wurde verdrängt durch das hemmungslose Streben nach materieller Befriedigung des eigenen Ichs.

Die Sucht nach Geld und Reichtum ließ viele Menschen das harte, naturgegebene bäuerliche Dasein mit einem bequemen, von händlerischen Prinzipien getragenen Leben vertauschen. **Aus stolzen Bauern und Kriegern wurden entwurzelte Händler.** Die weitere Folge war meistens eine Beschränkung der Kinderzahl.

War damit die nordische Lebensordnung schon stark durchbrochen, so führte die jüdische Lehre vom rassenlosen Dasein zu einer verhängnisvollen Gefährdung nordischen Lebens: **Die Aufgabe des eigenen hochwertigen Blutes durch Vermischung mit unedlem fremdem Blut leitete das Zeitalter der Rassenschande ein.**

Die Rassenvermischung mußte eine Charakterentwertung und das unaufhaltsame Schwinden der hohen nordischen Seelenwerte zum Gefolge haben.

Damit entfernten sich die nordischen Menschen von ihrer ursprünglich gesunden bodengebundenen, blutsbetonten Lebensordnung. Es war gleichbedeutend mit dem Beginn des völkischen Unterganges.

Das war in Sparta so, das war in Athen so und auch in Rom. Der gleiche Prozeß spielte sich seit Jahrhunderten in unserem germanischen Kernraum ab. Ehegesetze und bevölkerungspolitische Anordnungen konnten daran nichts ändern, weil der wahre Grund der innere Verfall war, hervorgerufen durch den jüdischen Materialismus.

Das Judentum hat letztlich die Völker immer mit Hilfe seiner materialistischen Ideen zu Fall gebracht.

Ein Volk, das des Materialismus nicht Herr werden kann, trägt den Keim des Todes in sich! Wir Deutschen fanden das Mittel: Adolf Hitler gab es uns mit der Welt des germanischen Idealismus, gelehrt durch den Nationalsozialismus. **Es ist die Welt der Härte gegen sich selbst, die Welt des Dienens und Kämpfens für das Volk in Freiheit und Ehre und die Welt bäuerlich-kriegerischer Schlichtheit.** Die Folgerung, die wir aus den gewonnenen Erkenntnissen zu ziehen haben, ist die, daß unser Volk nur dann ewig bestehen kann, wenn es die Beachtung seiner blutsbedingten Lebensgesetze auf das strengste hütet und sich, wenn notwendig, mit brutalsten Mitteln im Kampf gegen den jüdischen Materialismus und Individualismus durchsetzt.

Mit diesem Kampf befinden wir uns in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu der uns umgebenden Welt. Puritanismus, Liberalismus und Bolschewismus sind in ihrer Grundstruktur jüdisch. Die Völker, die von diesen Ideen besessen sind, müssen in ihrer Zielsetzung jüdisch sein, d. h. unersättlich in ihrem Gold- und Machtstreben, das sich notwendig bis zum Weltbeherrschungswillen steigern muß.

Hier setzt die schicksalsmäßige Sendung des Führers mit seinem deutschen Volk ein. An der reinen nationalsozialistischen Welt mit ihrer Lehre von der blutsbetonten und damit gottgewollten Lebensordnung unseres Volkes bricht sich die jüdische Ideenwelt. Dieser Krieg mußte kommen als Austrag zwischen dem Nationalsozialismus als der germanisch-deutschen idealistischen Auffassung von der Lebensgestaltung und dem jüdisch-materialistischen Ungeist. In jahrhundertelangem Prozeß bereitete sich dieses Zeitalter der Entscheidung vor. Adolf Hitler ist der Große, der sein Volk für eine weltweite Sendung reif machte.

Unsere Gegner, voran das Weltjudentum, wissen, worum es geht. Aus ihrem Vernichtungswillen dem deutschen Volk gegenüber machen sie keinen Hehl mehr.

25. Was haben die Gegner mit uns vor?

Der Jude Kaufmann als Sprecher Amerikas fordert:

„Es gibt letzten Endes keine andere Lösung außer der einen einzigen: **daß das deutsche Volk sterben und für immer von dieser Erde verschwinden muß.**"

Dem brutalen jüdischen Vernichtungswillen gibt man mit einer Vernichtungsanweisung des deutschen Volkes Ausdruck. Einige Artikel daraus:

Artikel 3: Das deutsche Heer wird in Gruppen aufgeteilt, die in streng abgegrenzten Räumen konzentriert werden, und die Männer werden sofort sterilisiert.

Artikel 4: Die Zivilbevölkerung — Männer, Frauen und Kinder — wird nach Gebietszonen eingeteilt und sterilisiert.

– MAP SHOWING POSSIBLE DISSECTION OF GERMANY AND APPORTIONMENT OF ITS TERRITORY –



Theodore N. Kaufman

Die Karte zeigt die von der Weltplutokratie geplante Zerstückelung Deutschlands und seine Aufteilung auf andere Staaten!

Artikel 6: Deutschland wird aufgeteilt und seine Gebiete anderen zugewiesen.

Artikel 8: Die deutsche Bevölkerung wird gezwungen, die Sprache des Staates, dem sie zugewiesen ist, zu lernen.

Eine der führenden englischen Zeitungen, die „News Chronicle", erklärt in schamloser Weise:

„Ich möchte — offen gesagt! — jedes lebendige Wesen, Mann, Frau und Kind, Tiere, Vögel und Insekten, in Deutschland austilgen. Ich würde praktisch nicht mehr einen Grashalm wachsen lassen. Deutschland soll restloser dem Boden gleichgemacht werden als die Sahara!"

Die englische Zeitschrift „Picture Post" stellt die unzweideutige Forderung:

„Um nach diesem Kriege wirklich Frieden zu haben, darf auf der Landkarte Europas nichts mehr von Deutschland übrigbleiben."

Schon 1936 sagte Churchill zu dem nordamerikanischen General Wood:

„Deutschland wird zu stark, man muß es vernichten."

In der Nacht vom 8./9. Dezember 1942 ließ Churchill durch den britischen Rundfunk folgende Verlautbarung verbreiten: „Im Jahre 1939 erklärten wir Deutschland den Krieg, nicht, weil wir angegriffen wurden, **sondern freiwillig.** Wir waren das einzige Volk — außer den Franzosen — das in den Krieg eintrat, **ohne angegriffen worden zu sein.** Wir wußten, daß unsere Lebensinteressen und die der Nazisten niemals zusammen bestehen könnten. **Einer von uns beiden muß vernichtet werden."**

Churchill in seiner Rede am 18. September 1943:

„Deutschland muß mit grausamen und furchtbaren Erfahrungen beigebracht bekommen, wie England Krieg führt. Wir wollen dabei seine Schulmeister sein, und zwar mit Bomben und Feuer."

Der Bolschewismus will erst recht die restlose Vertilgung des deutschen Volkes. Alle Führer sollen beseitigt werden (siehe Katyn und Winniza!), Bauern und Arbeiter sollen als Arbeitssklaven nach Sibirien deportiert werden. Deutschland soll bolschewistische Kolonie werden.

WOFÜR WIR KÄMPFEN

26. Warum ist die nationalsozialistische Weltanschauung das den Offizier verpflichtende innere Gesetz?

Weil sie dem deutschen Wesen entspricht. Sie gibt dem deutschen Menschen und dem deutschen Volke das Gesetz, seiner Art entsprechend zu leben und damit die ihm vom Schöpfer der Welten gestellte Aufgabe zu erfüllen. Deshalb kämpfen wir für die nationalsozialistische Weltanschauung.

Es ist zunächst notwendig, den Begriff Weltanschauung zu klären. Wir hören immer wieder: „Dieser Krieg ist ein weltanschaulicher Krieg", d. h. der Kampf auf den Schlachtfeldern ist nur der sichtbare Ausdruck für das Ringen gewaltiger, geistiger Kräfte, die wir als Weltanschauung bezeichnen. Weltanschauung ist zunächst, wörtlich genommen, ein Anschauen der Welt. „Schauen" bedeutet aber im deutschen Sprachgebrauch nicht nur „sehen", bedeutet auch innere Schau, geistige Schau, heißt sich Gedanken machen über Sinn und Zweck des Lebens, über die inneren Gesetze, nach denen sich das Leben des einzelnen und des Volkes abspielt, heißt die wesensbedingten geistigen und seelischen Kräfte erkennen, die gestaltend und bewegend wirken.

Der Führer:

„Schon im Worte ‚Weltanschauung' liegt die feierliche Proklamation des Entschlusses, allen Handlungen eine bestimmte Ausgangsauffassung und damit sichtbare Tendenz zugrunde zu legen. Eine solche Auffassung kann richtig oder falsch sein: Sie ist der Ausgangspunkt für die Stellungnahme zu allen Erscheinungen und Vorgängen des Lebens und damit ein bindendes und verpflichtendes Gesetz für jedes Wirken. Je mehr sich nun eine solche Auffassung mit den natürlichen Gesetzen des organischen Lebens deckt, um so nützlicher wird ihre bewußte Anwendung für das Leben eines Volkes sein." (Reichsparteitag 1933 in Nürnberg.)

Deshalb muß gerade hierüber unter den Führenden eines Volkes — und dies betrifft den Offizier im Kriege ganz besonders — Klarheit und Einheit herrschen und der unumstößliche Wille, für diese Klarheit und Einheit sich einzusetzen bis zum Letzten. K o m p r o m i s s e z u z u l a s s e n, l i e g t n i c h t i m W e s e n e i n e r W e l t a n s c h a u u n g. Wer Zugeständnisse wünscht oder auch nur zu bequem ist, sich zur letzten Klarheit durchzuringen und die notwendigen Folgerungen für die eigene Lebensführung zu ziehen, muß im Kampf der Weltanschauungen unterliegen. V e r s a g t h i e r i n d i e F ü h r u n g s s c h i c h t e i n e s V o l k e s, s o i s t e s u m d i e s e s V o l k g e s c h e h e n. Besonders der deutsche Mensch mit seiner zu großen Offenheit für alles Fremde läuft dann Gefahr, den Weg zu sich selbst nicht zu finden und fremden Einflüsterungen zu erliegen. Sich nach fremden Gesetzen richten, heißt aber unfrei werden und führt in letzter Konsequenz zum Untergang.

Die nationalsozialistische Weltanschauung allein sichert uns ein artrechtes Leben. Nur sie verbürgt damit die Freiheit und die Größe unseres Volkes. Darum ist es gerade in den Zeiten des härtesten Kampfes immer wieder vonnöten, sich die wichtigsten Wesenszüge dieser unserer Weltanschauung klar zu machen und Kraft daraus zu schöpfen für den weiteren Kampf.

Wir glauben als Nationalsozialisten an eine göttliche Weltordnung als eine sinnvolle Ordnung, in die es sich einzufügen gilt, die kämpfend und schaffend aufrechtzuerhalten ist. Aus diesem Glauben erwuchs auch das, was wir als kennzeichnenden Wesenszug nordischen Menschentums empfinden, was im Midgardgedanken der Germanen ebenso Ausdruck fand wie etwa im Kosmosgedanken der Griechen.

Wir glauben, daß auch die Rassen und Völker Glieder dieser göttlichen Schöpfungsordnung sind und daß sie innerhalb dieser Ordnung ihre bestimmte Aufgabe haben. Je klarer ein Volk seine Aufgabe zu erkennen vermag, je reiner und reicher es seine ihm innewohnenden Fähigkeiten entfaltet, desto größer wird sein Beitrag sein, die sinnvolle Ordnung des Ganzen sicherzustellen.

Wir glauben, daß der Mensch als seiner selbst bewußtes geistiges Wesen vom Schöpfer der Welten die Aufgabe mitbekommen hat, sich Lebensformen und Lebensaufgaben, also eine Gesittung zu schaffen, die Höheres bedeutet als die bloße Befriedigung der niedersten Lebensbedürfnisse.

Wir glauben also **an die Aufgabe der Steigerung des Menschen.** Ihr dient letzten Endes unser Kampf — und unerbittlich muß er sein gegen alles, was dieser Aufgabe entgegensteht, denn die sinnvolle Erfüllung gerade dieser Aufgabe ist davon abhängig, daß die höchstentwickelte, schöpferischste und befähigste Rasse den entscheidenden Einfluß auf die Lebensordnungen der Völker der Erde behält. Vergessen wir dabei nicht, daß mit der Bedrohung unseres Volkes und des Germanentums überhaupt die Urheimat der Rasse bedroht ist, die sich bisher als die berufenste erwiesen hat: die Urheimat und der noch am stärksten fließende Quell der nordischen Rasse.

Der Glaube an die göttliche Weltordnung und die Steigerung des *Menschen ist Ausdruck unserer Weltanschauung*, aber noch nicht diese Weltanschauung selbst. Unser Glaube ist der mächtigste Antrieb für all unser Tun und Lassen. Aber zu einer wirklich klaren weltanschaulichen Haltung — und damit letzten Endes auch wieder zu einer Stärkung des Glaubens — kommt man nur, wenn der Glaube nicht in Widerspruch gerät mit dem Erkennen, mit der wissenschaftlichen Überzeugung. Wir müssen als germanische Menschen die Gewißheit haben, daß sich unser Glaube bei dem Versuch, ihn in die Tat umzusetzen, als lebenstüchtig erweist und mit den organischen Gesetzen des Daseins in Einklang steht.

„Wenn die Welt Gottes Schöpfung ist — und wessen Schöpfung sollte sie sonst wohl sein —, müssen die Naturgesetze, nach denen das All des Stirb und Werde sich verwandelt und entwickelt, göttliche Gesetze sein. Die Gesetze, die in dieser Gesetzmäßigkeit für uns Menschen von besonderer Gültigkeit sind, **sind aber die Gesetze, die unsere Erbwelt und unsere Umwelt gestalten. Deshalb ist für uns die Rassenerkenntnis die höchste Erkenntnis.** Deshalb steht aber auch die wissenschaftliche, politische und weltanschauliche Pflege der Naturkunde und der Lebenskunde für uns an erster Stelle. Auf ihr muß sich ja alles andere aufbauen. Wenn für uns also das Leben, die Rasse, die Arbeit, die Natur, die Heimat hohe und höchste Werte sind, dann nicht aus Willkür, sondern weil über alle diese Dinge der Weg zu Gott, zum Sinn des Lebens, zu einer lebensgerechten Ordnung, Sittlichkeit und Gläubigkeit führt."

(Stengel - v. Rutkowski: Von Allmacht und Ordnung des Lebens.)

Der Führer brachte uns die Erkenntnis der biologischen Lebensgesetze, das Wissen um den Wert und die Bedeutung des Blutes.

Seine Lehre besagt:

1. Daß die Menschheit verschiedenen Rassen angehört.
2. Daß jedes Volk nur seinen blutbedingten Gesetzen leben kann.
3. Daß unser Volk eine Blutsgemeinschaft vorwiegend nordischen Blutes darstellt.
4. Daß deshalb unser Volk nach Gesetzen leben muß, die nordischem Blut entsprechen.
5. Daß die Weltgeschichte neben dem Kampf um Lebensraum den Spannungsaustrag der rassenseelischen Weltanschauungen darstellt.

Der Führer:

„Ich spreche es hier prophetisch aus, so wie die Erkenntnis des Umlaufes der Erde um die Sonne zu einer umwälzenden Neugestaltung des allgemeinen Weltbildes führte, so wird sich aus der Bluts- und Rassenlehre der nationalsozialistischen Bewegung eine Umwälzung der Erkenntnisse und damit des Bildes der Geschichte der menschlichen Vergangenheit und Zukunft ergeben."

(Im Reichstag am 30. Januar 1937)

Im Mittelpunkt unserer Weltanschauung steht der Blutsgedanke oder Rassegedanke. Danach ist das Blut die bewegende Kraft im Leben des einzelnen wie des Volkes.

Diesen Gedanken zu Ende denken heißt: zu einer völligen Neuordnung des Denkens kommen, neu aber nur im Verhältnis zum Denken der letzten Jahrhunderte, die unser nordisches Blut mit dem Dogma von der Gleichheit aller Christenmenschen und der liberalistischen Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, stark gefährdeten und ein Rassenchaos heraufbeschworen. In Wahrheit heißt dieses Denken

nichts anderes als — ausgerüstet mit den Erkenntnissen der modernen Vererbungslehre und Rassenkunde — wieder anknüpfen an das, was unseren germanischen Vorfahren als Einheit von Glaube, Recht und Lebensordnung selbstverständlich war, solange sie noch unbeeinflußt von fremder Geistesart als freie Bauern in hochgezüchteten Geschlechtern ihr Leben gestalteten.

Von dieser Neuordnung des Denkens ausgehend, haben wir auch die Lehren und Erfahrungen der Geschichte neu auszuwerten gelernt, haben uns bemüht, die Einheit des deutschen Wesens und das, was sinnvolle, was sinnwidrige Entwicklung bedeutete, durch alle Epochen hindurch zu erkennen und aus den politischen Notwendigkeiten unserer Zeit dann die Schlußfolgerungen auf allen Gebieten zu ziehen.

Aus Erkennen und Glauben muß dann das Werten und Handeln erwachsen, an dem eine Weltanschauung als verpflichtendes inneres Gesetz auch nach außen hin erkennbar wird. Denn jede Weltanschauung ist in erster Linie durch das charakterisiert, was in der Rangordnung der Werte den obersten Platz einnimmt.

An erster Stelle steht die Erhaltung und Förderung unseres Volkes und seines Volkstums. Dieser Aufgabe gilt unser Leben und Kämpfen.

Der Führer:

„Für mich aber und alle wahrhaften Nationalsozialisten gibt es nur eine Doktrin: Volk und Vaterland!"

Aus dem Blutsgedanken heraus sieht der Nationalsozialismus das Volk nicht nur als eine Schicksalsgemeinschaft, sondern vor allem auch als eine **Blutsgemeinschaft,** verbunden durch das gemeinsame nordische Blut. Das Volk ist das alles Beherrschende, ist Ausgangspunkt allen Handelns, ist der letzte und höchste Wertmaßstab für jede Leistung. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz." Der Mensch, gleichgültig, welche Arbeit er versieht, steht mit seinem ganzen Denken und Handeln im Dienste für das Volk.

Das Ich hat zu Gunsten des Wir zurückzutreten. Nur auf dem Wege der Leistung und des Opfers für das Wir, für die blutsgebundene Volksgemeinschaft, kann die Existenz des Volkes und damit des einzelnen sichergestellt werden. „Einer für alle, alle für einen."

Der Führer:

„Der Nationalsozialismus hat weder im Individuum noch in der Menschheit den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, seiner Stellungnahmen und Entschlüsse. Er rückt bewußt in den Mittelpunkt seines ganzen Denkens: Das Volk."

Der Nationalsozialismus ist also eine völkische Weltanschauung. Alles, jeder Volksgenosse, jede Familie und Sippe, jede öffentliche Einrichtung, — Partei, Wehrmacht, Staat, Verwaltung, Wirtschaft, Kunst und Wissen-

schaft —, haben dem Gedeihen des Volkes und seinem ewigen Kampf zu dienen. Das ist aber in vollendeter Weise nur möglich, wenn jedes Glied des Volkes an den Platz gelangt, auf dem es nach Anlagen und Leistungswillen das Höchste für das Volk, für die Nation zu leisten vermag, also in einer echten sozialistischen Volksordnung mit hohem Arbeits-Ethos.

Diese Verbindung des nationalen mit dem sozialistischen Gedanken hat der Partei ihren Namen gegeben und läßt uns von nationalsozialistischer Weltanschauung sprechen.

Der Führer:

„Die großen Kulturleistungen der Menschheit waren zu allen Zeiten die Höchstleistungen des Gemeinschaftslebens des Volkes, der Rasse; sie sind deshalb in ihrem Entstehen und in ihrem Bilde der Ausdruck der Gemeinschaftsseele und -ideale."

(Reichsparteitag 1935)

Somit bekennt sich der Nationalsozialismus zur **idealistischen Lebensauffassung,** wie sie uns im Blute liegt und schon immer unseren germanischen Ahnen zu eigen war. Damit überwand er aber auch die individualistisch-materialistischen Ideenrichtungen des Liberalismus und Marxismus.

Mit dem Bekenntnis zum Blutsgemeinschaftsgedanken und der Errichtung der sozialistischen Gemeinschaft vollzog sich die Volkwerdung der Deutschen.

Wenn wir den einzelnen als dienendes Glied der Volksgemeinschaft sehen, bedeutet das aber nicht sein Aufgehen in der Masse. Echte Volksgemeinschaft kann nicht aus Massentum, sondern nur aus starken Persönlichkeiten erwachsen. Ein gesunder Wald braucht starke Bäume! **Der Nationalsozialismus betont also stark den Wert der Persönlichkeit,** das heißt aber nicht, den Wert des aus allen Bindungen losgelösten Einzelindividuums um seiner selbst willen, da es ein solches in Wahrheit gar nicht gibt. Es existiert nur als blutleere Gedankenkonstruktion und widerspricht den Gesetzen des Lebens, nach denen der Mensch in die natürlich gewachsenen Ordnungen von **Familie, Sippe und Volk hineingeboren wird.**

Der Nationalsozialismus will die in allen Fähigkeiten und Anlagen vollentwickelte, blutsbewußte, willensstarke und charakterfeste Persönlichkeit, die zu höchster Leistung für das Volk bereit ist. Das Mittel zur Schaffung dieses Menschentypus ist die im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung gehandhabte Erziehung. Die Voraussetzung dafür ist die Reinhaltung und Höherentwicklung unseres Blutes durch Aufzucht.

Der Führer:

„Wir haben die große Aufgabe, den wahren Geist der Volksgemeinschaft immer mehr zu vertiefen und den Persönlichkeitswert immer klarer herauszuarbeiten."

Wir werten die Arbeit als Pflicht zur Leistung für das Volksganze.

„Arbeit ist nicht nur ein Mittel zur materiellen Werteschaffung, sondern gilt der Erhaltung der Volksgemeinschaft und ist gleichzeitig die unerläßliche Voraussetzung zur Entfaltung der Persönlichkeit.

Jeder einzelne hat im Wettbewerb der Leistungen zu erweisen, welchen Platz des beruflichen oder politischen Lebens er auszufüllen berufen ist."

Der Führer:

„Ich verstehe unter Nationalsozialismus nichts anderes, als daß zur Erhaltung der Gemeinschaft auf jedem Platz unseres Lebens die höchsten Fähigkeiten ausschließlich und autoritär zum Einsatz gebracht werden."

„Diese durch allgemeinen Leistungswettbewerb entstehende **Leistungsauslese** unterscheidet sich grundsätzlich von dem liberalistischen freien Spiel der Kräfte, denn sie erkennt die individuellen Leistungen nur an, soweit sie gleichzeitig der Stärkung der Volksgemeinschaft dienen."

Der Führer:

„Auf der einen Seite muß man dem freien Spiel der Kräfte einen möglichst breiten Spielraum gewähren, auf der anderen aber betonen, daß dieses Spiel der Kräfte sich im Rahmen der den Menschen gegebenen Zweckgemeinschaft halten muß, die wir als Volk und Volksgemeinschaft bezeichnen. Nur auf diesem Weg können wir erreichen, was wir erreichen müssen, nämlich die höchste Steigerung der menschlichen Leistungen und damit der menschlichen Produktion."

Wir werten den Kampf als unumstößliches Lebensgesetz, denn nur im ewigen Kampf, der Voraussetzung aller Auslese, wachsen Persönlichkeiten und harte Völker. Nur im Kampf wird Großes geboren.

Kämpfend gestaltet der deutsche Mensch sein Leben! Kampf begleitet sein ganzes Dasein: Kampf mit sich selbst, Kampf mit dem Schicksal, Kampf mit feindlicher Umwelt. In zähem Ringen meistert er das Schicksal und erkämpft sich und seinem Volk die wesensbedingte und damit gottgewollte Lebensform. Kampf ist dem deutschen Menschen göttliches Gesetz zur Formung und Erziehung zur Härte. Darum lehnt er das bisher gelehrte Prinzip der demutsvollen Ergebenheit gegenüber dem Schicksal ab.

Kampf und Härte sind eines der Hauptelemente des Nationalsozialismus. Er ist daher die Weltanschauung des starken, des kämpferischen Menschen. Nationalsozialismus entspringt echtem Kriegertum. „Er ist mit seinem kämpferischen Grundzug soldatische Weltanschauung." Der opferbereite Einsatz des Soldaten ist sichtbarster Sozialismus. Der Soldat ist der erste Sozialist des Reiches. Gerade der Soldat, und hier wiederum der Offizier, müssen den Nationalsozialismus mit besonderer Bereitschaft in ihrem Herzen aufnehmen.

Aus dieser kämpferischen Haltung verabscheut der Nationalsozialismus ein verweichlichendes Wohlleben. Er ist der Todfeind der Ichsucht und des Materialismus, die zu einem ausschweifenden Leben führen. Er fordert Einfachheit, Schlichtheit und Geradheit in der Lebensführung. Das bäuerlich Starke und Echte und das soldatisch Harte soll jeden Deutschen erfüllen, gleichviel, ob er seinem Volk in der Stadt oder auf dem Lande, mit der Waffe oder an der Werkbank dient.

Neben dem Kampf steht der Stolz: Der Stolz auf die angestammte Art, Stolz auf die Leistung, Stolz auf den Sieg nach dem Kampf. Gehorsam erfüllt der Offizier seine Pflicht, aber als stolzer und freier Mann. Und so steht er auch vor seinem Gott: aufrecht mit der Bitte um Kraft und Stärke, in Ehren bestehen zu können.

In dieser Haltung liegen die Grundlagen eines germanisch-deutschen Herrenmenschentums, das der Offizier am sichtbarsten zu vertreten hat. Berechtigter Stolz, edle Gesinnung und adelige Haltung kennzeichnen seine Art.

Wir bekennen uns zu **Ehre und Treue,** die beide unlösbar zusammengehören. Der Begriff der Ehre ist das Zentrum germanischen Seins. Um Ehre und Ruhm, Freiheit, Mut und Stolz kreiste das Leben unserer Vorfahren. Ihr Leben war immer rein und groß, solange die Ehre den Vorrang hatte.

„Das germanische Europa beschenkte die Welt mit dem leuchtendsten Ideal des Menschentums: Mit der Lehre von dem Charakterwert als Grundlage aller Gesittung, mit dem Hochgesang auf die höchsten Werte des nordischen Wesens, auf die Idee der Gewissenfreiheit und der Ehre." (Alfred Rosenberg, „Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts.")

In den letzten Jahrhunderten wurde die hohe Auffassung von der Ehre stark beeinträchtigt von den Ideen der Demut und der Humanität.

Der Führer machte die Ehre wieder zum Ausgangspunkt des gesamten deutschen Lebens.

Die Ehre ist das innere Gesetz, das Gewissen, das unser ganzes Tun und Handeln und unsere Einstellung zur Volksgemeinschaft diktiert. Sie ist nie auf sich allein bezogen, sondern findet ihre eigentliche Deutung in dem Verhältnis des Ichs zur Gemeinschaft. Germanisch-deutsche Ehrauffassung läßt das eigene Ich zu Gunsten der Ehre des Volkes zurücktreten. **Unsere nationalsozialistische Weltanschauung mit ihren Lebens- und Blutgesetzen ruht auf der Ehre.** Der sozialistische Gedanke des freiwilligen Dienstes für das Volk und das Streben nach Reinerhaltung und Höherentwicklung unseres Blutes entwickelt sich aus der Ehre.

Die Ehre des Offiziers ist die Ehre seiner Nation und die Ehre der Nation ist die Ehre des Offiziers.

Wer aber Ehre im Leibe hat, wird nie seinen Kameraden, sein Volk oder gar seinen Führer im Stich lassen.

Aus der Ehre erwächst also die Treue.

Viele Dinge auf dieser Erde können verziehen werden, eines aber niemals: die Untreue. Die Treue, die wir dem Führer geschworen haben, muß uns ebenso heilig sein wie die Treue zum deutschen germanischen Volk, seinem Wissen und seiner Art, wie die Treue zum Blut, zu unseren Ahnen und Enkeln, Treue zu unserer Sippe, Treue zum Kameraden und Treue zu den unverrückbaren Gesetzen des Anstandes, der Sauberkeit und der Ritterlichkeit. **In der hohen Auffassung von Ehre und Treue zeigt sich der Adel des deutschen Menschen.**

Wir bekennen uns zum **Gehorsam**, der bedingungslos aus höchster Freiwilligkeit, aus dem Dienst an unserer Weltanschauung kommt, der bereit ist, jedes Opfer zu bringen.

Mit der Ehre steht und fällt die Freiheit. Germanische Freiheit ist nicht zu verwechseln mit dem liberalistischen Begriff der Freiheit, die zu ichsüchtiger Zügellosigkeit ausartet. Sie ist innere Freiheit; Gewissensfreiheit, Freiheit der Seele, Freiheit der vollen Entfaltung der Persönlichkeit zum Nutzen der Gemeinschaft.

„Wir nennen uns frei, wenn wir den Befehlen unseres eigenen Wesens, das nicht wir geschaffen, sondern das wir von anderen, nämlich unseren Eltern, ererbt haben, folgen können. So fühlt sich das Volk frei, das seine politische Umwelt, seine Kultur und seine Frömmigkeit nach seiner rassischen Art und unter voller Ausnutzung seiner erblichen Kräfte und Fähigkeiten gestalten kann. Je größer daher das Freiheitsverlangen eines Volkes ist, um so mehr muß es die Erkenntnis seiner erblichen Bindungen bejahen, denn nur dann, wenn es ganz aufmerksam seinen ererbten Antrieben lauscht und folgt, wird es sich nicht fremdvölkischen und fremdrassischen Einflüssen beugen, sondern nur der Stimme seines Blutes, seiner Vernunft und seines Gefühls."

(Stengel - v. Rutkowski: Von Allmacht und Ordnung des Lebens.)

Aus freiem Entschluß folgt der Germane seinem Führer, immer getragen von dem Willen, die Ehre und Freiheit seiner Blutsgemeinschaft, seines Volkes, zu schützen. Für die Freiheit seiner Nation kämpfen und sein Leben hingeben zu können, ist ihm höchste Ehre. „Lieber tot, als Sklav!" Aus dem Kampf für die Ehre und Freiheit der Nation erwächst das Verhältnis Führer—Gefolgschaft, erwächst die germanische Treue und der Gehorsam. Nur der ist frei, der aus dem Adel seiner Seele in treuer Gefolgschaft zu dem erwählten Führer kämpfend für sein Volk eintritt.

Nur in einem freien Volk ist er selbst frei und glücklich.

Und so ist auch der Waffendienst des deutschen Mannes zu verstehen. Er hat nichts mit Zurücksetzung ziviler Rechte zu tun, er ist freiwilliger Dienst um Ehre und Freiheit der Nation. Diese Freiheit des Willens ist die große schöpferische Kraft der nordischen Seele, die gestaltend im einzelnen wie im Volke wirkt. In diesem Adel der Gesinnung wurzelt das nordische Führer- und Gefolgschaftsprinzip.

„Ehre und Freiheit trieben die einzelnen in die Ferne und Unabhängigkeit, in Länder, wo Raum für Herren war oder ließen sie auf ihren Höfen und Burgen bis zum letzten Mann um ihre Selbständigkeit kämpfen." (Alfred Rosenberg, „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts.")

Treue, Ehre und Gehorsam zusammen bedingen das gerade für den germanischen Menschen so charakteristische Verhältnis von **Führung und Gefolgschaft,** das den artfremden Kräften, die in unserem Raum Einfluß zu gewinnen suchten, immer besonders ein Dorn im Auge war, das aber, wenn es sich rein entfalten konnte, unser Volk stets zu den größten Leistungen befähigte.

Das Fundament der unlösbaren Gemeinschaft von Führer und Gefolgschaft ist das gemeinsame Ideal, der gemeinsame Kampf, der gleiche Glaube an eine große Idee und ihre Kraft: die einheitliche Weltanschauung, der gleiche Glaube an das Volk und seine Sendung.

Aus der Gemeinsamkeit der Zielsetzung und des Glaubens ergibt sich die Zusammenballung stärkster willensmäßiger Kräfte, die die Gefolgschaft in treuer Verbundenheit zum Führer zur Tat drängen.

Führer ist derjenige, der Menschen formen und erziehen kann, der sie mit der Glaubenskraft seiner Seele erfüllt und sie mit seinem Vorbild zu größten Taten mitreißt. *Ein Führer, und dies gilt vor allem für den Offizier, muß seine Gefolgschaft durch sein Vorbild, durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch den Glauben an Führer und Volk und an die Kraft der Weltanschauung an sich ketten, sie zu freiwilliger Unterordnung bringen, zu verantwortlicher Mitgestaltung an dem großen Ziel veranlassen und zu letzter Einsatzbereitschaft begeistern.*

Der Wille des Führers muß zum Glauben der Gefolgschaft werden. *Dieser Glaube führt zu höchster Entfaltung seelischer Kräfte bei Führer und Mann.*

Germanisch-deutsches Führertum baut auf dem Prinzip der Verantwortlichkeit auf, die von Charakter, Willensstärke und Können abhängt.

Der Führer:

„Wer Führer sein will, trägt bei höchster, unumschränkter Autorität auch die letzte und schwerste Verantwortung."

Aus der Auffassung vom Werte der Persönlichkeit und der Leistung fordert der Nationalsozialismus die Durchführung des Führer- und Gefolgschaftsprinzips im gesamten deutschen Leben.

Der Führer:

„Die beste Staatsverfassung und Staatsform ist diejenige, die mit natürlichster Sicherheit die besten Köpfe der Volksgemeinschaft zu führender Bedeutung und zu leitendem Einfluß bringt." („Mein Kampf.")

Im Führerprinzip prägt sich die soldatische Seite des Nationalsozialismus am klarsten aus.

Höchstes Vorbild germanischen Führertums ist uns der Führer.

Aus der Erkenntnis der hohen Seelenwerte des Volkes und aus dem Glauben an seine und seines Volkes Sendung erwuchs dem Führer die Kraft, das innerlich zerrissene, weltanschaulich gespaltene Volk durch den Nationalsozialismus zu einer großen Einheit, zu einer gewaltigen Gefolgschaft zu formen. Sein Vorbild, seine Taten und die nationalsozialistische Weltanschauung ließen den Führer und das deutsche Volk zu einer untrennbaren Einheit werden.

Das Vorbild des Führers läßt jeden deutschen Offizier zum gläubigen Nationalsozialisten, unter Zurücksetzung des eigenen Ichs zum besten Diener des Volkes und Reiches werden.

Der Nationalsozialismus appelliert nicht an den Intellekt, an die Vernunft, wie es der Liberalismus und Marxismus glaubt tun zu müssen, sondern er wendet sich an die **Seelen- und Charakterwerte.** Er weckt die wesensgemäßen, die nordischen Blutskräfte, die in jedem deutschen Menschen schlummern, aber bisher infolge der Einwirkung wesensfremder Ideenkräfte nicht zu voller Entfaltung kommen konnten. Nachdem die gefährlichsten Ideenrichtungen niedergekämpft sind, kann echtes germanisch-deutsches Wesen wieder zur bewegenden und tragenden Kraft deutschen Volkstums werden.

Der überzeugenden und mitreißenden Persönlichkeit des Führers, als Schöpfer dieser gewaltigen Idee des Nationalsozialismus, gelang es, alle diese Kräfte wachzurufen und in einer einzigartigen völkischen Revolution, die alles erfaßte, was germanisch-deutschen Blutes ist, auf das ganze deutsche Volk zu übertragen. Damit wurden Seelenkräfte und -energien entfacht, die das deutsche Volk aus heroischer Lebensauffassung zu höchsten Leistungen befähigten.

Das deutsche Volk fand nach jahrtausendlangem Kampf wieder zu sich selbst. Es beginnt, die Gesetzlichkeit seines Lebens zu begreifen. Germanentum, die Ideenwelt des großen Königs, Nationalsozialismus ist eine Linie der Entwicklung. Mit der nationalsozialistischen Revolution findet **das Ringen des deutschen Volkes mit fremden Ideenwelten seine geschichtliche Vollendung.**

Wenn wir unsere Geschichte bis in früheste germanische Vorzeit zurückverfolgen, so zeichnen sich folgende Lebensäußerungen des germanisch-deutschen Menschen ab:

1. Seine aufrechte, stolze und blutsbewußte Art, **der Adel seiner Gesinnung** und **sein Kriegertum,** das seinen Ausdruck in soldatischer Härte und Entschlossenheit und seinem Kampfesmut, in seiner hohen Auffassung von Ehre und Freiheit, Treue und Gehorsam und seinem Führertum findet.

2. Sein hoher Sinn für die Gemeinschaft (Familie, Sippe, Volk) und seine Bereitschaft, für diese Blutsgemeinschaften jedes Opfer zu bringen, **sein Idealismus.**
3. **Seine bäuerlich echte, starke, einfache und schlichte Art, seine Verbundenheit mit dem Boden,** seine Liebe zur Scholle.
4. Sein hoher **Seelenschöpfer- und Gestaltungswille,** der ihn zum Begründer der Kulturen und Staaten des Abendlandes und damit vom Altertum bis heute zum ordnenden und bestimmenden Faktor im Zusammenleben der Völker werden ließ.
5. **Seine tiefe Religiösität.**

Darauf gründet sich der Nationalsozialismus. Er bekennt sich zu den hohen Werten germanischen Menschentums, wobei ausdrücklich betont werden muß, daß der Idealismus unserer Auffassung nichts mit Schwärmerei und Phantasterei zu tun hat. Nationalsozialismus ist die Lehre von der blutsverbundenen Volksgemeinschaft und dem Dienst für das Volk als oberstem sittlichem Gesetz für jeden deutschen Menschen. **Er ist die Lehre von Blut und Ehre.** Ein Hauptbestandteil der nationalsozialistischen Lehre ist die Forderung nach **Leistung** für die Volksgemeinschaft und **Härte** gegen sich selbst.

Mit dieser idealistischen Grundauffassung steht der Nationalsozialismus in unüberbrückbarem Gegensatz zu der Weltanschauung des Materialismus, dessen Träger der Jude und seine Vasallenvölker sind.

Dieser Krieg stellt die unerbittliche Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Ideenwelten dar.

„Der Nationalsozialismus verwirklicht in der Realität der Politik das, was wir gläubigen Herzens schauen und mutigen Geistes als notwendig und recht erkennen. Er ist die Schicksalslehre unseres Volkes. Er ist die Meisterung von Erbwelt und Umwelt. Er faßt den Mythus von Blut und Ehre in Worte. Er richtet unser Auge wieder auf das wesentliche Geschehen von Blut und Boden. Er richtet unser Denken, Glauben und Handeln wieder auf die ewige Ordnung der Welt in uns und der Welt um uns. Er gibt uns das Vertrauen und die Möglichkeit, ehrfürchtig erkennend in die Gesetzmäßigkeit der Allmacht einzudringen und nach ihren Gesetzen auch die Ordnung, die von uns Menschen gesetzt und gestaltet wird, auszurichten, damit sie naturgesetzlich und lebensgerecht wird. Denn nur dann ist die Zukunft unseres Volkes sicher, klar und gewiß."

(Stengel - v. Rutkowski: Von Allmacht und Ordnung des Lebens.)

Mein Wille

das muß unser aller Bekenntnis
sein – ist euer Glaube!
Mein Glaube ist mir – genau
wie euch – alles auf dieser Welt!
Das Höchste aber, was mir
Gott auf dieser Welt
gegeben hat, ist mein Volk!
In ihm ruht mein Glaube, ihm
diene ich mit meinem Willen,
und ihm gebe ich mein Leben.

Adolf Hitler
am 1. 5. 1935 in Berlin

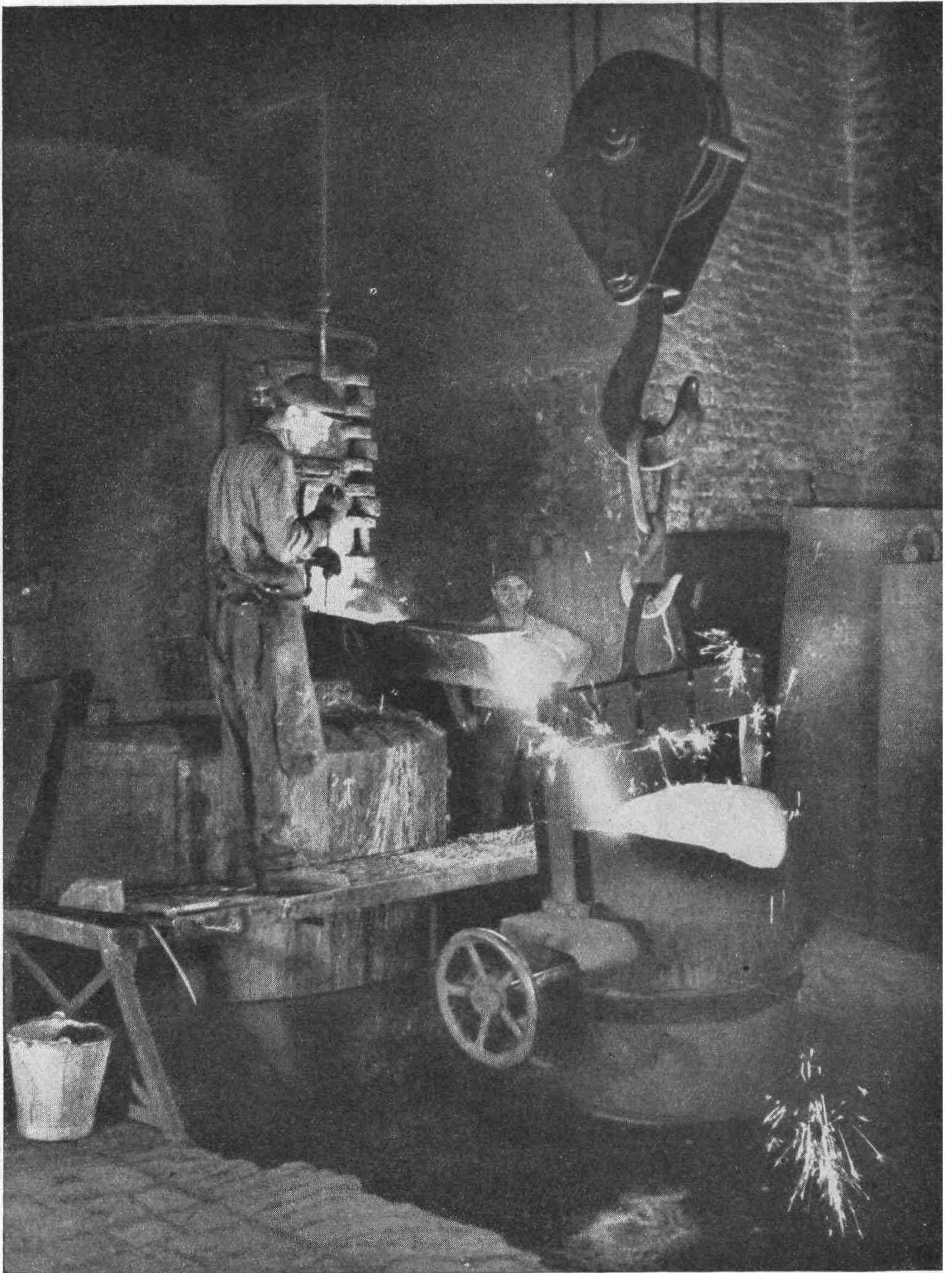


„Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht." (Adolf Hitler)





Um Ehre und Freiheit seines Volkes geht der Kampf des deutschen Soldaten.



„Der wahre Sozialismus ist die Lehre von der härtesten Pflichterfüllung."

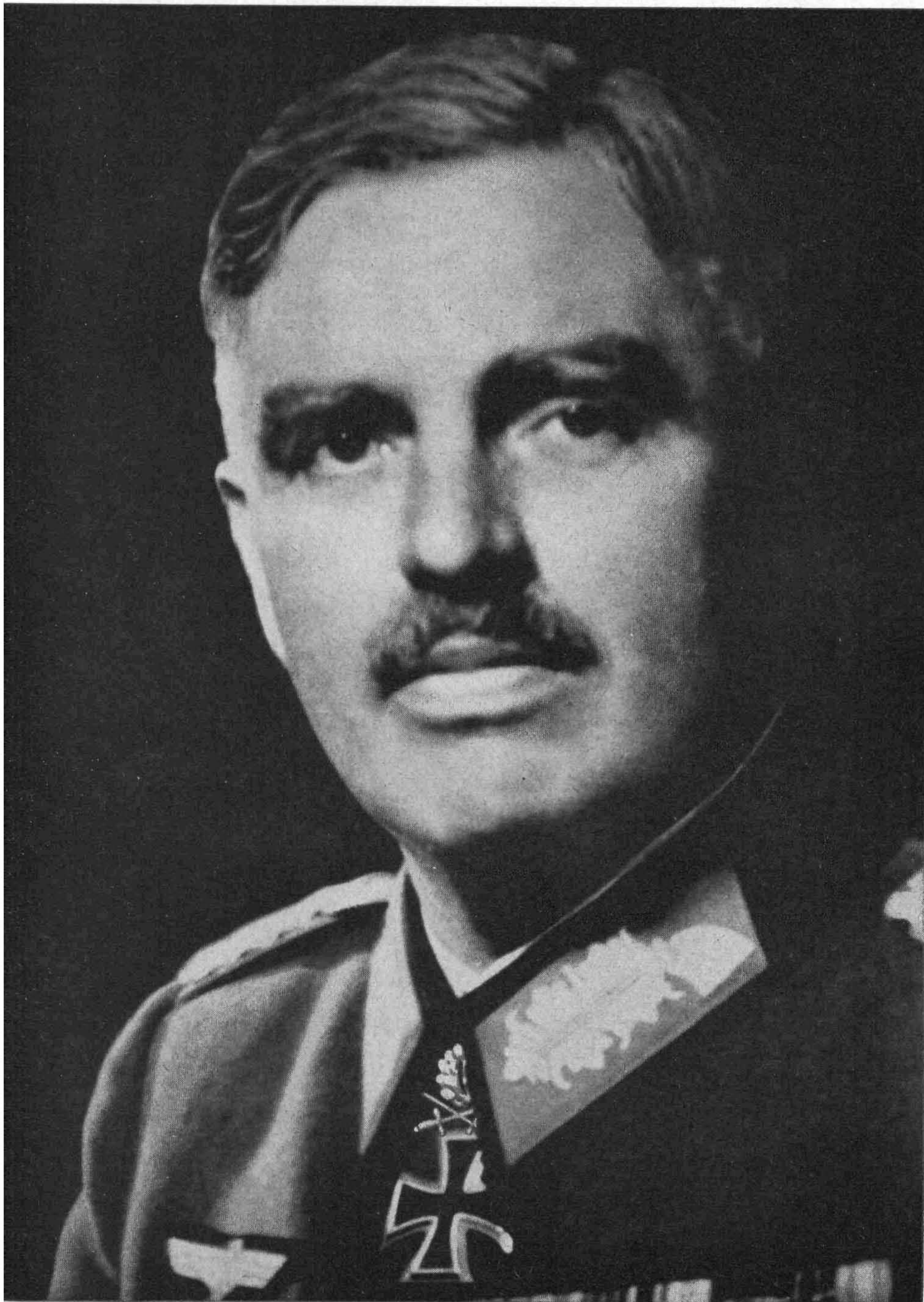
(Adolf Hitler)



5 **Der Soldat ist der erste Sozialist des Reiches!**



„Die Größe der Völker war zu allen Zeiten das Ergebnis der Gesamtwerte ihrer großen Männer.“ (Adolf Hitler)



Persönlichkeit und Leistung bestimmen den Platz in der Nation.

27. Warum verpflichtet uns die nationalsozialistische Weltanschauung zu dem Gesetz von Blut und Boden?

Wir kämpfen für unsere Frauen und Kinder und damit für das ewige Leben unseres Volkes, und zwar nicht nur im gegenwärtigen großen Ringen, sondern immer und überall. Darum müssen wir uns für eine Lebensordnung unseres Volkes einsetzen, die sein ewiges Leben auch von innen her sicherstellt. Das kann aber nur eine Ordnung sein, welche das gute und wertvolle Blut erhält und fördert, das minderwertige und fremde aber unterdrückt und ausscheidet, eine Ordnung, die die Sippen des Volkes im Boden der Heimat wachsen läßt.

Der größte Reichtum und kostbarste Schatz, über den unser Volk verfügt, ist sein Bestand an leistungsfähigen Sippen, an Sippen also, die ihr Blut rein erhielten und aus der Verpflichtung gegenüber den Ahnen uns immer wieder in genügender Zahl Kinder und Enkel schenkten, um weiterzuführen, was die Ahnen begannen. Maschinen, Kanonen, Panzer, U-Boote und Flugzeuge können wir in unseren Fabriken in unendlich großer Zahl produzieren; aber die Menschen, die befähigt sind, diese Kanonen und Panzer richtig zu bedienen, sie sinnvoll einzusetzen, können nur aus Sippen guten Blutes gezeugt werden. Ebenso können unsere geistigen und kulturellen Leistungen, ja die unser Volk kennzeichnende Gesittung überhaupt, nur durch dieselben Kräfte erhalten werden, die vorher die Träger ihrer Schöpfung waren.

Was haben wir nun getan, um unserem Volk diesen kostbarsten Schatz, sein gutes Blut, zu erhalten? Vor der „Neuordnung unseres Denkens" durch die nationalsozialistische Weltanschauung sind wir — ebenso wie die meisten übrigen europäischen Völker — so leichtsinnig damit umgegangen, daß für Einsichtige bereits das drohende Gespenst des Volkstodes auftauchte. Und ein ganz großer Pessimist prophezeite bereits den „Untergang des Abendlandes" als angeblich notwendigen Ablauf eines sich immer wiederholenden geschichtlichen Gesetzes. **Wir aber glauben an die Ewigkeit unseres Volkes;** denn wir wissen aus den Gesetzen des Lebens und aus der Geschichte, daß Völker nicht aussterben, sondern „ausgeboren" werden. Große und bedeutende Kulturvölker sind untergegangen. Die letzte Ursache für diesen Untergang lag in der Vernachlässigung der Blutsfragen begründet. Vor allem waren es immer wieder drei Gefahren, die als solche nicht in genügender Weise erkannt und bekämpft wurden: **der Geburtenrückgang, die Gegenauslese und die Rassenmischung.** Aus ihrem Zusammenwirken mußte der Untergang erwachsen.

Aus diesen Erfahrungen haben wir gelernt. Die nationalsozialistische Weltanschauung verpflichtet uns daher zu einer Lebensordnung, welche diese Gefahren meistert:

1. **Deutschland muß wieder Kinderland werden.** Vor allem muß auf den Sieg der Waffen der Sieg des Kindes folgen. Der Wille zum Kinde

muß besonders in den Familien guten Blutes neu gefördert werden; denn oft waren sie es gerade, die mit der bewußten Einschränkung der Kinderzahl den Anfang machten. Wir müssen uns wieder daran gewöhnen, daß Kinderzahlen von vier, sechs und mehr Kindern gerade in den Familien der Führungsschicht als ganz selbstverständlich angesehen werden, besonders nachdem in diesem Kriege wieder so viele unserer besten Blutslinien mit dem Heldentode des letzten lebenden Nachkommen für immer und ewig abgeschnitten wurden. Die leistungsfähigen und zur Führung begabten Menschen, die aus diesen Sippen nun nicht mehr geboren werden können, müssen die anderen unserem Volke zusätzlich schenken.

Die zwei Millionen Toten des Weltkrieges sind für das deutsche Volk ein bitteres Opfer gewesen. Größer aber war der Blutsverlust, der in der Zeit von 1919 bis 1933 dadurch eintrat, das man aus materialistischer Haltung heraus zu willkürlicher Geburtenbeschränkung überging:

Im Jahre 1905 wurden in Deutschland bei 58,6 Millionen Bevölkerung 2 010 600 Kinder geboren. Im Jahre 1932 waren es bei 64,9 Millionen nur 978 160 Kinder! Das bedeutet einen Ausfall von etwa 12 Millionen Menschen! Jeder Deutsche weiß es zu beurteilen, was das Fehlen von 12 Millionen Menschen heute für das deutsche Volk bedeutet.

Trotz der großen Erfolge unserer bisherigen Bevölkerungspolitik (in der Zeit von 1934 bis 1940 wurden z. B. im Altreich 2,7 Millionen Kinder mehr geboren, als nach den Verhältnissen von 1932/33 zu erwarten gewesen wäre) haben wir die Pflicht, alle Maßnahmen, die geeignet sind, den Willen zum Kinde zu heben, in verstärktem Maße auszubauen. Denn die Zukunft unseres Volkes ist biologisch noch keineswegs endgültig gesichert. Die Statistik bringt uns die Beweise dafür. Aber alle diese Maßnahmen — angefangen vom Ehestandsdarlehen über den Familienlastenausgleich bis zur Überreichung des Ehrenkreuzes für die deutsche Mutter — sind nur Wegweiser, die der Staat aufrichten kann; gehen müssen wir die Wege selbst und aus eigenem Entschluß. Die Frage, wie man sich zum Kinde stellt, ist in erster Linie eine Frage der Gesinnung, und Gesinnung kann man nur beeinflussen durch Erziehung. Wir stehen also vor einer unserer wichtigsten Erziehungsaufgaben und wollen nicht vergessen, daß jede Erziehungsaufgabe, die das ganze Volk in seiner inneren Haltung wandeln soll, nur dann gelöst wird, wenn die Führungsschicht des Volkes mit dem besten Beispiel vorangeht und die geforderte Gesinnung vorlebt.

2. Zu den Maßnahmen, die das Leben unseres Volkes seiner Zahl nach sicherstellen, müssen diejenigen kommen, die es seiner Güte nach erhalten, womöglich verbessern. Sie müssen sicherstellen, daß die biologischen Prozesse innerhalb unseres Volkskörpers zur Auslese und Festigung des guten Blutes und nicht zur Gegenauslese führen. Durch Gesetze wie das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses oder das Ehegesundheitsgesetz werden aber nur die allerschlimmsten

Schäden in dieser Beziehung verhindert. Das Entscheidende liegt auch hier wieder in der Haltung der Menschen selbst, besonders in ihrem Verantwortungsbewußtsein bei der Gattenwahl. Richtige Gattenwahl ist die einzige Möglichkeit, das wertmäßige Absinken des Anlagenbestandes einer hochgezüchteten Sippe zu verhindern. „Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren", sagt Nietzsche in seinem „Zarathustra". Und der einfache Bauer sagt zu seinem Sohn: „Junge, mach die Augen auf, Heirat ist kein Pferdekauf!" Immer wieder muß gutes Blut zu gutem Blut finden und durch Kinderreichtum seinen Bestand nicht nur erhalten, sondern mehren. Eine asoziale Großfamilie ist keine kinderreiche Familie; wenn der hemmungslosen Fortpflanzung dieses minderwertigen Blutes kein Riegel vorgeschoben wird, und wenn sich umgekehrt nicht alle erbgesunden Menschen besonders aus den leistungsfähigsten Geschlechtern zu den Werten der Familie und des Kinderreichtums bekennen, dann wird auch in unserem Volke die Gefahr des Untergangs durch die Gegenauslese nicht zu bannen sein.

3. Wir müssen unser Volk in seiner rassischen Substanz rein erhalten, d. h., wir müssen verhindern, daß fremde Rassen unser gutes Blut zerkreuzen oder auch nur artfremde Vorbilder in unserem Volke wirksam werden lassen. „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden; was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden." (Goethe)

Ein Volk ist zwar nicht nur charakterisiert durch die Rassen, die den Volkskörper zusammensetzen; denn sein besonderes Gesicht wird mitbestimmt durch seine gemeinsame Geschichte, durch die gemeinsam überstandenen Gefahren, durch die gemeinsame Sprache, die Natur seines Lebensraumes usw.; aber die rassischen Grundlagen sind doch das Entscheidende. Vor allem gilt es, klar zu erkennen, welche Rasse die gesamte Gesittung des Volkes entscheidend geprägt hat.

Aus der Geschichte der germanischen Landnahme und der späteren Bevölkerungsgeschichte Deutschlands wissen wir, daß ein Blutsbestandteil in allen deutschen Stämmen vorhanden ist, der somit alle übrigen, die aber ebenso zur vollkommenen Ausprägung des deutschen Wesens dazugehören, zu einer Blutsgemeinschaft verbindet. Es ist das **nordische Blut.** In allen deutschen Gauen, ja in jedem einzelnen Deutschen kommt diesem nordischen Blutserbe ein mehr oder weniger hoher Anteil zu, nicht immer ablesbar aus den äußeren Rassenmerkmalen, aber erkennbar aus der Charakterhaltung und Leistung für das deutsche Volk. Dieser nordische Blutsanteil und damit Seelenanteil in allen deutschen Gauen und allen deutschen Menschen ist gewissermaßen der Wellenbereich, den wir auf unseren Sendern und *Empfängern alle einschalten können und mit dessen Hilfe wir uns* alle zu verständigen vermögen, besonders über das, was wir als typisch deutsch empfinden. Denn die Gesittung des deutschen Volkes — das lehrt uns die Geschichte ganz eindeutig — ist geprägt aus

der Seelenhaltung unserer germanischen Vorfahren, d. h. aus der Rassenseele vorwiegend nordischer Menschen. Darum also, um der Erhaltung des germanisch-deutschen Volkstums willen, nicht aus irgendeinem „Rassenfimmel" heraus — ist es so wichtig, zu verhindern, daß durch eine Minderung des Blutes der obenerwähnte Wellenbereich soweit zusammenschrumpft, daß eine Gleichheit der Auffassungen und Meinungen und damit eine gradlinige artrechte Weiterentfaltung unseres Volkstums nicht mehr möglich ist.

Der Führer:

„Alle geschichtlich feststellbaren Weltanschauungen sind nur verständlich in ihrer Verbindung mit den Lebenszwecken und der Lebensauffassung bestimmter Rassen. Er (der Nationalsozialismus) weiß, daß die normale Spanne unserer Fähigkeiten durch die innere rassische Gliederung unseres Volkes bedingt ist. Er wünscht aber, daß die politische und kulturelle Führung unseres Volkes das Gesicht und den Ausdruck jener Rasse erhält, die durch ihren Heroismus allein dank ihrer Veranlagung aus einem Konglomerat verschiedener Bestandteile das deutsche Volk überhaupt erst geschaffen hat ... Ausgehend von der Erkenntnis, daß auf die Dauer alles Geschaffene nur durch dieselben Kräfte zu erhalten ist, die vorher die Träger der Schöpfung waren, wird der Nationalsozialismus im deutschen Volk das Wesen derjenigen Bestandteile zu dominierendem Einfluß und zur sichtbarsten Auswirkung bringen, die die Bildung unseres deutschen Volkskörpers im Laufe vieler Jahrhunderte angeregt und durchgeführt haben."

(Reichsparteitag 1933)

Für die Sicherung des ewigen Lebens unseres Volkes müssen wir also fordern: mehr Kinder, aber nur Kinder, die wir vor den Ahnen verantworten können. In Stadt und Land müssen wieder harte, starke und edle Geschlechter wachsen.

Es ist notwendig, hier etwas über den **Begriff der Zucht** zu sagen, der teils belächelt, teils kritisiert wird. Der Zuchtgedanke war unseren Vorfahren etwas Selbstverständliches! Aus der damaligen Sitte heraus bestimmten die Familien- oder Sippenoberhäupter die Besten und Schönsten der beiden Geschlechter von vornherein für die Ehe. Heute ist diese Sitte nicht mehr Allgemeingut. **Es ist daher Pflicht des Offiziers, sich bei der Gattenwahl von dem Gedanken der Höherzüchtung des Blutes leiten zu lassen** und die Pflicht der Familienoberhäupter und, wo schon wieder vorhanden, der Sippenältesten, peinlichst über die Reinheit des Blutes zu wachen. Der Nationalsozialismus strebt die Höherentwicklung des Volkes an. **Sie ist eine Frage des Blutes!** In diesem Zusammenhang muß denen, die die Möglichkeit der Aufzucht anzweifeln, entgegnet werden, daß nichts unmöglich ist, wo der Wille da ist, und daß Pessimisten noch nie die Welt bewegt haben!

Das für die Lebensordnung unseres Volkes aber wichtigste Grundgesetz lautet: **Sittlich ist, was der Arterhaltung des deutschen Volkes förderlich ist. Unsittlich ist, was der Arterhaltung des deutschen Volkes entgegensteht.**

Der Führer:

„Zum erstenmal vielleicht seit es eine Menschengeschichte gibt, ist in diesem Lande die Erkenntnis dahin gelenkt worden, daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind, die erhabenste und damit für den Menschen heiligste die Erhaltung der von Gott gegebenen blutgebundenen Art ist. Zum erstenmal ist es in diesem Reich möglich, daß der Mensch die ihm vom Allmächtigen verliehene Gabe der Erkenntnis und der Einsicht jenen Fragen zuwendet, die für die Erhaltung seiner Existenz von gewaltigerer Bedeutung sind als alle siegreichen Kriege oder erfolgreichen Wirtschaftsschlachten! Die größte Revolution des Nationalsozialismus ist es, das Tor der Erkenntnis dafür aufgerissen zu haben, daß alle Fehler und Irrtümer des Menschen zeitbedingt und damit wieder verbesserungsfähig sind, außer einem einzigen: dem Irrtum über die Bedeutung der Erhaltung seines Blutes, seiner Art und damit der ihm von Gott gegebenen Gestalt und des ihm von Gott geschenkten Wesens." (Adolf Hitler.)

4. Das Deutsche Reich muß ein Bauernreich sein oder es wird untergehen. Diese Forderung hat nichts zu tun mit einseitiger Standespolitik, sondern ist wieder nur die notwendige Folgerung aus dem Studium der Gesetze des Lebens und der Geschichte. Die Lebenskraft germanischer Völker ist nämlich nur dann gesichert, wenn sie — so wie ein Wald in seinen Bäumen — durch eine genügend große Zahl lebenskräftiger bäuerlicher Sippen fest mit dem Boden verwurzelt bleiben, der ihren Lebensraum bildet. Wir alle sind die Nachfahren der germanischen Bauern, die zur Landnahmezeit unseren Volksboden in Kultur nahmen und aus deren Seelenhaltung schließlich auch die Gesittung des deutschen Volkes erstand. Was an wirklich arterhaltenden Lebensordnungen in unserem Volke geschaffen wurde, ging aus dieser bäuerlich-germanischen Seelenhaltung hervor und muß auch heute noch — wenn auch abgewandelt nach den Notwendigkeiten der Zeit — für uns verpflichtendes Gesetz sein. Das heißt nicht, daß wir wieder alle Bauern werden sollen, aber es heißt einer hemmungslosen Verstädterung der Gesinnungen, die immer zur Abkehr von den Gesetzen des Lebens führt, Einhalt gebieten und durch entsprechende gesetzliche Maßnahmen das Bauerntum als Nährquell, Blutsquell und — Kulturquell unseres Volkes lebenskräftig erhalten. Solange unser Volk über ein solches Bauerntum verfügt — auch das lehrt die Geschichte —, hat es auch größte Blutsverluste durch Kriege, die es zu führen gezwungen war, in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder überwunden.

Darum erkämpft das Reich den Raum, den wir brauchen, damit wir neben der industriellen Betätigung wieder ein starkes Bauernvolk werden.

Der Führer:

„Sorgt dafür, daß die Stärke unseres Volkes ihre Grundlagen nicht in Kolonien, sondern im Boden der Heimat in Europa erhält! Haltet das Reich nie für gesichert, wenn es nicht auf Jahrhunderte hinaus jedem Sprossen

unseres Volkes sein eigenes Stück Grund und Boden zu geben vermag! Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man selbst bauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt!" (Mein Kampf.)

Für die Söhne unserer Vorfahren galt diese Sitte:

Der Erste nahm den Hof, der Zweite nahm die Wehr, der Dritte hob sich neues Land.

Der Großraum wird auch die Stadt wieder zur Naturverbundenheit und echtem bäuerlichen Denken zurückführen und einen Teil ihrer Söhne dem Lande wiedergeben.

Und für die Stadt wird einmal gelten müssen: Der Erste nimmt das Erbe, der Zweite nimmt die Wehr, der Dritte hebt sich Land. Damit werden alle Sippen wieder in heimatlichem Boden wurzeln können.

„Die echte schöpferische Idee der Freiheit kann bei einem Volksganzen voll erblühen nur dann, wenn dieses Luft hat zum Atmen und Land zum Ackern. Eine lebendig wirkende Ehre wird man deshalb nur bei einer Nation dauernd tätig am Werke sehen, welche über genügenden Lebensraum verfügt; und tiefer: Wo sich die Idee der gepeinigten Nationalehre erhebt, da ertönt die Forderung nach Raum. Deshalb kennen weder das bodenfremde Judentum noch das bodenfremde Rom die Idee der Ehre; oder besser: Weil sie diese Idee nicht kennen, deshalb wirkt in ihnen auch nicht die Sehnsucht nach Ackerland, über welches ein starkes und frohes Geschlecht seine fruchtbringende Saat ausstreut...

Mit Schwert und Pflug für Ehre und Freiheit lautet also notwendig der Schlachtruf eines neuen Geschlechts, das ein neues Reich errichten will und nach Maßstäben sucht, an denen es sein Handeln und sein Streben fruchtbringend zu beurteilen vermag. Dieser Ruf ist nationalistisch. Und sozialistisch!" (Alfred Rosenberg, Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts.)



„Man fordere ... Opfer und Mut, Tapferkeit, Treue, Glauben und Heroismus, und melden wird sich der Teil des Volkes, der diese Tugenden sein eigen nennt. Dies aber war zu allen Zeiten jener Faktor, der Geschichte machte." (Adolf Hitler)



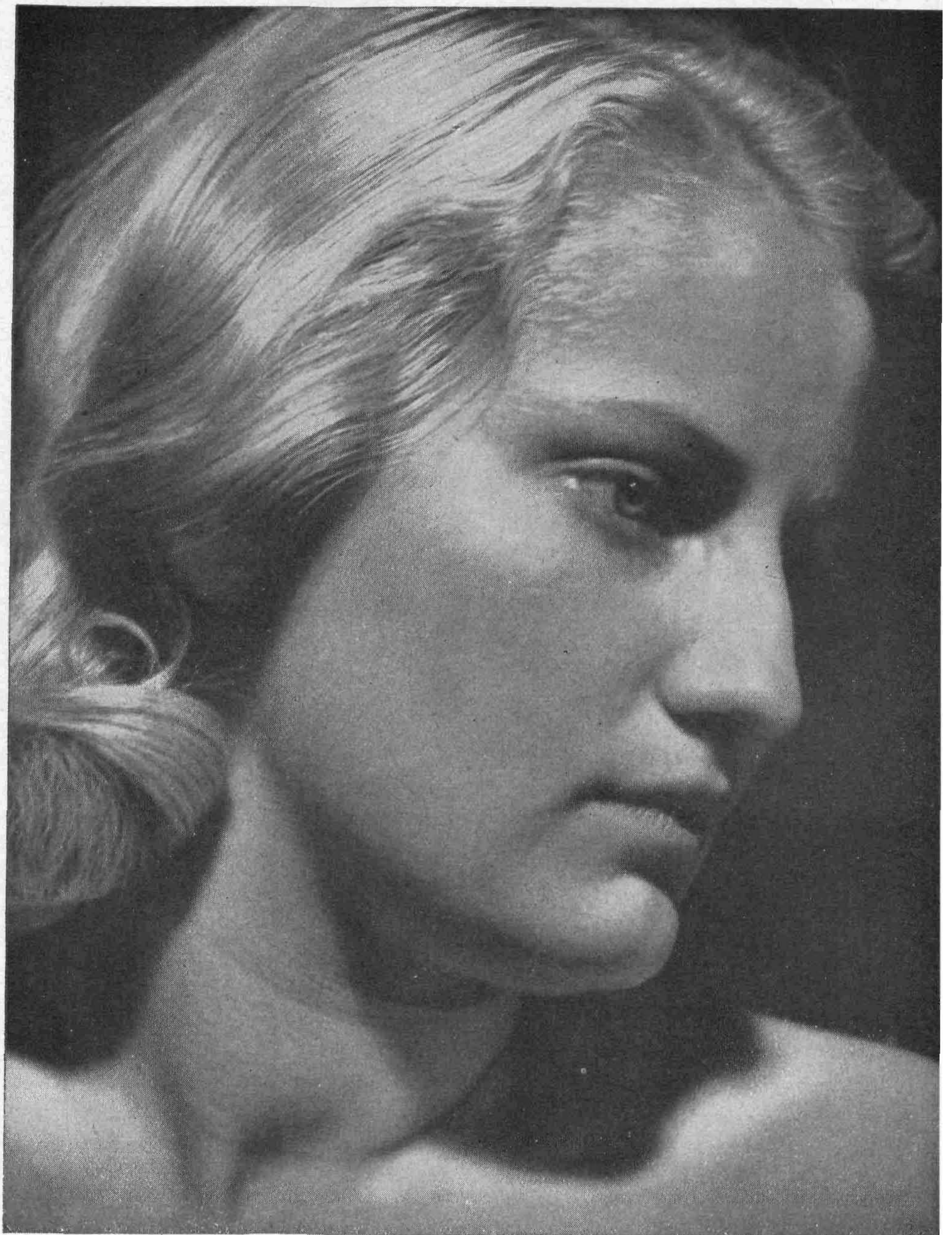
„Das germanische Blut auf dieser Erde geht allmählich seiner Erschöpfung entgegen, außer wir raffen uns auf und machen uns frei.“ (Adolf Hitler)



„Auch die Ehe kann nicht Selbstzweck sein, sondern muß dem einen größeren Ziele, der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse, dienen. Nur das ist ihr Sinn und ihre Aufgabe." (Adolf Hitler)

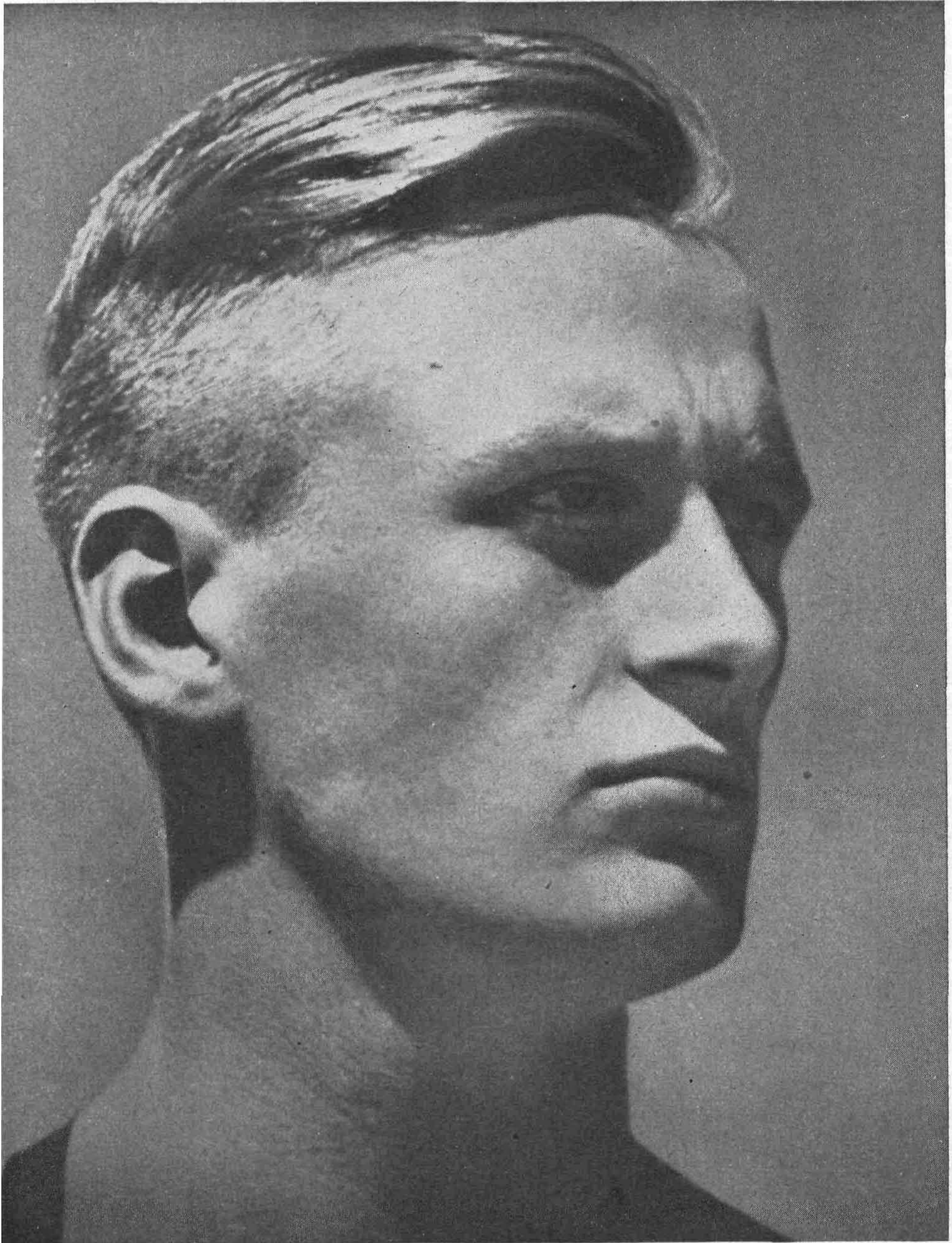


„Jedes Volk wird dadurch nur das beste und edelste werden und das Beste und Edelste hervorbringen können, daß es immer das Kräftigste und Schönste seines Stammes ausliest und miteinander zeugen läßt.“ (Ernst Moritz Arndt)



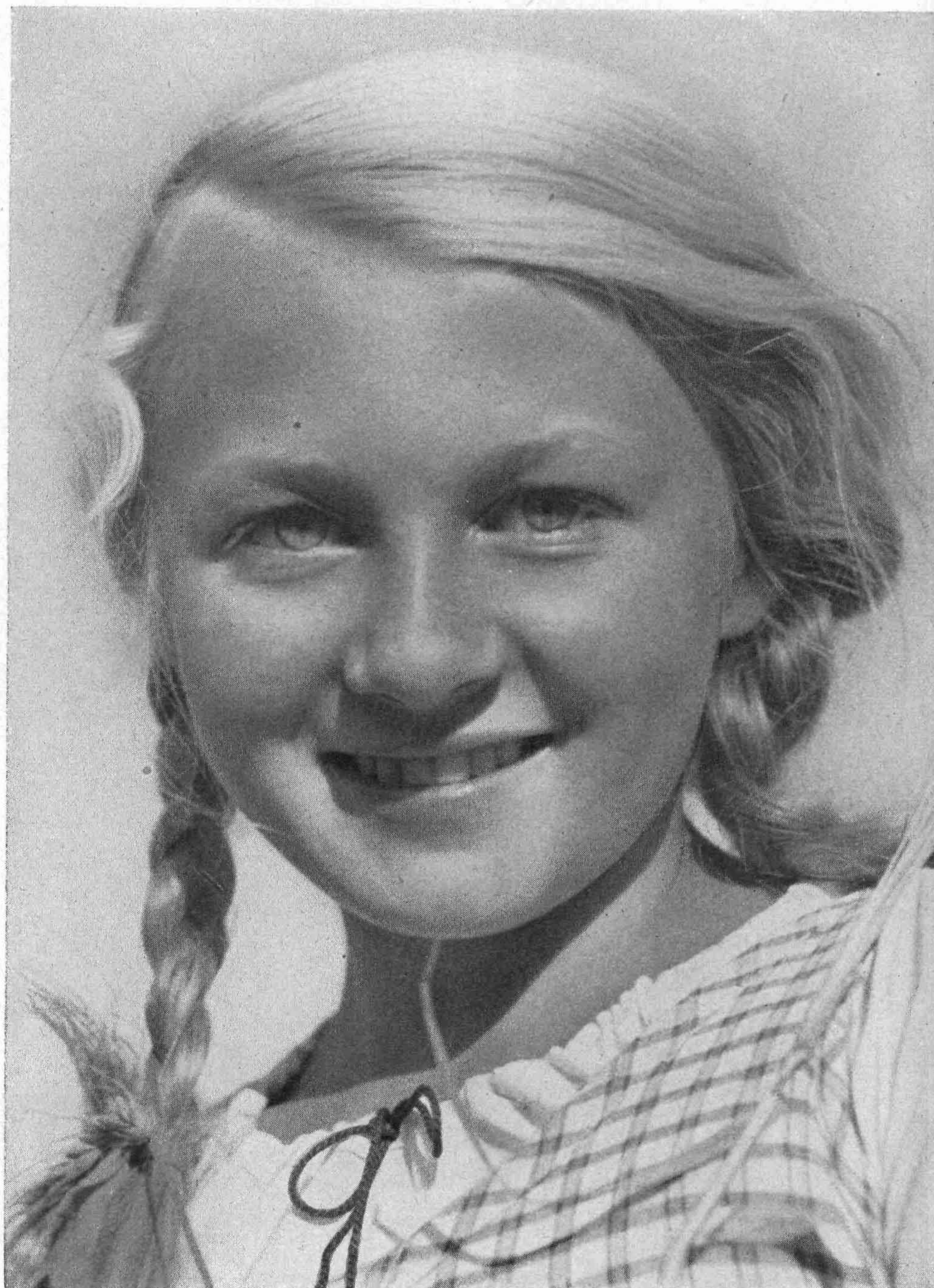
„Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehnt. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Sieg und deiner Befreiung. *Über dich sollst du hinausbauen.*

(Nietzsche)



Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele. Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu helfe dir der Garten der Ehe."

(Nietzsche)



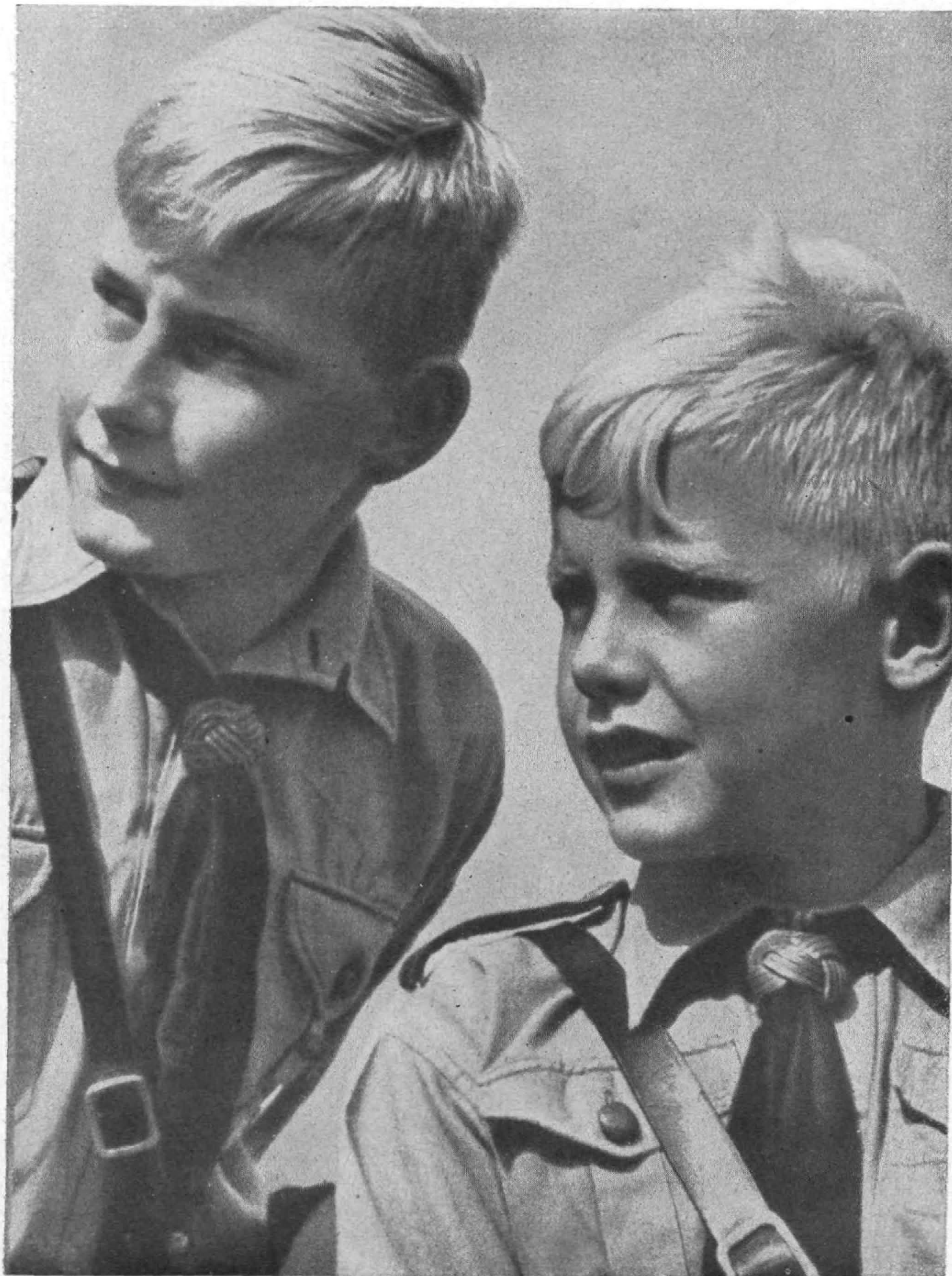
„Wir haben keine Schuld geerbt, und keine Sünde steht uns an; als Erbe tragen wir der Ahnen Blut, das sonnenhafte Gotteslehen.“ (Tons Vormann)



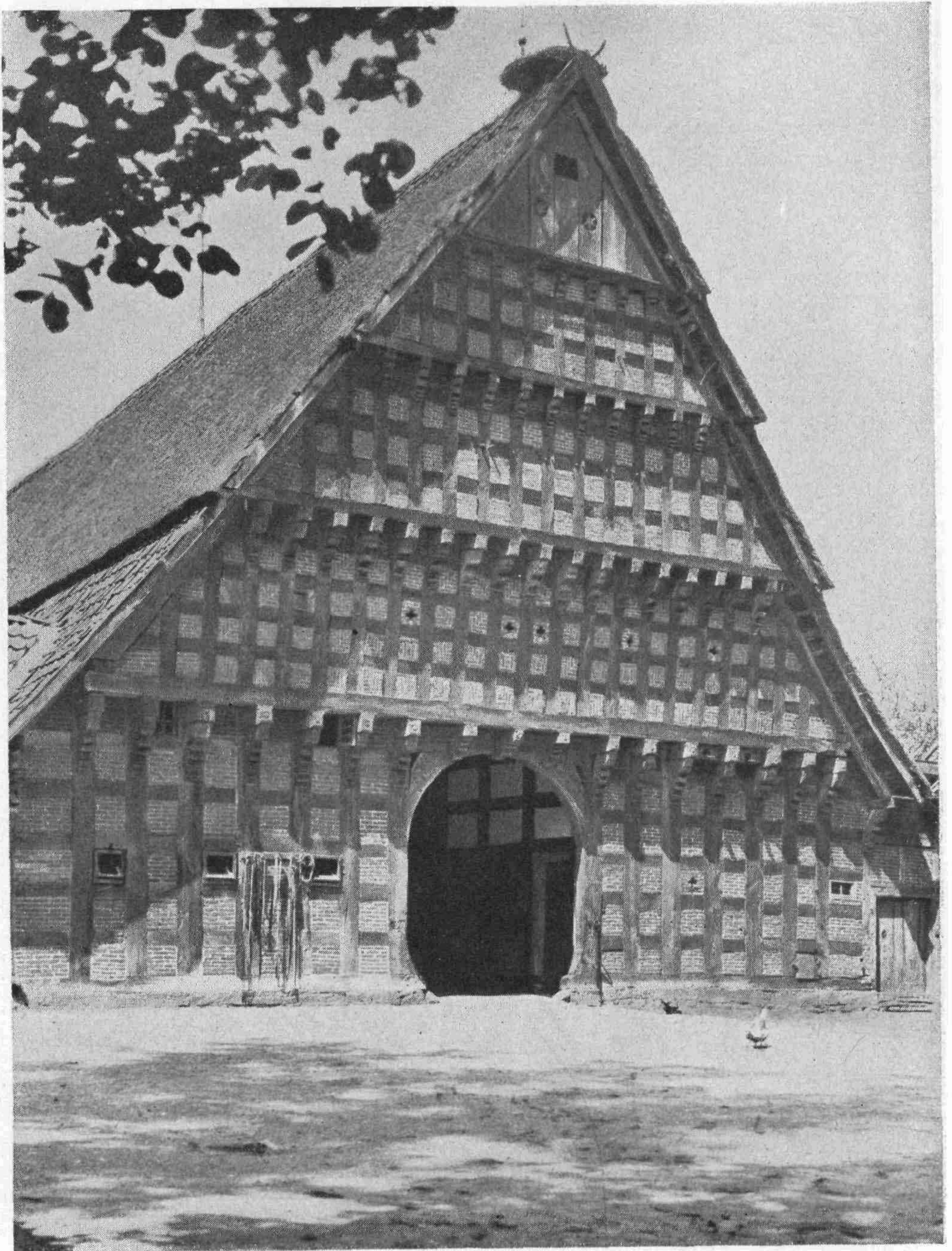
„Es gibt kein Mittel, Gott zu sehen, als das, ihn in seinen Kindern zu suchen."
(Lagarde)



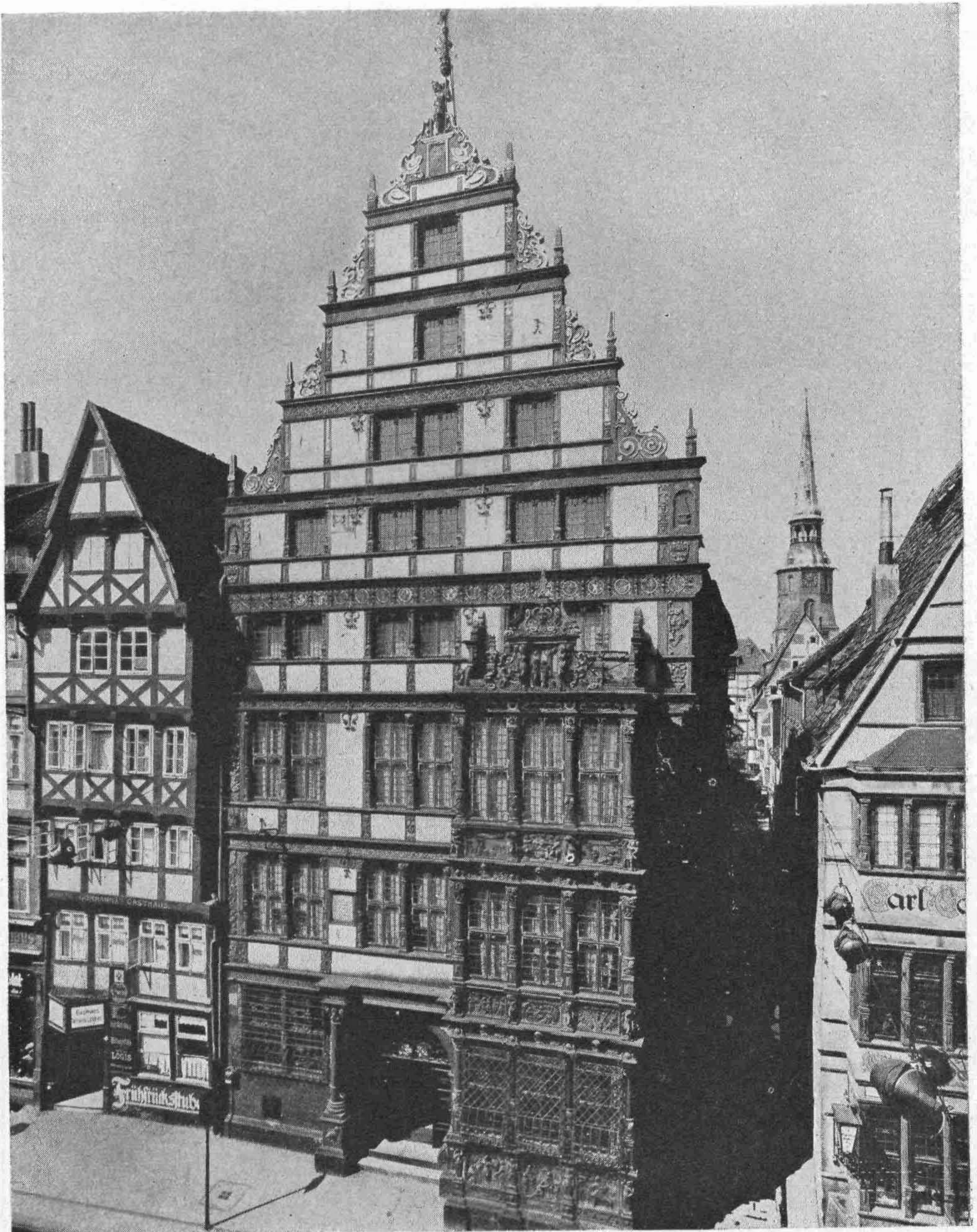
Ich messe den Erfolg unserer Arbeit nicht am Wachsen der Straßen. Ich messe ihn nicht an unseren neuen Fabriken, ich messe ihn auch nicht an unseren neuen Brücken, die wir bauen, auch nicht an den Divisionen, die wir aufstellen, sondern an der Spitze der Beurteilung des Erfolges dieser Arbeit steht das deutsche Kind, steht die deutsche Jugend. Wenn das wächst, dann weiß ich, daß mein Volk nicht zugrunde gehen und unsere Arbeit nicht umsonst gewesen sein wird. (Adolf Hitler)



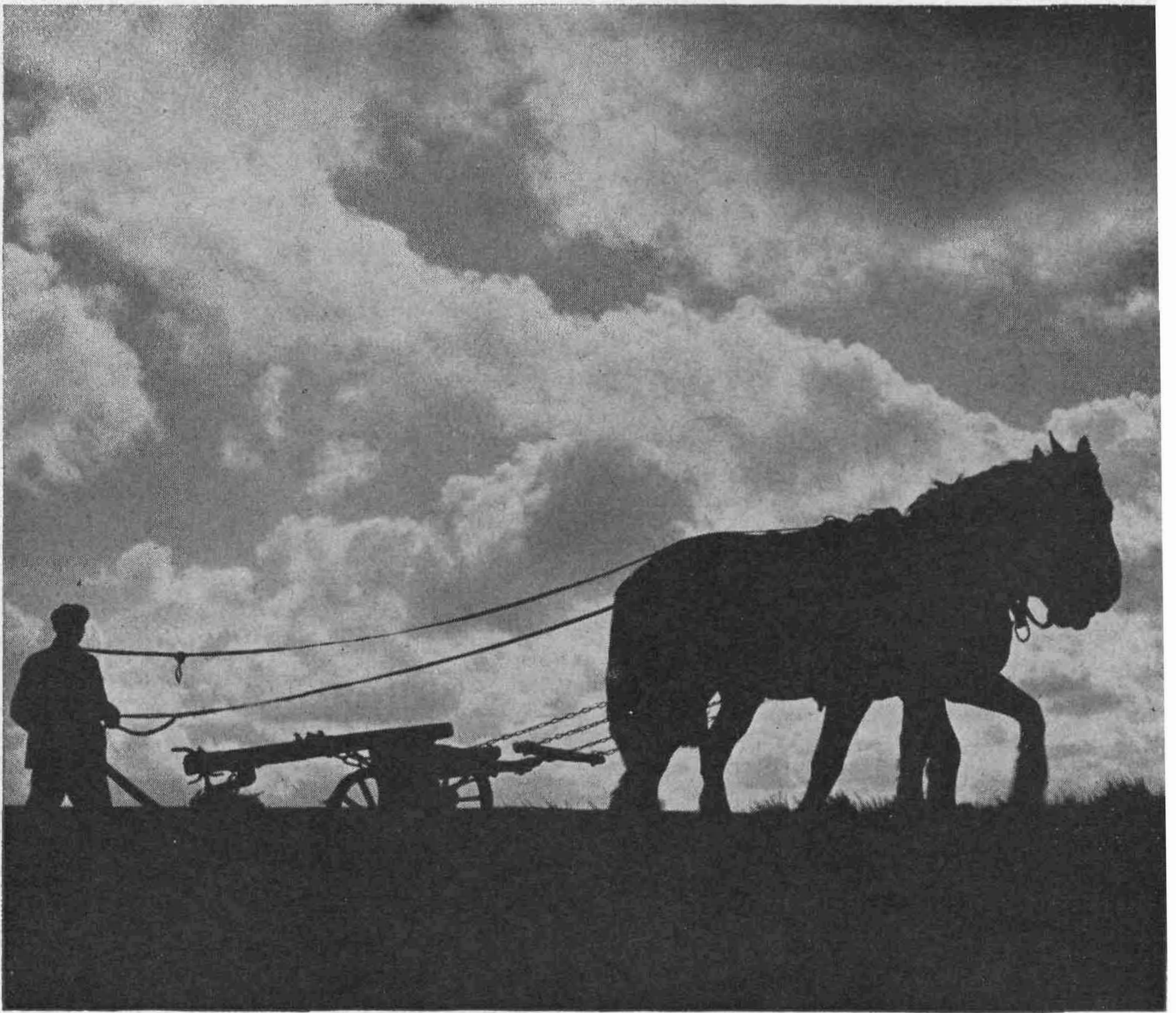
Fröhlich und hart wird unsere Jugend sein, früh sich im Kämpfen üben. Sie wird gestalten, was wir erkämpfen.



„Solange sich ein Volk auf ein starkes Bauerntum zurückziehen kann, wird es immer und immer wieder aus diesem heraus neue Kräfte schöpfen.“ (Adolf Hitler)



Auch der Städter, will er Träger des Volkstums und der Kultur bleiben, muß lernen, bäuerlich zu sein: echt, stark, natürlich, einfach und hart.



„Nur ein genügend großer Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins."

(Adolf Hitler)



In echtem Sozialismus wetteifern Front und Heimat im heiligen Kampf um den ewigen Bestand unseres Volkes und Reiches.

28. Was verstehen wir unter Sozialismus?

Das Wort Sozialismus ist abgeleitet von socius = der Genosse, der Gesell. Sozialismus wäre dann die Vorstellung, die man sich über die Ordnung des Zusammenlebens von Menschen macht, die sich „gesellt", d. h. zu einer Gesellschaft oder Gemeinschaft zusammengeschlossen haben. Je nachdem, welcher Gemeinschaft man den höchsten Wert zuerkennt, können mit dem Begriff „Sozialismus" ganz verschiedene Vorstellungen verbunden sein.

Da für uns Deutsche das Volk der oberste Wert ist und nicht — wie für den Marxisten — die „internationale Klasse des Proletariats", ist Sozialismus für uns eine bestimmte Form der „Volks" ordnung, die wir am besten vielleicht mit Volksgenossenschaft übersetzen könnten; eine Ordnung also, bei der es für die Rechtsstellung des einzelnen in den wirklich entscheidenden Fragen nicht darauf ankommt, ob er Bauer oder Arbeiter, Beamter oder Angestellter, Handwerker oder Gelehrter ist, sondern in erster Linie darauf, ob er Volksgenosse ist oder nicht.

Jede Ordnung setzt aber einen Bewertungsmaßstab voraus, nach dem die verschiedenen Rangstufen innerhalb der Ordnung festgesetzt werden. Dieser Maßstab kann im deutschen Sozialstaat nur die **Leistung des einzelnen für sein Volk** sein.

Der Führer:

„Uns schwebt ein Staat vor, bei dem in Zukunft jede Stelle vom fähigsten Sohn unseres Volkes besetzt sein soll, ganz gleichgültig, wo er herkommt; ein Staat, in dem die Geburt gar nichts und Leistung und Können alles ist."

Sozialismus hat also nichts zu tun mit öder Gleichmacherei. Diese Form der Volksordnung, deren vollkommener Ausbau nur durch den uns aufgezwungenen Krieg unterbrochen wurde, hat auch dem deutschen Arbeiter ebensowie dem deutschen Bauern seine Ehre wiedergegeben und ihn als vollwertiges Glied in die deutsche Volksgemeinschaft eingeordnet. Im deutschen Sozialstaat ist jeder Schaffende, ob Arbeiter der Stirn oder Arbeiter der Faust, gleichgeachtet. Bei der Lösung dieser Aufgabe hat die bürgerlich-kapitalistische Welt versagt. Sie glaubte, mit einer sogenannten Sozialreform auszukommen, die im wesentlichen auf dem Wege des Almosengebens die schlimmsten Auswüchse kapitalistischer Wirtschaftsordnung zu heilen suchte. Auch die Lehren des Mitleids und der Barmherzigkeit konnten die sozialen Schäden nicht beheben, die durch die jüdisch-materialistische Lebens- und Wirtschaftsauffassung entstanden waren. **Den Ideen von der Nächstenliebe und Barmherzigkeit setzt der Nationalsozialismus die Pflicht entgegen, mit jedem Opfer für die Gemeinschaft einzutreten.**

Eine wirkliche Lösung war nur möglich durch eine echte revolutionäre Umgestaltung der Volksordnung selbst. Denn der Arbeiter braucht nicht Mitleid, sondern Recht und Gerechtigkeit. Beides hat er im nationalsozialistischen Staat gefunden. Und dieser ungeheure Erfolg hat besonders die plutokratischen Länder so zum Aufhorchen gebracht, daß sie den Zusammenbruch ihrer Organisationen zur Ausbeutung der Welt befürchten mußten, wenn dieses Beispiel auch bei ihnen selbst Schule machen

würde. Daher ihr Haß gegen das nationalsozialistische Deutschland, der uns nur ein Beweis mehr ist, wie sehr wir auf dem richtigen Wege sind. Dieser vom Judentum besonders geschürte Haß war es dann auch, der zur Entfesselung des gegenwärtigen Krieges führte. Darum geht dieser Krieg um den deutschen Sozialismus und um die Freiheit, die eigene Volksordnung unserem Wesen gemäß zu gestalten.

Es sei aber hier herausgestellt: Sozialismus bedeutet für uns nicht nur Lösung der Arbeiterfrage, sondern die Zusammenordnung aller deutschen Volksgenossen zu einer echten Lebensgemeinschaft, **bedeutet Erhaltung und Weiterentwicklung des Volkstums auf Grund der arteigenen Entwicklungsgesetze.**

29. Was hat der Nationalsozialismus dem deutschen Volk gebracht?

Der Nationalsozialismus hat Deutschland die Wiedergeburt nach dem Niedergang im Jahre 1918 gebracht. Er hat das deutsche Leben unserem Blute gemäß neu geordnet. Adolf Hitler führte Deutschland aus der Schmach von Versailles heraus und schuf „das Reich". In ihm vereinigte er alle Volksstämme deutschen Blutes.

Die deutsche Volksgemeinschaft wird geschaffen. Oberster Grundsatz ist: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz." Die äußere Voraussetzung für die Volksgemeinschaft wird geschaffen durch Auflösung aller Interessenverbände, Verbot und Selbstauflösung der Parteien und politischen Verbände, Gleichschaltung der Vereine.

Der Führer:
„Pflichterfüllung: Das heißt, nicht sich selbst genügen, sondern der Allgemeinheit dienen. Die grundsätzliche Gesinnung, aus der ein solches Handeln erwächst, nennen wir — zum Unterschied vom Egoismus, vom Eigennutz — Idealismus. Wir verstehen darunter nur die Aufopferungsfähigkeit des einzelnen für die Gesamtheit, für seine Mitmenschen."
(Mein Kampf)

Die Rassenkunde wird zur Grundlage gemacht für den Aufbau von Volk und Staat aus der Erkenntnis, daß alle Werte und alle kulturellen und geschichtlichen Leistungen an rassische Voraussetzungen, an das Erbgut, gebunden sind. Der Lehre von der Gleichheit aller Menschen wurde die Rassenlehre entgegengesetzt.

Die Rassenfrage wurde zu einer Lebensfrage für das deutsche Volk. Daher ist die Hauptforderung des Nationalsozialismus, **das rassische Erbgut des deutschen Volkes nicht nur zu erhalten, sondern aufzuwerten.**

Das geweckte Rassenbewußtsein muß zum Rassenstolz werden!

Maßnahmen der nationalsozialistischen Führung: Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes, Gesetz zur Verhütung erbkranken

Nachwuchses, Gesetz zur Reinerhaltung des Blutes, Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, Weckung des Willens zur Familie und zum Kinde, Kampf gegen den Geburtenrückgang (Ehestandsdarlehen, Familienlastenausgleich), Hilfswerk Mutter und Kind, Siedlungstätigkeit, Heimstättenamt, Förderung der Volksgesundheit durch Maßnahmen der Gesundheitsführung.

Der Führer:

> **„Unser nationalsozialistisches Programm setzt an Stelle des liberalistischen Begriffes des Individuums und des marxistischen Begriffes der Menschheit das blutbedingte und mit dem Boden verbundene Volk. Ein sehr einfacher und lapidarer Satz, allein von gewaltigen Auswirkungen. Zum erstenmal vielleicht, seit es eine Menschheitsgeschichte gibt, ist in diesem Lande die Erkenntnis dahin gelenkt worden, daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind, die ehrbarste und damit für den Menschen heiligste die Erhaltung der von Gott gegebenen blutsgebundenen Art ist."**

Das Bauerntum wird als Lebensquell des deutschen Volkes besonders gefördert. Das Reichserbhofgesetz bindet den Bauern wieder an seine Scholle. Die Bindung von **Blut und Boden** sichert das Leben des deutschen Volkes. Sicherung des Bodenertrages durch Markt- und Preisordnung. Sicherung der Volksernährung (Erzeugungsschlacht).

Der Führer:

> **„Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird vergehen wie die Reiche der Hohenstaufen und Hohenzollern."**

Der Arbeiter: Aus der liberalistisch-marxistischen Auffassung vom Fluch der Arbeit wird das deutsche **„Arbeitsethos", der Adel der Arbeit.** Die **Ehre** des Arbeiters wird wieder hergestellt. Der Handarbeiter genießt das gleiche Ansehen wie der Kopfarbeiter. Der 1. Mai wird als „Tag der nationalen Arbeit" zum Nationalfeiertag erklärt.

6½ Millionen Schaffende erhalten Arbeit und Brot.

Der Führer:

> **„Ich werde keinen größeren Stolz in meinem Leben besitzen als den, am Ende meiner Tage sagen zu können, ich habe dem Deutschen Reich den Arbeiter erkämpft."**

„Auf diese Weise entsteht der sittliche Anspruch eines jeden Volksgenossen auf „Recht auf Arbeit". Neben der Verwirklichung des Rechts auf Arbeit hat die Sozialpolitik des nationalsozialistischen Staates Maßnahmen getroffen, die geeignet sind, die vollste Entfaltung der Persönlichkeit sicherzustellen."

Leistung und Charakter ermöglichen jedem Deutschen den Aufstieg.

Zu diesem Zweck wurde die Möglichkeit geschaffen, jedem Deutschen den Weg zum Aufstieg nach Fähigkeit, Leistung und Charakter zu ebnen: jeder kann ohne Rücksicht auf Schulbildung Offizier werden, jeder tüchtige Junge erhält heute kostenlos die höhere Schulbildung (Nationalpolitische Er-

ziehungsanstalten, Adolf-Hitler-Schulen, Hauptschulen), das gleiche gilt für das Universitätsstudium und für die Laufbahn der politischen Führer (Langemarck-Studium, Ordensburgen).

Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit setzt an Stelle des Gegensatzes Arbeitgeber — Arbeitnehmer die Gemeinschaft von Führer und Gefolgschaft.

Die Deutsche Arbeitsfront umfaßt alle schaffenden Menschen: Arbeiter und Unternehmer, Angestellte und Gewerbetreibende, rund 18 Millionen Werktätige.

Sonstige soziale Maßnahmen, wie Raumplanung, Siedlung, Arbeitsschutz, Sozialversicherung, soziale Wohlfahrt, Schönheit der Arbeit, Feierabend- und Urlaubsgestaltung, KdF. tragen dazu bei, das Leben des Schaffenden zu erhellen, zu verschönern und die Arbeitskraft zu erhöhen.

Die Wirtschaft wird im nationalsozialistischen Sinne umgebaut. Sie wird aus dem liberalistisch-kapitalistischen Denken gelöst und **in den Dienst des Volkes gestellt.** In fünf Jahren stieg das Volkseinkommen von 45,2 Milliarden auf 68 Milliarden, die Steuereinnahme von 6,6 RM im Jahre 1932 auf 14 RM im Jahre 1937 pro Kopf der Bevölkerung.

Die **Lebensmittelversorgung** wird sichergestellt. Erzeugungs- und Verbrauchslenkung durch den Staat.

Der **Vierjahresplan** befreite Deutschland auch in der Rohstoffbeschaffung weitgehendst von der Einfuhr aus dem Ausland. Die Volkswirtschaft wird von der Weltwirtschaft unabhängig. Die Innenmarktordnung führt zur Außenhandelsfreiheit.

Der Autoritätsgedanke, das Führungs- und Gefolgschaftsprinzip bestimmen das deutsche Leben.

Neubau des Staates: Führerstaat. Persönliche Verantwortung in allen Stellen. Ehre, Treue, Charakter, Leistung und Gehorsam wurden wieder zu den Grundpfeilern des deutschen Lebens erhoben.

Der Führer:

„Wir werden ... nie vergessen, daß die Gesamtsumme aller Tugenden und aller Kräfte nur dann wirksam werden kann, wenn sie einem Willen und einem Befehl untertan ist."

„Die disziplinierte Führung: ... sie bändigt den wilden Willen des einzelnen, um einen unbändigen Willen aller zu erzielen."

(Reichsparteitag 1935)

Einheit von Partei und Staat. Die NSDAP. wird zur Trägerin des deutschen Staatsgedankens (Gesetz zur Sicherung von Partei und Staat). Die Partei ist die Keimzelle der nationalsozialistischen Weltanschauung und das Sammelbecken der Führer für Partei und Staat.

Schaffung des Einheitsstaates. Die Hoheitsrechte der Länder gehen auf das Reich über. Die Reichsbürgerschaft tritt an die Stelle der bisherigen Staatsangehörigkeit.

Nicht irgend ein Teilstaat ist Pfeiler des Reiches, **„sondern die einzigen Pfeiler sind das deutsche Volk und die nationalsozialistische Bewegung.“** (Der Führer, Proklamation zur Eröffnung des Parteikongresses 1933)

Die Kultur wird wieder germanisch-deutsch. Alles Wesensfremde wird aus dem Kulturleben ausgeschieden und die Grundlage für eine hohe Kulturentwicklung geschaffen. Zusammenfassung aller Kunstschaffenden in der Reichskulturkammer.

Der Führer:

„Wir können uns keinen Wiederaufstieg des deutschen Volkes denken, wenn nicht wiederersteht auch die deutsche Kultur und vor allem die deutsche Kunst.“ (Am 16. Oktober 1933 in München)

Der Führer stellt die außenpolitische Freiheit mit dem Austritt aus dem Völkerbund und die Ehre des deutschen Volkes wieder her.

Am 14. Oktober 1933 vollzog Adolf Hitler angesichts des drohenden Auslandes den Austritt aus dem Völkerbund! Nur wenige Volksgenossen hatten einen Begriff von der Gefährlichkeit der Situation. Des Führers Mut und Entschlossenheit gaben ihm den Sieg in schwerer Stunde.

Im März 1935 erhält das deutsche Volk mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht seine **Wehrhoheit** wieder.

Im Januar 1935 entscheidet sich das **Schicksal des Saargebiets.**

Im März 1936 erfolgte angesichts der im Haß brodelnden Umwelt der **Einmarsch in das Rheinland.** Das Ausland wagt keine Gegenaktion.

Am vierten Jahrestag der Machtübernahme wird die **Unterschrift unter die Versailler Schuldparagraphen** zurückgezogen.

Jeder erinnert sich noch der drohenden Entwicklung in **Spanien.** Der Führer greift ein und bewahrt Deutschland und Europa vor einer gefährlichen Rückenbedrohung durch den jüdisch-marxistischen Bolschewismus. Im November 1936 wurde die **nationalspanische Regierung durch Deutschland anerkannt.**

Am Nachmittag des 12. März 1938 betritt der Führer seine Heimat.

Am 13. März 1938 wird das Anschlußgesetz verkündet: **„Österreich ist ein Land des deutschen Reiches.“** Des Führers Größe und seine Treue zur Heimat lassen Millionen von deutschen Menschen heimkehren.

Im Oktober 1938 kann das sudetendeutsche Gebiet durch deutsche Truppen besetzt werden, nachdem gefährliche außenpolitische Spannungen beseitigt worden waren.

Der Sudetengau kehrt heim.

Am 14. März 1939 erklärt die Slowakei ihre Unabhängigkeit und legt ihr Schicksal in die Hand des Führers.

Am 16. März ist Böhmen und Mähren von deutschen Truppen besetzt, und mit dem Zerfall der Tschechoslowakei **eine der größten Gefahren für Deutschland beseitigt.**

Am 21. März 1939 gibt Litauen das Memelland an Deutschland zurück.

In sechsjähriger zäher, zielbewußter und entschlossener Arbeit hat der Führer Großdeutschland errichtet! Ein unvergängliches Verdienst des Führers! Das Versailler System war auf der ganzen Linie zusammengebrochen.

Der einmaligen staatsmännischen Begabung Adolf Hitlers, seinem eisernen Willen und seiner zielstrebigen Entschlossenheit war es zu danken, daß **„das Reich"** in einem unfaßbar kurzen Zeitraum angesichts einer Welt von Feinden geschaffen werden konnte, ohne daß das Schwert ergriffen zu werden brauchte, und daß es jene Festigkeit erhielt, die erforderlich war, um allen kommenden Auseinandersetzungen mit der übrigen Welt begegnen zu können. Damit war die mythische Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem Reich Wirklichkeit geworden.

30. Entspricht die häufig anzutreffende Behauptung von der Gottlosigkeit der Nationalsozialisten der Wirklichkeit?

Die Behauptung von der Gottlosigkeit kann nur aus Kreisen kommen, die nicht in die tiefen Erkenntnisse des Nationalsozialismus eingedrungen sind.

Denen, die in engherziger und allein vom Dogma beherrschter Frömmigkeit fürchten, wir könnten den Krieg verlieren, weil wir angeblich gottlos sind, sei gesagt: **Der Nationalsozialismus wurzelt in ehrfürchtiger Gotterkenntnis.**

Sehen wir auf den Führer:

Immer wußte der Führer sich bei seinem Handeln eins mit dem Willen des Allmächtigen, was immer wieder in seinen großen Reden zum Ausdruck kommt.

Wir germanisch-deutschen Menschen sind von Bluts wegen tief religiös und fromm. Wir glauben an Gott als die Schöpferkraft um uns und in uns. Dieser Glaube bestimmt unser gesamtes politisches und geistiges Tun, unser sittliches Handeln überhaupt.

Der Nationalsozialismus anerkennt den göttlichen Ursprung und Sinn des Lebens. Seine Weltanschauung erstrebt die völlige Überwindung des Materialismus im deutschen Volk und eine Erneuerung, die zur Wiederbesinnung auf das Ewige im Menschen und auf die göttlichen Kräfte führt, wie sie in den Werten von Rasse und Volk offenbar werden.

Ehe, Familie und Sippe stellen für den Nationalsozialisten keinen nur sozialen Zweck dar. **Sie bedeuten ihm einen göttlichen Auftrag zur Erhaltung und Steigerung des Lebens.**

Deshalb sieht der Nationalsozialmus im seelen- und gottlosen Bolschewismus, in der technischen Vermassung aller Werte durch den Amerikanismus eine tödliche Gefahr, die nur aus den Glaubenskräften der deutschen Seele überwunden werden kann. Die Verpflichtung gegenüber dem eigenen Blut, den Ahnen und Enkeln, dem ganzen Volk, bedeutet für uns Gehorsam vor den göttlichen Gesetzen, die niemand ungestraft übertreten darf.

Unser Glaube an den Sieg des Guten in der Welt (im Sinne von edel und stark) setzt den Glauben an Gott und die letzte Verantwortung vor den göttlichen Gesetzen voraus.

Wir sehen im Ideal, das der Führer als die stärkste Weltmacht bezeichnet, den göttlichen Impuls. Unser Rassengedanke ist nur „Ausdruck einer Weltanschauung“, die in der Höherentwicklung des Menschen ein göttliches Gebot erkennt. Auch unser Sozialismus ist nur eine Folgerung unseres kämpferischen Vertrauens in die göttliche Weltordnung.

Das Volk ist uns ein Glied der göttlichen Schöpfungsordnung. Der einzelne im Volk steht somit unter dem Gesetz Gottes. Dieses Gesetz bindet ihn an die Pflicht, sein Leben im Sinne der artrechten Lebensordnung einzusetzen. Darum ist für uns Nationalsozialisten ein Verstoß gegen die Belange unseres Volkes und Reiches, gegen Ehre, Treue und Gehorsam das sichtbarste Zeichen einer Gottvergessenheit.

Wer Gott dienen will, muß beim Vaterland anfangen.



Das ist die Gewalt Gottes,
die über die Menschen kommt,
daß sie aus ihnen selbst heraus
und über sich selbst emporgehoben werden
und dann nicht mehr fühlen, wer sie gewesen sind,
ja kaum fühlen,
wer sie sind,
wenn das Höchste sie beherrscht.

Ihr tapferen und frommen Kämpfer,
wie oft habt ihr ausrufen müssen:
„Gott gab uns die Kraft!
Gott wollte, wir haben wollen müssen!“

Walter Flex

31. Wie erhalten wir die nationalsozialistische Weltanschauung als verpflichtendes Gesetz auch für die nach uns kommenden Generationen lebendig und wirkungskräftig?

Durch die Schaffung einer volksverbundenen Führungsschicht, deren Angehörige sich bewußt als Träger der Idee empfinden und bereit sind, sie jederzeit in ihrer persönlichen Lebensführung zu verwirklichen und sich als „politische Soldaten" für sie einzusetzen.

Jeder Führerstaat entwickelt, um seinem Dasein Dauer zu verleihen, eine politisch-tragende Schicht, **eine „Führerschicht"**, die unter dem Führer Mitträger der politischen Gestaltung ist und ihm als absolut zuverlässiges Mittel seiner Führung zur Verfügung steht. Sie muß deshalb über die Fähigkeit und den unumstößlichen Willen verfügen, sich bewußt als Träger **der** Weltanschauung zu fühlen, die für Führung und Gefolgschaft das verpflichtende innere Gesetz sein soll. Denn **„jede Weltanschauung ist nur so stark wie der Wille ihrer Träger, sie zu verteidigen."** (Rosenberg.) Dieser Wille wird um so stärker sein, je mehr eine Weltanschauung den naturgegebenen Anlagen der von ihr erfaßten Menschen entspricht und je vollkommener diese Anlagen durch Erziehung und Selbsterziehung entfaltet werden.

Beide Voraussetzungen erfordern die **Auslese der Besten.**

Die blutsmäßig Besten, welche die kennzeichnenden Wesenseigentümlichkeiten ihres Volkes am reinsten in sich verkörpern, müssen ausgelesen und einer straffen Erziehung und Ausrichtung unterworfen werden, damit die in ihnen schlummernden Anlagen auch wirklich zur höchsten Entfaltung kommen können. Je sicherer die Auslese arbeitet, um so leichter wird es dieser Erziehung gelingen, zum Ziele zu kommen. Da die nationalsozialistische Weltanschauung das Volk als den obersten Wert anerkennt, kann die Grundsubstanz für die Auslese nur das ganze Volk sein, und da nur sie dem deutschen Wesen entspricht, werden die Besten des deutschen Volkes von ihr angezogen und zu einem bestimmten Typus geformt.

Die nationalsozialistische Weltanschauung hat ihre typenbildende Kraft bereits erwiesen. **Sie formte als Typus der Führerschicht den „politischen Soldaten".** Politik heißt für uns Dienst am Volk. Politischer Soldat ist also derjenige, der sich diesem Dienst am Volk besonders verpflichtet fühlt und **das in Haltung, persönlicher Lebensführung und steter Einsatzbereitschaft zum Ausdruck bringt.** Wer diesen Typus am reinsten verkörpert, wird am ehesten als Angehöriger der Führungsschicht anerkannt. Durch sein Beispiel wird die nationalsozialistische Weltanschauung als verpflichtendes inneres Gesetz auch in den Herzen der jungen Generation lebendig und so in alle Zukunft getragen.

Darin liegt **die große Verantwortung aller Führenden** und darum muß diese klare Grundhaltung von jedem einzelnen Angehörigen der Führungsschicht verlangt werden, gleichgültig, welche besonderen Aufgaben ihm darüber



„Wir wollen ein hartes Geschlecht heranziehen, das stark ist, zuverlässig, treu, gehorsam und anständig, so daß wir uns unseres Volkes vor der Geschichte nicht zu schämen brauchen.“

(Adolf Hitler)



In härtester Auslese wird das Führertum geformt, das dem deutschen Volke das Gepräge geben und das Schicksal unseres Reiches bestimmen wird.

hinaus zufallen, mag er seinen Einsatz nun als Parteiführer, Offizier, Beamter, Erzieher, Künstler, Wissenschaftler, Techniker, Bauern- oder Wirtschaftsführer finden.

Und hier steht der Offizier an erster Stelle! Nicht nur, weil er in vorbildlicher Haltung seiner Mannschaft im Kampfe voranstrebt und mit dem Einsatz seines Lebens das höchste sozialistische Opfer bringt, sondern auch weil er der Erzieher des deutschen Mannes ist! Hunderte, ja Tausende wertvollster deutscher Menschen gehen jahrelang durch die Hand des Offiziers.

Was an Erziehung in der Familie begonnen und in der Schule und den Parteigliederungen fortgesetzt wurde, findet in der Armee **durch den Offizier** seine Krönung. Das Mittel aller Erziehung aber kann immer nur die arteigene Weltanschauung, also der Nationalsozialismus sein.

Der Nationalsozialismus ist die größte Erziehungsmacht aller deutschen Geschichtsepochen, weil er den ganzen Menschen in allen seinen Fähigkeiten und Werten erfaßt und ihn in die richtige Beziehung zu seinem Volk bringt.

Gerade in dieser weltanschaulichen Erziehung liegt neben den Kampfaufgaben die große Aufgabe des Offiziers. Er hat die heilige Pflicht, sich an der Heranbildung des neuen Menschentyps zu beteiligen, den der Nationalsozialismus anstrebt. Er muß es sein, der seinen Soldaten die Erkenntnisse vom Wesen unseres Volkes und seinen Lebensgesetzen, also unsere Weltanschauung, tief in ihren Herzen verankert. Gerade der Offizier wird die besten Voraussetzungen für diese Erziehung vorfinden. Denn beim Soldaten sind, namentlich unter dem Eindruck der Kampferlebnisse und der Kriegsgeschehnisse, die Fragen nach den Problemen des Lebens besonders akut. Außerdem besteht ein starkes Anlehnungsbedürfnis an seinen Führer, den Offizier.

Aus der Gemeinschaftsethik unserer Weltanschauung, aus der sozialistischen Idee der Pflicht, des Dienstes und des selbstlosen Opfers für die blutsverbundene Volksgemeinschaft und aus unseren Erkenntnissen vom Blut ergibt sich die Erziehung zu soldatischer Zucht, zu freiwilligem Gehorsam, Manneszucht, Mut und Tapferkeit, Willensstärke und Entschlußkraft, Opferwilligkeit, Verantwortungsfreude, Kameradschaftsgeist, Verschwiegenheit und zu Rassestolz, Ehre und Treue, zu den Charakterwerten, wie sie zu germanisch-deutschem Wesen gehören.

Es ist selbstverständlich, daß die weltanschauliche Ausrichtung des Soldaten ihre Ergänzung durch richtige Geschichtsbetrachtung und -deutung erhalten muß. **Ein Volk, das seine Geschichte nicht kennt, sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab!**

Darum muß der deutsche Offizier der beste Kenner und Deuter unserer Geschichte und ihrer tragenden und bewegenden Kräfte sein.

Das Resultat dieser Erziehung muß der aus Erkenntnis und Überzeugung mit dem heiligen Glauben an die Kraft unserer Weltanschauung versehene fanatisierte nationalsozialistische Soldat sein, der in Treue und bedingungsloser Entschlossenheit hinter dem Willen unseres Führers Adolf Hitler steht, gleichviel, welchen Lauf die Ereignisse nehmen.

Erst aus diesem tiefen Glauben erwächst die letzte und höchste Leistungssteigerung im Einsatz für Volk und Vaterland! **Der Offizier muß also den aktivsten weltanschaulichen Kämpfer erziehen und muß deshalb erst einmal selbst dazu erzogen sein.**

In der Erkenntnis dieser Selbsterziehungsaufgabe des Offizierskorps und in seiner Haltung, als dem Ergebnis dieser Selbsterziehung, muß sein „Korpsgeist" zum Ausdruck kommen. Korpsgeist im Sinne unserer heutigen Auffassung vom Wesen einer Führergemeinschaft zeigt sich

in der Gemeinsamkeit der Zielsetzung, die im Einsatz und der Leistung für das Volk und steter Treue zum Führer zum Ausdruck kommt;

in der bedingungslosen Unterordnung unter den Willen des Führers;

in der einheitlichen weltanschaulichen Ausrichtung;

in dem Bekenntnis zu strengen Lebensgesetzen auf germanisch-deutscher Grundlage;

in einem tief erfaßten Geschichtsbewußtsein,

in der Einbeziehung der Familie in diese Lebensauffassung und -führung, d. h. Weiterentwicklung des Ordensgedankens vom Männerbund zum Sippenverband.

Die Grundgesetze, Grundtugenden und Höchstwerte müssen in der gesamten Führerschicht dieselben sein, nur dann ist die Gewähr gegeben, daß von jedem Parteiführer, Offizier, Beamten, Erzieher, Künstler usw. die gleichen Wirkungen in die Gesamtheit des Volkes ausstrahlen. Denn eine gleichmäßige weltanschauliche Ausrichtung des gesamten Volkes, welche die Voraussetzung dafür ist, daß es seinen Lebenskampf besteht, kann nur dadurch Wirklichkeit werden, daß die **gesamte Führerschicht in ihrer Grundhaltung zum gleichen Typus gehört. Diese Haltung wird bestimmt von den Höchstwerten der nationalsozialistischen Weltanschauung. Hier muß der deutsche Offizier mit besonderem Vorbild vorangehen.**

Mit heißem Herzen hat der Offizier für die Welt des Führers einzutreten. Das deutsche Offizierkorps muß zur stärksten weltanschaulichen Säule unseres Volkes werden!

Der Führer:

„Völkerschicksale vermag nur ein Sturm von heißer Leidenschaft zu wenden. Leidenschaft erwecken aber kann nur, wer sie selbst im Innern trägt!"

(Mein Kampf)

32. Wie sehen wir auf Grund der nationalsozialistischen Weltanschauung unser Reich und seine Stellung in Europa?

Wir kämpfen für „das Reich" als völkische Einheit und als europäische Ordnungsmacht.

Die Reichsidee ist uns der Ausdruck für die geschichtliche Ordnung, die das deutsche Volk zur Einheit verbindet und es zur bestimmenden

Mitte der europäischen Völker macht. Solange es germanisch-deutsche Menschen gab, war die Sehnsucht nach dem Reich, der Mythos des Reiches, immer vorhanden. Unsere Geschichte stellt das Ringen um die Gestaltung dieses Reiches dar. Der Reichsgedanke ist zutiefst im germanischen Wesen begründet. Die Idee vom Reich ist nicht erst eine Entdeckung unserer Tage, sondern begleitet unser ganzes geschichtliches Leben als die Vorstellung einer geordneten Welt, in welcher das Menschentum unserer Rasse führend ist durch seine künstlerische Schöpferkraft, durch seine Erfindungsgabe, durch seine Befähigung, ein organisches, geschlossenes Gefüge zu schaffen, das wir, um es zu begreifen, allerdings mit anderen Maßstäben messen müssen als mit dem nationalstaatlichen Denken der letzten Jahrhunderte. Die Erinnerungen stolzer deutscher Kaisergeschichte sind uns wieder nahe, darüber hinaus alle Reiche, die nordischer Führerschaft ihre Entstehung verdanken: Das Reich des Cheruskers Arnim, der Burgunder, der Wandalen, Theoderichs und Karls des Großen, der das germanische Abendland begründete, der Waräger von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, der Wikinger und der Normannen. Die Geschichte dieser germanischen Völker ist unsere eigene Geschichte. Wir können erleben, daß führende Männer des germanischen Volkstums, das jahrhundertelang außerhalb des Reiches einen schweren und einsamen Kampf gegen die Überfremdung geführt hat, auftreten und vom Reich sprechen als einer Idee, die sie durch diesen Kampf hindurch getragen und bewahrt haben. Das ist ein Beweis für die fortwirkende Kraft einmaliger geschichtlicher Gestaltung und ein Beleg dafür, daß die Idee des Reiches auch außerhalb des Staates der Deutschen lebendig geblieben ist. **Die Idee des Reiches ist die stärkste Erinnerung dieses Kontinents und zugleich die stärkste reale Kraft für eine dauernde geschichtliche Ordnung.**

Wir sind uns heute klar darüber, daß die germanischen Staatsschöpfungen der Vergangenheit nur deshalb von vorübergehender Dauer waren, weil sie die Kraft der Rasse aus dem Gefühl eines unerschöpflichen Reichtums heraus immer wieder im fremden Volkstum verströmen ließen.

Das mittelalterliche Kaiserreich verging im Kampf gegen den römischen Universalismus und den Partikularismus der Fürsten. **Die Reichsidee aber blieb immer.** Auf dem Wege über die Staatsidee, die vollendete Form in dem Staat des großen Königs fand, erlebt die Reichsidee im nationalsozialistischen Reich ihre eigentliche germanische Gestaltung.

Durch seine Lage in der Mitte des Kontinents ist dem deutschen Volk die Selbstbehauptung und staatliche Gestaltung immer besonders schwer gemacht worden. Dem Druck von allen Seiten konnte es nur dann begegnen, wenn es einem überragenden Führer gelang, alle deutschen Lebenskräfte auf dieses eine Ziel auszurichten und sie gegen partikularistische Sonderbestrebungen, gegen fremde Ideewelten und feindliche imperialistische Expansionsgelüste zu sammeln.

Die Außenpolitik des Reiches war nicht bestimmt von imperialistischen Bestrebungen, sondern von der Erkämpfung des notwendigen Lebensraumes.

Der Führer hat in seinem Buch „Mein Kampf" gesagt, der oberste Gesichtspunkt aller Außenpolitik müsse es sein, den Boden in Einklang zu bringen mit der Volkszahl. Die Erreichung dieses Zieles ist eine lebensgesetzliche Notwendigkeit, denn das Leben eines Volkes ist nur dann gesichert, wenn es über einen Lebensraum verfügt, der eine freie Entfaltung seiner ihm innewohnenden Fähigkeiten, also ein Leben in Freiheit nach eigener Art ermöglicht. Wenn diese organische Entfaltung durch Kräfte von außen her behindert oder eingeschränkt, wenn sie gar durch Anwendung von Gewalt unmöglich gemacht werden soll, dann muß auch das letzte eingesetzt werden, dann gilt es anzutreten zum Kampf um den notwendigen Lebensraum, oder das Schicksal des Volkes ist besiegelt. Ein solcher Kampf hat nichts zu tun mit einem willkürlichen imperialistischen Machtstreben und ist — eben wegen seiner lebensgesetzlichen Notwendigkeit — auch vor den Müttern des Volkes zu verantworten. Es ist ein Kampf für eine gerechte Sache.

Die Erfüllung dieser völkischen Aufgabe ist dem deutschen Menschen aber nicht nur um seiner selbst willen auferlegt, denn sie war von jeher verbunden mit einer übervölkischen: führende und ordnende Macht zu sein für die europäischen Völker überhaupt. Sie fand Ausdruck in der Idee und Gestalt des Reiches.

„Das Leben auf Erden drängt zu großräumiger Einung. Dies aber ist seit Anbeginn deutsche Reichskunst gewesen, Völker zu einigen, ohne sie zu vernichten, Völkerschaften so zu sammeln und zu führen, daß ihre Eigenkraft nicht untergeht, sondern sich im Dienst am Ganzen erhebt. Dieses Ganze ist Europa. Das Reich versammelt die Völker des Erdteils, der Einiger Deutschlands wird zum Einiger Europas.

Solange das Pariser Parlament gegen die Führerstaaten eiferte und das bolschewistische Rußland Attentate auf die europäischen Staaten anstiftete, blieb das einige Europa eine Utopie. Der feldgraue Deutsche hat eine neue europäische Wirklichkeit geschaffen.

Wenn Europa als Ganzes bestehen soll, so bedarf es der Führung. Ein Ganzeuropa ohne Führung wäre ein regungsloser Klumpen, ein führungsloses Gesamteuropa würde bei der ersten Belastungsprobe auseinanderfallen.

Deutsche Führung aber ist etwas anderes als englischer, französischer oder russischer Imperialismus. Die europäische Neuordnung soll nach dem Baugesetz des alten völkisch-übervölkischen Reiches erfolgen, nach dem Grundsatz: leben und leben lassen. Deutschlands übervölkische Doppelaufgabe, einst vom altdeutschen Reich ausgeübt, später von Preußen und Östererich getrennt wahrgenommen, wird vom Großdeutschen Reich neu erfüllt werden, aus dem Erfahrungsreichtum, aus der führerschaftlichen Erbweisheit eines Jahrtausends. Dieses Reich setzt dem verantwortungslosen, völkerknechtenden Imperialismus das Sinnbild der Völkervereinung, der Völkergenossenschaft entgegen. Nicht Unterdrückung, Entrechtung, Ausbeutung, Lahmlegung, sondern Gemeinschaft, Selbstverwaltung, Selbstregierung, Zu-

sammenordnung und Zusammenarbeit, wechselseitige Steigerung der Kräfte." (Kleo Pleyer)

Europas Schicksal wird wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft durch das Schicksal des Reiches bestimmt. Europa war eine Einheit, das Zentrum der menschlichen Kultur, solange das Reich groß und mächtig war. Zur Zeit des Höhepunktes seiner Macht betrachteten sich die Könige von England und Frankreich als die Lehensträger des deutschen Kaisers. Europa war aber friedlos und dem Angriff raumfremder Mächte preisgegeben, als das Reich zerfiel. Wir müssen uns daran erinnern, daß sowohl der Name als auch die geschichtliche Wirklichkeit, die wir mit dem Wort Europa umfassen, eine Schöpfung der nordischen Rasse sind. Das Reich ist daher auch für die Zukunft die Mitte und die Vormacht Europas.

Was erstehen wird, ist eine echte Gemeinschaftsordnung der Völker, innerhalb der jedes Volk nach Leistung und Einsatz für das Ganze und auf Grund der Besonderheit und Eigenart des einzelnen Volkes seinen Platz und seinen Rang einnimmt.

Die letzten Entscheidungen darüber fallen nicht an den Konferenztischen, sondern auf den Schlachtfeldern dieses Krieges.

33. Worin liegt die Bedeutung der besonderen Schwere dieses Kampfes?

Seit Jahrtausenden verteidigten nordische Menschen Europa gegen die Völkermassen, die aus dem Südosten, dem Süden und dem Osten gegen Europa heranbrandeten. Sie behaupteten sich nicht nur, sondern sie gaben dem Abendland das staatliche und kulturelle Gepräge.

Seit einem Jahrtausend spielte sich dieser Kampf im germanischen Kernraum ab. In heroischem Ringen schützte das deutsche Volk die nordische Heimat. Daß es trotz schwerster Kämpfe mit der Umwelt und trotz erbitterter Auseinandersetzungen mit fremden Ideenwelten nicht, wie viele andere Völker, unterging, beweist seine große Kraft, beweist aber auch, **daß es zu Großem ausersehen ist.**

Es ist bezeichnend für das Schicksal unseres Volkes und seine Sendung, daß es in einer Zeit, wo andere Nationen sich aus imperialistischer Zielsetzung ein Weltreich zusammeneroberten, um seine innere Gestaltung ringen mußte. Die vergangenen Jahrhunderte des Kämpfens und Ringens haben unser Volk hart und für die heutigen Erkenntnisse reif gemacht, haben unserem Volke das klare politische und weltanschauliche Bewußtsein vermittelt. **Heute ist unser Volk mit Adolf Hitler in seine bedeutungsvollste Zeit eingetreten.**

Einst strömte wertvolles germanisches Blut nach den britischen Inseln und Amerika. Es verlor sich, getragen von jüdischem Geist, in imperialistischem

Weltherrschaftsstreben. Statt ordnend in der Welt zu wirken, ließ es sich von unschöpferischem Machtstreben leiten. Heute kehren sich die Energien dieses Blutes gegen seine Urheimat, gegen Europa. Ihre Träger begehen, vom Judentum verführt, eine einzige Sünde wider das Blut!

Die USA. entfernten sich immer mehr von europäischer Kultur. Sie haben es nicht zu eigener Kultur gebracht. Im Gegenteil, sie huldigten der jüdischen Unkultur und verbanden sich sogar mit dem Ungeist der russisch-asiatischen Steppe. Amerikanismus und Bolschewismus bedrohen die alte ehrwürdige europäische Kultur. Beide Mächtegruppen aber beanspruchen die Herrschaft über die Welt. In ihrem Lager steht das Judentum als treibende Kraft. Ihr Ziel ist Beherrschung und Unterwerfung der Völker der Erde, ist Zerstörung und Vernichtung natürlicher Ordnungen. **Aber gerade dieses Ziel macht diese Vertreter des Weltbeherrschungsstrebens zu tödlichen Rivalen.**

Dazwischen stehen die beiden Mächtegruppen der jungen Völker Europas und Ostasiens, die beide auf dem Boden alter Kulturen entstanden. Sie erstreben eine schöpferische Zusammenfassung schon gegliederter Kulturräume, wie Europa und Ostasien, zu höheren politischen Gemeinschaften zum Schutz gegen jüdisch-amerikanisch-bolschewistischen Ungeist. Dieser Krieg zeigt immer deutlicher, daß er nicht nur ein deutscher Krieg ist. Der gegenwärtige Kampf wird entscheiden, ob der Amerikanismus mit dem jüdischen Materialismus und Hochkapitalismus und der Geist der Steppe die Welt versklaven oder ob der germanische Geist, getragen vom nationalsozialistischen Deutschland, und der Geist der alten asiatischen Kultur zu einer schöpferischen Neugliederung der Welt führen werden.

In diesem titanenhaften Ringen muß es zu Höhen und Tiefen des Kampfes kommen. Was bedeutet es da, wenn unter Umständen sogar eine ganze Front zurückgenommen werden muß, weil die Lage dazu zwingt, günstigere Räume für die Abwehr aufzusuchen, nachdem wir die Fronten weit über unsere Grenzen hinaus in Feindesland aufrichteten? Am Ende wird der Sieg stehen, wenn wir standhaft bleiben. **Das wissen wir, weil wir unserer Sendung bewußt sind.**

Wir sind verwöhnt! Im Zeichen des Sieges Haltung zu bewahren, ist nicht schwer.

Jetzt, in Zeiten schwerer Not, wägt uns das Schicksal, ob wir Charakter und Größe genug für die Überantwortung der uns zugedachten Aufgabe besitzen.

Eine Gemeinschaft kann niemals besser sein als ihre Glieder. **Das beste Glied dieser Gemeinschaft muß der deutsche Soldat sein. Jeder** muß beweisen, daß er mit seiner eigenen Person der großen Prüfung des Schicksals standhält.

In diesem schweren Kampf wurden die germanischen Tugenden der Ehre, Treue, der Einsatzbereitschaft und Tapferkeit, des freiwilligen Gehorsams zu einmaliger Höhe gebracht. Das sind die Werte, die uns den Sieg geben, aber auch die Werte, die **unsere spätere Friedensarbeit** bestimmen müssen.

Unsere große Zukunft, die wir erkämpfen wollen, rechtfertigt die großen Opfer, die gebracht werden müssen und ist eines opfervollen Einsatzes für eine lange Dauer würdig. **Wir erkämpfen das Fundament des ewigen germanisch-deutschen Volkes und seines Reiches!**

Eine Zurücksetzung unserer Ziele ist gleichbedeutend mit einem allmählichen Untergang und würde zu einem dritten Weltkrieg führen. Denn die Vernichtungsziele unserer Gegner sind immer dieselben. **In diesem Kriege muß also einer vernichtet werden, und das werden nicht wir sein!**

Ist nicht der Weg unseres Volkes von seinem tiefsten Punkt im Jahre 1918 mit seinem zähen Ringen um die Wiedergesundung und seinem einmaligen Aufstieg seit 1933 ein wunderbarer gewesen? Kann eine göttliche Vorsehung einem Volk den Weg noch deutlicher weisen?

Das deutsche Volk kämpft sich zu Großem durch. Wir Nationalsozialisten sehen das göttliche Walten um unser Volk! Wir glauben an die kommende große Zeit, wo unter der Führung des Reiches die Völker Europas zu einer schöpferischen Gemeinschaft zusammenwachsen.

34. Welches ist das Ziel des Nationalsozialismus nach der Beendigung des Freiheitskampfes?

Unser Ziel heißt: ein Leben in Ehre und Freiheit im Zeichen der nationalsozialistischen Weltanschauung, die Sicherung und Mehrung des Bestandes des deutschen Volkes, Erweiterung seiner Lebens- und Ernährungsbasis und darüber hinaus Sicherung der Entwicklung aller friedlichen und wertvollen Völker in Europa.

Wir werden den erkämpften Raum zum Nutzen des ganzen Volkes gestalten. Wir werden die sozialistische Idee verwirklichen und das deutsche Volk zu einer wahrhaft hohen Lebensform im Sinn unserer nationalsozialistischen Weltanschauung bringen.

Unsere Söhne werden als Neubauern auf freiem Boden leben und werden unserem Volk volle Nahrungsfreiheit geben. Ein neuer Adel aus Blut und Boden wird germanisch-deutsche Wirklichkeit werden.

Unsere Werkstätten und Fabriken werden durch vielfältige Gütererzeugung das deutsche Leben bereichern. Der Wert der Persönlichkeit wird sich im vollsten Maße für jeden einzelnen in seinem Aufstieg auswirken zum Nutzen unseres Volkes. Gerechte Löhne werden allen Schaffenden die Möglichkeit geben, an dem Leben des Volkes teilzuhaben und in den Genuß der großen Geistes- und Kulturgüter unseres Volkes zu kommen.

Und wenn wir aus der Enge unseres bisherigen Raumes herausgetreten sind, dann erst wird die deutsche Kultur sich ihrer Bedeutung und Aufgabe

entsprechend entfalten können. Dann wird unsere deutsche Frau und Mutter noch freudigeren Herzens bereit sein, Kindern das Leben zu geben und sie hineinzuführen in die strahlende Helle wirklich germanisch-deutschen Lebens!

Es wird die Zeit kommen, wo unser Volk in wahrhaft germanischer Größe, unangefochten von wesensfremden Ideen, ein reines, edles und inhaltsreiches Leben in Ehre und Freiheit führen wird!

Und das ist's, wofür wir kämpfen! Das ist's, wofür unser großer Führer in Selbstlosigkeit und Treue jahrzehntelang gerungen und seinem Volk den Weg gewiesen hat!

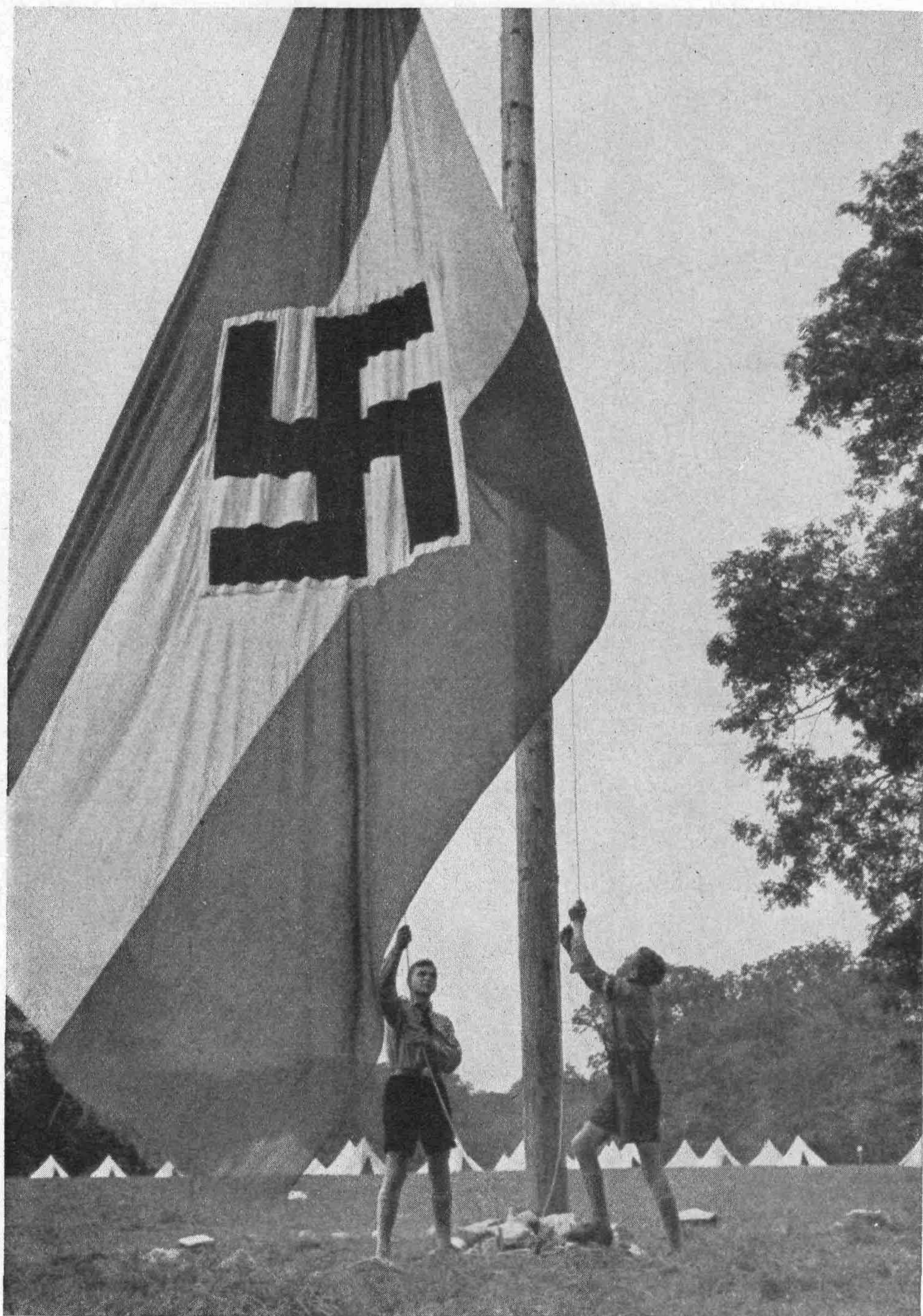
In unserem Kampfe lodert Gott und Gott wird diesen edlen Kampf segnen!



Über allem wacht
Das Reich!



Ewig junge und siegreiche Infanterie.



„Es kommt eine Jugend; die wächst in diese (Volks-) Gemeinschaft hinein und nicht aus einer anderen heraus, und sie wird restlos erfüllen, was wir heute prophetisch vor uns sehen."
(Adolf Hitler)

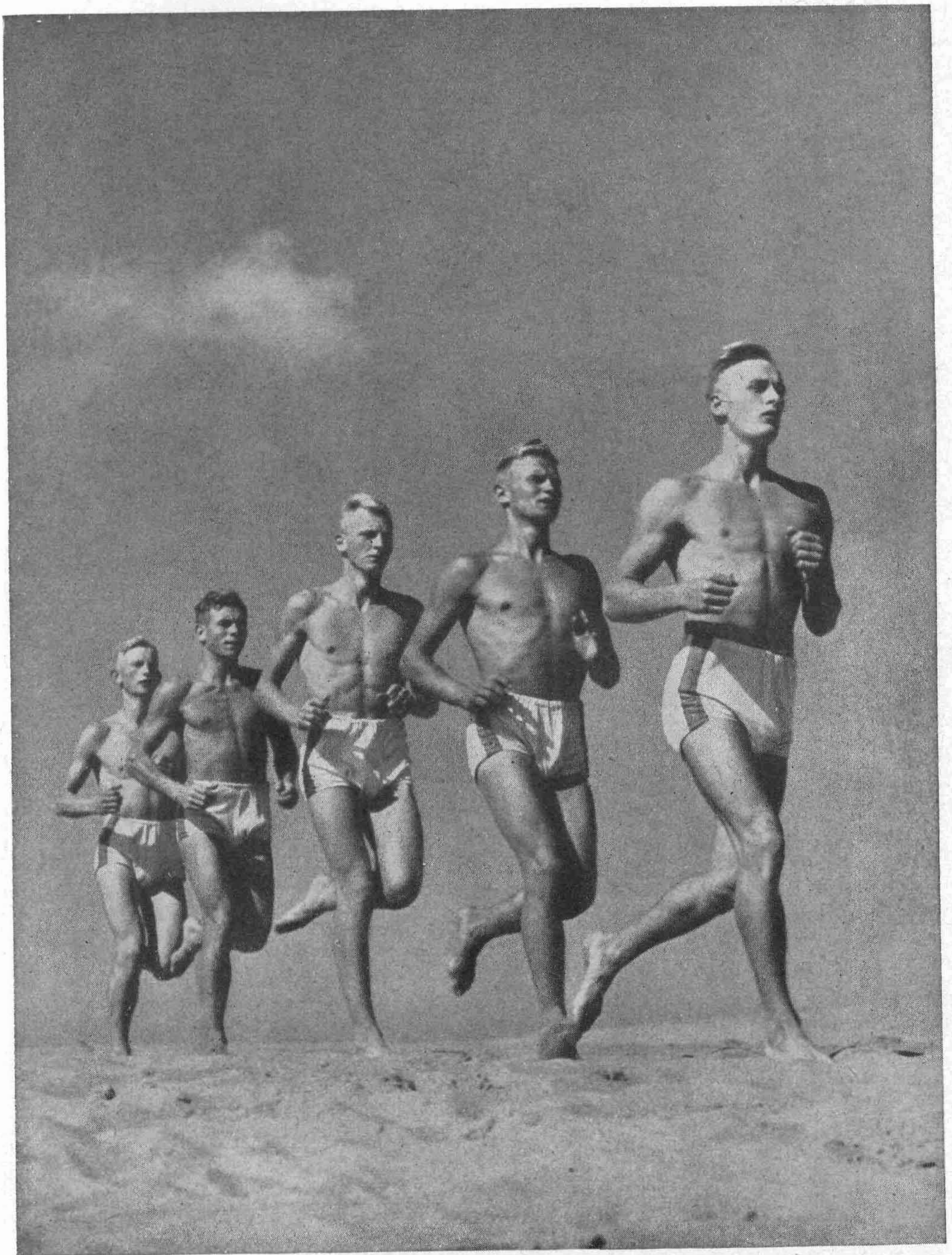


„Gläubigen Herzens und starken Sinnes soll diese Jugend einst ein besseres Glied der Geschlechterkette unseres Volkes sein, als wir es selbst waren und vielleicht es sein können."

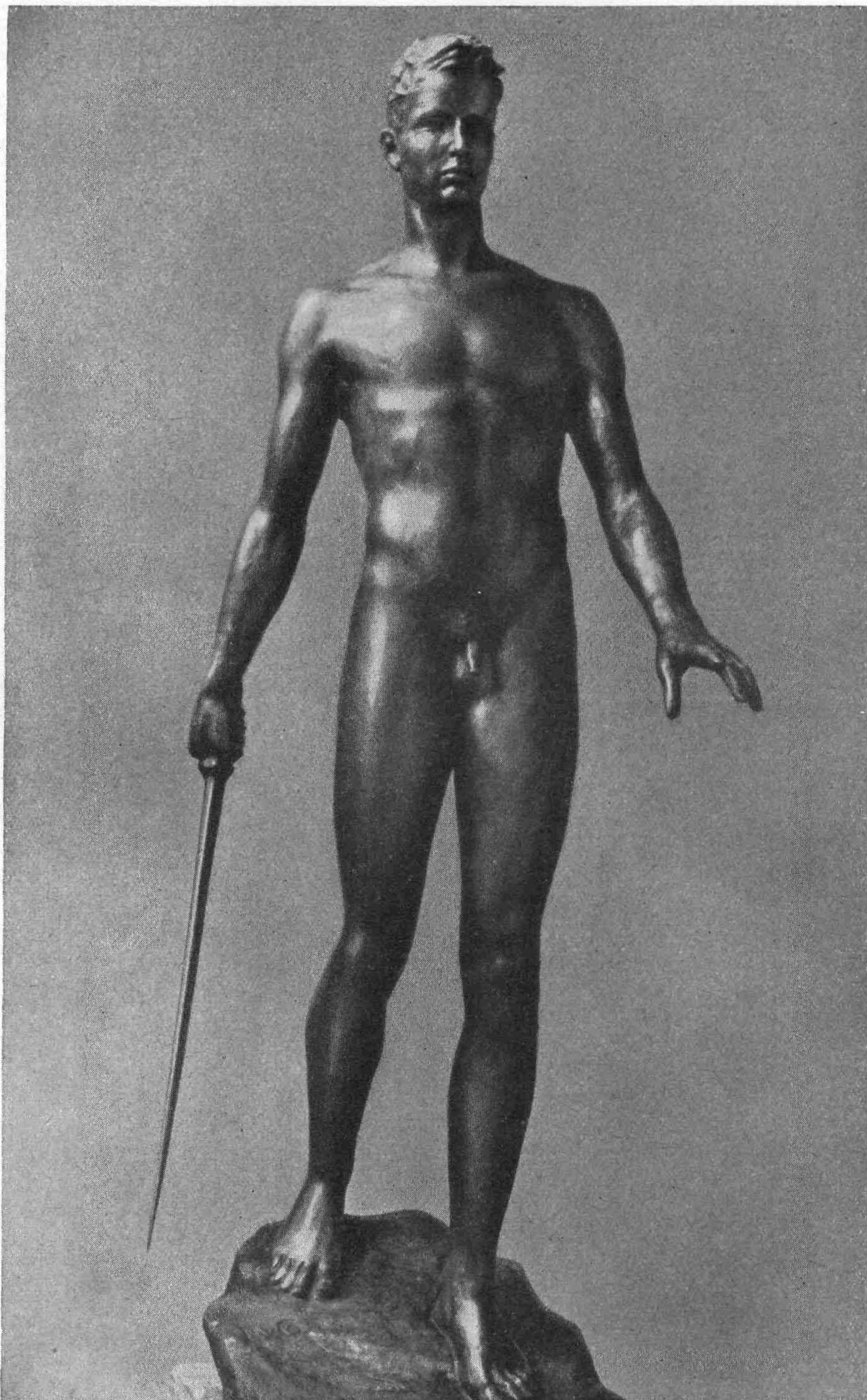
(Adolf Hitler)



Stolze Geschlechter werden dem Volk ein ewiges Leben geben.

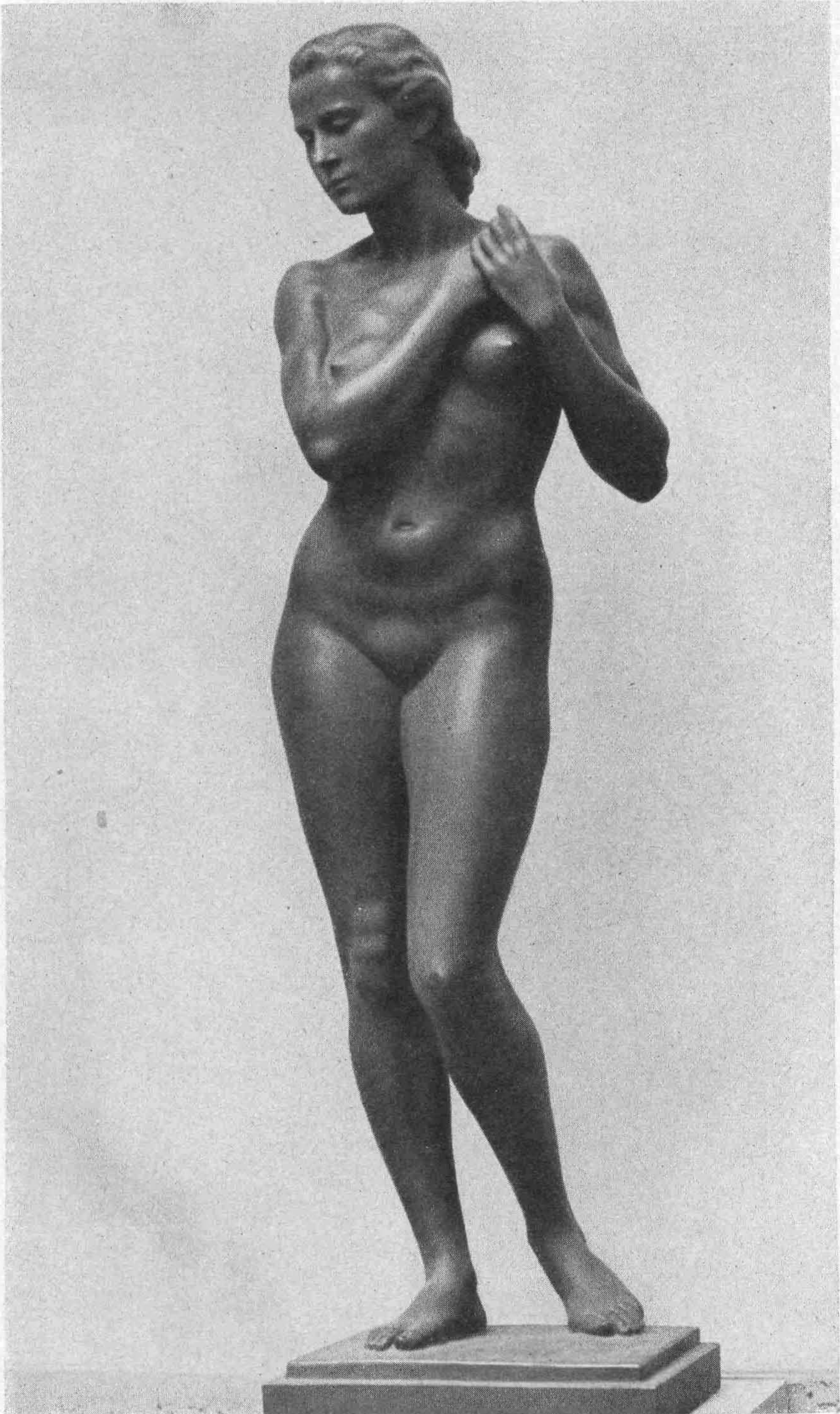


„Wir werden uns so stählen, daß jeder Sturm uns stark findet".
(Adolf Hitler)



„Wir können uns keinen Wiederaufstieg des deutschen Volkes denken, wenn nicht wieder ersteht auch die deutsche Kultur und vor allem die deutsche Kunst.“

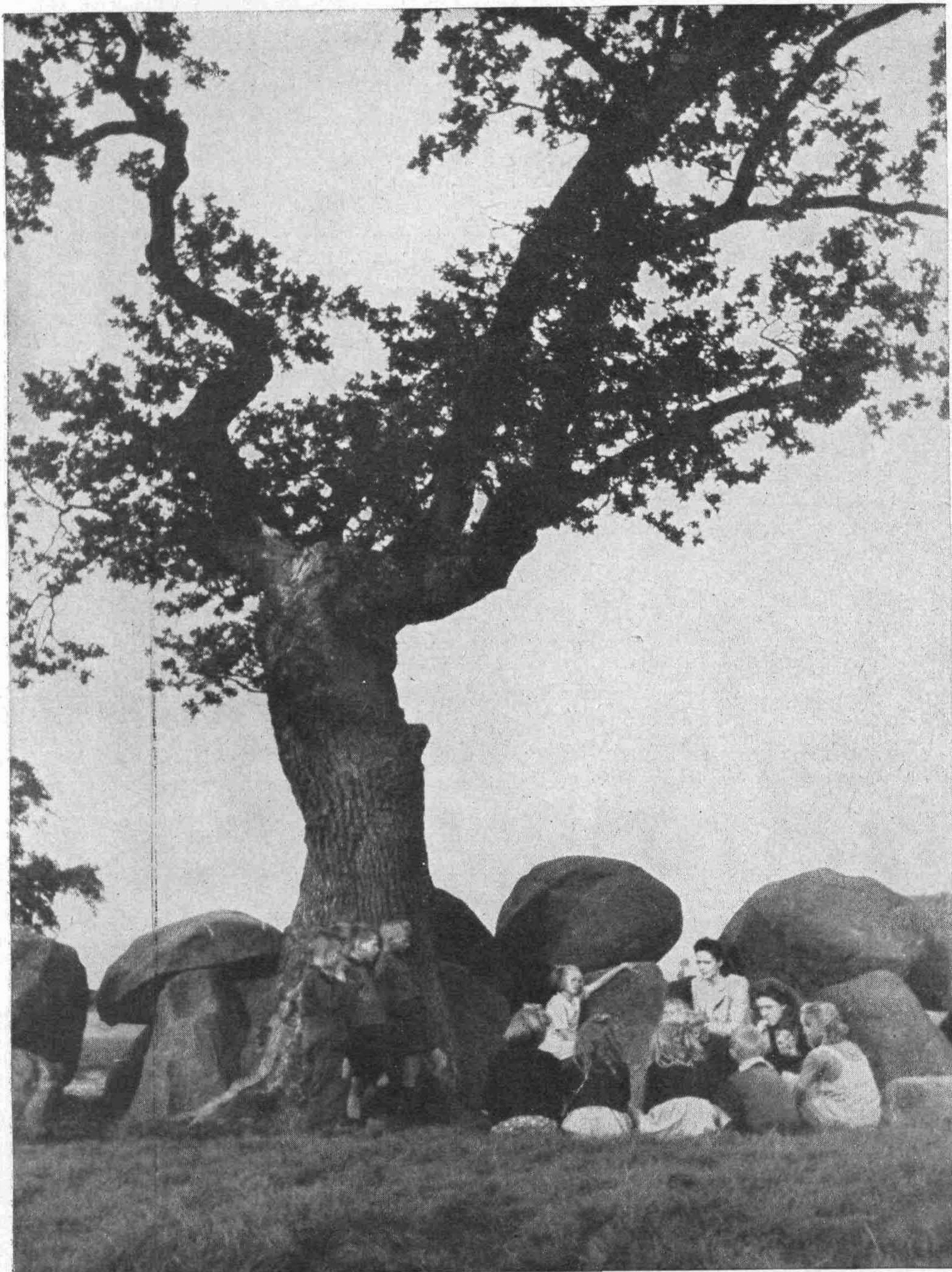
(Adolf Hitler)



Echte germanische Kultur
wird das Leben unseres Volkes bestimmen.



„Diese Revolution muß weitergehen, muß werden zu einem herrlichen Sommer unseres Volkes." (Adolf Hitler)



„Das Ziel . . ., für das unser Volk seit Jahrtausenden kämpfte, viele Generationen litten und Millionen sterben mußten:

ein freies deutsches Volk
in einem starken Deutschen Reich!“ (Adolf Hitler)

35. Wie können wir dem Vernichtungswillen unserer Feinde begegnen und wie erringen wir den Sieg?

Jeder Deutsche muß sich darüber klar sein, daß

1. dieser Krieg ein weltanschaulicher Krieg ist;
2. daß dieser Krieg nicht durch Waffen allein entschieden wird, sondern von den bewußten und gläubigen Trägern der reineren und stärkeren Weltanschauung;
3. daß das ganze deutsche Volk, geeint im Glauben an unsere heilige Sache, an unseren Führer und die nationalsozialistische Weltanschauung, eine einzige Front bilden muß.

Glaube und Wille machen uns unüberwindlich.

Wir begegnen daher dem feindlichen Vernichtungswillen mit einem noch fanatischeren Behauptungswillen in dem unerschütterlichen Glauben an unseren Sieg!

Wir glauben an diesen Sieg, an unsere große, gerechte und heilige Sache.

Wir glauben an die große Kraft unseres im Nationalsozialismus geeinten Volkes und des Führers.

Wir glauben, daß uns der Nationalsozialismus zu einer hohen und schöpferischen, unserem germanischen Blute entsprechenden Daseinsform führen wird.

Wir glauben, daß das große germanisch-deutsche Zeitalter kommen wird, das Zeitalter schönster Kulturschöpfungen und größter Leistungen im Zeichen des deutschen Sozialismus.

Wir glauben an Gott und eine göttliche Weltordnung, die letztlich alles Reine, Starke und Edle siegen läßt.

Wir glauben an die gottgewollte Sendung unseres Volkes als Kraftquelle wahren germanischen Lebens in Europa und an die Sendung des Reiches als erhaltende und ordnende Macht.

Das ist unser Glaube!

Rein, edel und stolz zu leben und sich selbstlos bis zum letzten für die Volksgemeinschaft einzusetzen,

Das ist unsere Ehre!

Dem Führer im Einsatz für die Volksgemeinschaft in Gehorsam und Pflichterfüllung bis zum letzten zu folgen,

Das ist unsere Treue!

Heute ist Treue alles!
Treue zu unserem Führer, Treue zu unserem Volk.

Wir wissen, daß auch der fanatischste Gegner zerbricht an einem noch fanatischeren Widerstand. Weder das Menschenmaterial noch die moralische Kraft des Gegners sind unerschöpflich.

Wir wissen, daß wir die große Frage des Schicksals nach dem Sieg mit der Standhaftigkeit zu unseren Gunsten beantworten.

Glaube, Treue und ein eiserner Wille, an der Front wie in der Heimat, geben unseren Waffen den Sieg!

Ein Volk, ein Reich,
ein Führer,
ein Glaube und ein Wille —
dann kann uns der Sieg nicht genommen werden!



„Ich glaube und bekenne,

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetz zu gehorchen hat;

daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird;

daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;

daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampfe um seine Freiheit;

daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Ich erkläre und beteure der Welt und Nachwelt,

daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können, daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem, aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;

daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung;

daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht;

daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allem meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf, daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

Verdient dieser Glaube in mir und in den mir Gleichgesinnten die Verachtung und den Hohn unserer Mitbürger? Die Nachwelt entscheide hierüber!“

Carl v. Clausewitz

Der große König
hat in einem erbitterten Krieg mit
3½ Millionen Menschen gegen

50 Millionen Feinde

gekämpft!

Er hat in scheinbarer Aussichts-
losigkeit, von seiner Umgebung
nicht mehr verstanden, den Sieg
errungen, weil er an seine große
Sache geglaubt hat und weil er
standhaft war.

Der große König war das eherne
Gewissen der Nation!



DER FÜHRER AM 11. SEPTEMBER 1943:

„Das Schicksal Italiens selbst aber mag für alle auch eine Lehre sein, um in Stunden der härtesten Bedrängnis und der bittersten Not niemals dem Gebot der nationalen Ehre zu entsagen, treu zu unseren Bundesgenossen zu stehen und gläubigen Herzens das zu erfüllen, was die Pflicht zu tun uns auferlegt. Dem Volke, das diese Prüfungen vor der Vorsehung besteht, wird am Ende der Allmächtige als Lohn den Lorbeerkranz des Siegers und damit den Preis des Lebens reichen. Dies muß und wird aber unter allen Umständen Deutschland sein."

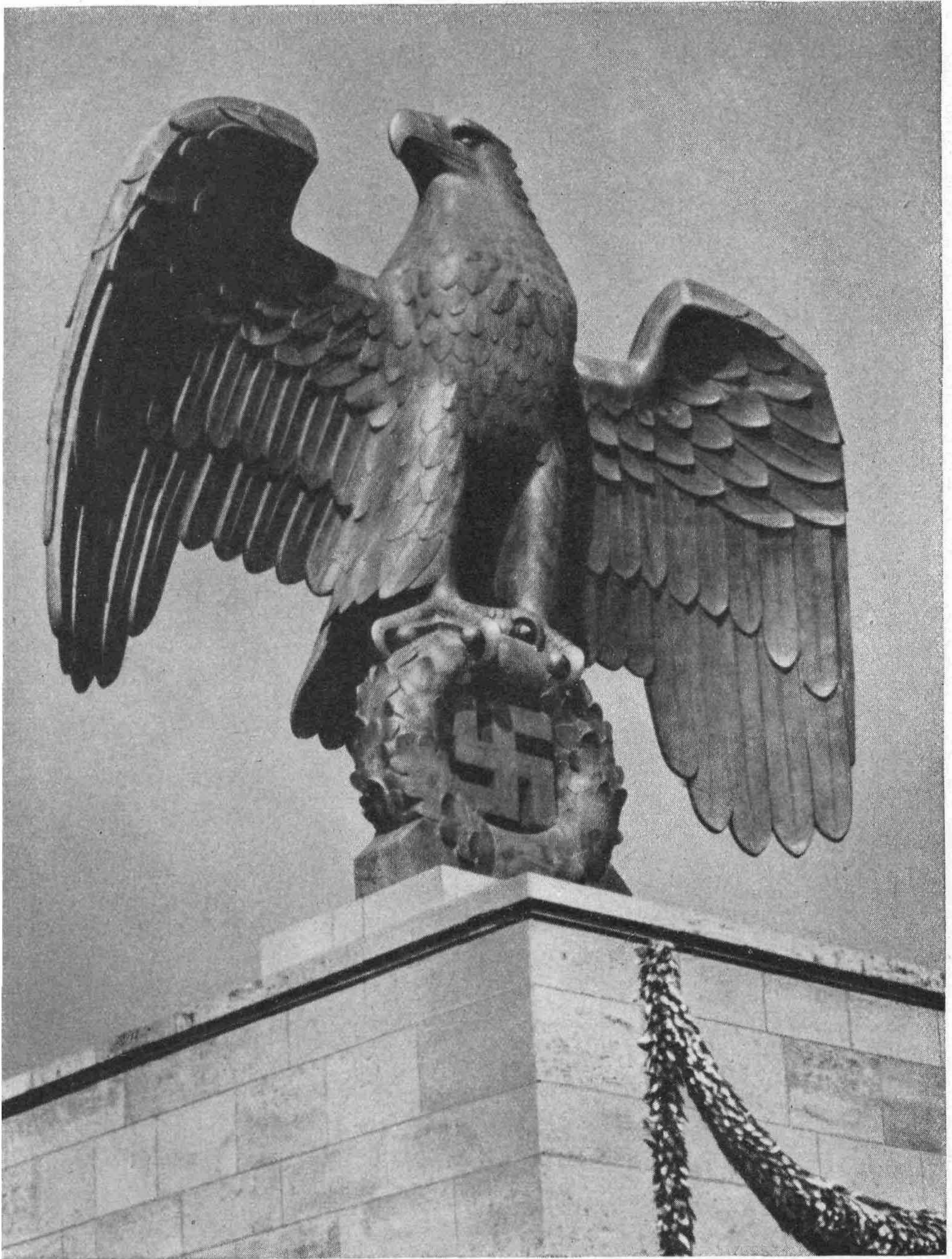
DER FÜHRER AM 8. NOVEMBER 1943:

„Wenn dieser Krieg einst beendet sein wird, dann werden die größten Lorbeeren mehr unserem Glauben und unserer Beharrlichkeit als der einmaligen Tatkraft und damit einzelnen Aktionen zuzuschreiben sein."

„Solange uns diese Kraft des nationalsozialistischen Glaubens bleibt, brauchen wir nicht nur nicht zu verzweifeln, sondern können im Gegenteil mit stolzer Zuversicht in die Zukunft blicken."

„Deutsches Volk, sei völlig beruhigt, was auch kommen mag, wir werden es meistern! Am Ende steht der Sieg!"





Ewig ist das Reich!

INHALTSVERZEICHNIS

Unsere Gegner

Das Judentum

Der Bolschewismus

England

Amerika

Entwicklung und Ziel

Wofür wir kämpfen

Verantwortlicher Herausgeber: Heerespersonalamt. — Elsnerdruck Berlin. — Umschlag: R. Hoppe. — Karten: W. Flauger. — Die Lichtbilder stammen von: Charlotte Rohrbach (1), Ruth Hallensleben (1), E. Lendvai-Dircksen (2), Herbert König (2), SS-Hauptamt, Archiv (4), F. F. Bauer (2), Bavaria-Verlag (1), Jutta Selle (1), Mauritius-Verlag (1), Staatliche Bildstelle (1), Karl Eschenburg (1), Hans Saebens (1), Deutsche Volksgruppe in Rumänien (1), Hanns Spudich (2), Presse-Illustrationen H. Hoffmann (1), Dr. H. Weskamp (1), Photogr. Gesellschaft (1), Jaeger u. Goergen (1), PK (12).